



XVIII. Band

















# Mitteilungen

des

Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

1929

XVIII. Band

Herausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand

Der Band schließt mit Seite 488



Technische Universität Dresden  
Universitätsbibliothek  
Zweigbibliothek:

02

26. OKT. 1933

# Inhalt.

## 1. Volkskunst und Volkskunde.

	Seite		Seite
1. Kulturgeschichtliches aus Christian Lehmanns Sittenchronik. Von Friedrich Sieber . . . . .	9	5. Das Karl Jägersche Bethlehem im alten Bauzner Gewandhause. Von Felix Wilhelm, Bauzen . . . . .	109
2. Altertümliche Bergbaunamen in der Landschaft Dippoldiswalde-Altenberg. Von Dr. Langer, Freiberg . . . . .	13	6. Der Atlas der deutschen Volkskunde. Von Dr. F. Karg, Privatdozent an der Universität Leipzig . . . . .	140
3. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Von Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br. . . . .	23	7. Vom Bauzner Eierschieben. Von Karl Lucas, Meißen . . . . .	166
4. Auf Spuren vergangener Geschlechter. Von Oskar Merker . . . . .	55	8. Volkstrachten. Eine Plauderei von O. Seyffert . . . . .	457

## 2. Schutz der Natur.

1. Naturschutz vom Standpunkt der Sozialhygiene. Von Ministerialrat Prof. Dr. Adolf Thiele, Dresden . . . . .	1	7. Der Stein zu Stolpen (Zur Geschichte eines Naturdenkmals). Von F. Sieber . . . . .	107
2. Ein Bundesgenosse aus der Technik. Von Dr. H. Klose, Berlin . . . . .	34	8. Die Sprauer Drachenhöhle. Von Studienrat A. Uhlemann, Plauen . . . . .	112
3. Gröbkörniger und feinkörniger Granit im Kirchberger Granitgebiet (Vom denkenden Erleben der Landschaft). Von Georg Erzgräber, Kirchberg . . . . .	40	9. Des Bächleins Leben und Tod. Von Walter Sproß, Mittweida . . . . .	127
4. Der Waldbesitz und der Heimatschutz. Von Friedrich Magnus Graf zu Solms-Wildenfels . . . . .	65	10. Bemerkenswerte Naturdenkmäler und Denkmäler im Kamener Bezirk. Von Prof. Dr. Muhle, Kamenz . . . . .	143
5. Baumschutz und moderner „Städtebau“ in Dresden . . . . .	85	11. Die deutsche Jagdausstellung 1929. Von Forstmeister Dogel, Dresden-Weißer Hirsch . . . . .	159
6. Die Verjüngung der Buchenbestände im Mord- und Stechgrund (Weißer Hirsch) eine Notwendigkeit zur dauernden Erhaltung des Waldes. Von Forstmeister Dogel . . . . .	90	12. Zur Krähenvertilgung in Sachsen. Von Rud. Zimmermann, Dresden . . . . .	422
		13. Naturschutz im Sittauer Gebirge. Von Kantor i. R. Bauer, Jonsdorf . . . . .	427
		14. Das Moorgebiet von Neudorf-Klösterle bei Wittichenau. Von Rud. Zimmermann, Dresden . . . . .	436

## 3. Allgemeines.

1. Horei! Von Geh. Forsttrat i. R. Wilhelm Lommaßsch, Dresden . . . . .	22	4. Das Bommerle. Von Max Wenzel . . . . .	52
2. Räubergeschichten! Von Gerhard Plag, Weißer Hirsch . . . . .	28	5. Dresdner Abend. Von Edgar Hahnwald . . . . .	59
3. Besuch der Großeltern aus dem Jenseits. Von Walter Schubert, Klempner, Chemnitz-Borna . . . . .	51	6. Dr. Gustav Stresemann und das deutsche Lied . . . . .	64
		7. Papierkörbe in der Eisenbahn. Von Walthar Kluge, Grimma i. Sa. . . . .	74

19 8 02493 0 018 1 01



	Seite		Seite
8. Natur, Technik und Leben. Sollen wir zentralisieren? Von Oberingenieur Siegfried Hartmann, Berlin . . . . .	156	10. Die Meridiansäule bei Rähnitz. Von E. Regensburger, Dresden . . . . .	420
9. Jagdgeschichtliches aus der Wilsdruffer Gegend. Von Alfred Ranft, Blankenstein . . . . .	180	11. Ministerialdirektor Geheimer Rat Dr. Alfred Schulze † . . . . .	479
		12. Warum lieben wir unser Vaterland? . . . . .	488

#### 4. Bauwesen und Bauberatung.

1. Meissen und seine neue Brücke. Von Paul Goldhardt . . . . .	174	2. Die neue Bergmannsstube im Raupenneft. . . . .	182
--	-----	---	-----

#### 5. Denkmalpflege, Pflege der heimischen Bauweise, Friedhof und Friedhofskunst.

1. Die Aufgaben des Einzelnen in bezug auf Grab und Friedhof der Gegenwart. Von Prof. Dr. Heinrich Goesch . . . . .	77	gelisches, weltadeliges Fräuleinstift. Von Otto Heynitz, Dresden . . . . .	393
2. Die Kunstdenkmäler des Freistaates Sachsen. Von Cornelius Gurlitt . . . . .	92	4. Alte Kirche in Saathain. Von Edgar Hahnwald . . . . .	414
3. Joachimstein. 200 Jahre freies, evangelisches, weltadeliges Fräuleinstift. Von Otto Heynitz, Dresden . . . . .		5. Kirchen-Erneuerungen — Werke von Prof. Paul Rößler. Von Dr. Georg Paech . . . . .	451

#### 6. Heimatgeschichte.

1. Heimat. Paul Schumann † . . . . .	22	5. Dom 1840er Winzerfest in der Lößnitz über Laufbild und Sprechplatte zur Laufbildsprechplatte. Von Karl Lucas, Meissen . . . . .	131
2. Zur Wassermühle in Walddörfchen. Ein Gang im Schnee. Von Gerhard Platz, Weißer Hirsch . . . . .	67	6. Das Salzwasservorkommen von Alten- salz — Gesundbrunnen und Natur- denkmal —. Von Bernhard Stöckel, Eb.-Insp. i. R. . . . .	135
3. Dom Pechsieden (Oberes Vogtland). Von E. Schrage, Raun i. Vogtl. . . . .	75		
4. Geschichtliches aus den Klingenthaler Bergen. Von Curt Sippel, Plauen . . . . .	97		

#### 7. Bücherbesprechungen.

1. Zwischen Saale und Spree. Von Edgar Hahnwald, Dresden . . . . .	94	10. Loschwitz und seine Denkwürdigkeiten. Von Th. Leuschner . . . . .	483
2. Harthaer Heimatbuch . . . . .	95	11. Was ich sah. Von G. v. Studnitz . . . . .	484
3. Führer durch die Sprauer Drachenhöhle bei Plauen i. V. Von Alfred Uhlemann . . . . .	188	12. Was mir die Heimat gab. Von P. Hans Brüssig . . . . .	484
4. Opfersteine und heilige Haine Westsachsens. Von Max Leichsenring . . . . .	189	13. Kempnitz, die feste. Vom Chemnitzer Lehrerverein . . . . .	484
5. Was mein einst war. Von Emil Schuster . . . . .	191	14. Naturschutz-Kalender 1930. Von Prof. W. Schoenichen . . . . .	485
6. Das Buch der Stadt Kamenz. Vom Rat der Stadt Kamenz . . . . .	192	15. Deutscher Volkskunde-Kalender 1930. Von O. Senffert . . . . .	485
7. Vom deutschen Weidwerk. Von Prof. Dr. Koepert, Dresden . . . . .	482	16. Zwischen Chemnitz und Freiberg. Von Max Kästner und Joh. Schiller . . . . .	485
8. Neue Heimatkunde des Dresdner Bezirks . . . . .	482	17. Das Hausbuch sächsischer Dichtung. Eine Festgabe zur Jahrtausendfeier Meissen's. Von Kurt Arnold Findeisen . . . . .	486
9. Landschaft und Seele. Von Ewald Banse . . . . .	483	18. Neue Geschichten für die Jugend. Von Emil Zeißig . . . . .	487
		19. Lob der Lausitz. Von Max Zeibig . . . . .	488



## 8. Sonderheft zur Meißner Tausendjahrfeier.

	Seite		Seite
1. Lob der Stadt Meißen zur Tausendjahrfeier. Max Zeibig . . . . .	193	9. Die kulturelle Bedeutung der Staatl. Porzellan-Manufaktur Meißen. Von Max Adolf Pfeiffer . . . . .	301
2. Zur Vorgeschichte der Stadt Meißen und ihrer Umgebung. Von Dr. G. Bierbaum . . . . .	197	10. Die Kagenhäuser, Kaiser Joseph II. und Joachim Kändler. Ein Bild aus der Rokokozeit. Von Otto Eduard Schmidt . . . . .	315
3. Burgwälle im östlichen Daleminzien. Von Dr. Werner Radig . . . . .	208	11. Dom Meißner Weinbau. Von Dr. Rudolph Zaunick, Dresden . . . . .	325
4. Die Sorbenwenden. Die Gründung der Burg und der Stadt Meißen. Von Otto Eduard Schmidt . . . . .	214	12. Ludwig Richter in Meißen. Szene aus dem „Spiel vom deutschen Herzen“ von Kurt Arnold Findeisen . . . . .	332
5. Der Dom zu Meißen im Wechsel der Jahrhunderte. Von D. Artur Neuberger . . . . .	241	13. Kindheit in Alt-Meißen. Von Martin Schmidt-Breitung . . . . .	344
6. Eine Meißner Schnitzerwerkstatt um 1500. Von Dr. Walter Hentschel . . . . .	259	14. Die Fürsten- und Landeschule St. Afra. Von Oberstudiendirektor Dr. Otto Hartlich . . . . .	361
7. Meißener Frührenaissance. Von Dr. Walter Hentschel . . . . .	274	15. Meißen als Mikrokosmos der sächsischen und der deutschen Geschichte. Von Otto Eduard Schmidt . . . . .	378
8. Kriegsdrangsale und Bürgerleben in Meißen 1618—1815. Von Dr. Paul Markus, Zwickau . . . . .	286		





Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben  
Abgeschlossen am 1. Januar 1929

### Naturschutz vom Standpunkt der Sozialhygiene\*)

Von Ministerialrat Prof. Dr. Adolf Thiele, Dresden

Deutschland ist nach den kürzlich veröffentlichten Ergebnissen der letzten großen Berufszählung vom 15. Juni 1925 immer mehr dabei, aus einem Agrarstaat ein Industriestaat zu werden.

Was heißt das, vom sozialhygienischen Standpunkt aus gesehen?

Immer mehr Menschen strömen Handel und Industrie zu; immer weniger finden ihr Aus- und Einkommen in der Landwirtschaft. Aus dauernd bewegten Freilustarbeitern werden immer mehr sitzende Werkstatt- und Kontorarbeiter.

Fast drei Fünftel aller Deutschen sind mit Leib und Seele der Stadt, dem Haus, der Maschine, dem Schemel verfallen, kaum zwei Fünftel leben noch mit Pflanze und Tier.

Noch verhängnisvoller erscheint folgende Umschichtung: Aus selbständigen, selbstverantwortlichen, selbsthandelnden Menschen sind heute mehr und mehr wirtschaftlich abhängige, dienende, unselbständige, geführte Menschen oft ohne Verantwortung geworden (Selbständige: Abhängige wie 17% : 83%).

Und ein Drittes, das uns die gewaltige, für Deutschlands Sein und Werden so bedeutungsvolle Wandlung im Volkskörper so recht deutlich macht:

\*) Wir veröffentlichen diese ausgezeichnete Abhandlung mit Genehmigung des Verlags der „Medizinischen Welt“, Berlin W 57, Bülowstr. 88.



auf 1000 erwerbstätige Männer kommen heute rund 1300 erwerbstätige Frauen. Etwa ein Drittel der im sogenannten erwerbsfähigen Alter stehenden Mädchen und Frauen steht im Erwerbsleben. Hauswirtschaft, Schwangerschaft, Kinderaufzucht fallen erschreckend häufig mit außerhäuslicher, gewerblicher Lohnarbeit zusammen.

Und wo Mütter leiden, leiden Kinder!

Die Folgen?

Die Geburtenzahl sinkt von Jahr zu Jahr; die durchschnittliche Lebensdauer des weiblichen Geschlechts ist nicht mehr wie sonst wesentlich höher als die der Männer; die Todesfälle an Wochenbettfieber nehmen zu: die gewollte Schwangerschaftsunterbrechung ist zur Abtreibungsseuche geworden.

Die Kinderzahl sinkt, die gewerbliche Kinderarbeit steigt! Die Zahl der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter fällt von Jahr zu Jahr! Die Zahl der alten Leute beiderlei Geschlechts steigt, und, soweit sie nicht bis zum letzten in Arbeit stehen muß und kann, wächst mit ihnen die Zahl der zu Versorgenden, die sozialen Lasten steigen.

Denn nur der voll arbeitende, Güter erzeugende Mensch gilt etwas im Industrie- und Handelsstaat. Die gesunden, rüstigen, kräftigen Menschen tragen allein die Volkswirtschaft.

Wer und wo und wie sind diese Menschen? Schon vor dem Kriege wurde festgestellt, daß nur knapp 40,0% aller Industriearbeiter über 40 Jahr alt waren, nur wenige über 50 Jahre alt.

Der größere Teil war also schon vorher aus der Industriearbeit ausgeschieden! Mit 40 bis 50 Jahren ist durchschnittlich der Industriearbeiter verbraucht!

Und so mußte der Sozialbiologe Alex. Elster, der auch die Nachkriegsverhältnisse einer gewissenhaften Prüfung unterzog, den Satz aufstellen:

„Die heutige Wirtschaftsorganisation ist auf der vollen Kraft des gesunden Menschen der verhältnismäßig kurzen sogenannten ‚besten‘ Jahre aufgebaut mit der Tendenz, die Arbeitskraft frühzeitig zu nützen und frühzeitig wegzuworfen, also eine Art Raubbau zu treiben!“

Und Deutschland ist auf dem Wege zum Industrieland!

Aber es wäre falsch, die Industrialisierung schlechtthin als Menschenverzehrerin zu verzeichnen.

Zwar ist es wahr, daß die Industrie die lärmerefüllten Groß- und Industriestädte geschaffen hat, mit ihren menschenmordenden Mietskasernen und ihren kinderfeindlichen, gepflasterten Straßen. Jeder vierte Deutsche wohnt in einer Großstadt! Aber wo haben wir die höchste Säuglingssterblichkeit und die höchste Tuberkulosesterblichkeit? Für den Laien überraschenderweise nicht mehr in den Industriegegenden, sondern in den reinen Landwirtschaftsgebieten. In Bayern sterben z. B. durchschnittlich mehr Säuglinge wie in Sachsen! Der Industriestaat Sachsen mit der dreifachen Menge von Einwohnern auf dem Quadratkilometer wie im Durchschnitt im Reich mit seiner Wohnungsnot und seinen Ernährungsschwierigkeiten hat von allen Ländern Deutschlands die ge-



ringste Schwindsuchtssterblichkeit; ja, es steht damit in ganz Europa nur hinter England und Dänemark zurück — trotz seiner rauchenden Essen, trotz seiner surrenden Räder.

Wir haben nur eine Erklärung für diese auffallende Tatsache! Auch biologisch ungünstige Verhältnisse können durch Volksbildung, Belehrung, Aufklärung, gegenseitig verständige Hilfsbereitschaft aufgewogen werden. Das heißt: Einsicht und seelische Klarheit, der Geist triumphiert über Anhäufung von Menschenmassen, über Abfall und Schmutz, über Ansteckungserreger und Krankheitsursachen.

Also ist Industrialisierung, Verstädtlichung, Landflucht nicht schlechthin als gesundheitlich verderblich zu bezeichnen.

Und dennoch!

Ist es gesund, wenn wir hören, daß jede Großstadt sich nur noch durch Zuzug vom Lande erhält?

Ist es gesund, wenn wir in Deutschland auf 10 000 Lebende rund 11 Blinde, rund 13 Taubstumme, rund 64 geistig und rund 137 körperlich gebrechliche Menschen zählen?

Ist es gesund, wenn in den letzten Jahren die Zahl der wegen Geisteskrankheit in den Anstalten aufgenommenen Menschen sich fast verdoppelt hat?

Ist es gesund, wenn wir die im Sturm und Drang der Zeit zunehmende Zahl der nervösen Menschen beobachten, wenn wir sehen müssen, wie offenbar psychopathische, also auf der Grenze zwischen seelischer Gesundheit und Krankheit stehende, gemütsveränderte Menschen nicht selten auf manchen Gebieten geradezu tonangebend werden, wenn wir erleben, daß nichts so widersinnig, nichts so absonderlich, nichts so — dumm ist, daß es nicht überzeugte, ja begeisterte Anhänger fände?

Es ist wahr: Der Krieg, diese entsetzliche Zeit, deren höchste Produktivität nach Lujo Brentano im Wertevernichten bestand, hat unsere Nachkommen dezimiert, hat uns das Mark aus den Knochen gesogen, hat uns zu krassen Materialisten gemacht und unsere Seelen verarmen lassen — aber die Anfänge dazu lagen schon vorher im deutschen Volke! Und wenn Willy Hellpach kürzlich wieder mit dem an ihm gewohnten Nachdruck und Ernst — Arzt und Forscher zugleich! — auf die „Arbeitsbesessenheit“ der Deutschen hingewiesen hat, wenn Deutsche nicht um der Leistung willen, sondern lediglich um der Arbeit willen in Arbeit sich verzehren, wie eine brennende Kerze, die immerhin leuchtet — so ist das schon vor dem Kriege bei uns Sitte oder Unsitte gewesen. Und nun hat sich dieser Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch dank Fernsprecher, Kraftwagen, Rundfunk und Flugzeug noch verzehnfacht. Der Rhythmus des natürlichen Geschehens ist anscheinend unabänderlich zerbrochen!

Die Krankheit unserer Zeit ist fast nicht mehr die Schwindsucht, nicht einmal der Krebs, die Krankheit unserer Zeit ist die Unrast, die unser Leben vergiftet, die uns nicht zu Herren, sondern zu Sklaven unserer Zeit macht! Und aus der Tiefe der Jahrtausende drängt sich das ehrwürdige Wort in unsere



Tage: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele!“

Im Sturm und Drang der alles beherrschenden Technik, in der sich drängenden Fülle der naturwissenschaftlichen Entdeckungen, haben wir, hat unser Volk die Seele verloren! Wir haben keine Zeit mehr zu einem das Leben wirklich erlebenden Innenleben. Oswald Spengler sagt einmal etwa so: In den Weltstädten gibt es ja nur noch psychologische Prozesse!

So rollt sich das Erden-dasein der Mehrzahl der Bevölkerung, erst recht das der entwurzelten Proletarier ab: eintönig, hoffnungslos, aussichtslos, besinnungslos. Und nur künstliche Rausch- und Reizmittel bringen Betäubung und Antrieb, Narkose und Peitsche zugleich, den Ring des Unheils erst recht vollendend.

Das ist keine Gesundheit mehr, das ist Krankheit! Wo ist der rechte Arzt für solche Krankheit? Ein Menschenarzt, ein Meisterarzt, ein Seelenarzt muß es sein! Auch die medizinische Wissenschaft, von einer wichtigen Entdeckung zur andern schreitend, schien über der Erfassung und Behandlung der einzelnen Körperorgane — das Spezialistentum entstand! — den ganzen Menschen, die Seele des ganzen Menschen vergessen zu haben: die warnenden Stimmen einzelner nachdenklicher Ärzte zu Beginn dieser Entwicklung — ich erinnere an Hufeland, Bock, Schreber, den jungen Virchow! — drangen nicht durch, da anscheinend das Volk ihre Sprache nicht verstand. Wo ist nun der rechte, ja der einzige Arzt für eine zerschlagene Seele?

Die Geschichte lehrt uns immer wieder, daß in Zeiten der Gärung, der Zerfaserung, der Entseelung ein Weg immer gefunden wurde, zunächst von einzelnen erleuchteten und berufenen Geistern, wie Künstlern, von Dichtern, von Philosophen, von Ärzten: der Weg zur Natur!

„Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen . . .“

Wer kennt ihn nicht, den herrlichen Dithyrambus auf die Natur des jungen Goethe?

„Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. Ihre Krone ist die Liebe, durch sie kommt man ihr nah . . .“

Goethe, der Dichter, Goethe, der Naturforscher! Kein Wunder, wenn in der Zeit des Irrewordens an der Wissenschaft, den verkünstelten, ungesunden Verhältnissen der Industriestadtwirklichkeit ein Leben auf sogenannte natürliche Weise, ein Kampf um die Gesundheit mit sogenannten Naturheilmitteln entgegengestellt wurde. Auch wir Ärzte, trotzdem man uns als „Schulmediziner“ verschreit, werden jenen ersten Pionieren einer naturgemäßen Lebensweise Dank und Anerkennung aussprechen, wenn auch dann der gehässige Unterton eines überheblichen Dilettantismus findiger Geschäftemacher den von vornherein selbstverständlichen Zusammenhang mit der Wissenschaft empfindlich getrübt hat. —

Was ist das Reisen in die Bäder und Sommerfrischen, auf das Land, in die Berge und an die See anderes als eine Flucht der Stadtmenschen vor sich



selber in der Natur, sich aller Dinge ledig zu wissen, „seiner selbst ledig zu sein?“ Daß diese Flucht, dieses Streben heute in der Zeit des Urlaubs, der Ferien, der Freizeit oft geradezu groteske Formen annimmt, daß gewollt und ungewollt die städtische Unrast in die Natur hineingetragen wird, beweist nichts gegen das Streben selbst. — Wichtiger noch erscheinen mir die wiederholten Versuche, die Jugenderziehung und -schulung möglichst auf das Land zu verlegen, Versuche, die leider nur für einen kleinen Kreis begüterter Eltern geglückt sind, deren soziale Auswirkungen aber eine brennende Frage der Zeit ist. Ich denke an den unvergessenen Dr. Ließ und seine Land-Erziehungsheime, ich weise auf die wirtschaftlichen Frauenschulen auf dem Lande (Reifenstein) hin, ich erinnere an das Streben der Volkshochschulen, in ländlicher Umgebung festen Fuß zu fassen, an die Schullandheime usw.

Ich freue mich besonders der Jugendwander- und Jugendherbergsbewegung, die von Erfolg zu Erfolg schreitet, und denke mit Dankbarkeit an die durch Kriegs- und Hungersnot geborene Bewegung „Stadtkinder aufs Land“ und ihrer bescheidenen Vorgängerin, der Ferienkolonie.

Denn wen packte dieses unnatürliche, seelenlose Leben am härtesten an? Wer drohte auf seiner „Wanderschaft zwischen zwei Welten“ am ehesten zerrieben zu werden? Der werdende, der heranreisende, der wachsende!

Um die Jahrhundertwende, mitten im Prunk und Glanz eines Scheinglückes, suchte und fand die deutsche Jugend sich selbst und wurde bewegt: hinauswandern in die Natur als ein Liebhaben, ein Lernenwollen, ein Befreien, ein sich Hingeben; das war ihre Sehnsucht. Jung sein, jung bleiben, aus eigener Bestimmung in eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben führen wollen! Das war der Ruf vom Hohen Meißner im schönen Hessenlande!

Und aus den Städten, den Fabriken, den Kontoren, den Hörsälen, den Schulsälen bei Regen wie Sonnenschein drang es hinaus auf fröhliche Fahrt und entdeckte Deutschland. Und einer jener im Krieg früh Verstorbenen sang aus übervollem Herzen:

Ich bin so froh — — —

Ich weiß:

Ich bin ein Teil der großen Welt,

Ich bin bestimmt, zu leben,

Ein Fäserchen ins Tuch zu weben,

Das alles Sein zusammenhält,

Und kann auch nie verloren gehen,

Wenn mich die Winde weit wegwehn,

Die Welt hört nirgends auf.

Es muß sich ja ein Plätzchen finden,

Wo Ruhe ist nach langem Lauf.

Es muß sich finden — —

Jrgendwo

— — — Des bin ich froh!

(Hellmuth Noack.)



Wievielen Menschen wäre auch gesundheitlich geholfen, hätten sie dieses Frohsein in der Natur!

Dieses Hineinleben in die bewegte Ruhe der Natur, dieses Ineinleben mit Pflanze und Tier, mit Luft und Licht, mit Wolken und Sternen, das erscheint mir als eins der besten Heilmittel, die unsere Stadt braucht.

„So mußt du allen Dingen  
Bruder und Schwester sein,  
Daß sie dich ganz durchdringen,  
Daß du nicht scheidest mein und dein.  
Kein Stern, kein Laub soll fallen,  
Du mußt mit ihm vergehn!  
So wirst du auch mit allen  
Allstündlich auferstehn.“

So singt Hermann Hesse, der wahre Dichter unserer Zeit, dessen 50. Geburtstag wir kürzlich feiern durften. Seine Werke sind wahre Medikamente für die Ruhe- und Rastlosen unserer Zeit! Dort wird diese wunderbare Medizin am sichersten wirken, wo wirklich noch ursprüngliche, unverfälschte, unberührte und ungeschändete Natur sich uns darbietet.

Und da tritt die ausschlaggebende Bedeutung der Naturschutzbewegung auf den Plan! Nicht Kuriositätenkabinett im Freien, wie man gesagt hat, sondern als Naturdenkmalpflege und Naturschutzgebietbewahrerin, als Erhalterin von Landschaft und Umwelt.

Willy Hellpach ist in unseren Tagen als erster den geophysischen Erscheinungen, also Wetter, Klima und Landschaft, in ihrem Einfluß auf das Seelenleben der Menschen wissenschaftlich nachgegangen. Er hat eine Fülle von Tatsachen und Beobachtungen beigebracht, aus denen die kosmische Abhängigkeit des Seelenlebens deutlich hervorgeht. Er schildert u. a. die Erholungswerte der Landschaft, wobei er z. B. den Wald in seiner richtigen Verteilung über die Landschaft den größten und unerseßlichsten aller landschaftlichen Erholungswerte schlechthin bezeichnet. Hellpach weist weiter auf die Landschaft vor den Toren, als die leicht für jedermann zu erreichende in ihrer erholenden, also gesundheitlichen Bedeutung ebenso wie auf die Wirkung einer ungewohnten besonderen Landschaft auf den mit städtischen Erlebnissen übersättigten Menschen hin.

Mit treffenden Worten spricht er von den seelischen Wirkungen auch der Kulturlandschaft, in der nach ihm teils der ästhetische Einschlag, teils zumal für den Durchschnittsmenschen der sozialpsychologische Einschlag die Hauptrolle spielt. Er unterscheidet also mit Recht eine Ländlichkeitssehnsucht von der Landschaftsehnsucht.

Ich meine, angesichts der tatsächlichen gesundheitlichen Verhältnisse unserer Tage gilt es, beide Sehnsüchte nicht nur in der Kulturlandschaft zueinander in Beziehung zu setzen, miteinander zu verknüpfen. Denn nur dann scheint mir ein richtiges Heilmittel für die Menschen unserer Tage gefunden zu sein.



Also Flucht aus der Kultur in die Natur! Nicht lediglich der Luft, des Lichtes, des Wassers, der Ruhe im Wechsel der Jahres- und Tageszeiten wegen — also „Ländlichkeit“, etwa Goethes Worten entsprechend:

„Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören“, — sondern dazu das Erlebnis der Natur, der Landschaft, wie sie ein anderer Großer, Gottfried Keller, schildert:

„Die Welt ist innerlich ruhig und still.  
Und so muß auch der sein, der sie betrachten will!“

Das ist das hohe Ziel, dem wir auch mit den Mitteln der Naturschutzbewegung zustreben.

Oder wie wiederum Goethe einmal in einem sommerlichen Briefe schreibt: „Da wards in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum!“

Wenn es gelingt, unserem Volke diese Ehrfurcht vor der Natur, diese Einfühlung in das natürliche Werden und Vergehen wieder — ich kann es nicht anders sagen! — anzuerziehen, dann werden wir besser werden und damit wird es besser sein! Anzuerziehen! sagte ich, das heißt: fangt bei der Jugend an! — Wie eine entscheidende Veränderung von Klima, Boden, Wasserverhältnissen, eine ebenso entscheidende Veränderung der Pflanzenwelt, und wie der Wandel deren Lebensbedingungen eine ebensolche entsprechende der Tierwelt nach sich zieht, genau so besteht eine Abhängigkeit des Menschen von seiner Umgebung, seiner Umwelt, seinem „Milieu“.

Armin St. Koller hat 1918 in einer amerikanischen Dissertation über „the Theorie of environment“ einen schönen geschichtlichen Überblick gegeben über die Wirkung des sogenannten Milieus. — Wir werden an Diderot, Comte, Taine, Balzac erinnert! — der „Umwelt“ — unsere großen Herder, Alexander v. Humboldt, W. H. Riehl werden genannt! —

Die Meister der Anthropogeographie Friedrich Raßel, Karl Ritter, von Richthofen erfahren die gleiche gerechte Würdigung wie z. B. der Franzose Bodin, der schon 1576 auf die engen kausalen Beziehungen zwischen Volkscharakter und Volksgesundheit und Klima und Boden der Heimat hinweist.

Und es scheint kein Zufall zu sein, daß am Anfang der stattlichen Reihe der Erforscher der Umweltseinflüsse, die der Arzt Hellpach vorläufig schließt, Hippokrates von Kos steht, in dem wir Ärzte den Stammvater der medizinischen Wissenschaft verehren.

Freilich wollen wir uns hüten vor einer lediglich romantischen oder sentimentalischen Einstellung zur ursprünglichen Natur. Diese Einstellung wird im Unterton mitzuschwingen haben.

Aber Hygiene von Leib und Seele ist ja nicht nur ein sich Hingeben, ein Ruhigwerden, ein Abwarten! Hygiene läßt nicht nur geschehen, sondern ihre Stärke liegt im Tun! —

Gesundheit ist Bewegung! Und das ist ja das Wunderbare an der Natur, sie muß ergriffen, erarbeitet, sie muß erwandert werden. Ich brauche nicht die



bekanntem physiologischen Vorteile des Wanderns aufzuzählen, ich brauche nicht die Bedeutung der Leibesübungen, deren schönste ja das Wandern ist, zu schildern. Aber die große Bewertung der Leibesübung in freier Natur für die Erkenntnis der Schönheit und Gesundheit des menschlichen Körpers darf nicht unausgesprochen bleiben. Ebenso wenig das Erarbeiten der Natur; in der Pflanzen-, in der Tierpflege, etwa im Kleingarten, in der Siedlung, im Schulgarten. Je mehr sich der Mensch als Naturgeschöpf mit der Natur als seiner Mutter verbunden fühlt, um so wohler wird ihm sein, um so freier wird er jedem Naturgeschehen, aber auch dem verhängnisvollen Walten der Zivilisation gegenüberstehen.

Es dürfte kein Zufall sein, daß gerade im am meisten industrialisierten Lande Deutschlands, in meiner engeren Heimat Sachsen die Naturschutzbewegung, die Heimatschutzbewegung besonders stark Wurzel gefaßt und sehr beachtliche Erfolge erzielt hat, daß man, wie wenigstens behauptet wird, als besonders eifrige Naturfreunde und Wanderer unterwegs überall Sachsen antrifft, daß die Kleingartenbewegung, die sich an den Namen eines sächsischen Arztes Dr. Schreiber, knüpft, daß die sogenannte Naturheilmethode in Sachsen ihre Hauptquellen hatte, daß Deutschlands besuchteste Jugendburg mit 48 000 Übernachtungsbesuchen und 37 000 Beschauern im ersten Jahre ihrer Einrichtung die sächsische Burg Hohnstein im Elbsandsteingebirge ist.

So folgt dem Druck der Gegendruck, *Si naturam furca expellas, tamen usque recurrit*. Welche Kämpfe und Kräfte wird sich — ich denke an die sexuelle Frage — unsere Jugend ersparen, wenn sie daran gewöhnt ist, Natürliches nicht als etwas Fremdes als etwas Absonderliches anzusehen und zu erleben!

Selbstverständlich dürfen wir nicht so verblendet sein, in unserer Bewegung das Allheilmittel für alle Not der Zeit erblicken zu wollen. Die soziale Frage ist ja noch immer oder erst recht im neuen Deutschland die wichtigste aller Fragen.

Darum seien zum Schluß noch folgende kurze Gedankengänge vom Standpunkt des Sozialhygienikers aus mitgeteilt:

Menschen, die in die Ehrfurcht vor der Natur, so wie wir es flüchtig schildern durften, hineingewachsen sind, die in engster Lebensgemeinschaft mit ihr, — und wäre es auch nur auf Tage und Wochen — leben dürfen, sehen, abgesehen von dem positiven Nutzen für ihre Leiblichkeit und ihren Seelenzustand — denken wir an die in ihr selbstverständliche Genügsamkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, Zwanglosigkeit! — das Menschlich-Allzumenschliche an ihren Zeit- und Volksgenossen überall. Sie sehen aber überall auch das gleiche Sehnen, das gleiche Verlangen, die gleiche Not. Sie lernen die Menschen als ihresgleichen verstehen, sie lernen die Menschen als Schwestern und Brüder gleichen Ursprungs, gleichen Werdens, gleichen Vergehens, gleicher Vorzüge und gleicher Fehler erkennen, anerkennen.

Und der Naturschutz, den sie als Vorbedingung ihres eigenen Lebens erkannt haben, wird sich in ihrer Seele vom Landschaftsschutz, vom Pflanzen-



und Tierschutz zum Schutz des trotz alledem erhabensten Naturgewordenen erheben, zum Menschenschutz!

Die Achtung vor der Natur und die Liebe zu ihr wird zur Achtung vor dem Menschen und zur Liebe zum Menschen werden. Achtung und Liebe, die im Mitmenschen nicht einen feindlichen Konkurrenten an der Futterkrippe, nicht ein gedankenloses Rad in der Maschine sehen. Nein, Achtung und Liebe erblicken dann in jedem Menschen die menschgewordene Natur und werten jeden Menschen als einen Teil des Ganzen, des Göttlichen, aus dem wir alle stammen, aber als einen Menschen wie dich und mich, von dessen Gesundheit und Wohlergehen auch unsere Gesundheit und unser Wohlergehen abhängt.

### **Kulturgegeschichtliches aus Christian Lehmanns Sittenchronik**

Nach der Handschrift zusammengestellt von Friedrich Sieber

Die Sittenchronik des Scheibener Pfarrers Christian Lehmann (gestorben 1688) bildet eine reiche Fundgrube kulturgegeschichtlicher Einzelheiten, die das sächsische und böhmische Erzgebirge des siebzehnten Jahrhunderts betreffen. Der fleißige Geschichtsschreiber hat darin alles zusammengetragen, was er irgendwie hörte und las und was sich seinen andern umfangreichen Werken schwer einfügte. Allerdings wiederholt er darin auch mancherlei, was bereits in andern seiner Schriften enthalten ist, etwa in seiner Kriegschronik (1911 in gekürzter Form von Böhloff neu herausgegeben), im „Historischen Schauplatz“, in den Collectanea autographa (Handschrift Hist. 119 der Ponickauschen Bibl. der Univ.-Bibl. Halle), in der Bergchronik. Leider ist die Bergchronik, die 1912 wieder aufgefunden wurde und die seitdem der Craz und Gerlach'schen Verlagsbuchhandlung (Johannes Stettner) in Freiberg gehörte, im Jahre 1925 nach der Tschecho-Slowakei verkauft worden. Allerdings versicherte mir der Verlagsleiter, daß sie sich in deutschen Hände befinde. Sollten die veränderten Verhältnisse nicht einen Rückkauf ermöglichen?

Der Stoff, den Christian Lehmann in seiner Sittenchronik behandelt, ist mannigfachster Art. Es ist fast so, als würden wir in jahrelanger Arbeit alles das sammeln, was im örtlichen Teil und unter dem Titel „Aus der Nachbarschaft“ in unsrer heimatlichen Zeitung enthalten ist. Und wenn wir das alles zusammenstellten und zu gliedern versuchten, würden wir etwas Ähnliches besitzen, was die Sittenchronik für das Erzgebirge des siebzehnten Jahrhunderts darstellt.

Die Gliederung, die Christian Lehmann dem Stoffe gibt, beruht durchaus auf heimatlischer Grundlage: er verwendet für einen großen Teil des Buches die Bilder der Emporkirche der St.-Anna-Kirche zu Annaberg als Einteilungspunkte. Als Beispiel mögen die Überschriften dienen, unter denen er alles erzählt, was die Weibsbilder betrifft. Die Überschriften sind knapp und oft witzig.

Im ersten Feld steht ein Jungfräulein von zehn Jahren mit einer Wachtel. Die ist laut und geläufig wie die Mägdlein.

Das zweite Feld malet ein Weibsbild von zwanzig Jahren. Tauben sind schön, ihre Farbe spiegelt sich am Hals und an den Flügeln.

Im dritten Feld steht ein Weibsbild von dreißig Jahren und neben ihr eine Agelster (Elster). Elstern sind merksam, gelehrig und lernen wohl schwagen.

Das vierte Feld malet ab eine Matrone von vierzig Jahren und hat bei sich einen Pfau, ein Bild der Hoffart an Weibsbildern. Elstern und Pfauen sind ein Bild der Torheit, haben kleine Köpfe und lange Schwänze, wie teils Weibsbilder wenig Witz und lange Kleider haben.

Das fünfte Feld malet ab eine Matrone von fünfzig Jahren mit einer Henne, ob curam familiae und liberorum (wegen der Sorge um die Familie und um die Kinder).



Hühner sind fruchtbar und bringen viel Hühnlein mit. Die Obererzgebirgischen Weiber auch. Im sechsten Feld steht eingehauen eine sechzigjährige Matrone mit einer Gans. Gänse bleiben gern um ihre Höfe und suchen ihre Nahrung im Wasser und auf dem Lande. Häusliche Weiber auch.

Im siebenten Feld steht eine Matrone von siebzig Jahren und hat bei sich einen Geier.

Im achten Feld steht eine achtzigjährige Matrone mit einer Nachteule, die ist unrein im Geseß und den Juden verboten zu essen. Sehr alte Weiber taugen nicht im Ehestand zu Tisch und Bett.

Im neunten Feld steht eine verlebte Matrone mit einer Fledermaus, die deutet auf ihren Abscheu, sind halb Vogel und halb Maus, drum zu nichts zu gebrauchen. Alte Weiber machen auch wenig Freude.

Im zehnten Feld steht nichts, da ist vitae terminus (Lebensende). Jedoch haben ihrer etliche das hundertste Jahr überlebt. —

Als weitere Überschriften, unter denen einschlägige Geschichten vereinigt sind, tauchen die Tugenden auf (Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Geduld, Hoffnung, Tapferkeit, Liebe, Treue), und die einzelnen Teile des Scheibenberger Bergaltars, der 1579 unter Elias Werner gemalt wurde. (Christus, St. Thomas, St. Petrus, St. Andreas, St. Bartholomeus usw.). Einige Proben, die kulturgeschichtlich lehrreich sind, mögen uns veranschaulichen, in welcher Art die Sittenchronik erzählt. Bei aller Anlehnung an die Vorlage wurden Änderungen der Rechtschreibung oder gelegentliche Kürzungen vorgenommen.

### 1. Zur Sittenkunde im Allgemeinen.

**Tracht:** Anno 1625 lebte ein ehrbarer und vermögender Bürger in der Schlotta (Schlettau) mit Namen Michel Heß. Dem war die damalige närrische Tracht der jungen Gesellen, die pauschigte Hosen über den Knien und Rosen unter die Knie gebunden trugen, und die der Jungfern, die weite Röcke mit großen Wülsten trugen, darauf sie ihre Arme legen konnten, ein Greuel im Auge. Ließ derowegen mit Gunst der Geistlichkeit eine Tafel bereiten, und auf der einen Seite ein paar solcher Leute wie zum Tanze, auf der anderen Seite zwei Totenbilder malen, darunter schreiben: Das, was ihr seid, das waren wir, das was wir ißt sein, das werdet ihr. Und solche an ein Örtlein oben an der Kirchendecke in der Mitte anhängen. Die Schwebete fort auf beiden Seiten, wies bald das Leben, bald den Tod, bald die stolze Tracht, bald die Todesmacht. Doch ist die Tafel beim jüngsten Brande Anno 1659 auch mit zu Asche geworden.

Anno 1613 wohnte zu Elterlein ein Schlosser, Pancratius Cottmann. Der war bei seiner Armut stolz und hielt seine Töchter gar zierlich in der Kleidung, daß er deswegen von andern Bürgern gemieden oder vielmehr verachtet wurde. Nun kam zu Hans Halger, einem Schneider daselbst, ein junger Bürger, der gerne mit Tauben handelte, und als er Nachfrage hielt, wo Tauben zu verkaufen oder zu vertauschen wären, wies ihn der Schneider zu dem stolzen Schlosser, der so viel auf seine Kinder hielt. Der Taubenkrämer geht hin und fragt, ob er Tauben zu verschachern hätte. Der Schlosser merkt, daß es ein angestiftet Ding ist, heißet ihn niedersitzen und ein wenig warten. Da läßt er drei seiner Töchter in die Stube treten und spricht: „Das sind meine Tauben, da lesset aus!“ Und damit nimmt er auch den Stecken und treibt den Taubenkrämer zum Hause hinaus.

**Arbeit:** Wie klug und scharfsinnig die Weibsbilder in diesem Gebirge sind, beweist ihre Kunst im Klöppeln und der Augenschein, indem sie nicht allein aller Muster Aussehen nachmachen und künstlich wirken, heften und drehen, sondern auch selbst schöne Modelle und Muster aussinnen, mit Gold und Silber klöppeln, sticken und nähen, daß sich menschlicher Wiß muß darüber verwundern.

Als der Dr. Karlstadt zu Wittenberg anging, die Bilder zu stürmen und predigte, es müsse jedermann arbeiten und sein Brot selbst verdienen im Schweiß seines Angesichts, hat er damit verursacht, daß viele Mönche und Studenten nach Joachimsthal und nach anderen Zechen gelaufen sind, am Haspel und Hunt gezogen haben und die Bergarbeit fördern halfen.



Anno 1669 hat noch gelebt Michel Kneipper, ein Bürger zu Buchholz, eines Komödianten oder Puppenspielers Sohn, hat eine zeitlang im Kriege gedient, und weil nach erlangtem Frieden sein Kinderwerk nicht tragen wollte, legte er sich 1664 auf die Kräutelei, kocht Tränke, besieht das Wasser und gibt sich aus für einen glückseligen Arzt. Darüber kommt er in Beruf (in Ruf) und zu solchen Mitteln, daß er sich ein neu Haus bauet, viele hundert Gulden sammelt und durch anderer Leute Krankheit gar gesund wird.

**Begräbnis:** Anno 1663 freite ein junger Fleischer, Johann Nobis in Wiesenthal, des Pfarrers M. Petri Adami Diehens Tochter. Er starb aber vor dem Verlöbniß und wurde den 2. Juli am Feste Maria Heimsuchung gar zierlich zu Grabe getragen, im Sarge aufgedeckt, in einem perlenen Kranz, von acht Junggesellen getragen, die alle grüne Kränzlein aufhatten, mit weißen Flämmchen verziert, nach ihrem Brauch.

Wie tief das bergmännische Wesen damals das Denken der Erzgebirgler durchdrang, zeigt ein Sterbegespräch zwischen Vater und Sohn, das 1663 zu Ehrenfriedersdorf gedichtet wurde. Es lautet so:

„Herzlieber Vater mein, ins Finstre fahrt ihr ein,  
Da Zwitter ist noch Erz, da Wurm und Schlangen sein.“

„Einfahren tut der Leib, die Seel fährt auf daraus,  
Auch selbst der Leib ausfährt, wenn Christ ihn pochet aus.

Christus, der ist mein Fahrt, das Grubenlicht sein Wort,  
Der Himmel ist's Gebirg, Freud ist die Ausbeut dort.

Von Gold die Bergstadt ist, da golden ist die Zeit,  
Des Himmels Gang wohl hüt', da lauter Fröhlichkeit.

Ich sag, mein Sohn, fürcht' Gott, an ihm der Treu sei voll,  
Ein' Kuz du haben sollst. Nun Sohn, gehab dich wohl.“

**Verschiedenes:** Anno 1627 starb im Gefängnis Martin Greth, ein Schmied von Crotten-dorf, der sich beim Kurfürsten Johann Georg dem Ersten bestellen ließ zu einem Auspäher und Derräter der Wildschützen auf den böhmischen Wäldern, zog heimlich an den Grenzen herum und bekam für jeden, den er einbrachte, hundert Gulden, die er rücklings nehmen mußte, weil es Blutgeld war.

Anno 16 . . stand zu Gevatter in einem Dorfe nahe Rückerwalde bei Annaberg die Richterin bei einem Soldatenweib. Weil sie am Altar in der Kirche sah, daß die Jungfrau Maria nackend ihr Jesulein auf dem Arme hielt, wurde sie gegen dasselbe mit Andacht bewegt, daß, sobald sie das christliche Werk vollzogen hatte, sie dem Jesulein ein Häublein und Hemdlein machte und es damit anzog, damit sich's nicht so schämen dürfe. (Bei dieser Geschichte, die die fromme Gläubigkeit der Gebirgler zeigt, denken wir wohl an das Bornkinn'l zu Zwönitz, das auch von Zeit zu Zeit neu gekleidet werden muß.)

## 2. Zum Aberglauben.

Anno 1583 den 5. Juli wurde Katherina, Christoff Prels Wittib in der Lößnitz, verbrannt, weil sie in der peinlichen Frage bekannte, daß sie den Drachen gezogen und mit dem Teufel gebuhlt habe. Man führte sie auf den Kamm (?) zum Scheiterhaufen.

Anno 1598 zum Scheibenberg konnte eine Unhöldin nicht ersehen, wie zwei Eheleute so sehr in Frieden lebten. Sie streute Zaubersamen zwischen sie, und sie wurden sich gram.

Anno 1640 hatte ein Schmiedegeselle, Clemens Abendroth, seinem Wirte ein Fäßchen Butter entwendet. Der Tat wegen kam ein anderer Hausgenosse in Verdacht, der Maurer Georg Feiereisen. Der nimmt drei Deckel, läuft damit nach Böhmen zum Sacher Deit, einem argen Zauberer, läßt sich den Dieb im Kristall zeigen. Dann handelt er mit ihm, wofern er den Dieb abstrafen würde, so wolle er ihm dafür so und so lange mauern. Sein Mitmeister wehret ab, Gott möchte ihn dafür strafen, aber er läßt sich nicht warnen. Und



Abendroth bekommt Reizen in allen Gliedern, wird krumm und lahm, untüchtig zur Arbeit und bettelarm. Treibet's vier Jahre, und nach unsäglichen Schmerzen stirbt er endlich 1644. Aber als er tot ist, fängt auch Feiereisen an zu kranken und findet ein ganz unglückliches Ende.

Anno 1669 hat zum Scheibenberg gelebt ein frommes Weib, Michel Flemichs, war aber gar blaß, bleich und gilbig (gelb), denn ihre Mutter hatte sich mit ihr an einer Leiche versehen.

Anno 1613 hatte Hans Schürer zu Trottendorf seine Tochter von acht Jahren im Walde verloren und binnen dreizehn Tagen nicht finden können, bis sie eine Köhlerin von Neudorf im Walde angetroffen und heimgeführt. Auf die Frage, was sie denn gegessen und getrunken habe, hat sie geantwortet, es hätte ihr ein Männlein täglich eine Semmel und Trinken gebracht. Diese Tochter ist etliche Jahre darauf gestorben.

Anno 1655, den 12. März, hatte Paul Schmidt, ein Gerber zu Elterlein, auf einem Schiebeböcke eine Fuhre Leder geholt zu Schwarzenberg mit seinem Sohne. Hatte seinen Sohn vorgespannt. Er verspätet sich und kommt des Nachts auf die Heide nicht weit von der Oswaldkirche auf den Weg, der nach Elterlein zu gehet. Da begegnet ihm ein Trupp weißer Pferde, die mit weißen Bürden beladen sind, und er meint nicht anders, als mehrere Leute aus der Nachbarschaft wären es, die etwa wegen eines Kriegstumultes ausrissen. Drum tritt er auf den Weg und ruft ihnen zu: „Ihr Leute, wo aus, was ist vorhanden?“ Doch sie antworten nicht, reiten immer fort. Der Vater und Sohn verkriechen sich, und bald kommt wieder ein Trupp, an welchem man weder Köpfe noch sonst etwas Natürliches hat sehen können, gleich als wären es Weibspersonen. Und nachdem sie vorüber, fahren Vater und Sohn fort in Furcht und Angstschweiß.

Anno 1670 den 30. September hatte Christoph Krause, Bürger zu Jöhstadt, seinen dreizehnjährigen Sohn Theodorus in Derrichtung nach Arnsheld geschickt. Als der Junge wieder zurück nach Grumbach zu kommt, begegnet ihm sein Pate, ein Hammerherr, der zwei Jahre zuvor gestorben war, erst in der Gestalt, wie er ihn im Sarge angezogen gesehen hatte. Der Pate sieht ihn an und spricht: „Siehe Pate, bist du's, stehet mein Hammer noch, ist er nicht weggebrannt?“ Der Knabe erschrickt, schüttelt den Kopf, eilet desto mehr auf dem Wege. Das Spectrum (Gespenst) ist bald vor und bald hinter ihm und brummelt was, das er nicht verstehen kann, und dreimal verändert das Gespenst seine Kleidung. Wie der Knabe über Grumbach kommt, fängt es wieder an zu reden: „Ach, wie müde bin ich, wenn mich doch jemand trüge! Pate, geh in meinen Hammer, an dem Orte wirst du Geld finden, dir ist's beschert!“ Und damit deucht dem Knaben, als wenn er Geld vor sich schimmern sähe. Als er dem Städtlein Jöhstadt nahe kommt und zuvor durch ein Büschchen gehen muß, da fängt ein Lärmen an. Das ganze Büschlein ist voller Männer, alle ganz schwarz, die den Hammermeister umringen. Bald verwandeln sie sich in große rote Hirsche, daß der Knabe nicht weiß wo aus noch ein. Bald hört er einen Mann kommen. Der hat eine Rute in der Hand und droht damit den Gespenstern und den Hirschen. Darauf geht der Knabe fort, die Hirsche verlieren sich, und nur der Hammerherr bleibt bei ihm und begleitet ihn noch ein Stück Wegs. Ehe er sich von ihm verabschiedet, lehnt er sich noch einmal über den Knaben und sieht ihn scharf ins Gesicht und geht murmelnd einen andern Weg. Der Knabe kommt heim, klagt's den Eltern und wird darauf acht Tage lang krank, hat auch die Geschichte dem Ortspfarrer ausführlich berichtet (aus dessen Munde hat es Christian Lehmann erfahren).

### 3. D o m B e r g w e r k.

Anno 1532 hatte Andreas Reichel, ein Bürger zum Scheibenberg, eine fündige Zech, deren Gang durch den Gottesacker strich, ausgeheuert und eine Zeit lang mit gutem Nutzen gebaut. Nachdem er aber drüber verstorben und eine gar einfältige Tochter hinterlassen hatte, schwächten dieser etliche eigennützige Bergleute ihres Vaters Zech um ein Geringes ab, versprachen ihr einen neuen Ruck und ein Paar Schuhe zu geben, sobald sie Ausbeute gehoben. Als sie aber die Zusage gegen das arme Mensch vergaßen, ist sie etliche Wochen



hinaus zur Zechen gegangen, ist darneben niedergekniet und hat die Mutter Anna gerufen, daß sie diese Untreue an ihr strafe und mit ihrem blauen Mantel alle Anbrüche auf dieser Zechen verdecken wolle. Darauf soll sich alles abgeschnitten haben und ist seither, so oft die Bergleute darauf geschlagen, nur eine verbrannte Schwärze gefunden worden.

Weil die Alten gesagt, es stehe eine güldene Säule im Scheibenberg, so haben nicht allein die Waltersdorfer durch einen Stollen, sondern auch die Scheibenger gesucht durch einen Schacht oben auf dem Berg und die Zechen genannt zur „Gülden Säule“. Dabei hat sie der Satan oft geblendet, als hätten sie solche gesehen und darauf getroffen, aber es ist alles umsonst, die goldene Säule ist auf dem Zug (?) schon gefunden worden und bis an den Berg hat sich alles zertrümmert.

Anno 1628 bauten Hans Lange und Georg Friedel auf der Zechen am Oswaldsbach, das Osterlamm genannt, mit großer Gefahr und Furcht, daß sie oft des Lebens nicht sicher waren, denn es ließen sich sehen zwei weiße Männchen, die ihnen das Beil hielten, das Gezähe verrückten, das Grubenlicht ausdrückten, mit Steinen warfen. Die Zechen an sich selbst ist wassernötig und das Gestein feste, daß man mit Feuer hütten muß, darvon der Schwaden entsteht, der zwei Elterleiner getötet hat. Und so ist die Zechen ganz liegen geblieben.

Auf der St.-Hieronymus-Zechen auf dem Abertham war's sehr unsicher und ließ sich sehen ein Mönch oder Bergteufel mit einem Grubenlicht, so groß wie ein Scheffel, und sperrte sich oft über das Mundloch, daß ihm der Steiger mußte durch die Beine fahren.

Auf der Behrischer (?) Zechen (ist eine reiche Zwittergrube) wurde ein Bergmann Namens U. von einem grausamen Spectro (Gespenst) in Gestalt eines schwarzen Mönchs gedrückt, daß er ein miserabler Mann blieb und an den Bettelstab kam.

Auf der St.-Georgen-Zechen zu Schneeberg ging ein solch Bergteuflein in einer schwarzen Kutten um, zog einst einen Arbeiter mit den Haaren in die Höhe, nicht ohne Gefahr seines Lebens. Doch durfte es ihn nicht gar erwürgen.

Zum Annaberg kam ein Weib zum Herrn Georg Seidel, Licentiat der Theologie und Superintendent daselbst, verklagte ihren Ehemann. Beschuldigte ihn, er hätte sie nun über's Jahr verlassen, gäbe ihr nichts als grausame Flüche, hieße sie nur die alte Blühure und fluchte den Arbeitsleuten also, daß sich darüber möchte die Erde aufstun; und das hätte er neulich getan eben zu der Zeit, da er hätte wollen zur Beichte gehen. Als nun der Hammerherr deswegen bei dem Superintendenten vorgestanden und des Fluchens halber einen Verweis bekommen, hat er den Hut in die Hand genommen und angefangen das Vaterunser zu beten und darauf gesagt: „Hochachtbarer Herr Superintendent, wie ich nun so gebetet habe, was werde ich wohl geschafft haben? Ich kann oft mit Fluchen nichts ausrichten, geschweige denn mit Beten. Wer hammerwerken will, der muß fluchen!“

## Alttertümliche Bergbaunamen in der Landschaft Dippoldiswalde-Altenberg

Don Dr. Langer, Freiberg

In unseren Flurnamen, also in den Landschaftsbezeichnungen, hat sich viel alttertümliches Sprachgut erhalten, wenn auch oft unter mißverstandenen, mundartlich entstelltem Wortbild. Passierte doch einem Geometer im Münsterländischen folgende schnurrige Geschichte bei der Fluraufnahme. Die Auskunftsperson sagte ihm bei einem Felde: „Nu sin wi bie'm Dode neiger!“ Seitdem hieß auf Karten diese Stelle: Beim toten Neger. In Wirklichkeit hatte der frühere Feldbesitzer den genannten Spitznamen gehabt, weil er nach dem Abendgebet jedesmal seinen Hausgenossen mahnend zu sagen pflegte: „Nu sin wi allwi'er en Dag bie'm Dode neiger (dem Tode näher).“ In unserem Gebiet ist zwar auch kein lebendiger, geschweige denn toter Neger dagewesen, der als Visitenkarte einen Flurnamen hinterlassen hätte; aber sicher wird es vielen Wandrern, Sportlern im Osterzgebirge wie dem Geometer ergehen: sie können sich bei vielen Landschaftsnamen den



ursprünglichen Sinn nicht mehr erklären. Wir wollen nun einige Flurnamen besprechen, die mit dem jetzt größtenteils eingegangenen Bergbau tatsächlich oder mutmaßlich in Zusammenhang stehen.

Bergmännische Hämmer gaben dem Kleppisch, dem Schlottwitzer Kleppelberg, dem Ortsteil Craza bei Hellendorf, dem Kraßhof an der Kraßbach bei Markersdorf, dem Fürstenwalder Craßhammer den Namen. Nach Meiche (Hist. Top. Beschreibung der Amtshauptmannschaft Pirna) hat Craza erst nach dem fünfzehnten Jahrhundert seinen Namen erhalten, vorher heißt es „das Schmiedewerk zu Hellendorf“, noch 1539 erfolgt eine Belehnung „mit dem Schmidtwerk und hammer zu Hellendorf“, jedoch taucht 1548 der „Kraßhammer“ auf. Der Kleppisch heißt 1445 Clepaßsch, Clepaczsch, 1480 Clepisch. Für die genannten Bergbaufurnamen treffen die Ableitungen von mittelhochdeutsch (mhd.) klapsen, klaffen = klopfen, stoßen, starkes Geräusch machen, ferner von tschechisch klepati = pochen, Klepač = Hammer zu, und das Gekräsch sind die Überreste beim hüttenmännischen Verarbeiten von Metallen. Nach Öders Karte (um 1600) hieß der Zwiesler (= wo zwei = zwei Flüsse zusammenfließen) Kraßkopf der Dörrberg. Mit dem Berggießhübler Dörrhof und dem Craza benachbarten Tarregrund erinnert er an das Darren des Bergmannes. Er vollzieht es nach dem Saigern des silberhaltigen Kupfers. Die Saigerfrischstücke werden noch einmal geglüht und dabei die Blei- und Silberbeimengungen entzogen. Die Darre (im 14. Jahrhundert zer tarren, tarrun) dient allerdings auch zum Brennen des Kalkes. Die Bahrbach hat ihren Namen von tschech. pariti = brennen, brühen, Part. Prät. Pass. parěn = gebrüht. Sie war demnach ein Bach, an dem Hüttenbetriebe standen. Nach Meiche wurde 1735 das die Fluren Schönwald (Böhmen) und Oelsen (Sachsen) scheidende Bächlein böhmischerseits „Bach Bahra“, sächsischerseits „das Bienhöffer Wasser“ genannt. Auch die Warm- und Kochbäche gehören hierher. Das Hammergut Bienhof ist wie das Dorfchemnitzer Bühnfeld und der Ort Bienenmühle mit dem dazugehörigen Bühnholz von der bergmännischen Bühne abzuleiten. Das war ein Gerüst, das man sowohl bei der Fahrung, als auch bei den Pumpen, in den Bauen und bei den Aufbereitungsvorrichtungen brauchte. Sicher sind diese Namen hier nicht von mhd. bie, bihe = Biene entstanden. Unser Bienhof heißt 1503 Gehölze der Binhoff, das Hammergut ist also nach dem Wald benannt, aus dem die Bühnenhölzer geholt wurden. Das Markersbacher Hammergut liegt am Schleishübel und an der Kochbach. Mancher Schleishübel erklärt sich durch den Wagenverkehr auf den steil ansteigenden mittelalterlichen Wegen. Nach den alten Wegbauepflogenheiten führten die Verkehrswege auf den wasserscheidenden Höhen hin, desto steiler bei Gelegenheit naturgemäß ins Tal abwärts. Auf den zweirädrigen Karren wird manche Fuhre Holzkohle in die Hüttenwerke gefördert worden sein. Ferner liegt die Deutung, daß der Hübel vielleicht an einem Wasser- bzw. Floßgraben des Hammerwerkes lag, dann ginge sein Name auf mhd. sliphe = Rinne, Riße, durch die Wasser abfließt, zurück. Eine Pumpenwiese sah einst Bergbaupumpen, von ihr kommt der Fallbach herab, der kaum nach mhd. fal = gelb, lehmig benannt ist, sondern zu Bergbauzwecken angestaut war. Dieser Bach ist das Falkenhainer Wasser, das bei der Schmiedeberger Buschmühle in die rote Weißeritz mündet, auf der anliegenden Falkenhainer Flur lagen zwischen 1553 und 1695 allein sechzehn Zechen, auf dem Schmiedeberger—Kipsdorfer Gebiet bedeutend mehr. Im Fallbachgelände ist die Christoph-Fundgrube von 1568 (A I, 3) zu suchen, ebenso ist der Erbstolln Milde Hand Gottes von 1620 „aufn hohen Haue“ (ebd.) sicher hier im „hohen Walde“ zu suchen. An der Fallbach liegt ein Bremenhübel, und in der Nähe finden wir eine Höhe, die Rolle heißt. Die Brombeere hieß zwar früher Breme, Brome, Brame; dieser Flurname tritt uns aber in unserem Bergbaugesbiet sehr oft, im übrigen Erzgebirge verstreuter und seltener entgegen. Deshalb ist an einen Bremsberg oder Bremschacht zu denken, zumal viele benachbarte Flurnamen auf Bergbau deuten. Auch neben dem Dorfhainer Bremenberg und auf ihm finden wir vier Bergbaunamen (nach dem sogenannten Meilenblatt). Der Bremsberg ist ein flacher Schacht, in dem die an einem Seile befestigten Fördergefäße durch ihr eigenes Gewicht hinablaufen. Deith (Deutsches Bergwörterbuch, Breslau 1870) sagt: „Brems ist ein lang Holz, so in die Erde eingegraben, wird gebraucht zum umwinden der



Seyle, wenn Holz in die Grube gelassen wird." Wir wollen nicht verschweigen, daß es nach dem „Bergbuch 4“ von Bernstein „vff Lorenz Reichels Gutt“ 1619/20 eine neue Fundgrube „Brämen Strauch“ gibt. Die Rollhöhe kann nach einem Besitzer, nach Geröllaufhäufung oder nach einer bergmännischen Rolle benannt sein. Das war ein schachtartiger Raum, unten mit einem Schützen, der zum Hinabstürzen der Gesteinsmassen diente. Hier an der Rolle, also am Kieferberg, lag 1832 die Friedrichs Fundgrube samt Conrad Erbstolln (B II, 245), weiter ist z. B. 1743 einmal von der Einführung der „Rolle“ „wegen nutzbarer Arbeitung“ die Rede (B III, Blatt 139 b). Der Bergbau hat wohl auch dem Barmberg bei Ulberndorf den Namen verliehen, wenn man zunächst analog dem Preßschendorfer Barberg auch an Ableitung von bar = kahl, ahd. para = Waldblöße, Ackerland oder an mhd. bar = Balken, Einzäunung denken könnte. In Ulberndorf (oder auch „Muldendorff“) herrschte sehr reger Bergbau am Glanzberg, Kohlberg, Friedrichs Berg und Thelersberg seit 1553, zwischen 1553 und 1694 gab es hier achtzehn Bergbauanlagen (A I, 3). Wie in Brennen-Bernstein, in Brunnen-Born wird möglicherweise das r in Barm umzustellen sein. Eine Prähm, Prame, Pramme wird als Riß mit dem bergmännischen Rißeisen eingeschlagen; denn der Steiger „soll sich auch verstehen, auf festem Gestein zu arbeiten, damit er den Häwern (= Häuern = Bergleuten) weisen kann, wie sie es recht angreifen und ihre Prammen führen sollen“. Deith meint sogleich danach: „Ist Prame vielleicht nur das verderbte Schram?“ Schrämen nennt der Bergmann das Herstellen eines verhältnismäßig engen und tiefen Einschnittes in die Gesteinsmasse, um ihren Ausstich vorzubereiten und zu erleichtern. Schram ist jener Einschnitt. Daran erinnern in A I, 3 (die meisten Einträge beziehen sich auf Heeslicht bei Stürza!) die 1558 erwähnten Fundgruben und Erbstollen Hülffe Gottes, Milde Hand Gottes und Neues Jahr, die alle „am Schrammberge“ liegen und auf unserer Meilenkarte nachklingen in den Flurnamen: die Schrämen, Schrammberg mit den „alten Schächten“ bei Reinhartgrimma. Dieser Ortsname kann mit dem benachbarten Grimmstein wie der Sebnitzer Flurname „im Grimmer“ (Meiche, Das Flurbild von Sebnitz) von oberlaus.-schlesisch grimmer = Habicht, Stößer, grimmer = eggeähnliches Ackerwerkzeug oder mit Buck (Oberd. Flurnamenbuch 90) infolge der krummen Lage des betreffenden Flurstückes von obd. Grimme, Grimm = die Enge, Schlucht (vielleicht von krimmen = zusammendrücken) abgeleitet werden, näher liegt meines Erachtens aber nach allen Umständen Ableitung von altslaw. kremy = Stein. Wenn auch in Sebnitz schon 1558 die „Grimmerwiesen“ genannt werden, so finden wir auf Öders Karte (um 1600) bezeichnenderweise hier „der Grämer“ neben „der Hammer“. Ferner liegt der Sebnitzer Grimmer neben dem das Gleiche bedeutenden Gamenzstück und an der slawischen Altflur. Auch unser Reinhardtgrimmaer Gebiet hat wenigstens schweifende Slawen gesehen. Von altsl. grēmati, grimati, tsch. hr̄mēti, hr̄mīti, hr̄mīati, oberwend. hr̄mač = donnern, nsl. grimati = poltern, tsch. hr̄mīně = Lärmacher (vgl. Heß, Die slaw. Siedl. i. K. Sachsen, 83) abzuleiten, ist verlockend und anscheinend logisch, da gerade letztere Bezeichnung (auch der Sebnitzer Grimmer liegt an einem Hammerwerk) in einem Gebiet mit Hütten- und Hammerwerken sehr verständlich wäre. Für Reinhardtsgrimma fehlen uns jedoch urkundliche Belege. Diese slawisch benannten Pochwerke müßten aber nicht slawisch gewesen sein, vielmehr haben die deutschen Kolonisten und Berg- bzw. Hüttenleute zur Rodung und Bergbauarbeit sicher auch slawische, damit billige Arbeitskräfte verwandt. Es ist möglich, daß vor der großzügigen bäuerlichen Kolonisation um 1200 durch die Deutschen in einigen Tälern schon deutsche Hämmer gepoltet haben; ihre Bezeichnungen durch die slawischen Knechte hätten sich dann später erhalten. Bei Niederpöbel (slawisch popel = Asche, pobelica = Ascherbad, an dem Aschenbrenner tätig sind; vergl. dagegen Knauth, Ortsnamenkunde des östlichen Erzgebirges, Seite 132) liegt die „Zinnkluft am Donnersteig über der Kunstwand“. Kluft ist nach der Bergbausprache ein Spalt im Gestein. Solche Zinnklüfte findet man duzendweise in alten Bergregistern, in der Bärenfelsen Zinnkluft lagen 1671 beispielsweise neun Zwittergebäude (B II, 5). Der Donnersteig ist sicher nach dem Gepolter der Hammerwerke benannt. Bei der Kunstwand stand z. B. 1563 an der Pöbel eine Pochstatt und bei der benachbarten Grube „Eule“ 1584 eine Hüttenstatt, „am Eulner Gebürge“ (Gebürge = Bergbaubezirk, Bergwerk) 1550 die



Auferstehung Christi, 1572 die „Heronimus Fundgrube bey der Eule“ (alle nach A I, 3). Hier muß besonders starker Bergbau nach Zinn, Kupfer und Silber geherrscht haben. Die heutige Höhe Eule hat also ihren Namen von einem Grubenbau erhalten, 1832 standen hier die Eulefundgrube, der Löbenmuth und der Silber Hoffnung Erbstolln, welche letzterer wohl 1776 angelegt worden ist (vergl. B II, 115, 244 und Blatt 138 b). In fünf Minuten kommen wir nach einer Pumpenwiese (Meilenblatt), die an Bergbau gemahnt, denn nach B II, 40 werden 1739 „in der Zinnkluft bey Niederpöbel“ bei der Fundgrube Gottes Gabe Teiche erbaut, und dabei erfahren wir, daß bereits Kunstteiche und Aufschlagswasseranlagen vorhanden waren. Alles Gelände hinter unserer Kunstwand sah Bergbauanlagen, denn etwa zehn Minuten Wegs südlicher lagen am Ammeldorfer Hölloch beim Bergmännel (Meilenblatt) 1832 Himmelsfürst Erbstolln (B II, 239 b), 1833 St. Michaelis Fundgrube (B II, 249 a, 1842 in B II, 272, 1852 in B II, 289). Nun unsere Kunstwand! Die bergmännische Kunst oder das Kunstgezeug ist eine Wasserhebungsmaschine, vorzugsweise mit an Gestängen angehängten Pumpen ausgerüstet. Vielleicht gehören sprachlich hierher auch Kunzengrund und Künzelgrund, wenn sie nicht nach Besitzern benannt sind. Das Heinzegründel bei Johnsbad ist wohl nach einer bergmännischen Heizenkunst genannt, einer bei älterem Bergbau üblichen Wasserhebungsmaschine, also nach einem sogenannten Paternosterwerk. Einmal ließ sich kein gleichnamiger Flurbesitzer nachweisen, dann lag hier 1549 „auf Wolf von Endens Guthe, an Müglitzberge“ die Fundgrube Drey Morgen (A I, 3). Das nachweisbar älteste Johnsbacher Bergwerk ist wohl die 1528 auf Hans Erlichs gelegene Fundgrube Bischoff Benno (ebd.). Ob auch der Lauensteiner Hepner ein solches Hub- oder Hebewerk ist? Von der Lauensteiner Gemeinde-Zechen kommt das Stollnwasser. Zwischen dieser Zechen und dem Bergsporn „das Tschirnel“ (slawisch = der schwarze, d. h. wohl bewaldete Berg, dahinter der schwarze Teich) liegt unser Hepner. Von dem am Tschirnel lebhaft getriebenen Bergbau erwähnen wir nur, daß nach dem Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 (von 1609) Jacob Kunze 1635 „ein frey schirffen“ bekommt „in der Högels höe, Vor dem kleinen Haue, Von den Tschirnel hinauf bis nach der Großen haue“; ebenso wird 1653 an „Deits Fohrweg ein frey schirffen bey dem Tschirnel hinaus“ genannt. Die Högelshöhe war eine der Hauptbergbaustätten des Osterzgebirges. Vom schwarzen Teich kommt ein Wässerchen herab, nicht weit von ihm lagen an der Bader Höhe (Meilenblatt) die Gruben 1555 Gottes Gabe, 1554 die Hülffe Gottes (an der Baderleithe in A I, 3; vergl. ferner Gottes Gabe in B II, 92 und 315 für die Jahre 1755/56 und 1857). Das alles spricht für unsere Namendeutung des Hepners, es ist die Höhe an einem Hebewerk. Ferner ist der Schärfling ein Berg, an dem Erz geschürft wurde, weniger kommt Ableitung in Frage: wo saures, scharfes Gras wächst. Nach dem Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 werden hier und „in Pfarr Püschel“ zwei „frey schirffen“ 1636 und 1653 erwähnt. 1636 heißt „Ein frey schirffen in der högels höe“ St. Nikolaus. 1665 stand in der Dippoldiswalder Heide die Fundgrube „Einsiedel Schurf“ (A I, 3). Von Oberfrauendorf führt der Eisensteinweg nach dem heutigen Baumens Berg am Briesnitzbach, hier liegt nach dem Meilenblatt ein Reithübel. In Frauendorf, wo um 1753 wohl der Bergbau ziemlich erlosch (B II, 52) gab es 1769 „in der Priesnitzbach“ noch den Morgenstern Erbstolln (B II, 111), nebenan im „Freibergschen Holz“ lag 1567 der Erbstolln Güte Gottes (A I, 3). Unser Reithübel zeigt tatsächlich heute noch Haldenreste, die bei der Arbeit in bergmännischen Seifenwerken durch das Gesteinsreinigen mittels eines Siebes entstanden sind. Das nannte der Bergmann raideln oder räteln. Ob das „Reutherey Glück“ auf Dalton Herforth's in Cunnersdorf (1555) sprachlich hierher oder zur Waldrodung zu rechnen ist? Das Bärensteiner Lagerbüschgen ist mutmaßlich benannt nach einer bergbaulichen Lagerstätte, das heißt nach einer sich durch seine Beschaffenheit von dem Umgebenden deutlich unterscheidenden Gebirgsmasse. Eine rundliche Erzlagerstätte nennt der Bergmann hingegen Nieren, danach ist bei Schönfeld nördlich des Reinberges (R = Grenze) ein Bergsporn „die Nierschen“ benannt worden. Ein Schacht ließ sich hier nicht ausmachen, denn der Schönberger „Stolln Schacht“ der Meilenkarte ist wohl der 1656 erwähnte Erbstolln Christoph „auf Jacob und Mä. Lehmanns“ (A I, 3) oder er rührt von den 1771 genannten Bergwerken her (S I, 3). Auch „das Nest“ ist eine bestimmte Gesteinslagerung.



Das bekannte neue Berggasthaus Raupennest (Im Lehnbuch Nr. 5 von 1566 gibt es seit 1668 „die Raubnester Klufft“) hieß im Meilenblatt Raubmanns Busch und bei Öder (um 1600) „der Alte Bergk“ (danach wurde die benachbarte Neustadt dann Altenberg benannt). Der Raubmann betrieb entweder Erzraubbau wie manch anderer; denn: „Die Alten pflegten sehr unordentlich und gleichsam nur auf Raub zu bauen; sie wühlten in die Gebürge hinein, so weit es die Wasser zuließen, und schrotteten alles Erz, und zwar nicht allemal bergmännisch . . . ab“, oder er war als sogenannter Raubmann angestellt. Das „Rauben“ geschah so, daß nach erfolgtem Abbau von einem Zimmermann „die Zimmerung im Schachtbaue und das stehengebliebene nußbare Mineral soweit hinweggenommen wird . . . , daß demnächst der Bau zusammenbrechen muß“. Der bekannte Geisingberg wird öfters als Geisen-Ziegenberg oder als Berg eines Giso aufgefaßt (auch bei Knauth). Öder nennt ihn Geisig, 1451 heißt es „off dem Geußingsberg“, 1458 „zu Gusing“, ähnlich klingen der benachbarte Gießhübel (dieser oder der Geising sind in der Glashütter Bergamtsakte Nr. 5, Lehnbuch von 1566 gemeint unter „offn Guß Perge“) und weiter Berggießhübel mit dem Gießenstein. Nach Buck kommen in Oberdeutschland auch dort Gießhübel (meist sind es Wälder) vor, wo weder ein Hügel, noch ein Wasser zu finden ist. Der oberdeutsche Gießhübel ist ein in die Luft ragender Gießstein, eine Wasserrinne. Nach Meiche weist Berggießhübel ähnliche Namen wie unser Geising auf, z. B. „1450 Gißhobel, 1457 Gÿßhobel, 1539 zum Gußhubel“. „Die Blüte des hiesigen (= Berggießhübel gemeint) Bergwerks, wie sie uns die Akten des fünfzehnten Jahrhunderts zeigen, läßt doch auf ein hohes Alter der Montanindustrie (dreizehntes Jahrhundert) schließen“. Weiter heißt es nach Meiche 1470 „eyne schicht uff dem eyßinberge zchum Gÿshofil“. 1492 verkauft ferner G. v. Büнау „anderhalbe schicht . . . an dem bergwerge uffm Gÿshoffel . . . auch die gerechtigkeit, so (sie) des eyßensteins halben zcu vorsmelczen, zcu holen und zcu vertreiben uff vier hemmern“ usw. Da auch der Giesenstein (Gissenstein 1553, Gissennstein 1555) ursprünglich nach Meiche ein Eisenhüttenwerk gewesen ist, so sind die genannten Flur- und Ortsnamen sicher von mhd. giezen = gießen, Metall gießen abzuleiten. „Geußen“ ist eine bekannte alte und auch dialektische Form für „gießen“. Abzulehnen ist die obige Deutung Knauths, der bei anderen Namensklärungen dazu noch indogermanische und althochdeutsche Sprachformen und -wurzeln heranzieht. Die älteren Flurnamen stammen zumeist aus der Kolonisationszeit (um 1200), wenn auch die westdeutschen Kolonisten natürlich westdeutsche, also in althochdeutscher Zeit geprägte Flurnamen mit in unser Gebiet übertragen haben mögen. Nachweisen werden diese sich kaum lassen. Aber erst nach einer vollständigen Flurnamensammlung wird man daran denken können, etwaige germanische Sprachreste in Flurnamen ausfindig zu machen. Jetzt ist die Zeit noch nicht dazu reif.

Doch fahren wir fort mit der Auswahl alter Bergbaufurnamen! Die Hütten verbrauchten früher große Mengen Holzkohle. Bei uns gemahnen daran viele Kohl- und Ascherflurnamen, mancher Brand, manches Kohligt, mancher Rodeberg oder Roteberg. Wir erinnern nur an die Hoffnung zu Gott Fundgrube „am Brandberge bey Niederpöbel“ 1749/52 (B II, 54), an die „Christoph Fundgrube am Mittel jezo Brandberge“ 1554 bei Schmiedeberg (A I, 3) und an das „Neubeschert Glück am Kohlberge“ 1598 bei Pöbel (ebd.). Mancher Roteberg, manches Rotewasser kann den Namen auch von roter, eisenhaltiger Farbe des Gesteins, des Wassers haben. Am „Rothen Heerde“ lag 1553 bei Falkenhayn die Georg Fundgrube (A I, 3), am Altenberger Neufange „die rote Zech“. Man kannte ehemals auch Naßpochwerke unter dem Namen Ladenwerke. An sie erinnern heute noch der Zwiesler Ladenberg, die Ladenmühle am Ladenwasser (Nebenfluß der hinteren Biela), der nördlich von Berggießhübel liegende Ladenberg, der Bärensteiner Ladenbusch. Bei allen diesen Namen lassen sich alte Bergbaue, Pochwerke nachweisen, wir erinnern nur an B II, 11, wonach 1703 die Hoffnung Gottes Gewerkschaft im Ladenbusche tätig ist, an B III, Blatt 139, nach dem 1732 am Ladenwasser wieder die alte Schaffhauer Pochmühle aufgenommen wird und schließlich an B II, 246, wo 1832 die Wilhelm Fundgrube samt Vier Gesellen Erbstolln am Ladenberg bei Berggießhübel genannt werden. Die Preßschendorfer Sommerlatten an der Lattenbach sind dagegen abzuleiten von ahd. latta, mhd. latte = Rute; sie sind also = in



einem Sommer gewachsene Ruten. Auf der Herberger Flur, wo man bereits 1562 auf „Urban Jungmanns“ die Weinstock-Fundgrube antrifft (A I, 3), gewinnt man Kalk. Hier liegt die Schneiderkammer. Bei Altenberg finden wir ferner eine Schneidebank. Bank ist ein Erzlager, Flöz. Man könnte zunächst an Verstückelung von Schneidebank und -kammer denken, wo die Gesteine bergmännisch geschieden werden. Aber der Bergmann kennt zum Beispiel schneidige Gänge. „Schneidiges Gestein“ ist nach Bergmanns Sprache nicht festes, bröckliges Gestein und daher leicht abzubauen. Und Kammer ist ein durch Ausbiegung entstandener großer Raum. Trotzdem es einen solchen bei Herberg gibt, könnte auch bei uns ein schneidiger Kamm gemeint sein. Kamm ist eine die Mächtigkeit eines Flözes durchsetzende, mit fremdem Gestein ausgefüllte Kluft. Nördlich der Fallbach im Hohen Wald (nach der Hohen Straße benannt) bei Schmiedeberg liegt der Büttner Hübel. Man hat gemeint, daß der Name mit dem Bergbau zusammenhänge, nennt doch Deith die Pütte, den Püttner als einen saigeren, das heißt senkrechten kleinen Schacht über einem Sinkwerk. Darinnen gibt es die Säuberungs- oder Schöpfpütte, wobei wahrscheinlich Pütte von lateinisch puteus = Brunnen abzuleiten ist. Nach den Bergbauakten kommt aber der Personennamen Büttner in unserem Gebiet so häufig vor (1547 steht z. B. die Reiche Schatz Fundgrube in Glashütte auf Jakob Büttners Grund, A I, 3; 1566 Büttner in Hausdorf), daß hier wohl auch ein Besitzname vorliegt. Ob der Personennamen vom bodenständigen Bergbau stammt? Die Büttner mußten ja auch die für den alten Bergbau so nötigen Kübel herstellen. Im Bergbau treffen wir die Ausdrücke: Schleppen, Schleppgänge, Schlepphund, Schleppschacht, Schlepptrog. Danach wird sicher der Zwiesler Schlepphübel benannt sein. Schleppen ist Fördern auf Strecken durch Ziehen, im Gegensatz zum Schieben. Ein Schleppschacht ist ein ganz flacher, unter einem spitzen Winkel mit dem Horizont einfallender Schacht. Zwischen Jagd- und Hohen Stein bei Berggießhübel steht verlassen die Eisensteinzeche „das misgegonnte Glück“ an der roten Pfüze (Meilenblatt). In B II, 214 finden wir 1821 den Erbstolln das Mißgegonnt Glück wieder. Bösewichter waren demnach schuld am Ausbleiben des Bergsegens! Vielleicht suchte man am Großröhrsdorfer Totenstein auch vergebens bergbauliches Glück einzufangen, denn ein unabbauwürdiges, verlassenes Grubenfeld wird als tot bezeichnet, woran ja andrenorts (Der Carsdorfer „Tooth Mann“ 1663 auf David Fuchsens, A I, 3) der bekannte „tote Mann“ und „die tote Frau“ erinnern. Welche Freude des Bergmanns verraten dagegen Namen wie Vergnügter Bergmann (Schellerhau, B II, 167; 1802), Vergnügte Anweisung (Altenberg, B II, 202; 1808), Unverhofft Glück (Niederpöbel, B II, 99; 1759), Beständig Glück (bey Dippoldiswalde, B II, 89; 1755) oder die älteren Grubennamen von Bärenstein: Glanzberg (auch in Ulberndorf 1559, 1571, 1572) in Molicz Forweg 1568 Hirsch Brunst Fundgrube, Reiche Schatz Fundgrube auf dem „guldenberg aufn Raths Güthern“ oder Pürsch Grube 1547 am Sonnenberg (alle in A I, 3). Auch in Mitteldorf bei Schandau lag die Hülffe Gottes Fundgrube 1571 an einem Sonnenberg, am Dippoldiswalder Sonnenberge gab es 1644 Grubenanlagen. Der dortige Sonnenwirbel wird 1558 erwähnt, der Carsdorfer Sonnen Wirbel 1568, der Jonsbacher (auf Scherbers) 1555. Bei Radeberg gab es einen Sonnenglanz im Tannengrund 1548 und 1546 die heiligen Drei Könige auf dem Silberberg (alle nach A I, 3). Eitel Sonne und Glanz lacht uns weiter aus dem Namen des Oberkunnorsdorfer Erbstollns „Sonnenglanz“ entgegen (B II, 39, 223, 69, 98, 181 der Jahre 1738, 1750/56, 1751/86, 1805) entgegen. Ob auch sprachlich hierher die Hieronimus Fundgrube „aufn Hammer Gleisenberg“ (1611) bei Glashütte zu rechnen ist?

Das freudige Vertrauen des Bergmannes zu Gott hören wir ferner aus folgenden Namen der Fundgruben: Wils Gott, so hauen wir Erz, (Coschwiß, im Grunde 1602), Wags fort, in Schlottwiß (1691 im Grunde), Wage es fort, im hohen Stein (1714 in Mayen), Bescheerung Gottes (Weesenstein 1572, in der Wüstung), das Erfundene Glück (1550 Glashütte), das Paradies (1525 in Glashütte; so bezeichnet man allerdings auch gern abseits liegende Häusergruppen), Gottes Gabe (1519 in Glashütte) usw. Die vielen biblischen Namen der Schächte rühren ebenfalls von der Frömmigkeit der Bergleute her, manchmal ist der Vorname des Stollnaufnehmers, der seiner Gattin oder eines Gewerkes gewählt, oft läßt sich nachweisen, daß der Name des Belehnungstages auf die Zeche übertragen wurde. Alle mög-



lichen Tiernamen treffen wir ferner in alten Schachtnamen wieder, so bei Dippoldiswalde „Alle Eulen“ am „Hendenstege“ 1558 (jetzt = die Eule!), den güldenen Fuchs (1694), bei Frauendorf die Zinngrube „Bär und Amsel“ (1664), den Glashütter „Falcken“ (1526), den Kunnersdorfer „Güldenen Esel“ (1550), den Bärenfelder „Fincken Flugk“ (1632; auch auf dem Meilenblatt), den „Reithirsch“ an der „Zienklufft“ bei Bärenfels (1638), das Affennest (1585 bei Plauen-Dresden) (alle nach A I, 3). Das Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 von 1609 nennt 1621/22 die Zechen „of Vogelgesange“, die „vf... der Dörffischen Gemein“ liegt.

Das sind nur herausgegriffene Beispiele. In der zuletzt genannten Quelle ist (1615 bis 23) bei der „Rothen Dolroße“ eine Pflanze namengebend gewesen. Der Bergmann benannte gern reichlich spendende Gruben nach nützlichen Haustieren, so hieß bei Freiberg ein Schacht die Melke Ziege, die Melke Kuh usw. Ohne das Problem der Milchbäche hier aufrollen zu wollen, sei aber darauf hingewiesen, daß 1563 schon im Milchgrund bei Schmiedeberg ein gutgehender Erbstolln Beschert Glück lag (A I, 3). Bei Freiberg gibt es ferner einen Schacht „den Scherper“. So nannte man das Grubenmesser des Bergmanns, abgeleitet von mhd. scherper = Stechmesser. Nach Müller-Fraureuths ober-sächsischem Wörterbuch (I, 257) hieß so auch das Messer der Waldleute und Köhler. Damit hat aber der Scherbersberg bei Börnersdorf nichts zu tun, denn in unserer Gegend taucht in den Bergbauakten die Besitzbezeichnung „auf Scherbers“ (zu ergänzen: Grund und Boden liegend) zu oft auf. Die ältesten Berggebäude in der Bärenhecke liegen z. B. „auf Scherbers“ 1555 (A I, 3). „Das Biermaul“ am Hirschberg von 1581—85 (Lehnbuch Nr. 5 von 1566) geht wie der ebd. 1580 genannte „Beymann“ („ann hutbergk“, wird an Jacob Zienerheckel verkauft; zwei typische Bergmannsnamen!) wohl auf einen Besitzernamen zurück. Von Enttäuschung erzählen uns die Grubennamen: Armer Bruder (1697—1702 in A XIX, 32), der Arme Trost (hinderm Creißsteige 1625, wo die alte Grube „das Creiß“ schon 1621 stand, merkwürdigerweise heißt es 1620/22 „vf der Creiß in der Högels Höe“; 1655: die „Creißer Klufft Inder Högel Zich; nach dem Bernsteiner Bergbuch Nr. 4), der Armen Trost (1618 neue Fundgrube, ebd.), die Gedult (1593—1671 Im Bherenwalt vff der gemeine; Lehnbuch Nr. 5), die Gedolt (1622 in der Hegels Höe auf den höchsten, Bernsteiner Bergbuch Nr. 4). Ukig wirken dagegen die Namen: die „Böse Frau“ (1631 in Sadisdorf), „Naße Brietter“ (1621 vf Merden Nixschen gutte; Bernsteiner Bergbuch Nr. 4), der Wildemann (1615/18 vffm Pfarr Gutt vff der Unter Ober Schar; ebd.), der „Strosack“ (1628 bey den Zwitter Wege; ebd.). Der „Diebstolln aufm Schauhübel“ von 1580 (Lehnbuch Nr. 5) ist nach dem Gemeindeviehbiß benannt. Seltsam ist der Name „Alte Zötthel“ (1617/23 auff der Ober Schar, Bernsteiner Bergbuch Nr. 4). Wonach ist der „Freßer“ (1664—57 „vff den Hirschberge bey Löwenhahne“ ebd.) benannt worden? Es wird gewiß schon beim Belehnungseintrag im Bergamt Späß verursacht haben, daß ausgerechnet Jacob „Teufel“ aus Kunnersdorf 1578 seinen Schacht „Engels Berg“ nannte (A I, 3). In einem Bergbuch wird Zinnwäscherei am „Sensberge“ erwähnt. Hier dürfte kaum ein Besitzernamen, bestimmt aber nicht Anbau von Senf vorliegen, vielmehr nannten die Bergleute beim Seifen die großen Erzkörner „Rabeköpfe“, die mittleren „Blau“ (daher ein Zinnbergwerk „Der Blaustock“), die kleinsten aber „Senf“ (vergl. Rößler, Bergbauspiegel). Im Bergbuch zum Berggießhübel (A, XIX, 36) benennt die „sämbtl. Gemeinde und Bürgerschaft von Gottläube 1703 die „auf der kleinen Gemeinde neben der Landstraße am Hölleberge liegende“ Eisenzeche „Kleine Freude“. In demselben Bergbuch werden sehr oft Gruben „auf dem Flachslande“ genannt. Daß hier ein Besitzernamen zugrunde liegt, hören wir 1691, wonach der „Seegen Gottes Flachsland“ auf „des seel. Bergmeisters Gottfried Flachsens Felde“, zwischen Eisenstraße, Unterer Straße und Pfarrer M. Flachsens Felde liegt. Als Joh. Heinrich Conrad, Hammermeister in Kammerhof, nach A XIX, 36 Anno 1714 „auf Abrah. Pfeilschmids Feld zu Markersbach“ eine Fundgrube mutet, nennt er sie nach sich „Gnade Gottes Conrad“. Schon nach einem Jahr fiel sie ins Freie. Ebenso nannte (ebd.) Paul Krehshmar seine Eisengrube 1689 auf seinem Garthen „Bescherung Gottes Pauli“. 1680 taucht einmal „ein Feld die Zerre“ (ebd.) auf, dieser Flurname geht sicher auf einen alten Schachtnamen zurück, denn auch 1708 benennen die vierundzwanzig Berggieß-



hübler Gewerken die gemutete „alte“ Fundgrube die Zerre. Unser Familienname Sündershauf wird seiner Entstehung aus dem Bergbau und Hüttenbetrieb nach sofort klar, wenn wir beispielsweise lesen (ebd.), daß Stephan und Grumbach 1705 in Berggießhübel mit einer Kupfer- und Eisenhütte auf des seel. H. Obristen von Birkholzens Wiese „mit den dabei befindlichen Sündershauffen und Schlacken Halde“ belehnt werden. Als herausgegriffene Beispiele für Neuschöpfungen der Bergbausprache erwähnen wir (ebd.) nur die Ausdrücke: vermarckscheiden, segnen (eine Grube segnet nicht gut = schüttet nicht gut), unartiges Erz = schlecht abzubauenes Erz. Das Rat- oder Ruthaus bei der Gatterzeche (auf dem Meilenblatt; jetzt Gotteszeche) von Breitenau wird durch Deiths Erklärung verständlich: „Onder der Erden wirdt ein Radstuben graben, und allenhalben mit starken Brettern und Ronbäumen (Rundbäumen, Rundholz) vnderbauwen . . . In dieser Radstuben wird ein Rad gesetzt“. 1566 stand übrigens unter der Tal Mühle bei Beerwalde ein Schacht, der „Rohnbaum“ hieß. Den Rohnbaum als Holzwelle für die Haspel gab es in jeder alten Grube. Unter Rohnbaum versteht man sonst auch einfach einen Baumkloß, abgehauenen Baum (mhd. rone). Nach A XIX, 36 baute „die Bürgerschaft und der Rath zur Gottleube in der von Uhralten Zeiten her so genannten Katter Zeche zu Erdmannsdorff (auf Gottleuber Grund und Boden“) Silber von 1709—1710 ab. Wenn die Sachsenhöhe bei Lauenstein, um die seit 1550 Bergbauanlagen nachweisbar sind, nicht nach einem Besitzer Sachse benannt ist, so könnte sie an das bergmännische Sachsen erinnern. Es war ein Sichertrog, ein flaches Gefäß, das mit der Hand geschwenkt und geschüttelt wurde, um das zerkleinerte und mit Wasser zusammengerührte Erz zu reinigen. Die Sichelbrücke bei Schellerhau ist dagegen nach ihrer geschwungenen Gestalt oder wahrscheinlicher nach der dortigen Wasseransammlung (vergl. Buck a. a. O. 256 sige, sihe, gesig = Sumpf) benannt. Zwischen dieser Brücke und der heutigen Bärenstiege, wo das rote Wasser (jetzt Salzleckenwasser) einmündet, erhebt sich über dem östlichen Weißeritzufer „die Zschäder Leithe“. Oberhalb von ihr liegt Öders „Dsm Tscherdenbergk“. B II, 316 heißt es 1856 „am Zschetterberge“. Unsinnig ist es, diesen Namen mit dem vorigen Scherbersberg zusammenzubringen, zunächst heißt in der Liebstädter Gegend der Würgervogel Tschätsch. Gegen diese Ableitung spricht das fehlende Schluß-sch. Kühnel (N. Laus. Magaz. 69, 31) leitet die Hohenbockaer Flurnamen Tschedern, Tschadern usw. von oberlawisch scedry = freigebig, reichlich gebend ab. Das paßt zu unseren Leiten, sie sind gute Wiese- und Waldweiden. Bei Altenberg tauchen immer zwischen 1776 und 1854 (B II, 120 ff) Fundgruben „am Neufange“ auf. Beispielsweise auch im Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 (1609) heißt es 1621 „Mittel Neivenger Klofft in der Högels Höe (alte Zeche). Nach Gäßschmanns Bergwörterbuch ist ein Neufänger ein sich als Schürfer, Mutter, Bauender, nach anderen, häufig unberechtigt, in ein Gebirge Einlegender. Fangen, einfangen heißt in ältester Bergmannssprache: ein Erz ausbringen. So wird der Name „Erbstolln Zinnfang“ zu Niederpöbel (1805, 1849 in B II, 197, 284) verständlich. Zwitter wiederum ist eine besondere Lagerung der Zinnerze, bei Zinnwald gibt es daher 1854 (B II, 304/09) eine Vereinigt Zwitterfeld Fundgrube, 1783 in der Höglshöhe bei Bärenstein ein Kupfer- und Zwittergebäude (B II, 127; Gebäude = ober- und unterirdische Bergbauanlagen). Die Höglshöhe heißt auf dem Meilenblatt übrigens schon Hegelshöhe. Nach dem Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 wird sogar auf dem dem Pfarrer gehörigen Stück des Zwitterweges, der „Donn dem Alttenberge Runder vor die hoch Mühlen“ geht, Zinn bergmännisch abgebaut. Die Bärensteiner Fundgrube „Auf der überschaar“, auch Georgfundgrube von 1562 (A I, 3) liegt auf einer Überschaar, das ist ein zwischen Grubenfeldern liegendes, nicht vermessenenes Stück Land. 1563 (ebd.) liegt der heil. Drei Faltigkeits Erbstolln in Bärwalde im „Lobthal“ auf Hünichens Grund. Möglicherweise gehört dieser Talname zu den früher bereits besprochenen bergmännischen Lobnamen (Sonnenglanz usw.), wenn nicht ein Besitzer vorliegt. Der älteste Bergbau regte sich in Beerwalde urkundlich um 1553 (A I, 3). Ein Bergmann verstieg sich bei der Lobpreisung seines entdeckten Schatzes an der Müglitz bei Falkenhain 1577 bis zum „Welt Wunder“ (ebd.).

Unsere Aufzählung dieser Flurnamen (im weitesten Sinne) ist naturgemäß nur eine Auswahl gewesen, wir können unmöglich auch nur die Angaben der einen wertvollen Quelle



A I, 3 ausschöpfen, in der 3. B. aus der Stelle „1555 der Jacob Erbstolln am Walcksteig obigt dem alten Hammer“ (Dippoldiswalde) wie bei anderen Beispielen auf alten Bergbau zurückgeschlossen werden kann; aber auch die Meilenblätterangaben finden sich hier nur auszugsweise.

Jeder Leser wird erraten, daß das Bärensteiner Stöllnerholz einem Aufnehmer, Betriebsunternehmer eines Stollens gehörte. Andere Bergbaunamen wie Silberbusch, Zinnstraße, Binge, Stollnwiese usw. sind zu bekannt, als daß sie hier besprochen zu werden brauchten. Es ist übrigens oft unmöglich, die ganze Namensgeschichte einer bestimmten bergbaulichen Fundstelle klarzulegen, da der Abbau oft Jahre — oder Jahrzehnte lang ruhte und dann unter einem andren Namen der Fundgrube wieder auflebt. Unzähligemal wird bei einer Belehnung eine „alte Zech“ neu benannt, nicht immer steht dabei der alte Name. Im Bernsteiner Bergbuch Nr. 4 von 1609 erhalten 3. B. Daltin Goltammer und Michel Löhnert 1621 die St. Greori Zech, eine alte Zech „In der Högels Höe, die Weil man aber ihren namen nicht hat Wißen können, so ist sie Greori genannt“. Ebenda wird Peter heine 1622 mit einer alten Zech belehnt „welcher den Nahmen vorleget, Ufs gemein genandt alle heiligen Dndt in bfarbischell“. Nicht immer liegen die Verhältnisse so klar wie im Lehnbuch Nr. 5 von Lauenstein—Neugeising, worin am 6. 1. 1681 Elias Zinnerheckel eine alte Zech aufnimmt, die „vorhin St. Jacob“ hieß . . . „jezo aber Frauen Zech genant“ in „Löbenhan“. Er bekommt auch die „Kulfft“ dabei „und will sich gleich einen Triangel machen“. Alles zusammen aber benennt er „Gütte Gottes“. Vor allen im Dreißigjährigen Krieg ruhte der Bergbau, und hinterher kam vieles in Unordnung und Vergessenheit. Ohne im Folgenden alle Gründe anführen zu wollen, die die Erforschung der Grubennamenzusammenhänge uns jetzt so erschweren, sei eine dies alles gut beleuchtende Aktenstelle aus A XIX, 36 herausgegriffen. 1657 besichtigt eine churfürstliche Commission die „Berggießhübelischen Eisen Bergkwerge, ob und wie denselben wieder uffzuhelfen und zuerhalten“ und um „die Mängel und gebrechen . . . genau zu erforschen“. Es heißt da: „In übrigen haben wier sonst befunden, daß bey abnahme der Bergkleuthe und langwierigen Kriegsleuffte die Bergkordnung alda mehrentheils erloschen, Indem die Muthung nicht wie anderer Orthe eingerichtet, sondern wie solche geschrieben angenommen (gemeint ist: Belehnung ohne vorheriges bergamtliches Abbaugutachten, wie es in Preußen und Österreich üblich war) noch ümb daß bestetigen erlängerung der friesten, nicht ansuchung gethan wird, auch die Quartal- und Rezeßgelder theils nicht, oder ganz unordentlich abgestattet werden. Sie auch fast ungewieß, wie viel eine maß so der funtgrubn bey ihnen Lachter habe, und waß dem mehr ist, Zugeschweigen, in waß Ordnung die wenige Pursche alda die Schichten einfahren und schuldige Arbeit verrichten, daß also nötig, dem Bergmeister außführliche Instruction zu fertigen, und deme nachzuleben ernstlich anzudeuten.

Es haben auch lezlichen die Arbeiter, alß Einwohner und Gewercken sich beschweret, daß ob Sie Zwar Eisenstein erbrechen und erbaueten, doch solcher von Ihnen nicht abgenommen, sondern von Hammermeistern abgedrückt werden wolte, auch voriger Zeit nicht üblichen, daß die Hammermeister eigene Gebeude (= Gruben) wie iezo, sondern allerdiengs von ihnen (den Grubenbesitzern) sich deßen erholen müßen“ usw.

Diese „Unordnung“ macht sich auch in den Bergbüchern insofern geltend, daß wir selten einmal erfahren, welchen Namen eine wieder aufgenommene Grube früher besessen hatte. Bei Feststellung „altertümlicher Bergbaunamen“ bedarf es also gründlichsten Aktenstudiums und genauer Ortskenntnis!

Nun unsere Quellen! Die meisten unserer Flurnamen sind, wenn nichts anderes vermerkt, der sogenannten Meilenkarte entnommen. Von der 1795—1825 entstandenen Landesaufnahme existieren nur drei handgezeichnete Exemplare, je eins in Berlin, Dresden und in Freiberg. Wenn man diese zuverlässigen, sauber gezeichneten Karten mit ihrer Namensfülle durchsieht, und manchen klangvollen Flurnamen entdeckt, der heute in Vergessenheit geraten ist, möchte man mit dem 1287 gestorbenen Konrad dem Marner klagen: „Wä sint sie nü hin, die da wären in der alten zit?“ Die zweite Hauptquelle waren die Bergamtsakten Glashütte, Berggießhübel, Geising A I, 3, B II, A XIX, 32, 36, die der Ein-



fachheit halber im Artikel abgekürzt in Klammern beigelegt worden sind, ferner das Bernsteiner „Bergk Buch 4“ von 1609, das Sauensteinische-Neugeisinger „Lehn Buch 5 de Anno 1566“.

Alle Flurnamen zu deuten, ist ohne urkundliche Belege eine mißliche, ja gefährliche Sache, wir sind daher gewiß, daß Vermutungen später einmal berichtigt werden können<sup>1)</sup>. Wie man allgemein aus den überlieferten „Flurnamen“ mit Hilfe urkundlicher Quellen und sicherer Ortskenntnis eine lebendige Ortsgeschichte abfassen kann, hat Meiche für Sebnitz gezeigt. (Obersächsische Heimatstudien, Heft 3.)

Wenn man jetzt in Sachsen großzügige Organisationen ins Leben rufen will, um die prähistorischen Bodenschätze zu retten, ist es an der Zeit, hier auf das ebenso großzügig angelegte und noch lange nicht abgeschlossene sächsische „Flurnamensammelwerk“ hinzuweisen, das in Deutschland vorbildlich in seiner Art dasteht. Wer bei dieser „Heimatschutzarbeit“ mit helfen und Flurnamen mit sammeln will, wende sich an Herrn Dr. Beschorner, Direktor des Hauptstaatsarchivs, Dresden-N., Düppelstraße.

## Horei!

Zu dem Aufsatz Horei! Horei! in Heft 3/4, Seite 153, Bd. XVII, geht uns von Herrn Geh. Forstrat i. R. Wilhelm Commaßsch, Dresden, eine Mitteilung zu, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten. Herr Commaßsch schreibt:

Horei! Wie oft habe ich den Ruf in meiner Jugend gehört und auch selbst als Junge in ihn eingestimmt! Sein Sinn ist wohl „hol rein!“. Denn ursprünglich wurde er abends, nach Vorrichtung der Ställe für die Nacht, vom Gutshefenaus den Hüttejungen draußen zugerufen zum Zeichen, daß sie nun das Vieh eintreiben konnten. Die Jungen draußen auf den Bergen nahmen den Ruf auf, gaben ihn weiter und bald erscholl er nun wechselseitig weithin über Berg und Tal. Die Herden aber kannten seine Bedeutung genau: Ohne Peitsche und Antrieb sammelten sie sich von allein und liefen dem heimischen Stalle zu, wo reichliches Abendfutter und frische Streu ihrer warteten.

Eine treffende Geschichte hierzu erzählte mir einst ein alter Einwohner meines Heimatstädtchens Frauenstein: Es war in der Zeit der Napoleonischen Kriegszüge 1813. Eine französische Seitenkolonne hatte auf dem Marsche nach Frauenstein unterwegs im Dorfe Kleinbobrißsch eine auf den dortigen Talwiesen weidende Kuhherde zur Verproviantierung gewaltsam abgetrieben. Die Hüttejungen liefen schreiend, heulend, bittend hinterher, aber es half ihnen nichts. Da — kurz vor der Stadt — kam ihnen ein rettender Gedanke: Sie riefen laut Horei! Horei! Als die Kühe das hörten, machten sie sofort kehrt, rannten die sich ihnen entgegenstellenden Franzosen über den Haufen und eilten gestreckten Laufes den hohen, langen Berg wieder hinab, den heimatlichen Ställen zu. Die Hüttejungen machten sich flugs hinterdrein. Die Franzosen aber standen verdußt da und ließen sie laufen; den umständlichen Marsch und Auftrieb noch einmal zu machen, war ihnen zu beschwerlich.

## Heimat

Heimat, o Heimat,  
Wie bist du so schön!  
Heimat, ich mußte dich wiedersehn.

<sup>1)</sup> Dies trifft auch zu für die Artikel, in denen der Verfasser die Meilenblattflurnamen des östlichen Erzgebirges veröffentlicht hat: Rabenauer Anzeiger vom 23. März bis 13. April 1927; Müglitztal-Nachrichten, 20. April 1927; Anzeiger für Gottscheuba, 17. April 1927; Bote vom Geising (Beilage Nr. 9 und 10) 1927; Dippoldiswaldaer Tageblatt, 28. Juli und 4. August 1927; Weiserzeitung, Beilage 62, 75, 85 von 1927. Hierdurch sollten nur „Deutungsmöglichkeiten“ bekannt gemacht und bei den Lesern Interesse an der Flurnamenforschung geweckt werden.



Fern aus dem Norden kam ich nach Haus,  
Alles beim Alten; es steht noch das Haus,  
Wo ich die Jugend verträumte  
Und mich die Stille umsäumte.

Heimat, jetzt bin ich in deinen Mauern,  
Wenige Tage noch wird es dauern,  
Bis ich zurück muß ins wirbelnde Leben,  
Wo ich von Fremde und Fremden umgeben.

Doch diese Tage werden mir geben  
Frohe Erinnerung ins künftige Leben,  
Werden mir bringen zu alten Waffen  
Frischere Kraft zu rüstigem Schaffen.

Sehet die Berge mit Tälern und Klüften,  
Wäldern und Strömen in rauheren Lüften,  
Sehet die Städte, ob groß oder klein  
Schauen vertraut in das Bild hinein.

Und auch die Menschen voll Hilfe und Rat:  
's ist noch die alte sächsische Art.  
Nichts ist geändert, alles ist gut,  
Noch schlägt das richtige Sachsenblut.

Sachsenland, Heimatland, sei mir begrüßt  
Dir bin ich ergeben mit Herz und Hand.

Paul Schumann †.

### Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde\*)

steht zu Sachsen in einem ganz besonderen Verhältnis: vor 24 Jahren ist er hier im benachbarten Leipzig geboren und aus der Taufe gehoben und die Anregung zu seiner Gründung haben der Leipziger Professor Eugen Mogk, der jetzt noch trotz hohen Alters in erfreulicher Frische an unsern Arbeiten teilnimmt, und der leider zu früh verstorbene Gießener Professor Straß gegeben. Damals war es nur ein kleines Häuflein von 14 Mitgliedern, das sich zunächst zusammensand, und auch manche dem Plane Wohlgesinnte mögen sich wohl ängstlich die Frage vorgelegt haben: „was mag aus dem Kindlein werden?“.

Bis zu jenem Zeitpunkte hatte die Volkskunde nur in besonderen Sektionen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner eine wissenschaftliche Vertretung gehabt. Aber je mehr sich die volkskundliche Forschung entwickelte und das Interesse an ihr in weiten Kreisen zunahm, desto notwendiger wurde es, daß sie selbständig ihre eigenen Wege ging. Die Arbeit ließ sich im Zu-

\*) Ansprache des Vorsitzenden des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, Prof. Dr. John Meier, Freiburg i. Br., bei der Eröffnung zur Tagung Dresden 1928.



sammenhänge mit anders gearteten Interessen kaum so fruchtbar gestalten, wie die Sache es erforderte. Diese Erkenntnis hat auch die Gründer des Verbandes damals zu ihrem Vorgehen bewogen.

Eine Abspaltung, wie sie hier auftritt, ist in der Geschichte der Wissenschaften ein oft wiederholtes Ereignis: mit der Spezialisierung und Intensivierung der einzelnen Fächer entwickeln sich neue Wissenschaften zur Selbstständigkeit und lösen sich von dem mütterlichen Schoß, dem sie lange angehörten. So haben sich etwa Kunstgeschichte und Wirtschaftshistorie von der Geschichte und den geschichtlichen Vereinen, die sie einst gepflegt haben, getrennt; so ist auch die Volkskunde der ausschließlichen Pflege der geschichtlichen Vereine und der germanistischen Philologen entwachsen und sucht heute selbständig vorzugehen, wengleich wir zu unserer Freude eine größere Anzahl historischer Vereine und Museen, wie die germanistischen Seminare der Universitäten und die Pädagogischen Akademien als wertvolle Mitarbeiter in unserm Verbands haben.

Jetzt stellt sich nun das einstige Kind wieder am Ausgang des Jünglingsalters mit 24 Jahren in Sachsen ein, und es hat sich in der Zwischenzeit äußerlich kräftig entwickelt: statt der 14 Mitglieder besitzt der Verband heute 135, und viele der Vereine, die dem Verbands angehören, zählen ihrerseits die Mitglieder nach Zehntausenden, so daß die Wirkung, die der Verband ausstrahlen vermag, nicht gering ist.

Dieses äußere Wachstum hat aber nur dann einen wirklichen Wert, wenn ein inneres Wachsen damit verbunden ist, wenn das Zusammenführen von verschiedensten und verschiedenartigen Vereinen und Anstalten zu einer Einheit die Wirkung hat, daß diese so entstandene Neubildung durch die Konzentration aller einzelnen Kräfte Aufgaben löst und Werte schafft, die nur von der Gesamtheit, nicht aber von dem einzelnen Verein oder der einzelnen Anstalt geschaffen werden können. Wir hoffen, daß eine auf dieser Grundlage vorgenommene Prüfung die Existenzberechtigung und den Lebenswert unseres Verbandes bejahen wird.

Als Beispiele für das bisher durch eine derartige Gemeinschaftsarbeit Erreichte darf ich auf unsere Sammlung des deutschen Volksliedes auf dem gesamten deutschen Kulturboden hinweisen, ein Unternehmen, das erst eine wirkliche Geschichte und Biologie des deutschen Volksliedes ermöglichen wird, und kann von begonnenen Arbeiten eine Geschichte der deutschen Volkstrachten nennen, die wegen des immer schneller erfolgenden Unterganges des Materials außerordentlich dringlich ist und, wenn sie nicht bald ins Werk gesetzt wird, überhaupt nicht mehr geschaffen werden kann.

Aber wir treiben die Wissenschaft nicht nur um der Wissenschaft willen, wir wollen zugleich die in wissenschaftlicher Forschung und auf wissenschaftlichem Boden gewonnenen Ergebnisse auch für das Leben fruchtbar machen, denn es ist unsere feste und unumstößliche Überzeugung, daß diese Ergebnisse für die Pflege und Entwicklung unseres Volkstums eine schlechthin notwendige Voraussetzung sind.



Wenn wir unser Volk verstehen, wenn wir es richtig leiten, wenn wir ihm seine geistige Gesundheit erhalten und seine besondere Eigenart bewahren wollen, so müssen wir sein inneres Wesen, sein Glauben, Fühlen und Meinen, wie es sich in seinen Anschauungen, in Sitte und Brauch, in Lied und Sprichwort, in Märchen und Sagen kund gibt, verstehen, müssen vor allem den Boden kennen, aus dem ihm sein Gefühls- und Geistesleben erwachsen ist. Wie der Arzt nicht helfen kann, wenn er nicht den geistigen und körperlichen Organismus des Kranken kennt, wie dem Erzieher die geistige Persönlichkeit und innere Anlage des zu Erziehenden deutlich sein muß, um zu wissen, wie und wo er mit seiner Einwirkung einzusetzen hat, so ist es auch bei dem gesamten Volke. Anders stellt sich hier die bodenständige Bevölkerung des Landes, anders stellen sich die Arbeitermassen der großen Städte ein. Bringen die Führer des Volkes, die Geistlichen und Lehrer, die Verwaltungsbeamten und Richter, die Ärzte und manche andere Berufe nicht diese Kenntnis von dem inneren Wesen des Volkes in seinen verschiedenen Schichten mit, so müssen sie in ihrem Wirken bei allem guten Willen versagen.

Diese Kenntnis nun vermag ihnen die Volkskunde zu vermitteln, und die Ergebnisse der neuen Wissenschaft können in ihrer Anwendung auf das Leben Großes leisten. Erfreulicherweise greift die Anschauung von der Berechtigung des oben Gesagten mehr und mehr um sich, und weite Kreise unseres Volkes, wie die Regierungen ziehen aus diesen Einsichten die entsprechende Folgerung und suchen auf den Hochschulen und Lehrerbildungsanstalten, wie den verschiedenen Arten der Schulen den so bitter notwendigen Erwerb dieser Kenntnisse für die zukünftigen Führer des Volkes durch geeignete Unterweisung zu ermöglichen.

Immer wieder auch ertönt von den verschiedensten Seiten die leider zu berechtigte Klage, daß unser Volk in Schichten auseinander falle, die bei allem guten Willen sich nicht verstehen, und daß infolgedessen oft nur aus diesem Mangel an Verständnis es zu Uneinigkeit und Kampf komme. Auch hier kann die Volkskunde helfend eintreten, ein inneres Würdigen und Verstehen der Anschauung des andern schaffen und so das Getrennte zu innerer Einheit verbinden.

Endlich aber kann die deutsche Volkskunde Besonderes leisten bei der Erhaltung deutschen Volkstums im Auslande, wo es als Minderheit in nicht-deutschem Staate lebt. Diese abgespaltenen Splitter, die dem deutschen Staatsstum verloren sind, dürfen nicht auch dem deutschen Volkstum verloren gehen. So gilt es, diesen Volksteilen die einstige Herkunft und den noch bestehenden Zusammenhang mit dem deutschen Muttervolke lebendig und überzeugend zum Bewußtsein zu bringen. Wie kann das aber wirksamer und schlagender geschehen, als wenn man ihnen etwa zeigt, wie die gleiche mundartliche Sprache in Formen und Worten ihnen und der einstigen Heimat eignet, wie die Lieder und Reime ihrer Kinder den Sang der deutschen Heimat wiedertönen und wie Sitte und Brauch von ihnen in der Fremde in gleicher Weise geübt werden wie auf dem Heimatboden durch die früheren Volksgenossen.



Allen diesen eben dargelegten Zwecken will auch das Werk in hervorragender Weise dienen, von dem ich zu meiner Freude heute hier zum ersten Male der Öffentlichkeit Kunde geben darf, der Atlas der deutschen Volkskunde. Hinter dem schlichten, nüchternen, nicht gerade werbenden Namen verbirgt sich ein Werk weitesten Ausmaßes und höchster Bedeutung. Es handelt sich um eine große, umfassende Bestandsaufnahme dessen, was das deutsche Volk, einerlei, in welchem Staatszusammenhange es steht, noch heute an volkskundlichem Gut sein eigen nennt: der Besitz der Gegenwart an geistigen und gegenständlichen volkskundlichen Erscheinungen, wie einerseits Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube, Märchen und Sagen, Lieder und Spiele und andererseits Hausform, Tracht, landwirtschaftliche Geräte und vieles anderes, soll mit Hilfe von Fragebogen und persönlichen Nachforschungen allüberall von Dorf zu Dorf aufgenommen werden. Dinge, wie etwa Form und Zusammensetzung des Brotes, die Art der Aufstellung des gemähten Getreides zum Trocknen, die Sitte, dem Toten in dem Brett, auf das er nach seinem letzten Kampf gelegt wurde, ein Erinnerungsmal zu setzen, die Feuer, wie sie noch in verschiedenen Gegenden zu einzelnen Jahreszeiten oder Gelegenheiten (etwa Ostern, Fastnacht) gebrannt werden, alles das soll gesammelt und in seiner Verteilung und Verbreitung kartographisch dargestellt werden. Ein kurzer begleitender Kommentar wird Herkunft und Werden der Erscheinungen nach Möglichkeit vorläufig andeuten, während lose sich anschließende Einzeluntersuchungen diese Fragen genauer und endgültig beantworten werden.

So wird die Aufnahme des geistigen und gegenständlichen volkskundlichen Gutes uns ein genaues Bild der deutschen Kulturgemeinschaft bis in die Einzelheiten hinein geben können. Es wird uns so das geistige Gesicht unseres Volkes gezeichnet werden, wie es uns in dieser Schärfe und eindringlichen Tiefe auf andere Weise nie zu gewinnen möglich wäre. Wir erhalten einen Einblick in die Weltanschauung unseres Volkes, die uns vielfach so dunkel ist. Wir sehen, wie in eigenartiger und weitgehender Weise Kirchenglaube und Volksglaube nebeneinander hergehen und sich beeinflussen haben, wie vielfach und wie merkwürdig sich in den Volksanschauungen noch heute zerflattertes Heidentum und Reste weit älterer Kulturperioden erhalten haben, wie starke Überbleibsel alter Gemeinschaftskultur sich noch jetzt bei ihm finden und wie das Verhältnis von früherem Eigentum der Oberschichten zu altem Eigenbesitz sich bei ihm darstellt.

Aber noch weiter gehend wird auch durch diese Forschungen Licht geworfen auf geschichtliche Vorgänge, die weit über unsere Überlieferung hinausgehen und die sonst kaum festzustellen sind: Fragen der Besiedlung des deutschen Kulturgebietes in ältester Zeit wie in der Periode der Kolonisation, Fragen der Stammeszugehörigkeit der Bewohner, wie das Problem einer Bildung geschlossener Stammeseinheiten. Ja selbst allgemeine Kontraversen wie die oft aufgeworfene Frage nach dem Kräfteverhältnis der Einwirkungen von Abstammung, landschaftlicher Umwelt, kulturellen Beziehungen und wirtschaft-



lichen Lebensbedingungen auf Charakter und Art eines Volksstammes werden hier vielleicht einer Lösung näher gebracht werden können.

Bereits diese kurzen Andeutungen geben einen Begriff von der Größe und weitreichenden Bedeutung des Atlas der Volkskunde, und mehr noch werden Sie durch die nachfolgenden eingehenden Ausführungen meines Kollegen, des Herrn Professor Dr. Hübner, hierüber belehrt werden.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Forschung schon länger die Forderung eines derartigen Werkes aufgestellt hat. Insbesondere ist es neben Eugen Mogk der Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover, Dr. P e ß l e r, gewesen, der seit mehr als 20 Jahren die Notwendigkeit einer volkskundlichen Sammlung größten Ausmaßes und ihrer Darstellung in kartographischer Form verfochten hat und der dadurch seinen Worten größeren Nachdruck zu geben wußte, daß er zugleich an zahlreichen Beispielen zeigte, zu welcher reichen Ergebnissen diese Methode zu führen vermöge. Den Anregungen Peßlers gesellten sich ähnliche Bestrebungen von verschiedenen Seiten. Einen vorläufigen Abschluß fanden sie in der Entschliebung des Verbandes auf seiner vorjährigen Tagung in Freiburg i. Br., die dahin ging, dieses Werk von sich aus zu unternehmen und mit allen Kräften zu fördern. Zunächst sollten genaue Vorarbeiten die Aufstellung eines eingehenden Arbeitsplanes und Kostenüberschlages ermöglichen, auf Grund deren man die Hilfe staatlicher Stellen erbitten wollte. Auf diesen Beratungen zeigte es sich aber bald, daß die finanziellen Anforderungen, die das Unternehmen stellte, derartig groß waren und selbst schon die Vorarbeiten so starke Mittel erforderten, daß eine private Organisation die Aufgabe von sich aus kaum übernehmen konnte.

Da hat nun der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Staatsminister Dr. S c h m i d t - O t t, als er von dem Plane Kenntnis bekam, durch sein Eingreifen die Durchführung des Unternehmens ermöglicht. Mit raschem und scharfem Blick hat er sofort die große wissenschaftliche und nationale Bedeutung des Werkes erkannt und ohne Zögern den verantwortungsvollen Entschluß gefaßt, die großen Mittel, den bedeutenden Einfluß und die weitgehende Organisationserfahrung der Notgemeinschaft für das Werk einzusetzen und es in den Kreis der Gemeinschaftsarbeiten der Notgemeinschaft aufzunehmen. Dieser Entschluß sichert ihm nicht nur den Dank der Wissenschaft, sondern bei der Eigenart und der weitgehenden allgemeinen Wirkung dieses nationalen Unternehmens auch den des ganzen Volkes. Es ist mir nicht nur eine gern geübte Pflicht, sondern ein wirkliches Herzensbedürfnis, diesem Danke an seine Exzellenz Schmidt-Ott auch hier an dieser Stelle wärmsten Ausdruck zu geben.

Wenngleich so die Beschaffung der sehr bedeutenden finanziellen Mittel gesichert ist, sind andererseits die sachlichen Schwierigkeiten des Unternehmens durch die Art der Arbeit und den Umfang des Forschungsgebietes außerordentlich große. Das Seitenstück zu dem Volkskundeatlas, der Sprachatlas des Deutschen Reiches in Marburg, der die kartographische Darstellung der lebenden Mundarten bringt, umfaßt einmal nur das Deutsche Reich und



Luxemburg, und weiter ist auch die Gewinnung und Verarbeitung des Materials hier wesentlich einfacher und leichter. Wir sind uns bewußt, daß für unser Werk wohl das faustische Wort gilt: „Hier wird sich manches Rätsel lösen“, daß wir aber andererseits sehr oft mit dem mephistophelischen Einwurf zu rechnen haben: „Und manches neue knüpft sich auch“. Wir vertrauen jedoch darauf, daß an den größeren Aufgaben die Wissenschaft erstarken und alle Schwierigkeiten schließlich bemeistern wird.

Allein unser Unternehmen ist nicht nur eine Angelegenheit fachlicher Wissenschaft. Es kann nur leben und gedeihen, wenn nicht einzelne Kreise, sondern die Gesamtheit des deutschen Volkes mitarbeitet. Wir sind sicher, daß die Regierungen des Reiches und der Länder wie die großen Körperschaften der Selbstverwaltung in einsichtiger Erkenntnis der Bedeutung des Werkes diesem nationalen Unternehmen nicht nur ihre Sympathie schenken, sondern es auch mit ihrem Einfluß und ihren finanziellen Mitteln unterstützen werden. Aber so hoch wir diese wohlwollende Gesinnung auch einschätzen, so steht und fällt doch unser Unternehmen mit der Teilnahme unseres gesamten Volkes. Alle, alle, groß und klein, Frauen und Männer, Gebildete und Ungebildete, die Beamten, Pfarrer und Lehrer, die Bauern und Arbeiter, alle können mithelfen und müssen mithelfen, soll das Werk gelingen. Nur wenn alle Volksgenossen miteinander wetteifern, in langer mühevoller und doch froher Arbeit Stein für Stein herbeizutragen, kann der hohe und mächtige Bau errichtet werden, groß in seiner Idee, umfassend und gewaltig in seinen Maßen, weitgreifend und tief in seiner Auswirkung, ein Werk, würdig des deutschen Volkes, aus dem heraus es entstanden ist und dem es gehört.

## Räubergeschichten!

Don Gerhard Platz, Weißer Hirsch

Acht Tage Urlaub in der Tasche, und ein Herbst rings im Lande voll Feuersglut in Hölzern und Gärten — wer mag mir's verdenken, daß ich hochgemut im Bahnwagen saß, der mich hinaufbringen sollte in die blauen Wälder des Erzgebirges, in einen so weltabgeschiedenen, einsamen Winkel, wie man ihrer nicht gar zu viele mehr findet. Bis zum Knotenpunkt der Hauptlinie mit der Zweigbahn ging auch alles famos. Aber da gab's eine unliebsame Überraschung. Das Schmalspurbähnle war nicht „angetreten“ auf dem Bahnhof. Drei Kilometer oberhalb waren ihm zwei hochbeladene Hauptbahnwagen voller Gebirgshheu von den Rollböcken gekippt — vor drei Stunden wäre das Gleis nicht wieder benutzbar, versicherte der Herr Stationsvorsteher. Eine schöne Geschichte! Jetzt war es Mittag, und um sechs Uhr spätestens mußte ich im Eulenhölz droben auf das Rudel Rotwild ansitzen, das jetzt allabendlich dort heraustrat, wie mir mein Jagdfreund geschrieben. Was tun? Bis zum Freiwerden der Strecke warten, tief in der Nacht oben ankommen und einen ganzen Urlaubstag ohne Weidwerk hinabsinken lassen, das wäre noch



schöner gewesen! — Kurz entschlossen hing ich Rucksack, Mantel und Gewehr um. Ein Fußmarsch von fünf bis sechs Stunden bedeutete damals nicht allzuviel für mich. Ich machte mich auf die Strümpfe! Und es ging gut, wurde sogar eine ganz famose, stille Wanderung über das herbstklare Gebirge, durch Schollengeruch, Waldeshauch und Kartoffelfeuerduft, umklungen und umweht vom Horeigesang der Kuhhirten nah und fern. Ein Viertel vor sechs Uhr saß ich richtig auf meiner Leiter und hatte reichlich noch Zeit, mich dort oben, hoch über dem Erdboden, vom Bergwind trocken wehen zu lassen. Ein Wiesel fuhr durch die Himbeerstauden zu meinen Füßen; eine Viertelstunde später schob sich ein alter Hase den Grasweg entlang, und kurz vor Schwinden des Büchsenlichts knackte es im Weichholzausschlag — das Hochwild war da. Ein graubraunes Stück stand auf der Lücke; leicht hätt' ich es schießen können, aber das Tier war nicht allein. Deutlich hörte ich es neben ihm herumtreten, wahrscheinlich das Kalb. Und ein Kälberstück schießen? Nicht um die Welt wollte ich das. Das Büchsenlicht schwand mit Macht, heraus kam das Wild nicht, und fünf Minuten später flüsterte mir ein hämisch kicherndes Teufelchen ins Ohr: „Deswegen hättest du nicht deinen Gewaltmarsch unternehmen brauchen“. Doch gleich bracht' ich den Burschen auf den Schwung. War das nichts, der Nachmittag in der Bergfreiheit; die halbe Stunde jetzt im dämmernden Holz; die Spannung, Erwartung — die ehrliche Entsagung? Macht denn der Schuß allein den Jäger aus? — — — Ganz zufrieden baumte ich ab.

Der Weg freilich in die einsame Mühle, die Behausung meines Jagdfreundes, den ich nun antreten mußte, war doch nicht zu anmutig. Eine Stunde lang durch finstern Wald, der die Niederschläge der letzten Wochen wie ein Schwamm aufgesogen hatte, hoch auf holprigem Pfad über dem Bergflüßchen ging es hin. Dumpf und modrig roch es — die Nachwirkung der starken Marschleistung kam nun doch; ich fühlte mich unbehaglich. Dazu auf einmal das unklare Gefühl, nicht allein zu sein im nächtlichen Forst. Und wirklich, bei der nächsten Wegebiegung hatte ich den Beweis. Ein Hauch Pfeisendampf wehte über den Pfad. Bodenständiger Feld-, Wald- und Wiesentabak; böhmischer Kommißkanaster richtiger. Ein Mann ging also vor mir — fein! In Gesellschaft geht es sich heute abend sicher besser. Ich strengte meine steif gewordenen Beine an, den Vordermann zu erreichen, zuletzt trabte ich förmlich — eingeholt habe ich niemanden. Aber der Tabakrauch war da und blieb da, immer wieder machte er sich bemerkbar. Verdrießlich blieb ich stehen, lief dann plötzlich eine Strecke zurück. Ging der Raucher vielleicht hinter mir? Auch das war nicht der Fall. Unbehaglich gestimmt nahm ich die Büchse unter den Arm, warum eigentlich, wußte ich selbst nicht so recht. Dann blieb ich stehen und schickte ein hallendes „Wer da“ in die lastende Finsternis. Ein schwerer Dogel prasselte aus den Wipfeln über mir ab, das war die einzige Antwort. Nichts zu hören sonst als das Poltern des Flüßchens. — Richtig warm war mir's unter dem Hutband geworden, und wie sich nun die Bäume lichteten, blieb ich aufatmend stehen. Es war mir gar nicht so unlieb, aus dem Walde heraus zu sein. Der frische Wind, der über die Kuppe wehte, brachte meine



Nerven bald wieder in Ordnung; ich fing jetzt sogar an, mich über mich selbst zu ärgern.

Eine Viertelstunde später saß ich im Hinterstübchen der Mühle bei meinem Freunde, der mich einigermaßen überrascht hatte auftauchen sehen. Wie schmeckte nun das Abendbrot. Kurz wurde die Wurst, schmal der Käse und niedrig der „Pegelstand“ in der Flasche guten böhmischen Rotweins, der auf der schankberechtigten Mühle immer zu finden war. Es wurde ein recht gemütlicher Abend. Die Fichtenschwarten aus der Sägemühle, mit denen der breite Ofen immer geheizt wurde, verbreiteten eine wahre Knallhitze, von innen heizte der Wein — behaglich floß die Unterhaltung dahin. Natürlich rückte ich mit meinem Erlebnis im Walde heraus. Einen Augenblick stutzte der Müller, dann brach er in ein vergnügtes Gelächter aus: „Der Pascherwenzel ist es gewesen, meinen Kopf geb' ich drum. Der geht des Nachts immer den Kalkweg entlang mit seinen Packen zur Grenze hinauf. Sie sind den Mittelweg gekommen, immer dreißig Meter unter dem Kalkweg hin. Sie kennen das noch nicht so genau; und daß Sie nichts gehört haben, wundert mich nicht. Der Wenzel tritt leise auf bei seinen Gängen“.

Ein wenig verduzt nehme ich des Rätsels Lösung entgegen. Da springt mir der Müller gutmütig bei. „Na, wissen Sie, es ist das 'ne närrische Sache, so allein in der Nacht. Ich weiß das von der Zeit her, da ich als junger Kerl auf der Walze war. Da hatt' ich mich eines Abends in eine Strohseime eingeschoben mitten auf freiem Felde. Schlafen wollte ich da, wie in Abrahams Schoß. Aber viel wurde nicht aus dem Schlaf. Es knisterte so unheimlich in meinem Logis, es rauschte dicht neben mir und manchmal klang's, als wenn eine arme Seele so recht ängstlich stöhnte. Hatte ich eine Furcht! Wie das erste Morgenlicht aufkam, steckte ich den Kopf aus der Seime und wollte davon. Aber schau einmal — ganz dicht bei meiner Haustür guckte ein schwarzer Kopf durch das Stroh hinaus in die Welt. ‚Schönen guten Morjen, Herr Nachbar,‘ rief es, ‚gut jeschlafen heut Nacht?‘ Ein zweiter Toppelkunde war's, der hier Unterstand genommen und mit seinem Schnarchen mich in tausend Ängste versetzt hatte.“

Es läßt sich nicht leugnen, wir zwei einsamen Zecher waren auf einmal sehr auf Romantik eingestellt. Ganz wie von selbst machte sich's, daß denn auch bald alle jene Gestalten schemenhaft durch den Tabaksqualm unseres Stübchens zogen, die in vergangenen Zeiten als kühne Räubersleute und Wildschützen die Bewohner unsres Gebirges in Atem gehalten hatten. Der brave Stülpner, der Räuber Karasek, der ungemütliche Lips Tullian mit seinem Spießgesellen, dem „Juden mit dem Grindkopf“, alle mußten sie antreten. Famos gruselig wurde es, und lange hockten wir beieinander. Aber eines hat mir seitdem immer leid getan, daß ich damals nicht mehr dazukam, meinem Freund die Geschichte von der Räuberbande zu Kühnhaide zu erzählen. Auch später konnte ich sie ihm nicht mehr versetzen. Er ist bald darauf gestorben, und seitdem suche ich jemanden, dem ich die Sache vortragen kann, wie sie sich wahrheitsgemäß dereinst in der Erzgebirgsheimat zugetragen hat. Du, lieber Leser, der du mir



bis hierher geduldig gefolgt bist, scheinst der richtige Mann dazu zu sein. So stopf' deine Pfeife und hör' mir zu!

Das achtzehnte Jahrhundert war nicht nur das Zeitalter der Aufklärung, der großen Denker und Geistesführer, es war nicht minder das Säkulum der großen Hochstapler, Gauner und Räuber. Trieben es die beiden ersten der eben genannten Kategorien mehr oder minder elegant, etwa nach dem jetzt beliebten Motto: „Übt meinetwegen höheren Schwindel, er ist Beruf, er ist Natur! Doch übt ihn nobel, liebe Kinder, mit Feinheit und mit Politur“, so lag bei der zuletzt genannten „Berufsart“ das Hauptgewicht naturgemäß mehr auf der Betätigung der Faust. Und wie gingen die Horden vor, die sich besonders in Kursachsen kurz vor dem Siebenjährigen Kriege in erschreckender Zahl und Dreistigkeit herumtrieben! Fast wöchentlich liefen in Dresden bei der Regierung Meldungen von grauenhaften Mordtaten, Überfällen, Plünderungen ein. Oft waren sämtliche Bewohner solch überfallenen Gehöftes ermordet worden; anderswo gräßliche Verstümmelungen und Mißhandlungen vorgekommen. Namentlich im Erzgebirge kam die geängstigte Bevölkerung nicht zur Ruhe. Selbst eine große Expedition, die der Amtmann von Meißen, Kammerrat Weise, an der Spitze von vielen Soldaten leitete, und die das ganze Gebirge durchzog, blieb erfolglos. Nicht das geringste war zu entdecken; die dortige Bande war vorzüglich organisiert und unterrichtet. Kaum aber waren die Soldaten wieder abgezogen, so begannen die Räubereien von neuem. In Dresden fing man an, wirklich nervös zu werden. Da versuchte man ein letztes Mittel. Mit großer offener Machtentfaltung war man nicht zum Ziel gekommen; vielleicht ging es auf entgegengesetzte Weise. Den Mann dafür glaubte man jetzt gefunden zu haben. Ein kurfürstlicher Beamter, namens Zahn, der schon Beweise seiner Klugheit und Entschlossenheit gegeben hatte, ward mit der Durchführung des Planes betraut. Der Premierminister Graf Brühl selbst ließ diesen Mann zu sich kommen und entwickelte ihm seine Ansicht. Ja, war es denn überhaupt ein Plan? „Alles ausbieten, um die Räuber zu entdecken. Uneingeschränkte Benutzungsmöglichkeiten der Unterbehörden und militärischen Dienststellen. Sehr hohe Gnadenversicherungen, wenn alles gut ging; dreihundert Taler Dorschuß und zwei Landknechte als Begleiter“ — das war Generalidee und Dollzugsplan, so man dem neu ernannten Kommissarius in jener Konferenz vorlegte! — Im Januar 1755 machte sich Zahn auf. Er war sich klar, daß er schon einfachere Aufträge bekommen hatte.

Der Versuch, durch eine Unterredung mit den im Zuchthause zu Waldheim und in anderen Gefängnissen untergebrachten Sträflingen irgendeinen Anhaltspunkt zu gewinnen, scheiterte gänzlich. Auf darum ins Gebirge! Bei tiefem Schnee und großer Kälte kam er in Marienberg an. Schreckliche Nachrichten von neuen Raubüberfällen wurden ihm hier unterbreitet, gräßlich verstümmelte Opfer der Bande ihm vorgeführt. Aber so genau und lange er sich auch, halb krank vor Kälte, im ganzen Amte Wolkenstein umsah, nichts ließ sich finden. Endlich erfuhr er, daß im Dorfe Kühnhaide zwei Schwestern wohnen sollten, die sich vom Trödel nährten. Mit einem starken Milizaufgebot und



mit der gesamten Jägerei traf Zahn in Kühnhaide ein. Es lag ihm diesmal daran, durch eine gewisse Machtentfaltung Eindruck auf etwaige schuldbewußte Gemüter zu machen. Belastendes ergab auch die Haussuchung bei den Schwestern nicht. Immerhin wurde die eine der beiden arretiert und mit dem Milizaufgebote nach Marienberg dirigiert. Zahn und der Oberförster des Bezirks aber beschloßen, die Nacht auf dem Zollhaus Reizenhain, dicht an der Landesgrenze gelegen, zu verbringen. — Hier endlich trat ganz unerwartet die Wendung ein, die zum Erfolg führen sollte. In der Nacht klopfte es an die Thür des Zollhauses. Die Schwester der abgeführten Trödlerin stand draußen, ein Weib mit gemeinen Gesichtszügen, das aber offenbar in starker seelischer Erregung war. Inständig bat sie, man möge die Schwester der Haft entledigen. Zahn ließ das Frauenzimmer eintreten und nahm sie sich vor. Groß muß der Eindruck seiner Persönlichkeit gewesen sein; ohne sie durch Drohungen einzuschüchtern, brachte er die Frau — fast zu seiner eigenen Überraschung — dahin, daß sie einlenkte, Reue zeigte und sich verpflichtete, noch in dieser Nacht den Hauptmann der Bande herbeizubringen. Dieser wäre des Sündenlebens sowieso müde, und wenn der Herr Kommissar ihm verspräche, die Todesstrafe von ihm abzuwenden, so würde er bereit sein, seine fünfzig Spießgesellen zu verraten! Der Beamte gestand das zu; vorausgesetzt, daß der Anführer nicht selbst Menschenleben auf dem Gewissen hätte. Nein, das wäre bei ihm nicht der Fall, das wüßte sie bestimmt — und fort eilte die Trödlerin. In ein paar Stunden würde sie mit dem Mann da sein.

Nachdenklich blieb der Kommissar zurück. Nach der ersten freudigen Aufwallung kam ihm jetzt erst in das Bewußtsein, daß er sich mit seinem Begleiter, dem Oberförster, in einer recht bedenklichen Lage befand. Das Zollhaus lag einsam dicht am Walde; zwei alte Einnehmer mit ihren Frauen bewohnten es — eine Besatzung, auf die man im Ernstfalle nicht sonderlich bauen konnte. Wie leicht konnte er in eine Falle gegangen sein. Die Räuber konnten in Menge hereinbrechen und bis der Morgen graute, waren die wenigen Zollhausbewohner wahrscheinlich lange schon stumm auf immer. — Horch, eine Extrapost klingelte unten vorbei. Von Komotau kam sie; nach Marienberg ging sie. In fliegender Hast warf Zahn eine Anweisung an den dortigen Kommandeur auf ein Blatt, in der um sofortige Absendung eines starken Detachements Musketiere gebeten wurde. Der Schwager versprach pünktliche Bestellung. — Aufatmend kehrte Zahn in das Haus zurück. Die Türen wurden schwer verammelt, die Waffen geladen. An dem Fenster der einen Hausseite hielt der Oberförster mit seiner Doppelbüchse, an der andern Front der Kommissar selber Wacht. Bleiern schlichen die Stunden dahin. Totenstill lag die Hochmoorlandschaft im weißen Winterkleid da; hohl pfiff der Wind um die Ecken. Kurz vor Mitternacht plötzlich ein Knirschen im Schnee; die beiden Wächter machten sich fertig. Aber nur zwei Gestalten kamen auf das Haus zu. Die Hehlerin und ein herkulisch gebauter Mann, den der Oberförster alsbald zu seiner Überraschung als den Fleischhauer Hähnel aus Rübenau erkannte. — Der Riese war total niedergebrosen! Noch einmal ließ er sich versichern, daß ihm die Todesstrafe



erlassen werden würde, dann gab er die Namen seiner Genossen zu Protokoll! Eine lange, lange Liste war es. Die Träger der Namen wohnten fast alle in Kühnhaide und Rübenu, aber auch im benachbarten Naßschung, auf böhmischer Seite hausten ihrer etliche. Mit der Zusicherung, morgen wiederzukommen und mehr Beweismaterial zu erbringen, verließ der Fleischhauer endlich das Zollhaus. — Nur wenige Stunden der Ruhe brachte der Rest der Nacht für Zahn. Um acht Uhr in der Frühe stand das Marienberger Kommando vor der Tür, und ohne Verzug begab man sich nach Kühnhaide. Gleich auf den ersten Anlauf gelang es, sich am Dorfeingang eines gewissen Freier mit seinen sechs starken Söhnen zu bemächtigen. Alle sieben waren Mitglieder der Bande. Nach ein paar Stunden hatte man in Kühnhaide allein zwanzig Raubgesellen fest. Der nächste Tag brachte in den umliegenden Dörfern die gleiche Anzahl hinzu. Nicht bloß besitzlose Tagelöhner und Herumstreicher waren unter der Bande. Der eine der Räuber war ein wohlhabender Müller, der andere ein Gastwirt. Geldgier und Habsucht hatte sie getrieben, Mitglieder der Horde zu werden. —

In gänzlich abgemattetem Zustand erschien der unermüdliche Beamte wieder in Dresden. Aber nur wenige Tage der Ruhe waren ihm hier vergönnt. Gleich nach Ostern erschien er wieder in Marienberg, um die Untersuchung durchzuführen. Zwei Monate dauerte das umfangreiche Werk. Aus allen Gefangenen brachte Zahn die Wahrheit heraus und befriedigt setzt er in seine Niederschrift: „dies alles ohne das abscheuliche Mittel zur Wahrheit, die Tortur, anwenden zu müssen“. Dann freilich trat der Nachrichter in Wirksamkeit. Im August fand die erste Exekution in Wolkenstein statt. Innerhalb einer Stunde wurden elf Räuber geköpft und ihre Körper aufs Rad gelegt. Im November geschah in Rübenu, in Komotau und Rotenhahn in Böhmen das gleiche, dann nochmals in Wolkenstein. Die Rechtspflege der Zeit kam hart und fürchterlich zur Entfaltung. Nur dem Anführer der Bande, Hähnel, ward bewiesener Reumütigkeit halber das Leben geschenkt. Freilich mußte auch er des Todes Dorschauer schmecken. „Zum Tode präpariert“ stand er bei der letzten Exekution unter den Delinquenten und erst im letzten Augenblick ward er herausgezogen, mit seiner ganzen Familie nach Waldheim gebracht und dort der Versorgung überwiesen. Die Trödlerin, deren Verhalten den Stein ins Rollen gebracht hatte, kam nicht zu der ersehnten Belohnung. Erst nach ihrem Tode ward ihren Erben eine Prämie von fünfzig Talern überwiesen. Auch der brave Kommissar scheint die in Aussicht gestellten hohen Gnadenbezeugungen nicht erhalten zu haben. Noch im Jahre 1767 ist die Rede von 3000 Talern Verlagsgeld, auf die er Anspruch erhoben hatte, und die ihm hoffentlich noch bei Lebzeiten zugestellt worden sind. Seine Treue und Aufopferungsfähigkeit verdient es jedenfalls, daß sein Name nicht vergessen werde in der Geschichte der Heimat, die er von solch furchtbarer Geißel befreite.

(Karl von Weber: „Aus vier Jahrhunderten“. Mitteilungen aus dem Hauptstaatsarchiv.)



## Ein Bundesgenosse aus der Technik\*)

Don Dr. H. Klose, Berlin

Es ist keine Frage, daß die Industrie nicht um einen Schritt zurückgedrängt werden soll, um wissenschaftliche Denkwürdigkeiten und Schönheiten der Natur zu bewahren. Wenn aber die Industrie den Weg fand, so groß zu werden, muß sie auch Mittel finden, allzu nachteilige Einwirkungen von der umgebenden Natur fernzuhalten.

Als H. Conwenß diese Sätze in seiner grundlegenden Denkschrift von 1914 veröffentlichte, dachte er kaum an die heute oft ungeheuerliche Verunstaltung der Landschaft durch die Hochspannungs-Überlandleitungen. Erst viel später, 1912 und 1914, hob er ihre Bedeutung für den Naturschutz hervor und wünschte ihren Ersatz durch unterirdische Kabel, wenn es sich um Landschaftsbilder von hervorragender Schönheit handele.

E. Gradmann bemerkte 1910 in einer verdienstvollen Schrift „Heimatschutz und Landschaftspflege“, daß wir an Drahtleitungen nachgerade gewöhnt wären. Er hatte dabei vornehmlich die Bahn und Weg begleitenden Pfosten und Drähte der Telegraphen- und Fernsprechleitungen im Sinne, die ja tatsächlich kaum noch vom Landschaftsbilde zu trennen sind. Als störend empfand er dagegen die hochmastigen Kraftleitungen.

Seitdem ist die Entwicklung mit geradezu unheimlicher Beschleunigung vor sich gegangen. Man muß nach Dörfern oder Gehöften, denen der elektrische Strom noch fehlt, oft lange suchen. Heutzutage weiß der Bauer ebenso wie seine Stallmagd den Vorteil der Lichtbirne und der maschinentreibenden Kraftquelle zu würdigen. Ein Naturschutz, der sich gegen diesen Fortschritt stemmen möchte, würde zum Kinderspott werden. Was uns übrigblieb, war die bescheidene Bitte, bei Linienführung und Baugestaltung einige Rücksicht auf das Landschaftsbild zu nehmen. Jeder auf dem Gebiet des Heimatschutzes und der Naturdenkmalpflege Tätige weiß aber zur Genüge, wie unendlich bescheiden unsere „Erfolge“ dabei waren. Welche Stelle erfuhr denn rechtzeitig von Plan und Bau? Doch höchstens in Ausnahmefällen! Für gewöhnlich war es so, daß erst dann Lärm geschlagen wurde, wenn das Unglück geschehen, die Masten errichtet und die Transformatorenhäuschen fertig waren. Dann zuckten alle verantwortlichen Stellen die Achseln, und der Naturdenkmalpfleger tat dergleichen und verleibte den Vorgang seiner Registratur ein. Und wenn es einmal anders kam, wenn rechtzeitig Alarm geschlagen war, dann spitzte sich die ganze Sache auf ein einfaches Rechenexempel zu: Die Elektrizitätswerke bewiesen, daß eine Kabelleitung um ein Mehrfaches teurer sei als die Hochleitung, und damit war die Angelegenheit natürlich erledigt. Denn Naturdenkmalpflege ist bekanntlich etwas sehr Schönes und Wertvolles, aber sie darf kein Geld kosten.

Bessere Erfolge konnte der Vogelschutz buchen. Seine Einwendungen richteten sich gegen einen Bestandteil jener Hochspannungsleitungen, eine Form

\*) Aus „Naturschutz“, Monatschrift für alle Freunde der deutschen Heimat Nr. 5/1928. Verlag von O. Neumann-Neudamm.



der „geerdeten Fangbügel“, deren Zweck es ist, eine gerissene Leitung sofort zu erden, um hierdurch eine Sicherung oder Ausschaltvorrichtung zur Wirkung zu bringen und Unglücksfälle unmöglich zu machen. Ein größerer Vogel, der sich auf eine Hörnersicherung setzte und mit den Flügeln die Leitung berührte, mußte Kurzschluß herbeiführen und kam selbstverständlich dabei um. Der Vogelschutz — führend hierbei war Ingenieur Hermann Hähnele, Stuttgart — protestierte nicht nur, sondern experimentierte und schlug dann Fangbügel vor, welche betriebstechnisch einwandfrei waren und die Gefährdung der Großvögel auf ein Minimum beschränkten. Hier konnte die Industrie folgen, denn dem etwas höheren Preise der neuen Vorrichtungen entsprach der Vorteil stärkerer Betriebssicherheit. Wäre dies nicht der Fall gewesen — wer weiß, ob wir nicht heute noch im Kampfe gegen die Hörnersicherungen ständen.

Um nun auf das Problem „Hochspannungsleitung und Landschaft“ zurückzukommen, so erschien vor etwa Jahresfrist in dem vom Bund Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern herausgegebenen „Schwäbischen Heimatbuche 1927“ hierzu ein sehr bemerkenswerter Beitrag unter der Überschrift „Die Verkabelung unserer Landschaft“. Sein Verfasser, Professor Dr. H. Schwenkel, Leiter der Staatlichen Stelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Stuttgart, gibt darin einen Überblick über alle in Betracht kommenden Störungen des Orts- und Landschaftsbildes und nimmt in sachlicher, verständnisvoller Weise dazu Stellung. Wer sich von Amts wegen oder als Naturfreund für diese Dinge interessiert und den Stand der Angelegenheit, wie er sich Ende 1926 darstellte, kennenzulernen wünscht, sollte sich den Sonderdruck der auch mit zahlreichen Bildern versehenen Arbeit von der genannten Stelle (Stuttgart, Neckarstraße 8) zusenden lassen.

Es ist natürlich unmöglich, den Inhalt der Schrift auch nur andeutungsweise wiederzugeben: lediglich die Frage der Überlandleitungen soll hier hervorgehoben werden. Schwenkel untersucht, welche ästhetischen Gesichtspunkte für die Leitungsführung im freien Gelände maßgebend sind, und gibt dazu eine Anzahl von Hinweisen, denen man im großen und ganzen beipflichten kann. Voraussetzung ist hierbei die Unvermeidlichkeit der Hochleitung, welche den Elektrizitätswerken dem Naturschutz gegenüber bisher die schlechthin überlegene Stellung gab. Was wir bis heute vermochten, war der Vorschlag kleiner Kompromisse, wie sie der Schwächere einem Starken macht. Kompromisse, deren Zustandekommen von der leider durchaus nicht selbstverständlichen Einsicht der Aufsichtsbehörden und von der Frage der Kosten abhängt. In gleicher Weise sind Masten und Umformerhäuschen unvermeidliche Übel, also bleibt nur übrig, in bezug auf Werkstoff und Gestaltung einige Winke zu geben, deren Befolgung wiederum eine Angelegenheit des Geldes sein muß. Bescheidenheit, ja Resignation, bezeichnen den Standpunkt des Naturschützers. — Wenn Schwenkel fordert, daß besonders schöne Landschaften, namentlich enge Täler, eigenartige Felsen, Wasserfälle, Naturdenkmäler und Naturschutzgebiete ganz von Leitungen verschont bleiben müssen, da sie den Naturgenuß beeinträchtigen, an die wirtschaftende Tätigkeit



des Menschen erinnern und darum das für unsere Zeit so nötige Gefühl der Weltferne und des Vergessens nicht aufkommen lassen, infolgedessen unter Umständen zum teureren Kabel gegriffen werden müsse, so vertritt er diesen be-

scheidenen Standpunkt nicht anders wie Conwenz, Gradmann u. a. Wer aber die Verhältnisse kennt, weiß, daß die Industrie weit davon entfernt war, unsere Forderungen als berechtigt anzuerkennen, und daß unsrerseits nichts anderes am Platze war als — Pessimismus.

Was wir durchsetzten, waren schließlich nur Kleinigkeiten; in der Hauptsache waren wir ohnmächtig.

Wir waren es bis heute; vielleicht sind wir es aber morgen nicht mehr! Denn dieselbe Industrie, welche seit Jahrzehnten durch ihre Überlandleitungen die heimatlichen Landschaften verunstaltet, schickt sich an, ihre Ziele auf eine Weise zu erreichen, welche wir noch vor wenigen Wochen uns nicht hätten träumen lassen. Aus der Industrie selbst scheint uns ein Bundesgenosse, entsprechend den zu Anfang angeführten Worten unseres Vorkämpfers Conwenz, zu erstehen.

Im Stromversorgungsgebiet Weißenfels — Zeiß (südwestlich von Leipzig, Reg.-Bez. Merseburg) arbeitet un-

unterbrochen seit mehr als vier Monaten eine Maschine, welche hoffentlich berufen ist, eine Umwälzung auf dem Gebiete der Stromzuführung zu bewirken. Erfinder ist Direktor Schramm vom Elektrizitätsverband Weißen-



Abb 1. Verlegung eines Hochspannungskabels



fels — Zeitz, während die Weserhütte A.-G. in Bad Oeynhausēn i. Westf. auf Grund langer Erfahrungen im Grabenbaggerbau das Kabelverlegungsgerät konstruierte\*).



Abb. 2. Der Grabenbagger von der Rückseite

Warum wurden bisher fast alle Hochspannungsleitungen als Freileitungen auf Masten verlegt? Sie verursachen an sich, je nach Größe und Lage, ganz bedeutende Unterhaltungskosten, weshalb schon oft die Forderung, auch von technisch-industrieller Seite, erhoben wurde, die Leitungen unter-

\*) Für ihre bereitwillige Auskunft und die freundliche Überlassung der Photographien bin ich der Weserhütte dankbar.



irdisch zu verlegen. Aber man scheute vor der Verkabelung von Leitungsnetzen zurück, weil die Kosten der Kabelverlegung, und besonders die der dazu nötigen Erdarbeiten, außerordentlich hoch sind. Das neue Gerät macht das Kabel nicht nur konkurrenzfähig, sondern oftmals ersichtlich überlegen.

Abbildung 1 zeigt das Gesamtgerät mit seinen vier Teilen. Links befindet sich (in Bewegung nach links) der Grabenbagger, welcher einen Graben von fünfundvierzig Zentimeter Breite und bis einen Meter sechzig Zentimeter Tiefe aushebt. Das herausbeförderte Erdreich gelangt auf den Transporteur und wandert entgegengesetzt der Fahrtrichtung (auf dem Bilde also nach rechts aufwärts) bis kurz vor den Kabelwagen, um über eine



Abb. 3. Der Kabelwagen

drehbare Endschurre in den Graben zurückzufallen. Der Kabelwagen wird vom Bagger mittels zweier Stahltrossen gezogen; er trägt die Kabeltrommel und hat außerdem die Aufgabe, das den Graben locker füllende Erdreich festzuwalzen und zu planieren. Der Zuführungsapparat leitet schließlich das von der Trommel ablaufende Kabel über Rollen bis kurz hinter den Bagger und verlegt es in den offenen Teil des Grabens.

Beide Fahrzeuge, der Grabenbagger wie der nachgezogene Kabelwagen, bewegen sich auf Raupenkettensystemen über jedes Gelände. Sämtliche Arbeitsvorgänge erfolgen automatisch. Als einzige Kraftquelle dient für alle Maschinen ein 45 PS-Dieselmotor.

Auf Abbildung 2 erblickt man die Rückseite des Grabenbaggers, dessen Eimer, nach unten geöffnet, sich in den Graben senken, um von dort mit Erd-



reich gefüllt in die Höhe zu steigen. Vor dem Bagger verschwindet das vom Zuführungsapparat (Rollen im oberen Teil des Bildes) hergeleitete Kabel im offenen Graben. Unterhalb der Rollen der Transporteur; links unter ihm seine Endschurre.

Abbildung 3 läßt den Kabelwagen erkennen. Vor ihm das lockere Erdreich des aufgefüllten Grabens; hinter ihm die planierte Fläche.

Abbildung 4 zeigt den hinteren Teil des Gerätes im Betrieb: rechts senkt sich das Kabel in die Tiefe des Grabens; in der Mitte fällt der ausgebagerte Boden durch die Endschurre hinab; im Hintergrunde nähert sich der Kabelwagen.

Je nach Bodenverhältnissen und äußeren Umständen werden stündlich 93 beziehungsweise 80 beziehungsweise 61 Meter Kabel fix und fertig verlegt. Das Personal besteht aus fünf Mann. Die Kosten für ein Kilometer maschinell verlegte Kabelstrecke betragen einschließlich der Amortisationskosten etwa dreihundert Reichsmark, während jedes Kilometer handverlegte Kabelstrecke eintausendacht hundert bis zweitausend Reichsmark kostet! „Wenn man

berücksichtigt, daß eine Freileitung eine Lebensdauer von etwa fünfzehn Jahren hat und jährlich Summen zur Instandhaltung verschlingt, während ein Kabel fünf und vierzig Jahre und mehr überdauert und nahezu keine Unterhaltungskosten verursacht, so liegt die ungeheure



Abb. 4. Kabelverlegung



technische und wirtschaftliche Bedeutung der Maschine zutage.“

Kein Wunder also, daß die neue Erfindung in allen beteiligten Kreisen außerordentliches Interesse und viel Bewunderung findet. Uns Heimat- und Naturschützern bedeutet sie eine starke Hoffnung. Nicht, daß in kurzer Frist alle störenden Hochleitungen verschwinden werden. Diese Entwicklung braucht Zeit, und für manche Teile der Heimat wird es vielleicht bei Hochleitungen bleiben, da nämlich, wo Felsboden das Baggern unmöglich macht. Aber außerhalb der Gebirge und besonders auf den diluvialen Böden wird es hoffentlich bald dazu kommen, daß alle neuen Netze nur als Kabel verlegt werden, soweit nicht sehr hohe Spannungen dies verbieten. Denn für über 100 000 Volt soll es, wie mir berichtet wurde, zur Zeit noch kein ausreichend betriebssicheres Kabel geben. Darum wird die neue Hochspannungsdoppelleitung, welche die Havel an landschaftlich hervorragender Stelle oberhalb Spandau überspannen soll, obgleich vierzehn Einsprüche dagegen vorliegen, leider noch gebaut werden. Auch werden unsere Bemühungen noch öfters daran scheitern, daß man die Verlegung an sich möglicher Kabel ablehnt, weil bei der Hochleitung die Möglichkeit bleibt, die Spannung in späteren Jahren etwa von 100 000 auf 200 000 Volt zu erhöhen oder noch darüber hinauszugehen. Aber für die niedriger gespannten Teile der Stromnetze kommt die Verkabelung in Frage, und das bedeutet schon einen gewaltigen Fortschritt. Schließlich geht man auch in zunehmendem Maße dazu über, die Fernsprechleitungen in Erdkabel zu verlegen.

Unsere Aufgabe muß es sein, die kommende Entwicklung im Auge zu behalten und unsern Einfluß auf Behörden und Öffentlichkeit geltend zu machen, damit man so bald als irgend möglich allgemein zur maschinellen Kabelverlegung übergeht. Vielleicht kann in einigen Monaten über die Erfindung und ihren Weg mehr berichtet werden.

## **Grobförniger und feinförniger Granit im Kirchberger Granitgebiet**

(Vom denkenden Erleben der Landschaft)

Don G e o r g E r z g r ä b e r , Kirchberg

Oberhalb Zwickaus mündet bei Wilkau der Rödelbach in die Mulde. Er hat seine Quelle am Kuhberge bei Schönheide und entwässert in der Hauptsache ein Gebiet, das der Geologe als den „Kirchberger Granitstock“ bezeichnet. Dieser Granit hängt sicher im Innern der Erde mit dem mächtigen Granitstock zusammen, der, bei Karlsbad beginnend, sich über den Kamm des Erzgebirges hinweg bis über Tibenstock hinauszieht.

Der Granit ist im Alttertum (Paläozoikum) der Erdgeschichte als glühende, breiige Masse heraufgequollen, hat aber die Oberfläche nicht erreicht, sondern ist



unter der Last der Schieferdecke, die zum Teil schon in der Urzeit entstanden war, erstarrt. Aber bereits zu Ende des Altertums der Erdgeschichte ist die Schieferdecke durch Verwitterung hinweggeräumt worden, und der Granit kam zu Tage.

War der Granit erst bloßgelegt, so schritt seine Verwitterung schneller vorwärts, als die des Schiefers, ein Becken wurde ausgeräumt, dessen Ränder von den härteren Kontaktschiefen gebildet werden, es entstand der Kirchberger Granitkessel, der sich ellipsenförmig im Süden bis zum Steinberg bei Rodewisch,

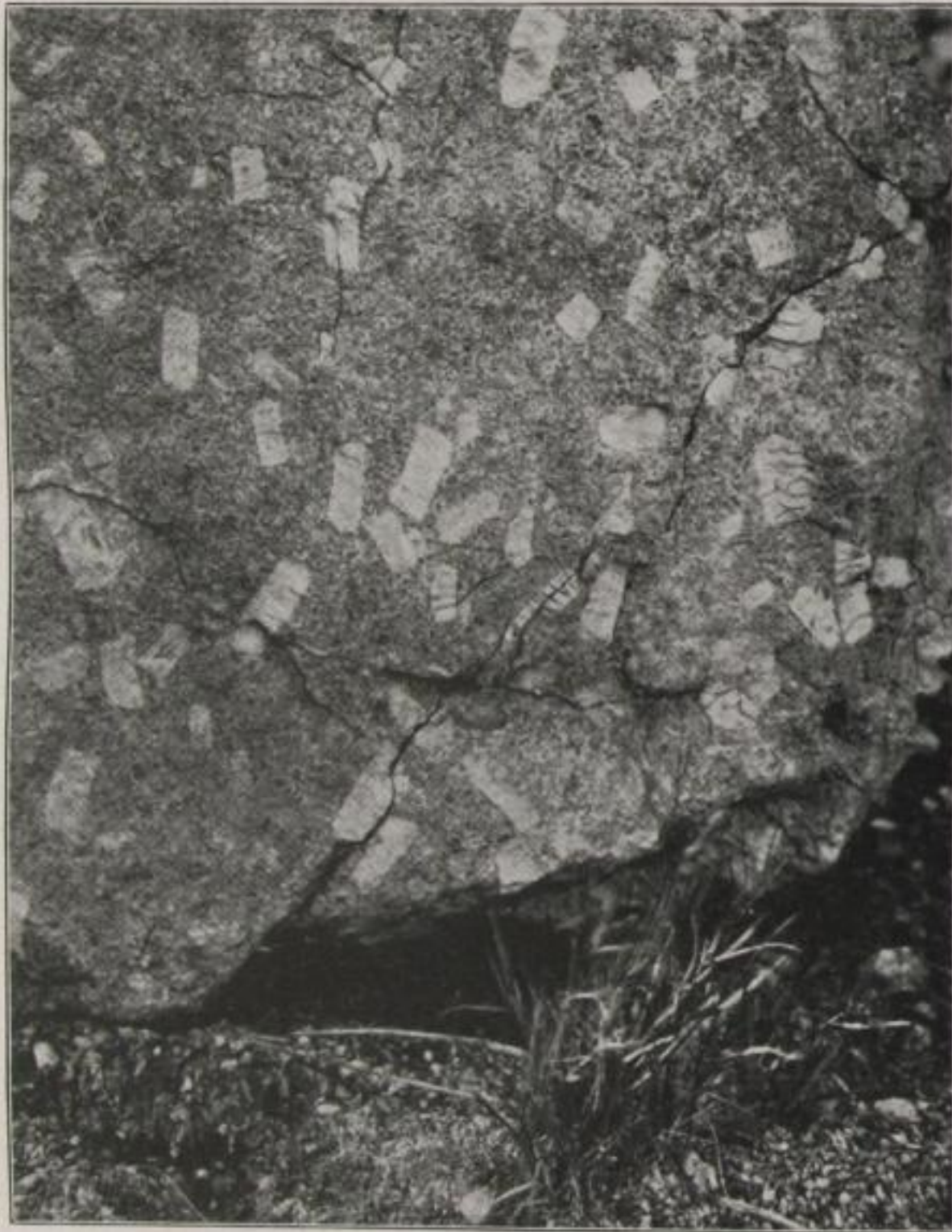


Abb. 1. Grobkörniger Granit

im Norden bis Tunersdorf, im Osten bis zum „Hohen Forst“, im Westen bis in die Nähe von Lengsfeld erstreckt und von Süden nach Norden rund 28 Kilometer, von Osten nach Westen rund 25 Kilometer Ausdehnung aufweist.

Die äußere Zone und die Mitte dieses Granitstockes werden von grobkörnigem Granit gebildet, dessen Kennzeichen die großen, wie Speckgrieben in die Masse eingelagerten Feldspatkristalle (Karlsbader Zwillinge) sind (Abb. 1). Hufeisenförmig dehnt sich im grobkörnigen Granit als zweite Zone in breitem Streifen der mittelkörnige und der feinkörnige Granit. Der Unterschied zwischen feinkörnigem und grobkörnigem Granit beeinflusst nun das Landschaftsbild der Kirchberger Gegend in mancher Hinsicht, verschiedene Züge



im Antlitz der Kirchberger Scholle sind daraus zu erklären. Es ist ja so reizvoll, den Zeichen und Runen nachzugehen, die die Natur der Mutter Erde ins Antlitz gegraben hat. Hier ist es die verschiedene Art und Weise der *Derwitterung* beider Granitarten, die formenbildend wirkt. Der feinkörnige Granit, als der bedeutend härtere von beiden (Druckfestigkeit 2500 bis 3000 kg/qm), setzt der Derwitterung stärkeren Widerstand entgegen. Er bildet dabei auch mehr scharfkantige, platten- und matrązenförmige Formen, runde, mehr wollsackartige Blöcke zeigt dagegen der grobkörnige Granit.



Abb. 2. Kirchberg: Am Quirlsberg

Die verschiedene Derwitterungsform kann man am besten dort erkennen, wo beide Arten sich eng berühren, wie z. B. an den Felsen hinter den Häusern am Quirlsberg in Kirchberg, auf manchen Karten „Ottenstein“ genannt (Abb. 2). Seine höchste Spitze wird gebildet von grobkörnigem Granit, kenntlich an der rauhen Oberfläche und den abgerundeten Kanten (Abb. 3). Unter dem grobkörnigen Granit liegt ein Streifen feinkörniger, erkennbar an der glatteren Oberfläche und an den scharfen Kanten. Selten wird es eine Stelle geben, wo die verschiedene Derwitterungsform sich so deutlich zeigt.



Dieser hängende Block ist aber noch in anderer Hinsicht interessant! Besehen wir uns einmal seine südliche Seite, indem wir den dort liegenden Garten betreten. Hier durchzieht den Fels ein etwa 5 Zentimeter breiter Gang von feinkörnigem Granit, der unten aus größeren Massen dieses Gesteines abzweigt (Abb. 4). Der feinkörnige Granit ist also ein späterer Nachschub, der auch in Spalten des grobkörnigen Granits hineingepreßt wurde. So gibt uns dieser Felsen Zeugnis von den Vorgängen in den ältesten Zeiten unserer Erdgeschichte, er ist ein interessantes Naturdenkmal und wohl wert, daß er erhalten bleibt. Leider hat man schon an seinem Fuße begonnen, Stücke von ihm abzusprengen, wenn auch die Zerstörung des ganzen Felsens zunächst nicht in Frage kommt.

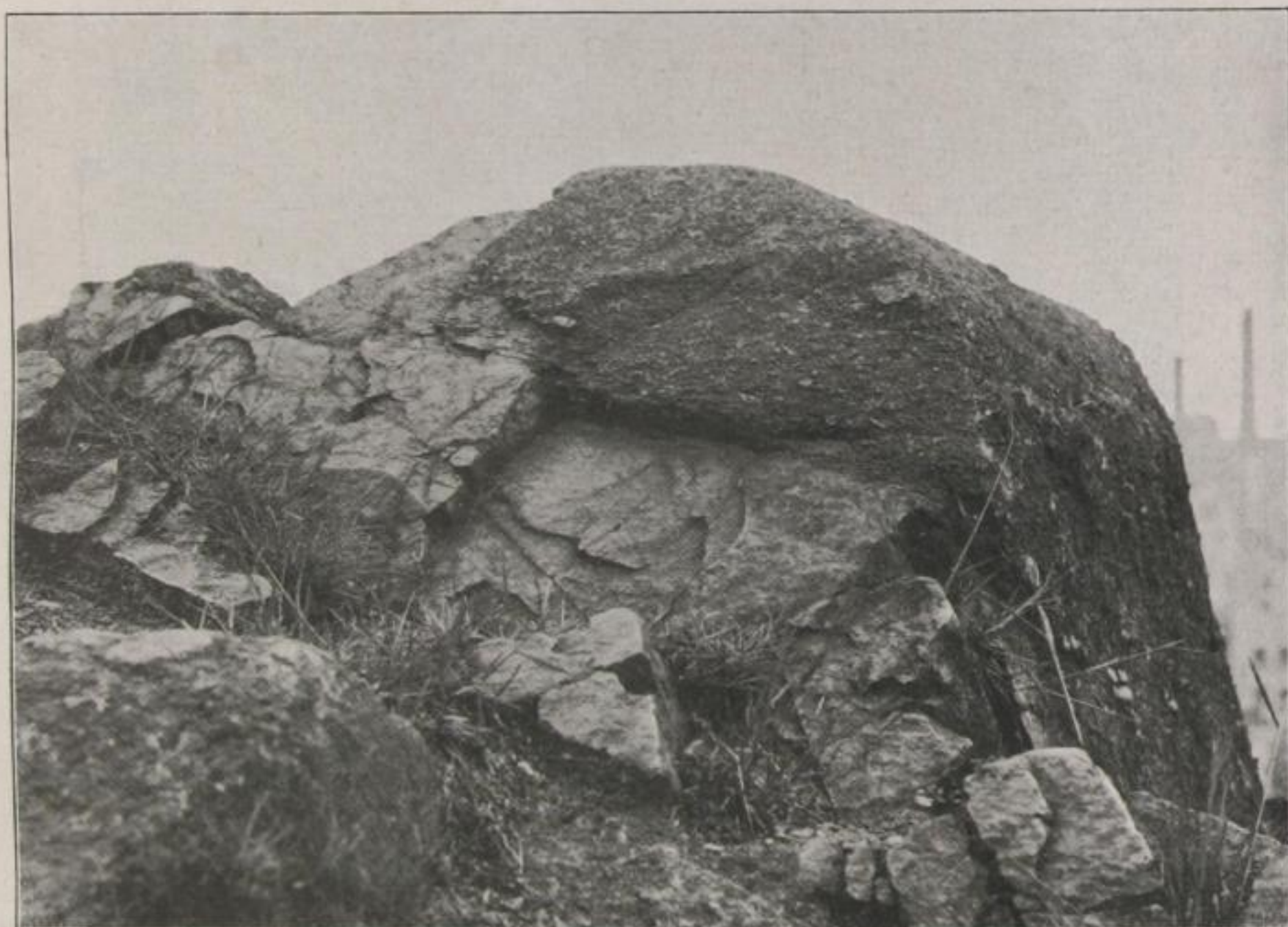


Abb. 3. Grobkörniger Granit auf feinkörnigem Granit

Überall nun, wo der kahle Fels aus dem Erdboden ragt, zeigen die verschiedenen Granitarten ihre charakteristischen Formen. So thront in einer malerischen Verengung des Crinitzbachtals oberhalb Niedercrinitz, über saftgrünen Wiesen, die von dunklen Fichtenwäldern umrahmt sind, der Quarkstein (Abb. 5), ein treffliches Beispiel für die Verwitterung des grobkörnigen Granits. Im nahen Bachbett liegen noch eine Menge große, runde, moosbewachsene Blöcke (Abb. 6). Wie träumt sich's hier im kühlen Schatten beim Murmeln des Wassers, nur selten stört ein Mensch die Ruhe. Kein Wunder, daß die Sage dieses idyllische Plätzchen umspinnen hat. „Quarkstein“ ist entstanden aus „Zwergstein“, Zwerge sollen hier im Gestein gehaust und dem nahen Müller





Abb. 4. Gang von feinhörnigem Granit

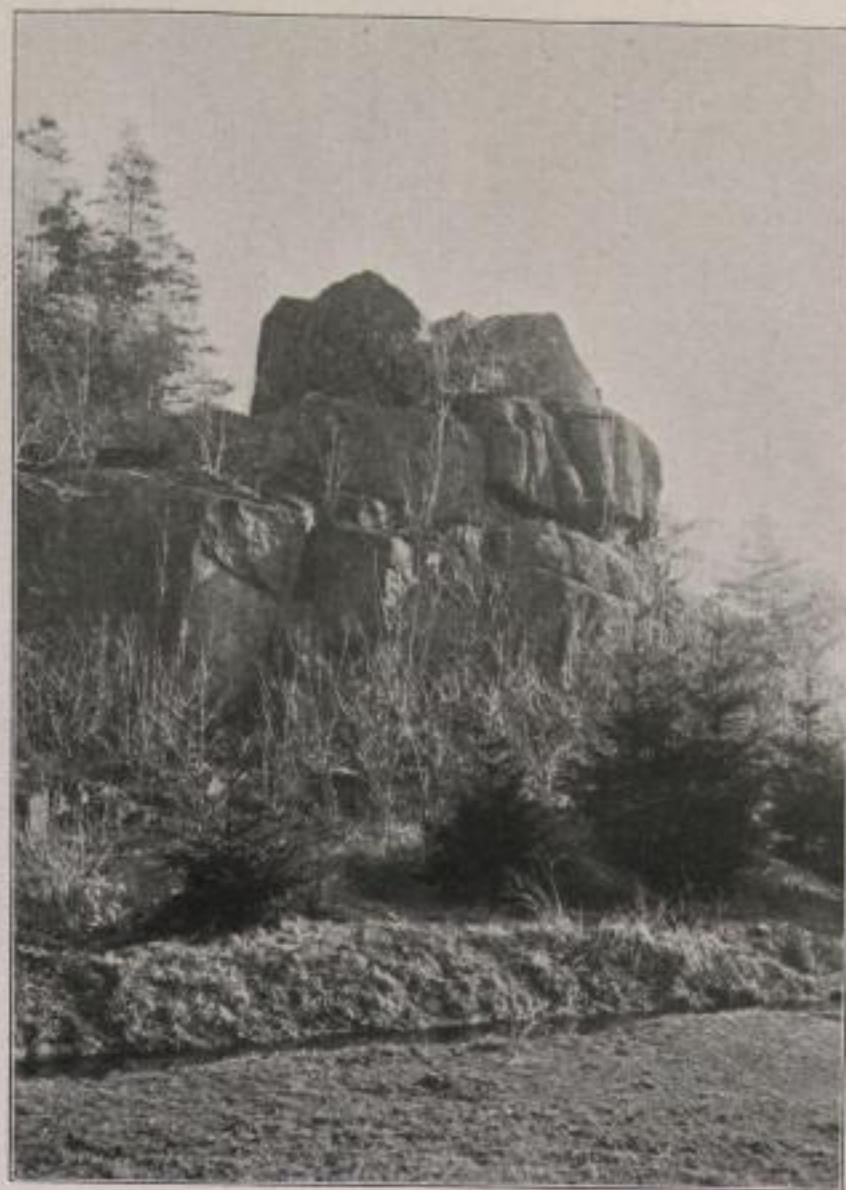


Abb. 5. Der Quarzstein





Abb. 6. Am Quarzstein



Abb. 7. Auf dem Borberg



geholfen haben. Als er ihnen aber einstmals schlecht schmeckende Suppe vorsetzte, merkten sie die Absicht und sind auf immer verschwunden.

Eine andere Eigenart zeigen die Verwitterungsformen des Granits auf dem Gipfel des Borbergs. Der Borberg ist das Wahrzeichen Kirchbergs, an seinem Fuße breitet sich die Stadt aus, vom Turme auf seinem Gipfel hat man die beste Übersicht über die vom Kontaktwall umgebene Granitmulde. Hier haben wir feinkörnigen Granit mit seiner scharfkantigen, plattenförmigen Zerklüftung, hier oben an manchen Stellen von einer Regelmäßigkeit, daß man künstliches Mauerwerk vermutete (Abb. 7).



Abb. 8. Landschaft in der Nähe des Borberges

Aber noch weitere charakteristische Züge verdankt die Kirchberger Landschaft dem schwerer verwitternden feinkörnigen Granit, nämlich die steileren Kuppen, die den Wellen der Granitmulde aufgesetzt sind, die Härtlinge aus feinkörnigem Granit, die dem erodierenden Wasser stärkeren Widerstand entgegengesetzt haben. Als erster von ihnen ist wieder der Borberg zu nennen, man mag sich ihm nähern, von welcher Seite man will, immer wird man Freude und Genuß an seiner edelgeformten Kegelgestalt empfinden. Besteigen wir z. B. den schon oben erwähnten Ottenstein, so fließt zu unseren Füßen der meist von Fabrikabwässern gefärbte Rödelbach und sucht sich seinen Weg durch die Reihe der zum Teil bedeutenden Tuchfabriken, immer an der Kleinbahn entlang. Jenseits des Tales erhebt sich über der Stadt thronend der Borberg in seiner charakteristischen Form.



Als weitere derartige Hürtlinge wären zu nennen: der Geversberg, der Schießhausberg, der Ottensberg, der Giegenstein und Seidels Berg bei Giegengrün (Höhe 520,4 des Meßtischblattes). Diese steileren Bergkegel beleben das Landschaftsbild ungemein, sie erzeugen mit den tiefer eingewaschenen Tälern die für die Kirchberger Landschaft charakteristische, bewegte Oberfläche.

Dazu kommt noch als weitere Betonung, daß alle diese Kuppen mit Wäldchen bedeckt sind, auch wenn ihre Erhebung nicht bedeutend ist (Abb. 8). Betritt man diese „Knocks“, so wird man meist anstehendes Gestein oder große und kleine, lose Granitblöcke finden, die oft wie Hünengräber aufeinandergetürmt sind, was besonders auf dem Geversberg gut zu beobachten ist (Abb. 9).



Abb. 9. Auf dem Geversberg

Sonderbare Auswaschungen, die vielleicht künstlich noch weiter bearbeitet worden sind, zeigt einer dieser Blöcke, der Taufstein bei Obercrinitz, ein etwa eineinhalb Meter hoher Granitblock mit einer großen Vertiefung in der Mitte und drei kleineren Aushöhlungen in seinem oberen Rande (Abb. 10). Sicher ist hier niemand getauft worden, denn die einwandernden Deutschen, die das Christentum mitbrachten, haben ihre gottesdienstlichen Handlungen in Kapellen und Kirchen abgehalten, ganz bestimmt nicht wie ihre heidnischen Vorfahren im Walde. Wohl aber ist es nach seinem äußeren Aussehen möglich, daß hier die Wenden Opferfeste abgehalten haben. Jedenfalls ist es für dafür empfängliche Seelen ein Ort, der die Phantasie mächtig anregt. Sitzt man dann einsam am



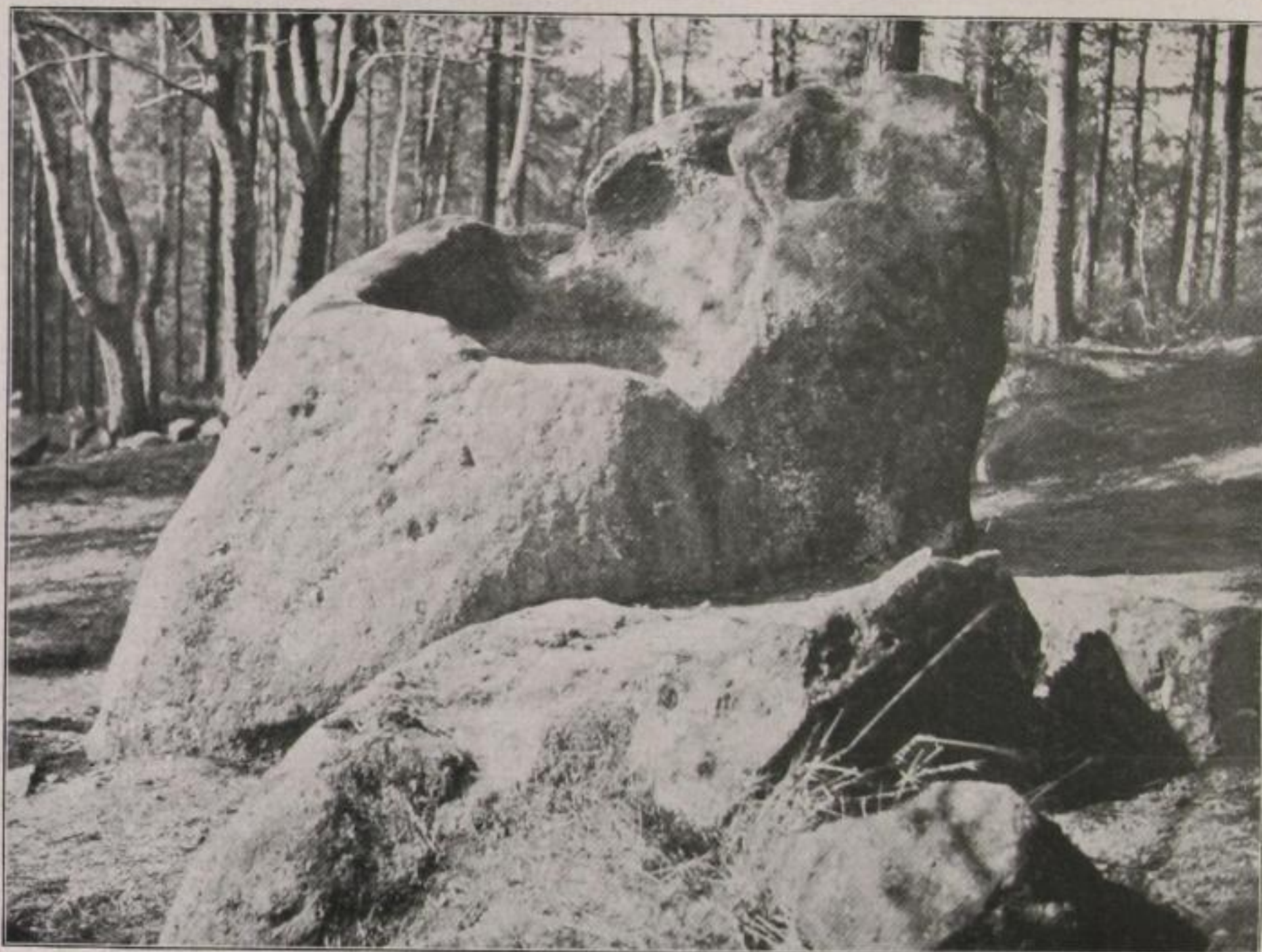


Abb. 10. Taufstein bei Obercrinitz

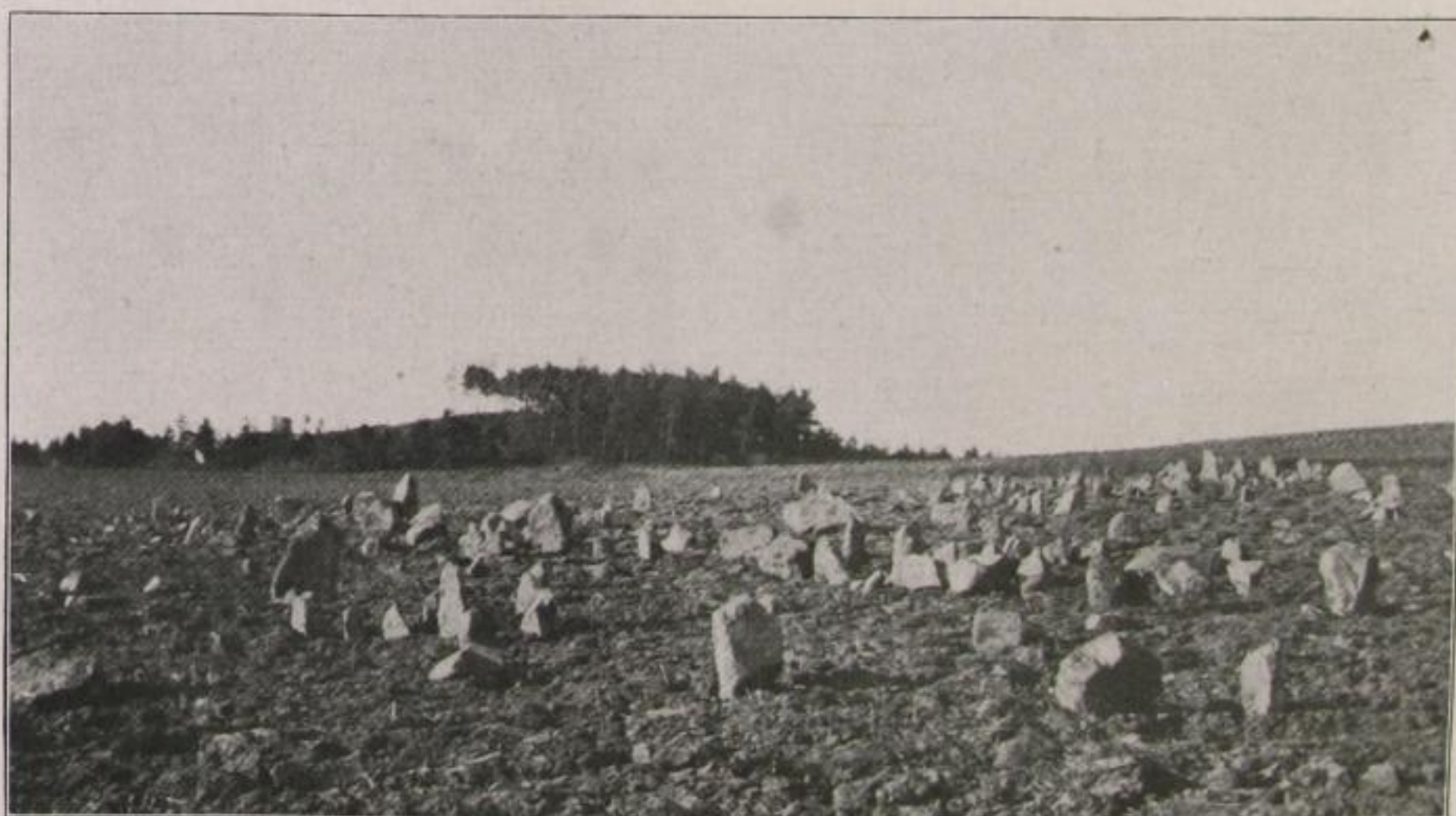


Abb. 11. Bei Saupersdorf



Abhänge neben dem Taufstein unter den Bäumen und blickt hinaus auf das bestellte Land, auf die saftigen Wiesen des nahen Tälchens, auf die von dunklem Fichtenwald bedeckten Höhenzüge, so träumt man vom roten Schein des lohenden Opferfeuers, das den Priester in langem Sinnenkleid, das todgeweihte Opfertier, das Getümmel des froh oder ernst gestimmten Volkes schauerlich beleuchtet.



Abb. 12. Bei Leutersbach

Der feinkörnige Granit beeinflusst aber auch noch die Bodenbeschaffenheit und damit die Pflanzendecke. Gibt der Granit schon an und für sich einen sandigen, steinigen, trockenen Ackerboden, so ist dies vom feinkörnigen Granit ganz besonders der Fall. Abbildung 11 zeigt uns, in welchen Mengen dort diese Steine aus dem Felde gegraben werden. Am Borberg, auf den Höhenzügen zwischen Hartmannsdorf und Giegenrün, südlich und westlich von Stangenrün, überall, wo feinkörniger Granit zu finden ist, ist der Boden ganz besonders steinig, dazu sandig und flachgründig, daß es uns nicht wundert, wenn wir dort meist Kiefernwald, Heidekraut, Schwarz- und Preiselbeeren und dürres Gras finden (Abb. 12).

Und letzten Endes beeinflusst der feinkörnige Granit sogar die Tätigkeit des Menschen. Wegen seiner hohen Druckfestigkeit ist der Mensch bestrebt, ihn



sich zu nütze zu machen und allenthalben sieht man Steinbrüche, so daß der Steinbruchsbetrieb bestimmend für die Kirchberger Landschaft geworden ist. Fast in jedem Wäldchen, auf jeder Höhe ist ein kleiner Bruch zu finden. Der Ottensberg mutet uns mit seinen Felswänden und Geröllhalden wie ein trüziges Fort an. Tief schlägt der Mensch seine Fänge in die Erdkruste, so daß Wunden entstehen, die einen traurigen Anblick bieten. Die größten Brüche sind wohl die der Firma Hölig in Saupersdorf (Abb. 13). Im Gebiet des grobkörnigen Granits sind dagegen nur wenige und kleine Brüche zu finden.

So hat der feinkörnige Granit durch seine besonderen Eigenschaften einen bestimmenden Einfluß ausgeübt auf die Formen des nackten Felsens, auf



Abb. 13. Steinbruch in Saupersdorf

Bodengestaltung und Bodenbeschaffenheit, auf Pflanzenwuchs und menschliche Tätigkeit. Der denkende Naturfreund wird überall finden, wie die geologische Beschaffenheit die tiefere Ursache für die Eigenart einer Landschaft ist. Jede Gegend hat da ihre Besonderheiten, im Kirchberger Granitgebiet ließe sich z. B. noch auf den Einfluß des Kontaktwalles oder der vielen Teiche auf das Landschaftsbild hinweisen.

Wer so denkend den inneren Zusammenhängen nachspürt, der wird dabei nicht etwa die Schönheit einer Landschaft übersehen, nein, er wird sie doppelt genießen. Möchten sich recht viele finden, die Genuß und Freude empfinden an der denkenden Eroberung der Heimat.



## Besuch der Großeltern aus dem Jenseits

In erzgebirgischer Mundart von Walter Schubert, Klempner. (Chemnitz-Borna.)

„Glück auf, uns' lieber Enkelsuhn, dei Ahnen das sei mir  
Mol nochzefahn wie 's untn schtieht, darwagen sei mer hier!“  
So sogtn se, die altn Zeit, un gobn mir de Hand.  
Noch nie gefahn, kannt ich se gleich, ihr Bild hing an mei Wand.

„Wie 's untn schtieht?“ hab ich gesagt, „s is schwer ums liebe Brut“.  
Dr „Traugott“ un sei „Christl“ nikt: „s gob ah schie gruze Nut  
Wie mir noch hiertn untn warn...!“ Do kommt mei Fraa, net faul,  
Miet ihrne korz geschnietne haarn, de Zigarette in Maul.

De Altn sahn das Weibsn ahn un schüttln mietn Kupp<sup>1)</sup>.  
„War is de doos! Seit wenn ginn de de Manner in ne Ruuck<sup>2)</sup>?“  
„Doos is mei Fraa, de „Lirala“, hob ich ne nu gesaat;  
Un dar hier: unser Gung „Data“, dar macht uns ner blus Arb.

Verwachselt hohm se mehrmols noch, mei Fraa miet unnern Gung.  
Die Nam? die kunnten 's nich behalln, ich mußt se noch mol song<sup>3)</sup>.  
Nu hohn mer uns an Tiesch geseht un ohgesang ze assn.  
Dr Traugott zu senn Christl sat: „Ah 's baatn hohm se vergassn“.

Nooch hohm se uns racht ausgefreegt un vieles ahgefahn,  
„Kumm Christl“, so dr Traugott spricht, „mir ginne wieder ham.  
Seit mir geschorm, die viele Gahr, is alles annersch worn;  
Die Zeit, dann mir erscht 's Sahm gegahm, sei Gott n gohr verdorm.

Obwuhl se sei vu unnern Blut, scham se sich unnerer Nam,  
Se hohm sich annere zugeleet, tun ah aenischt mehr gelaam<sup>4)</sup>.  
Für wos die heite Geld ausgahm, un do wär gruze Nut?  
Hättn mirsch gmacht, wär nischt gebliem fr unrer Kinner Brut.

Ze unnere Zeit do hnge mir am „alten Sinne“ frei,  
Denn all' de vieln annern Zeit die vir uns gschtorben sei  
hohm alle offne Aagn<sup>5)</sup> ghoot un gahn wos gut, wos schlacht;  
Dos hohn se wieder ne Kinnern gsoht un die gobn Altn Racht.

Bei eich!? do willn die gunge Zeit am allerscheitstn sein  
Un guckt mer hie, do sieht mersch gleich, dos alles doch ner Schein!  
„E monigs ward ihr wieder larn, wie mir es hohn getan,  
Nooch ward 's ah wieder besser gieh, das könnt ihr uns gelaam!“

<sup>1)</sup> Kopf, <sup>2)</sup> Rock, <sup>3)</sup> sagen, <sup>4)</sup> glauben, <sup>5)</sup> Augen.

Dorstehende Verse wurden uns von dem Verfasser zugesandt, der sich in völlig gerechtfertigter Empörung besonders gegen das Verschwinden der alten guten Rufnamen wendet. Er schreibt uns u. a.: „Empört habe ich mich immer, daß hier bei uns nicht wie in vielen anderen Gegenden Deutschlands (Böhmen, Bayern, Norddeutschland) die alten Rufnamen der Nachwelt genügend weiter vererbt werden. Sachen muß man mitunter darüber, wie neuangekommene Erdenbürger benannt werden. Eine große Anzahl alter guter hier gebräuchlich gewesene Rufnamen beiderlei Geschlechts hört man nicht mehr. Dies veranlaßte mich, die Verse zu schreiben, bin natürlich dabei nach anderen Richtungen mit entgleist.“



## Das Bommerle

Eine Erinnerung von Max Wenzel

Wer mit der Eisenbahn, von Chemnitz kommend, der alten Bergstadt Annaberg zustrebt, gewahrt beim ersten Blick auf das eindrucksvolle Stadtbild den hohen Giebel eines mächtigen Gebäudes im vormärzlichen Fabrikstil. Es ist dies das Amtsgericht, das allerdings nicht für diesen seinen Zweck erbaut worden ist, sondern es beherbergte früher eine Fabrik, die der Seidenfabrikant Röhling errichtet und später an den Staat abgetreten hatte. Als er das Gebäude erbaute, benutzte er dazu die Reste des alten Franziskanerklosters, das bereits 1604 zum größten Teile abbrannte und nicht wieder aus den Trümmern erstand. Die mächtigen Klosterkeller wurden zum Baugrund benutzt, und als romantisches Überbleibsel blieb die Ruine der Klosterkirche am Südgiebel des Neubaus bestehen. Von allen Seiten umrahmen Gärten das Haus, und die Aussicht von ihm auf das Sehmatal, die künstliche Ruine des Schreckenberges und die Greifensteine mit ihren dunklen Wäldern ist durchaus erfreulich. Für mich hat zudem der nüchterne aber von Romantik umflossene Bau besondere Bedeutung, denn ich habe hier, wo mein Vater seine Dienstwohnung inne hatte, meine Jugend verlebt. Daß natürlich die Klostererinnerungen und verschiedene spukhafte Sagen, die sich damit verknüpften, auf unsere kindliche Phantasie mächtig einwirkten, darf nicht wunder nehmen, im übrigen aber waren wir richtige Jungen, wir stöberten in den alten Schlupfwinkeln und Schuppen und setzten die damals in der Knabenzeitschrift „Der gute Kamerad“ zuerst erscheinenden Abenteuerergeschichten Karl Mays in unseren Gärten in die Tat um. Zu einem ordentlichen Amtsgericht gehört aber auch ein Gefängnis. Dies hatte der Staat im Jahre 1871 parallel dem Gerichtsgebäude gebaut, es stand aber um zwei Stockwerke tiefer, da der ziemlich steile Abfall nach dem Sehmatal den Bauplatz beeinflusste.

Gefängnis! Sonst könnten düstere Vorstellungen von Verbrechen und sozialer Not, von Scham, Reue und Verzweiflung dieses Wort begleiten. Uns Jungen lagen solche Regungen fern; was wir sahen, machte sogar einen recht gemüthlichen Eindruck. Ja, dieser Ort der Qual führte einen etwas drolligen Namen, bei Groß und Klein hieß er „das Bommerle“. Ich habe vergeblich versucht, eine Erklärung für dieses Wort zu finden. Auch Philologen versagten. Vielleicht ist das Wort nur eine Verstümmelung von „Brummerle“, hergeleitet von der Beschäftigung, mit der seine Insassen ihre freie Zeit auszufüllen pflegten. An der nördlichen Giebelseite des Gerichts befand sich unser Blumengarten, der von der Klosterzeit her unterkellert war. Von seinem Zaun aus konnten wir dem Bommerle gerade in die vergitterten Fenster blicken. Wir sahen kleine und große, und es stand bei uns fest, daß die schweren Verbrecher hinter den kleinen Fenstern schmachteten, während die großen Fenster einen gewissen Komfort andeuteten, der den weniger schweren Jungen zukam. Von etwa neu eingelieferten schweren Verbrechern abgesehen, die dann nach Chemnitz „auf den Kaßberg“ überführt wurden, handelte es sich hier meistens wohl um „leichtere Fälle“; ich weiß nicht mehr genau, betrug das Höchstmaß, das hier verbüßt wurde, drei Monate oder nur sechs Wochen. Wir Jungen kamen mehr oder weniger mit den Gefängnisbewohnern in Berührung. Zunächst war der Sohn des Inspektors mein Freund. Dann kamen die „Beidiener“, die monatweise den Dienst als Gefängniswärter ausüben mußten, in amtlichen Angelegenheiten in meines Vaters Wohnung, wir sahen sie beinahe alle Tage. Aber auch die Gefangenen lernten wir kennen. Wenn sie „vorgeführt“ wurden, brachte man sie durch unseren „unteren“ Garten und den Kellergang die Treppe herauf. Außerdem befand sich zwischen beiden Gebäuden der Holzplatz, auf dem im Sommer und im Herbst die vertrauenswürdigeren Sträflinge Holz sägten und hackten, das dann auf den Boden des Gerichts getragen wurde und als Wintervorrat diente. Auch unser Winterholz wurde dort zerkleinert. Wir Jungen hielten uns gern auf dem Holzplatze auf, hörten mit Andacht auf die Unterhaltung, ja schlossen mit einigen der Holzhacker Freundschaft. Ich glaube, meine Eltern hielten dies nicht immer für einen passenden Verkehr. Es gab auch Stammgäste im Bommerle, die wie die Zugvögel regelmäßig jedes Jahr



wiederkehrten. Unter diesen spielte der „Herr H.“ eine gewichtige Rolle. Er bezog anfangs nie auf längere Zeit Stand- oder vielmehr Sitzquartier. Seine Delikte waren auch nicht so schwerwiegender Art. Vor allem wurde ihm Haft verhängt wegen Vogelstellens, Paskchens, verbotenen Lottospiels und ähnlichen Dingen. Da die deutsche Rechtsprechung der Unsitte huldigt, bei wiederholten Fällen die Brummzeit zu verlängern, steigerte sich die Besuchszeit in bezug auf ihre Länge bei Herrn H. von Jahr zu Jahr. Als er einmal eine auffallend lange Zeit Holz machte, fragte ich ihn: „Herr H., warum sind Sie denn diesmal hier?“ Da sagte er mit einem gewissen Selbstgefühl: „Wegen Wilddieberei“. Das ließ ihn in meinen Augen als einen neuen Karl Stülpner erscheinen, und meine Verehrung für ihn wuchs ins Ungemessene. Es handelte sich, wie er andeutete, um einen Hasen. Beim Mittagstisch erzählte ich meinem Vater davon. Der lachte recht herzlich: „Ja, das stimmt! Um einen Hasen! Aber der hing im ‚Wilden Mann‘ am Küchenfenster!“ Meine Bewunderung erlitt einen Stoß. Wenn er nicht im Bommerle weilte, nannte er sich Posamentiermeister. Darum genoß er auf dem Holzhof ein nicht geringes Ansehen und führte das große Wort. Die mitarbeitenden Walzbrüder sahen ihn mit scheuer Bewunderung an, da er nicht nur vorübergehend wie sie Seßhaftigkeit besaß. Hockten wir Jungen auf einem umgelegten Hackstock dabei, erzählte er gern von seinen Kriegstaten von anno 66. Als Leibgrenadier wollte er dabei gewesen sein. Er bevorzugte bei seinen Erinnerungen die Zeit der Obstreife in Böhmen und verweilte gern bei der dabei aufgetretenen Ruhr. Diese Kriegserlebnisse waren nicht immer sehr appetitlich. In Wirklichkeit war er weder Leibgrenadier noch Kriegsteilnehmer gewesen! — Aber unbestritten sympathisch wirkte er durch seine Liebe zur Vogelwelt. Er ahmte zu unserem Ergötzen jeden Vogel täuschend nach und hatte jedenfalls viel und gut beobachtet. Sobald er seinen Brotkeil erhielt, nahm er ein Stückchen Krume, rollte es zu winzig kleinen Kügelchen und legte es zur Fütterung aus. Dann lockte er leise und es dauerte wirklich nicht lange, da kamen die Döglein angeschwirrt und holten sich die Liebesgaben ihres Freundes. Seine Lieblinge waren die Rotkehlchen und Hänflinge, aus deren Familienleben er die wunderbarsten Dinge erzählte. Das Vogelstellen konnte er nicht lassen, er betrieb es aber nicht als Vogelmörder. Er war sozusagen der Märtyrer der Annaberger Vogel Liebhaber. Denn wer nur einen Waldvogel in seiner Wohnung hegen wollte, wandte sich an Herrn H., der seine Bereitwilligkeit dann im Bommerle büßen mußte. Wir selbst besaßen auch ein Rotkehlchen, das uns viele Jahre ein lieber Hausfreund war. Es stammte ebenfalls von Herrn H. Wie wir dazu gekommen sind, will ich erzählen. Herr H. hatte gerade eine Haft wegen Vogelstellens verbüßt. Während dieser Zeit hackte er fleißig Holz, auch unser Wintervorrat war dabei ergänzt worden. Meine Mutter und die Frau Arresthausinspektor belohnten seine treuen Dienste durch einige besondere Leckerbissen, die nicht auf der Speisekarte des Bommerles standen. Da, eines Sonntags vormittags — mein Vater war gerade nicht zu Haus — klingelte es an unserer Dorfsaaltür. Ich öffnete und sehe heute noch den Herrn H. vor mir stehen, lang und schlank, mit dem grauen König-Albert-Bart, frischem weißen Vorhemdchen und unsagbar verschmißtem Gesicht. Er fragte flüsternd: „Is de Frau Rendanten ze sprachen?“ Meine Mutter kam inzwischen aus der Küche hinzu: „Was wünschen Sie denn?“ „Ich wollt Ihne nâr ewos bränge!“ und dabei brachte er ein Säckchen hervor, das unter seinem abenteuerlichen Schößenrock hinten am Hosenträger befestigt gewesen war. „Was ist denn das?“ fragte meine Mutter erstaunt. „E Rutkathel!“ war die Antwort. Meine gute Mutter heuchelte Entrüstung: „Das geht doch nicht, mein Mann wird das nie zugeben!“ „Nu, wenn Sie net wolln, do schenk ich ne Ihrn Kleen!“ Was soll ich weiter sagen? Das Rotkehlchen blieb da, und nach langer Zeit erfuhr mein Vater erst, woher es zugeflogen war. Auch Inspektors besaßen von diesem Tage an ein Rotkehlchen! Das letzte Mal sah ich ihn in seiner Häuslichkeit. Ein Freund kam nach Annaberg und wollte sich einen Waldvogel erwerben. Wir gingen zu Herrn H. Sein Stübchen auf der Sommerleithe war nett und sauber, und an den Wänden hingen ungefähr zehn große Vogelbauer, aus denen ein himmlisches Jubilieren und Singen erklang. Als wir unser Anliegen vorgebracht hatten, schüttelte er bedauernd seinen grauen Kopf: „Do kaa ich net hâfen. Ich salber kaa net



mehr naus, meine Bä machen net mehr miet; un von dan Dögele dohierde kaa ich mich von ken trenne.“ Wir mußten uns bescheiden. Nun ruht er schon viele Jahre draußen, wo es keine Entlassung mehr gibt, und die Dögel singen um den zusammengefallenen Hügel des Mannes, der in seiner Art ein Original war, wenn sein Lebensweg auch oft von den gesetzlich gezogenen Pfaden abbog. —

Es verging wohl kaum ein Tag, an dem nicht ein Landgendarm einen Walzbruder, den er beim Fechten erwischt hatte, ins Bommerle brachte. Meist hatte der auch irgend-etwas anderes ausgefressen. Die meisten von ihnen waren dann tageweise auf dem Holzhofe tätig. Ihre Unterhaltungen drehten sich in der Hauptsache um die verschiedenen Gaststätten, in denen sie gezwungenerweise längere oder kürzere Zeit gewohnt hatten. Mit Staunen vernahmten wir Jungen, welche reiche Kette von Erfahrungen da mancher dieser ganz harmlos aussehenden Menschen nach sich schleppte. Es klang, als wenn ein Kreis Studenten sich über Wert oder Unwert der absolvierten Hochschulen unterhielt. Besonders beliebt schien die Strafanstalt in Zwickau zu sein, die auch allen bekannt war. Sie wurde mit dem Kosenamen „Paula“ bezeichnet. Überhaupt schien jedes dieser nützlichen Institute einen besonderen Spitznamen zu führen. Hoheneck hieß z. B. die „Anna“. Auch der Direktor oder Inspektor der betreffenden Anstalt wurde kritisiert. Von einem solchen Beamten erzählte ein kleiner, pöflich aussehender Holzhacker: „Na, wie ich vorgeführt wurde, da sagte er: Kleiner Paul, bist du ooch wieder mal da? Hast gewiß wieder gemaust!“ Darüber amüsierte sich die ganze Gesellschaft aufs höchlichste. Einmal waren auch eine ganze Anzahl angesehener Bürger zu Gast. Sie hatten in einem sogenannten Damnumschwindel mitgewirkt und büßten ihre Geschäftstüchtigkeit mit einigen Wochen Arrest. Sie wurden teils von ihren Frauen, teils aus der „Goldenen Gans“ verköstigt und genossen auch sonst allerlei Vergünstigungen; bloß Holz haben sie nicht gemacht.

Ganz besonders interessante Gäste aber waren die Zigeuner. Ich kann nicht sagen, woran das lag, aber meistens wurden sie am späten Abend oder während der Nacht eingeliefert. Das war höchst aufregend. Berittene Gendarmen begleiteten den Zug. Der Gefängnishof war nur spärlich durch ein paar Laternen erhellt, und in dem düsteren Halbdunkel gewahrte man die verlotterten Planwagen mit den struppigen kleinen Pferden. Welche Geheimnisse mochten wohl unter den Planen verborgen sein? Meist lagen alte Säcke oder Lumpen darin, und bei Entleerung des Wagens kamen unglaublich viel kleine Kinder und sehr häßliche alte Weiber zum Vorschein. Eine Preziosa oder Carmen habe ich nie zu sehen bekommen. Einmal hatte der Beidiener Riegel die ganze Plane heruntergerissen, als der Wagen nicht schnell genug geräumt wurde. Welch ein Weibergekreisch, Kindergeschrei und Männerfluchen da anhub, war wirklich infernalisch. Dazu heulten einige Hunde, die Pferde wieherten — und alles beim schwachen Licht zweier Laternen! An einem Sonntagvormittag wurde ein kleiner Trupp mit nur einem Wagen eingebracht. Aber ein alter Zigeuner führte einen richtiggehenden Bären an der Kette. Freund Peß wurde nicht mit interniert, der Beidiener Riegel befestigte die Kette am Zaun des Holzhofs. Der arme Kerl war ganz erschöpft, aber als er ein Waschfaß voll Wasser hingestellt bekam, tratschte er mit sämtlichen Pfoten hinein und warf es um. Riegel war gutmütig genug, ihm das Faß wieder zu füllen; aber wieder ward es umgeworfen. Das war selbst dem alten Riegel zu viel: „Do säßt de aben net!“ sagte er gleichmütig und überließ das Tier seinem Schicksal. Die Zigeuner wurden zumeist am nächsten Tage weitergeleitet. Blieben sie aber länger, so gingen einige in Begleitung eines Dieners einkaufen. Sie lebten gar nicht schlecht und Geld schienen sie auch genug zu haben. —

Einmal mußte auch ein wirklicher Volkskundler aus Berlin hinter die schwedischen Gardinen. Er war am Vorabend der Annaberger Käth zugereist, hatte sich in einem Lokal mißliebig gemacht und war eingewickelt worden. Vielleicht war sein Exterieur auch sonst nicht ganz steckbriefrein. Jedenfalls wurde er nach Beendigung der Käth wieder entlassen. Er machte einen Riesenkrach! Erklärte, er reise in ganz Deutschland herum, um alle Volksfeste mitzufeiern. So hätte er sich auch das „Käthefest“ ansehen wollen. „Da haben



se mir inespunnen und ich bin verjebens nach Annaberg jefahren!“ Allen Volkskundlern, besonders denen, die Volksfeste filmen, zur Warnung! —

Der mehrfach erwähnte Holzhof war mit einem eisernen Zaun von mindestens Zweimannshöhe eingeschlossen, ein Entweichen daraus war sehr schwierig, — man ließ aber immer das große Gittertor offen stehen. Nie habe ich aber gehört, daß einer das Vertrauen mißbraucht hätte. Dagegen habe ich einen Fluchtversuch ernsthafter Art mit angesehen. Beim Bäckermeister Baumann auf der Kleinen Kirchgasse war nächtlicher Weise eingebrochen worden. Man hatte jedoch den Dieb ergriffen, und er ward in der Nacht noch gefesselt eingeliefert. Am andern Morgen sollte er vernommen werden. Der Beidiener führte ihn auf gewohntem Wege durch den Kellergang die Treppe hinauf. Da auf einmal rannte der Sträfling im raschesten Laufe den Gang vor und dem Haupttor zu. Unsere alte Lotte, ein vieljähriger Diensthote unserer Familie, die gerade Wäsche auf den Boden schaffen wollte, riß er um, daß die Wäsche nur so umherflog. Ich war im Begriffe in die Schule zu gehen und wurde auf die Seite geschleudert. Aber weit kam der Flüchtling nicht. Unter der Tür trat ihm zufällig der Hausmann H. entgegen. Gegen diesen prallte er an, wurde aber gepackt und mit Hilfe des Dieners sofort gefesselt. Der Ärger der beiden Beamten machte sich natürlich in einigen Schmähreden Luft; ich glaube, auch ein paar Püffe hats geseht. —

Einer tragischen Begebenheit muß ich noch gedenken. Mein Bruder Fritz war damals Sekundaner einer Annaberger Schule. Ein Lehrer dieser Anstalt hatte sich sittliche Verfehlungen zuschulden kommen lassen und wurde verhaftet. Wir saßen gerade in der Dämmerung vergnügt im Garten, als ein Schußmann mit dem Herrn erschien. Er bat, mein Vater möchte erlauben, daß er durch das Gericht ins Gefängnis gehe, es sollte „nicht so auffällig sein“. Mein Bruder schloß daraufhin die untere Tür auf. Der Lehrer hat nach Verbüßung einer längeren Freiheitsstrafe seinem verfehlten Leben durch einen Sprung in die Elbe ein Ende gemacht. —

Das Bommerle gab mir auch Gelegenheit, als Organist zu wirken. Allmonatlich hielt der Archidiakonus Ziegler Gottesdienst mit Abendmahl ab. Dazu gab es einen Saal, der ein Pult, eine Art Altar, ein Harmonium und eine Reihe von Bänken aufwies. Ein Heilandsbild war der einzige Wandschmuck. Die Sträflinge waren immer sehr andächtig und der Geistliche erging sich auch nicht etwa in anzüglichen Moralitäten. Herr Archidiakonus war mein Beichtvater, und ich hatte bei ihm einen großen Stein im Brett. Aus purer Neugier nahmen wir Jungen fast regelmäßig an den Gottesdiensten teil. Da nahm mich eines Tages der Herr Pfarrer bei der Hand, führte mich an das Harmonium und sagte: „Du wirst mich in Zukunft hier ablösen! Du bist mein Organist!“ Ich übernahm mit Begeisterung das Amt. Das Händelsche Largo, Schumanns Träumerei usw. mußten als Vorspiele dienen. Als ich in späteren Jahren das Organistenamt berufsmäßig ausüben mußte, bin ich sicherlich nicht so mit ganzer Seele dabei gewesen, wie bei diesen ersten Jugendversuchen!

Das Bommerle besteht heute noch. Aber es werden kaum mehr neugierige Kinder-  
augen vom Gartenzaun herab auf den Holzplatz blicken, denn die Amtswohnung meines Vaters ist zum Archiv umgewandelt worden. Die Gärten sind eingezäunt und kein Indianergeheul ist mehr zu hören. Nur die alte bewachsene Klosterruine grüßt noch herüber, — schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr! —

## Auf Spuren vergangener Geschlechter

Heimatkundler, Heimatschützer sind frohgemute Wandersleute. Wohl kaum einmal, daß sie von ihren Streifen durchs liebe Heimatland nicht irgendeine Bereicherung ihres Innenlebens mit nach Hause brächten! Oft wohl auch Fragen, auf die ihnen bisher noch niemand antworten konnte. Dinge haben



sie auf einmal bewegt, die ihnen bisher kaum des Fragens wert erschienen sind — so überaus selbstverständlich war es ihnen ja, was sie plötzlich so lebhaft beschäftigt. Einen Butterberg — es gibt ja so viele in unserm Sachsenlande — haben sie besucht. Schon so oft haben sie da oben gestanden, sich erfreut der prächtigen Aussicht auf gesegnete Gefilde, blühende Dörfer, ferne Höhen. Ja! — Aber warum heißt denn eigentlich dieser Berg „Butterberg“? Im Schlaraffenlande haben die, die einst dem Berge den Namen gaben, sicherlich ebenso wenig gelebt, wie wir vielgeplagten Gegenwartsmenschen! Ein Berg aus Butter? Nein! Doch, da erinnert sich der besinnliche Wandersmann vielleicht, daß ein gesprächiger Alter aus dem Dorfe dort am Fuße des Berges von „B u t e r b e r g“, sprach, als er den Berg meinte, der auf der Karte, auf all den Wegweisern „B u t t e r b e r g“ hieß. Zweifel sind erwacht, wer nun eigentlich recht hat. Zweifel, die ihn nun nicht mehr zur Ruhe kommen lassen. Da weiß er zum Glück einen Freund, der schon seit Jahren eifrig Flurnamen sammelt, der sich aber auch bemüht, hinter ihre Bedeutung zu kommen. Er erzählt ihm denn, daß alle jene Butterberge niemals der betreffenden Gemeinde, sondern ausnahmslos irgendeinem Bevorrechteten gehört haben: dem Rittergute, dem Kloster etwa. Er erzählt ihm weiter, daß es im Plattdeutschen noch heute das Wort „buten“ gibt, und daß dieses Wort „außerhalb“ bedeutet. Butterberge also Besitz, der außerhalb des Gemeindebesitzes liegt. Räumlich, aber auch rechtlich! Erfreut, des Rätsels Lösung gefunden zu haben, nimmt sich unser Wandersmann gewiß nun vor, gelegentlich die Probe aufs Exempel zu machen. So einfach ist dies nun freilich nicht; denn sein Freund war gewissenhaft genug, ihm noch von andern Deutungsversuchen zu berichten, auch wenn diese nur als Volksetymologien zu werten sind! „Hieroglyphen“ sind uns eben noch gar viele unserer Flurnamen, wie Meißner in seinem Werke über „Siedlung und Agrarwesen der West- und Ostgermanen“ geschrieben hat.

Aber auch Hieroglyphen können entziffert werden. Die große Zahl derer, die es mit mehr oder weniger Glück versucht haben, beweist, daß der Wert der Flurnamen in weitesten Kreisen erkannt worden ist. „Der erste Flurnamenforscher, der bisher überhaupt ermittelt werden konnte, ist ein Lausitzer namens A b r a h a m F r e n z e l (Frencelius), der in seinem *Lusatiae utriusque nomenclator*, 1719 veröffentlicht, auch zahlreiche Flurnamen zu erklären versucht hat,“ wie Dr. Beschorner im Band XLII, Seite 185 des Neuen Archivs für Sächsische Geschichte nachwies. Diesem Lausitzer ist 1749 K l i n g n e r gefolgt mit — wenn auch nur gelegentlichen — Erklärungsversuchen in seinem Werke: „Sammlung zum Dorf- und Bauernrecht“. Aber erst im neunzehnten Jahrhundert kommt die Flurnamenforschung vorwärts: G r i m m tritt begeistert für sie ein — F ö r s t e m a n n läßt sein Werk über „Die deutschen Ortsnamen“, A r n o l d sein Buch über „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“ erscheinen. 1880 folgt B u c k mit seinem „Oberdeutschen Flurnamenbuche“. Und seitdem? Auch wenn mir weit mehr Raum zur Verfügung stände, könnten nicht alle die hier genannt werden, die in den letzten Jahrzehnten über Flurnamen gearbeitet haben. Der eine für



Sprachwissenschaftler, der andere für Siedlungsforscher — der für „gebildete Forst- und Landwirte“, jener für Familienforscher. Daß nicht zuletzt versucht worden ist, auch die Vermessungsbeamten über den Wert der Flurnamen aufzuklären, sie für einsichtsvolle Mitarbeit zu gewinnen, versteht sich für den von selbst, der weiß, wie viele Entstellungen jener Namen auf ihr Schuldkonto zu setzen sind. Unser „Butterberg“ scheint mir ein Beweis dafür zu sein. Nicht Einheimische haben ja die Karten gezeichnet, die Namen eingetragen, sondern Ortsfremde, die den Dialekt der Gegend nicht verstanden, ihn vielleicht gar mißachteten. Richtigstellung offener Irrtümer wird deshalb gefordert — verschiedene Bundesstaaten haben diese Forderung als berechtigt anerkannt, Preußen zum Beispiel durch eine Verordnung des Landwirtschaftsministeriums. In Sachsen hat eine ständige Fühlungnahme der Landesvermessung mit der Zentralstelle für Flurnamenforschung im Hauptstaatsarchiv schon reiche Früchte gezeitigt.

Bei Neuauferfertigung von Karten müßten aber nicht nur derartige Entstellungen verschwinden — der Name „Butterberg“ freilich wird sich kaum verdrängen lassen — es müßten auch nichtsagende Namen solchen Platz machen, die im Dolke noch lebendig sind: ich denke zum Beispiel an den „Querweg“ auf Blatt 67 der Karte 1 : 25 000 auf Schullwitzer Flur, der dort nur als „Mordweg“ bekannt ist. Wer zudem ältere Karten, etwa die von Oberreit, mit unsern Generalstabskarten oder den topographischen Karten vergleicht, wird bedauern, wie arm doch unsere Karten an altehrwürdigen Flurnamen geworden sind. Wichtiges Volksgut ist geradezu verschleudert worden!

Die Vereine für Heimatschutz, für Volkskunde sind von jeher die berufenen Hüter auch dieses Volksgutes gewesen. Als deshalb Dr. H a n s B e s c h o r n e r, der neue Direktor des Dresdner Hauptstaatsarchivs, Unterstützung suchte in seinem Kampfe um Erhaltung der Flurnamen, da hat er sie bei ihnen in allererster Linie gefunden. „Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde“ konnte Dr. Beschorner sein „H a n d b u c h d e r d e u t s c h e n F l u r n a m e n l i t e r a t u r“ erscheinen lassen. Im Auftrage des Verbandes, mit seiner tatkräftigen Unterstützung. Denn der Leiter des Verbandes, Prof. Dr. John. Meier in Freiburg im Breisgau, hat — wie der Herausgeber dankbar betont — alle Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt. Vor allem wohl dadurch, daß er „auch eine namhafte Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“ erwirken konnte!

Das Werk — schon lange wars geplant — ist jetzt im Verlag Moritz Diesterweg in Frankfurt am Main erschienen. Zwölf Mark kostet es. Ungebunden! Trotzdem erscheint der Preis denen niedrig, die die Schwierigkeiten bibliographischen Saßes kennen. Aber! Das Buch wünschte ich in die Hand aller derer, die ernstlich Flurnamen sammeln, Flurnamenstudien treiben. Die aber gehören wohl ausnahmslos dem mittellos gewordenen Mittelstande an. Und denen dürften zwölf Mark reichlich viel sein. Deshalb werden zunächst wohl die Vereinsbüchereien das Buch erwerben. Wohl auch die Lehrer-



büchereien; denn gerade unter der deutschen Lehrerschaft haben sich viele recht eifrige Flurnamensammler von jeher befunden. Besonders in kleineren Städten, auf dem Lande — dort also, wo die Bevölkerung mit ihren Flurnamen noch vertraut ist. Wenigstens die älteren Leute! Nicht ein junger Bauer sprach von „Butterberg“, sondern ein alter, der sich seines Dialektes — glücklicherweise — noch nicht schämte!

Das „Handbuch“ bringt nach einer Einleitung und einer Zeitschriftenübersicht auf 188 Seiten eine Zusammenstellung von veröffentlichten Schriften über Flurnamen. Daß dabei nicht nur Bücher Aufnahme gefunden haben, sondern auch Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, ist besonders dankbar zu begrüßen; denn gerade diese können — in den meisten Fällen — nur einer Zentralstelle bekannt sein, wie sie seit Jahrzehnten Dr. Beschorner sich geschaffen hat. Auf diesen 188 Seiten finden wir Arbeiten über Flurnamen im allgemeinen, über Flurnamensammlungen, über Flurnamensforschung — über Entstehung von Flurnamen und über ihre Entstellung — über Bildung und sprachliche Form — über den wissenschaftlichen Wert der Flurnamen — über ihren praktischen Wert, namentlich für die Schule — über Schutz und Sammeln der Flurnamen. Den weitaus größten Teil nimmt eine Zusammenstellung der Flurnamen — Sonderliteratur ein, wie sie die einzelnen deutschen Bundesstaaten ihr Eigen nennen können. Unser Sachsen ist mit reichlich 13 Seiten vertreten! Eine Zusammenstellung von Arbeiten über einzelne Flurnamen oder Gruppen von solchen füllt die letzten 40 Seiten. Ein alphabetisches Verzeichnis der Verfasseramen und ein solches der bearbeiteten Flurnamen ermöglicht eine rasche Benutzung des erstaunlich reichhaltigen Werkes — mehr als 2500 Arbeiten über Flurnamen sind darin zusammengestellt! Aber diese Zusammenstellung ist keineswegs eine trockne Aufzählung, sie bietet vielmehr bei aller durch den gegebenen Raum erzwungenen Kürze eine Fülle wichtiger Hinweise auf den Inhalt der Arbeiten. Vergleicht man dann mit Hilfe des „Verzeichnisses der Flurnamen“ inhaltlich Zusammengehöriges, so wird der Gewinn noch größer. Bleiben wir bei unserem Beispiele vom „Butterberge“: „1235 . . . Butterberg (Weideplätze) . . .“ „929 . . . Butterloch, Butterplan usw. für Stücke, die buten, d. h. außerhalb der alten Gemarkung lagen.“ „1233 . . . Butterberg (vgl. die benachbarten Flurnamen Butte, Butterfleckel, Butterweg, Butterwiese, Butterhäuser), B u d e n s t ü c k (beide von „Beunte“) . . .“ Und dazu noch „356 . . . Butterberg (von Honigbotter = „Bienenahrung“) . . .“ Das eine Beispiel — aus der Provinz Sachsen — erinnert an unsere Gleichstellung „Butterberg = Buterberg“, das andre aus der sächsischen Oberlausitz bringt zu „Budenstück“ den Hinweis auf den Begriff der „Beunte“, der ebenfalls den Begriff des Sondereigentums eines Bevorrechteten in sich schließt. Durch Benutzung des Schlagwortes „Beund, Beunde, Beune, Beunt, Beunte“ mit elf (!) Nummern läßt sich leicht dem Gedanken weiter nachgehen! Daß auch volksetymologische Erklärungsversuche nicht vergessen sind, beweist Nr. 356; denn diese Erklärung kann auf Allgemeingültigkeit keinesfalls Anspruch erheben! Im Flurnamen „Butterberg“ h a b e n



wir aber einen Namen von allgemeiner Gültigkeit, einen Hinweis auf Besitz eines Bevorrechteten, und zwar im Gegensatz zu Gemeindebesitz!

Es ist die Frage des öfteren gestellt worden, ob es nötig ist, alle Namen zu sammeln. Dr. Beschorner hat die Frage bejaht. Mit Recht! Denn nur diese Vollständigkeit ermöglicht es jedem Forschenden, das zu finden, was er für seinen besonderen Zweck braucht. Das „Handbuch“ enthält aber bei weitem nicht alle bisher gesammelten Namen — es mußte sich ja auf die Namen beschränken, die irgendwo bearbeitet sind. Zudem schließt es mit dem Jahre 1926! Was ist seitdem schon wieder gearbeitet worden! Es ist deshalb auch die Absicht zu begrüßen, „regelmäßige Anschlußberichte über Neuerscheinungen“ folgen zu lassen. Es darf wohl erwartet werden, daß der Verfasser seine Bitte nicht vergeblich ausgesprochen hat, ihn „durch Zusendung der Neuerscheinungen oder wenigstens Hinweise auf solche“ zu unterstützen. Nur auf diese Weise kann ja das Werk, das wirklich einem Bedürfnisse entspricht, gefördert werden — ein Werk, das vor fünfundzwanzig Jahren in Erfurt zur Hauptversammlung des „Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine“ durch einen klärenden und damit werbenden Vortrag Dr. Beschorners so verheißungsvoll begonnen worden ist. Seit 1903 ist auf zahlreichen Tagungen die Frage der Flurnamenforschung aufs gründlichste immer wieder besprochen worden. Die Berichte im „Korrespondenzblatt“ lieferten wertvolles Material. 1920 wurde ein „Ausschuß“ gebildet, der die wichtige Aufgabe hat, das im gesamten Deutschland Erarbeitete zusammenzufassen — Dr. Beschorner steht an seiner Spitze. Er leitet auch die Dresdner „Zentralstelle“: die Vermittlung zwischen den einzelnen Sammelstellen der Bundesstaaten; die Sammelstelle des gesamten Schrifttums; die Auskunftsstelle in wichtigen Fällen — auf die ständige Fühlungnahme der Landesvermessung mit dieser Zentralstelle wurde bereits oben hingewiesen.

Seinem „Handbuche“ hat der Verfasser ein Wort aus Scheffels „Ekkehard“ vorausgestellt: „Es geht die Spur vergangener Menschengeschichten durch die Felder, und es ist schön, wenn sie das aht haben. Und hier ist heiliger Boden — es wäre Zeit, daß wir das sammeln, was darauf gewachsen.“ Als Wort der Rechtfertigung braucht wohl kaum zu gelten — vielmehr als Werbung denen gegenüber, die noch immer abseits stehen, obgleich die Zahl derer ständig wächst, die in ihren Arbeiten Nutznießer der Flurnamenforschung sind.

Oskar Merker.

## Dresdner Abend

Don Edgar Hahnwald

Aus der Mitte der Stadt führt die Prager Straße nach dem Hauptbahnhof. Eine enge Straßenschlucht, durchtobt vom Furioso der Automobile. Die elfenbeinfarbenen Autobusse, geschnitten wie Projektile, sausen auf sechs mammut-



haften Luftreifen durch die Schlucht; wie Triebkolben des Verkehrs pressen sie Luft gegen die Wände und ihre fliegenden Flanken drohen dich am Rande der Fußbahn gefährlich zu streifen. Der Verkehrsposten, ein Mensch in der Bahn der Projektile, schlägt seine Mühlenflügel signale.

Abends leuchten in dieser Straßenschlucht lichtgefüllte Schaufenster, prunkend mit allem, was diese Zeit zum Leben nötig zu haben meint. Elektrische Lichtfronten strahlen tausendkerzige Feuerscheine gen Himmel. Musizierende, singende, sprechende Radiowellen tönen von weither aus dem Trichter über einem Schaufenster. Alte Frauen mit Streichhölzern flüstern in dunklen Haustoren.

Das ist wie in allen Großstädten, nur zahmer, gemäßigter, wie alles, was in Dresden geschieht; Kühnheiten gedeihen nicht in der Dresdner Luft, die eher konservierende Wirkung hat.

Aber wer kommt nach Dresden, um den Rausch der Großstadt zu suchen? Metropolis liegt kaum noch in Europa und schon gar nicht in Sachsen. Die Lockungen, die den Fremden nach Dresden ziehen, sind andere. Die magnetischen Kräfte dieser Stadt sind wirksam um Zwinger und Oper, Terrasse und Hofkirche, um den mächtigen Kuppelschwung der Frauenkirche. Und rund um die Stadt. Es ist beinahe ein Paradoxon: man kommt in diese Stadt der ländlichen Reize wegen, die sie umkränzen. Und noch immer lebt der Wunsch, daß Dresden wieder die geruhige Sommerpension Londons werde, die es war, bevor der Weltkrieg das English spoken von den Schaufensterscheiben wegwischte.

\*

Über der Horizontale des Bahnkörpers, die am Hauptbahnhof das Straßenbild abschließt wie ein eisernes Tor, stehen ferne Bäume in aller Stille. Ganz ländliche Obstbäume, zart und deutlich in einer Reihe gegen den freien Himmel gestellt, wie spielende Kinder auf ländlichem Grund. Fast scheinen sie zu schweben über der klirrenden Bahn der Großstadtstraße, über dem jagenden Gellen der Autohupen, eine Fata Morgana der fruchttragenden Erde, die der Asphalt, geglättet und blank wie Horn, verleugnet. Aber sie sind wirklich, da oben ist das Land, Acker, wehendes Korn, Klee und Kartoffelgrün, Saat und Ernte der Bauern.

Fahren wir hin. Es ist die frühe Dämmerstunde vorm Theaterbeginn, schon durchströmt von herbstlicher Kühle. In der Prager Straße vertiefen tausend Lichter das weiße Blau des Himmels. Das elektrische Erglühen feiner Metallfäden in gläsernen Birnen taucht eine Stadt in goldfarbenes Licht.

Am Hauptbahnhof nehmen wir ein Auto. Es wippt die Bergstraße hinauf, schwingt sich in einer Doppelkurve aus dem Hüben und Drüben der Stadt — und hält. Kaum fünf Minuten sind wir gefahren und jetzt stehen wir zwischen Feldern. Die Straße geht weiter ins Dunkle, alte Obstbäume begleiten sie. Auf ferneren Höhen funkeln die Lichter der KohlenSchächte von Burgk.

Hier, einige Schritte hinter dem Häusergedränge der Stadt, zweigt ein Feldweg ab. Welkes Gras raschelt. Obstbäume stehen in einer Reihe. Es sind



die Bäume, die wir über der Prager Straße schweben sahen. Die Stadt liegt unter uns, raunend, funkelnd, verwandelt, denn andere Merkmale als am Tage gelten jetzt. Am Tage liegt die Stadt überschaubar hingebreitet bis zu den jenseitigen Höhen, blaß und zart am Morgen, von Rauch und Nebelschleiern verhängen, mit glasblauen Türmen, mit blauen Tiefen, aus denen die Grünspandächer des Zwingers, der Hofkirche, des Schloßturmes, des Japanischen Palais seidig schimmern, im Feuer der Sonne vergoldet an Sommerabenden, mit dem düsteren Mauerwarz und Dächerrot der Gerichtsburg, dem Siegelrot und Schieferblau der Hochschule und dem prallen Grün des Studentenhauses, dem Gewirr einer Ziegelei und den farbigen Flächen von Lehm Braun, Tongrau, Acker, Gras, Bäumen und einem sumpfigen Ziegeleitümpel, in dem die Kinder Stichlinge fangen. Eben standen wir noch auf dem Asphalt am Hauptbahnhof, und hier können wir im Sommer einen wilden Strauß von Glockenblumen, Kamille, Schafgarbe, Rainfarn, Kornblumen und Mohn pflücken. „Ich fand an der Ziegelei gelben Huflattich. Die habe ich viel mit mir herumgetragen und habe sie gegen den Himmel gehalten, wie ihr Gelb dort tief und leuchtend stand.“ Diese Brieffätze könnte Paula Modersohn-Becker, die ja ein Dresdner Kind war, auch in Dresden geschrieben haben; die gelben Strahlenkörbchen auf geschuppten Stielen blühen im März zu Tausenden in der Ziegelgrube, und später bedecken die Blätter den Lehmgrund mit einer graugrünen Decke, die silbrig aufschauert, wenn der Wind die unterseits weißfilzigen Blätter wendet.

Aber es ist ja dunkel jetzt, und unter uns liegt die schimmernde Stadt. Die Hochschulkuppel zieht, indes wir langsam gehen, als schwarzer Schatten vor dem Lichtdunst hin. Und nun durchschneidet mit einem Male eine leuchtende Bahn die dunkle Masse der Stadt: die Prager Straße. Wir sehen gerade in sie hinein. Die Bogenlampen reihen sich zum strahlenden Perlenstab auf und um sie dampft als Aureole das Licht der Schaufenster und der elektrischen Fronten. Es nimmt die Gestalt einer goldenen Fontäne an, die Lichtstaub in die hohe Nacht versprüht; es erinnert auch an die Erscheinung eines strahlenden Weihnachtsbaumes im großen Saale der Nacht, und als einmal um die Weihnachtszeit die Geschäftsleute dieser Straße sich verständigten, in jedes Schaufenster einen lichterbesteckten Weihnachtsbaum zu stellen, faßte dieser Blick von hier oben, ohne daß die Geschäftsleute es ahnten, ihre Werbeidee in ein schönes Symbol zusammen: die Prager Straße war ein Weihnachtsbaum im grenzenlosen Raum der Winternacht. Und darüber wallt, leise flackernd, immer sich erneuernd, die Wandelschrift über dem Altmarkt, nicht mehr erkennbar, nur ein kleines heimliches ruheloses Feuerzeichen über der nächtlichen Stadt.

Wir gehen noch ein kleines Stück auf dem Wege weiter. Er senkt sich zwischen grasigen Böschungen in eine Feldmulde hinab, und mit einem Male sind wir allem entrückt, was an die Stadt erinnert. Ihr schimmerndes Bild ist verschollen, ihr Raunen verstummt, ihr Sein verhüllt. Wir wissen sie nicht mehr, so tief und menschenfern ist die nächtliche Stille, so erhaben groß der Raum über uns in dieser Bodenwelle, die doch so gar keine Bedeutung hat.



Feld, nächtlich tiefes Braun, in breiten Flächen ansteigend und oben sich hin-schwingend in einfachen großen wohltuenden Linien gegen den blaßdunklen Himmel und darüber der Himmel selbst, hoch, unendlich geöffnet, mit blitzenden Sternen bestickt — das ist die große Landschaft dieser kleinen Faltung der Erde. Eine Landschaft, einfach, und in dieser Nacht, die des Menschen Spur verhüllt, vom Atem des Alls berührt. Schön und zierlich zeichnet sich am Grasrand der trockene, in versprühten Dolden auseinander strahlende Stengel einer Pflanze ab, ein kleines stehengebliebenes Gerüst des Sommers und nun ein zarter ergreifender Schattenriß vor der Unendlichkeit des Himmels.

Der Wind geht über uns hin, trägt den Schrei einer Autohupe herüber und erinnert uns: so nahe ist die Stadt. Und dieses, die unmittelbare Nachbarschaft der rauschenden, leuchtend entfachten Stadt, der Stadt mit den Schreien der Luft und den Seufzern tiefster Not und dem erhebungslosen Lärm des Alltags und der in sich beruhenden, friedevollen, in großem Schweigen atmenden Natur — das ist Dresden. Das ist das Besondere dieser Stadt, daß man rundum, fast buchstäblich mit einem Schritt, aus ihrem Häusergedränge heraustreten, durch braune Felder schweifen, mit der Hand blühendes Korn streifen, in Wälder eintreten, an Flußufeln und an zerfallenen Weinbergmauern entlang schlendern, die Stadt vergessen und ihr doch nahe sein kann.

\*

Da — wir gehen einige Schritte, und die Stadt liegt wieder unter uns, funkelnd, nahe, lockend. Am Straßenrande wartet unser Wagen, und in einer halben Stunde beginnt die Oper.

Rasch, auf wiegenden Sohlen, gleitet der Wagen hinab in die Stadt. Die gläserne Halle des Hauptbahnhofes wölbt sich durchleuchtet über wolkigem Dampf der Lokomotiven. Wir gleiten mit im brausenden, von Hupen durch-gelassenen Lichtstrom und halten Minuten später auf einem der schönsten Plätze Europas, um dessen steinerne Fläche Schloß und Hofkirche, Zwinger und Oper stehen. Durch die hohen Fenster der Oper leuchtet festlich das Foyer, Licht über Rot und Gold.

Und nun sitzen wir im Rang. Im Orchester das Schwarz der Röcke, das Geigenbraun, das Messing der Instrumente — wie warm und festlich ist schon das. Die Notenblätter glänzen weiß wie Blöcke von Licht. Die Musiker stimmen die Instrumente, das flötende, zirpende Getön ist gleichsam Musikbruch, wie es Waffelbruch gibt; ein Posaunenton steckt sich gerade wie ein Stab hinein, der Pauker horcht tief hinab auf die leise donnernden Kessel und eine perlende Girlande rankt sich von der Harfe her. Dann Schweigen; drei kleine schnelle Schläge — flüchtig erscheint ein Bild: der Schattenriß des Pflanzenstengels vor der Unendlichkeit des nächtlichen Himmels; eben war das noch unsere Entzückung — eine Sekunde lang hängt Stille am dünnen Stab des Dirigenten, und nun: Die Ouvertüre. Und dann rauscht der Vorhang auf: Der Rosenkavalier. Im Parkett und in fünf Rängen sitzt das Publikum, ein atmender Berg von Körpern, ein Körper mit tausend genußsüchtigen Ohren . . . .



Und nun ist Baron Ochs auf Serchenau längst gegangen und die Musik hat hinter ihm dreingelacht, der wehmütig süße Zwiegesang zwischen der Feldmarschallin und Octavian ist verklungen, auch Octavian ist gegangen, der kleine Mohr kam hereingeklingelt und trippelte wieder hinaus. Und nun sitzt die Marschallin vorm Spiegel, den Kopf in die Hände gestützt, sinnend. Was sie denkt, läßt sich mit Worten nicht sagen. Die Musik, unendlich zart und eindringlich, spricht das Unausprechliche aus. Der Abschied einer Frau von ihrer letzten Liebe klingt hin, wie leiser Schnee fällt die Musik auf das Haupt der sinnenden Frau, und sacht sinkt der Vorhang. Am liebsten stünde man auf und ginge fort, in die Nacht hinaus, mit diesem Wissen um den Abschied, um allen Abschied, um seine tiefe Trauer und das entrinnende Leben.

Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding.

Wenn man so hinlebt, ist sie rein gar nichts.

Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie.

Sie ist um uns herum, sie ist auch in uns drinnen.

In den Gesichtern rieselt sie,

Im Spiegel da rieselt sie,

In meinen Schläfen fließt sie.

Und zwischen mir und dir,

Da fließt sie wieder lautlos, wie eine Sanduhr.

O Quinquin! Manchmal hör' ich sie fließen —

Unaufhaltsam.

Manchmal steh ich auf mitten in der Nacht

Und laß die Uhren alle, alle stehn . . .

Wir sind, einheimisch oder fremd, alle Gäste in dieser Stadt, in dieser Welt, und das wollen wir genießen; jeder Tag ist eine Rückzahlung vom uns geliebten Leben.

Der atmende Menschenberg rauscht, wie eine Lawine ist der Beifall. Tausend Augen leuchten auf die Bühne hin, und der Vorhang steigt und sinkt auf und nieder vor der Szene.

Dann wandeln wir im Foyer. Licht fließt über Rot und Gold. Die Musik spielt leise in uns fort. Hinter den hohen Spiegelscheiben steht dunkel, entrückt, ein barockes Nocturno jetzt, der enthusiastische Umriß der Hofkirche. Der Anstieg der Brücke schimmert im Licht der Kandelaber.

Über diesen Platz werden wir dann schreiten, die großen Gebärden der Architektur geleiten uns in die Stadt zurück, in das Furioso der Automobile. Nach dem dritten Akt, wenn die Oper berückend verklungen sein wird im herrlichen Terzett der Frauenstimmen, im Zwiegesang der Verliebten und, während wieder der kleine Mohr hereintrippelt und im wehenden Scheine der Kerzen das verlorene Taschentuch sucht, findet und aufhebt und wieder verschwindet, im süßen Fortsingen der Musik, aus dem überraschend die letzten Takte aufperlen und kichernde Amoretten auf einem leichten Wölkchen Wehmut und Süße, Seligkeit und Trauer ins Unwirkliche entführen.



## Dr. Gustav Stresemann und das deutsche Lied\*)

Meine Damen und Herren!

Im Einverständnis mit den Jubilaren, deren Sie heute in so gütiger Weise gedacht haben, gestatten Sie mir den Dank auszusprechen für alles, was am heutigen Tage in unseren Seelen widerklingt angesichts eines Vierteljahrhunderts treuer Zusammengehörigkeit, des gleichen Empfindens und des gleichen Strebens. Wenn ich dabei von mir spreche, so darf ich gewiß diese Zeit für mich nicht in dem Sinne und in dem gleichen Maße in Anspruch nehmen als diejenigen, die in Ihrer Mitte und als Ihre Sangesbrüder in diesem langen Zeitraum gewirkt und Leid und Freud der Dresdner Liedertafel miterlebt haben.

Wer von uns das beste Los gezogen hat in diesem Vierteljahrhundert, darüber kann man verschiedener Meinung sein. Ich glaube, lieber Herr Putschner, mein Leben ist weniger harmonisch gewesen, seitdem ich nicht mehr gesungen habe. Aber, wenn ich an die Zeiten denke, da in den „Drei Raben“ unser Eintritt in die Dresdner Liedertafel erfolgte, dann sehe ich die wenigen Jahre, in denen ich in Ihrer Mitte aktiv sein durfte, noch lebhaft vor meinen Augen, und mir klingen in den Ohren die Melodien alter Volkslieder, die wir damals gesungen haben, alter deutscher Volkslieder mit jenem Einschlag von Sentimentalität, den man so oft in heutiger Zeit als weichlich hinstellt und der doch weit mehr deutsch ist als der Synismus, über den sich so viele Leute hinwegsetzen. Wir haben damals einfache Lieder gesungen: „Es steht ein Lind' im tiefen Tal“, „Es war ein Sonntag hell und klar“ und Lieder vom Waldesrauschen, und haben als die Kinder der Steingräber der Großstadt uns hineinversetzt in jenes, wonach der moderne Mensch sich sehnt, nach der Zusammengehörigkeit mit der Natur, nach den Sagen seines Volkes, nach den Märchenträumen, ohne die eine deutsche Seele nicht leben kann, weil das Leben nicht lebenswert wäre, wenn es anders sein würde und nichts übrig ließe als das Sehnen über den Alltag hinaus. Und diese ganze Empfindung, die uns Deutschen eigentümlich ist, die hat sich oft ausgewirkt in der Geschichte unseres Volkes.

Wie Herr Putschner vorhin erwähnte, hat die Dresdner Liedertafel, unter deren Chorleitern die besten Namen der deutschen Musiker sich überhaupt befinden, schon das erste deutsche Sängerfest besucht. Ich habe so oft über die deutsche Geschichtsentwicklung nachgedacht und mich immer gegen die Auffassung gewendet, als wenn die Einheit des Deutschen Reiches lediglich das Ergebnis der Schlachten oder der Diplomatie gewesen sei. Die Diplomatie eines Bismarck konnte die Einheit nicht nach Hause tragen, wenn nicht vorher der Gedanke der deutschen Einheit in die Herzen jedes Deutschen eingeprägt worden wäre. Dazu haben die Sängerfeste viel mehr beigetragen, als es sich die Schulweisheit mancher Leute hat träumen lassen. Damals war es verboten, von deutscher Einheit zu sprechen, die über die deutschen Grenzen hinausging. Schon damals hat man empfunden, daß am Anfang jeder Entwicklung die Seele und das Gemüt eines Volkes steht. Diejenigen, die auf geistigem Wege gekämpft haben, und nicht zuletzt die Sängerbünde, haben ebensoviel zur Erringung der deutschen Einheit beigetragen wie die Kämpfer von Sedan. In der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und in Versailles wurde im vorigen Jahrhundert deutsche Geschichte geschmiedet, und heute stehen wir vor derselben Aufgabe. Inzwischen haben wir einen furchtbaren Zusammenbruch erlitten. Zweifelnd fragen wir uns, ob dieses deutsche Volk eine Zukunftshoffnung haben kann und haben darf.

Wir sprechen viel von deutscher Wiedergeburt, von deutschem Wiederaufstieg. Glauben Sie mir, auch dieser deutsche Wiederaufstieg wird nur möglich sein, wenn die Seele des deutschen Volkes ihn vorbereitet. Er wird ein geistiger Wiederaufstieg sein oder er wird es nicht sein. Ich bin durch die Wirtschaft gegangen in einem Lande, in dem, wie kaum in einem anderen,

\*) Rede zum 88. Stiftungsfest der Dresdner Liedertafel.



ein Schornstein neben dem anderen steht, aber trotzdem habe ich nie vergessen, daß die Wirtschaft nur Mittel und nicht Selbstzweck ist.

Es gibt einen geistigen Wiederaufstieg des deutschen Volkes oder es gibt überhaupt keinen. Diese Dinge berühren mich in der Gegenwart so sehr, weil ich eine Jugend kommen sehe, die manches als Firlefanz ansieht, was wir als ernst ansehen. Ich verstehe die Bemühungen um die körperliche Ertüchtigung, die Bemühungen, den Körper zu stählen, aber ich wünsche, daß man bei dem Sport den Geist nicht vergiftet.

Wir hörten heute die Chöre der Dresdner Liedertafel, wir hörten Reinhold Becker's Frühlingssehnen. Wir wollen den Damenchor noch hören. Ich wünschte, daß wir bald wieder die Jugendchöre, die einst die deutsche Seele widerspiegelten, hören könnten. Ein Werdender sind wir bis zu dem Augenblick, wo wir die Augen schließen. Die Jugend, die da glaubt, fertig zu sein, wenn sie die ersten Phrasen sogenannter politischer Weisheit von anderen aufgeschnappt hat, die wird nie führend sein.

In unsere Hast und Unruhe suchen wir die schönsten Stunden hineinzuflechten, in denen Melodien in unserem Innern erklingen. Nur, wer dieses Gleichgewicht hat zwischen Tagesarbeit und Ausruhen, der wird sich als einzelner verbunden fühlen mit einer Gesamtheit, die sein Ideal trägt als Glied eines Volkes, in dem das, was aus vergangenen Jahrzehnten in ihm selbst lebt, zum Ausdruck kommt. Wenn das deutsche Volk seine Seele nicht verliert, wenn wir unser Gemüt behalten, wenn wir beherzigen: Laß von kleinen Geistern der Seele Trunkenheit nicht bemeistern, dann wird es auch im Zeitalter der Millionenstädte und der Maschinen einen Wiederaufstieg geben, dann werden sich auch immer Männer finden, die selbst in dunklen Zeiten das Steuer durch all die Stürme, die sie umbrausen, führen; dann werden auch die Menschen, die am Ufer stehen, ruhig bleiben können, auch wenn das Schiff nicht gleich den Kurs zwischen Scylla und Charybdis einschlägt, den sie sich mathematisch ausrechneten; dann wird auch dieses vom Schicksal so schwer getroffene Volk seine Zukunft wieder haben.

Ich danke Ihnen herzlich für die Ehre, die Sie mir heute erwiesen haben; ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich nach den Stunden des Ausruhens in Dresden als den Ihren betrachten, daß Sie mich als Jubilar angesehen und mir die Ehrenmitgliedschaft verliehen haben. Ich wünsche, daß die Dresdner Liedertafel immer zurückblicke auf eine lange Geschichte, auf eine große Vergangenheit und auf eine erspriessliche Tätigkeit in der Gegenwart, um mit den Bausteinen zu legen für die Zukunft des deutschen Volkes und Vaterlandes.

Der Dresdner Liedertafel, die mit ihrem deutschen Sang immer den Weg der Vaterlandsliebe und des Idealismus gegangen ist, wünsche ich ein ferneres Wachsen, Blühen und Gedeihen.

Mein Hoch gilt ihr, ihrem Führer und ihrem Chorleiter!

## Der Waldbesitz und der Heimatschutz

Von Friedrich Magnus Graf zu Solms-Wildenfels,  
Vorsitzender des Landesverbandes Sächsischer Waldbesitzer, Präsident der Fach-  
kammer für Forstwirtschaft.

In folgenden Zeilen soll nur von dem Wald die Rede sein, den ein Einzelner als persönliches Eigentum besitzt. Die Bedeutung des Heimatschutzes für solchen Waldbesitzer soll kurz dargelegt werden.

Für den Gutsbesitzer und Bauer verbindet sich mit dem Wort Heimat auf das engste der Begriff der eigenen Scholle, und bei dem Wort Heimatschutz denkt er zunächst an den Schutz seines Grundeigentums.



Daraus ergibt sich die Stellung, die der Waldbesitzer zum Heimatschutz einnimmt. Der Waldbesitzer hat dem Heimatschutz schon seit Generationen dadurch gedient, daß er Wald gepflanzt und erhalten hat und ihn auch weiterhin erhält. Diese Tätigkeit ist zum großen Teil eine rein ideale, und der Staat ist glücklich zu schätzen, der noch Waldbesitzer aufweist, die ihren Wald unter persönlichen Geldopfern pflegen.

Wie oft hört man sagen, daß der Wald „allein“ wächst. Gewiß, das trifft für eine Zeit, die Hunderte von Jahren zurückliegt, zu, als der Boden noch reicher war. Heute aber kostet ein Hektar aufzuforsten 500 bis 1000 Mark. Heute lastet nicht nur Vermögens-, sondern auch Grundsteuer mit wiederkehrenden Ansprüchen auf dem Walde. Die Zeitspanne zwischen Saat und Ernte beträgt 80 bis 150 Jahre. Das Eigentum am Walde ist immer, einerlei wie gerechnet wird, ein schlechtes Geschäft. Es gehört Traditionsgefühl und Liebe dazu, ja man kann heute so weit gehen, zu sagen, daß Waldbesitz Luxus ist. Gerade deshalb muß aber der Waldbesitzer, dessen Berufswahl oder dessen ihm vom Geschick auferlegte Tätigkeit gewiß nicht erwerbswirtschaftlichen Beweggründen entspringt, seinen Wald nicht nur produktionsfördernd pflegen, sondern er muß ihn auch erwerbswirtschaftlich nutzen, weil er sich sonst solchen Luxus im Interesse des Volksganzen nicht leisten kann und weil sonst sein Wald bald der Art der pfändenden Gläubiger verfallen und niemand ihn wieder aufforsten würde.

Gerade der heimatschützerisch gesinnte Waldbesitzer muß daher den fremden Wanderer als Störer seiner Wirtschaft empfinden, sobald sich dieser im Walde gedankenlos verhält. Keinem Menschen wird es einfallen, im Wirtshausgarten eine Zaunlatte abzubrechen oder eine Tasse mutwillig zu zerschlagen. Wer aber im Walde eine Fichtenpflanze zertritt, hat an Saatgut, Pflanzarbeit im Saatkamp, Lohn für das Hacken des Pflanzlochs und das Pflanzen selbst gerade dem Waldbesitzer einen empfindlichen Schaden zugefügt, der seinen Wald dem wandernden Publikum offen hält. Wer im Walde Wege verläßt, der wird immer versehentlich Anflugpflanzen zertreten oder wenigstens dazu beitragen, den Boden durch seinen Tritt festzustampfen und der natürlichen Verjüngung zu verschließen. Vielfach wird heutzutage schon im alten Holz gepflanzt, oder der Boden wird hier für natürliche Verjüngung vorbereitet. Solche Stellen sind ebenso zu schonen, wie eine Pflanzung nach erfolgtem Kahlschlag, werden aber weniger leicht als schonungsbedürftig erkannt. Die Jungfrau, die sich aus den schönsten Höhentrieben einer Kiefernpflanzung einen schmucken Waldstrauß bindet, weiß gewiß nicht, daß sie damit Pflanzen vernichtet, die vielleicht gerade so alt sind wie sie selbst. Der Sonntagsradler, der sein Rad mit frischem Grün schmückt, um seiner Waldbegeisterung sichtbaren Ausdruck zu verleihen, beraubt mit der abgebrochenen Anflugbirke die in deren Nähe stehenden Pflanzen ihres Schutzes vor Frost. Natürlich wird bei solcher Art Baumfrevler nicht das Messer gebraucht und nicht mit glattem Schnitt vorsichtig ein Seitenast abgetrennt, sondern der Zweig wird gebrochen, daß die Rinde weithin aufreißt und das Bäumchen eine tödliche Wunde erhält. Der



wagemutige Skiläufer, dem schon eine dünne Schneedecke genügt, kann bei glashartem Frost ganze Reihen von Pflanzen vernichten, wenn er über eine Schonung fährt, wobei er die Seitenäste mit der Rinde bis zur Wurzel abreißt. Alle diese verschiedenen Waldliebhaber würden es entriistet von sich weisen, wenn ihnen jemand zutraute, daß sie absichtlich in der Straßenbahn kein Fahr- geld bezahlen oder aus Nachbars Garten Äpfel stehlen; daß sie aber auf einem Spaziergang einem Waldbesitzer erheblichen Schaden zufügen, wissen sie nicht, ja manche nehmen es noch übel, wenn sie darauf aufmerksam gemacht werden.

Solche erwerbswirtschaftliche und zugleich heimatschützlerische Gedanken des oft nicht geschützten Waldbesizers, wie die angeführten, sollte sich jeder Wanderer im Wald vor Augen halten. Nicht ohne Not Natur und Wachstum stören! Auch die Jahrzehnte währende Fruchtfolge des Forstwirts heilig halten, wie die Saat und Ernte des Landwirts auf den Feldern! Ein rücksichtsvoller Wanderer wird den Waldbesitzer auch nicht unnötig an der Ausübung der Jagd hindern, für die dieser eine besondere Luxussteuer zahlen muß. Warum gerade abends oder morgens am Waldesrand ein Liedchen trällern, das den Rehbock am Austreten verhindert? Ist es nicht schöner, den Naturlauten zu lauschen? Warum nicht auf dem Wege bleiben? Am Grabenrande sieht es sich auch schön. Mehr Verständnis für den Wald, dann findet sich das richtige Verhalten im Wald von selbst, und Waldbesitzer und Schutzbeamte des Waldes werden ohne Groll dem ruhigen Wanderer nachsehen. So wird unnötiger Verdruß auf beiden Seiten vermieden.

## Zur Wassermühle in Walddörfchen

### Ein Gang im Schnee

Von Gerhard Platz, Weißer Hirsch

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Wir leben im Zeitalter des Schneeschuhs! War man vor 35 Jahren als skifahrender Pennäler noch eine Sehenswürdigkeit auf seinen norwegischen Brettern, so schauen sich die Leute jetzt draußen auf schneebedeckter Landstraße nach dem einsamen Wanderer um, der nur mit seinem Hakenstock in der Hand die Landschaft durchmessen will. Das Wandern zu Fuß in Winterzeiten ist aus der Mode gekommen; man überläßt es bestenfalls dem Landbriefträger, der aber wohl auch bald eine postalische Seltenheit sein wird bei der geplanten Motorisierung der Postbestellung auf dem platten Lande. —

Nun, meine Skier sind seit drei Jahrzehnten kaput, aber die Füße zum Glück noch nicht. Drum hat es mich heut' auch mit aller Macht herausgezogen aus dem Dunstkreis der Stadt, hinauf in das Gottleubaer Tal, auf das ich jetzt frohgemut hinabblicke von der steilen Hartmannsbacher Straße, wie es im Kranz seiner verschneiten Berge so friedlich daliegt, als sei nimmer Todesnot und Vernichtung dahingerauscht durch Gassen und Plätze. Das Schellen-



geläut eines unsichtbaren Schlittens auf gewundener Talstraße mischt sich ins Murmeln des Fließchens.

Weiß wie Zucker liegt die Fahrbahn der ansteigenden Straße vor mir. Ein schwarzes Pferdeschweifhaar wirkt schon wie ein Riß in dem blendenden Glase. Ein paar Schritte weiter finden sich dann freilich noch andere Spuren von dem lieben Vierfüßler, der hier dahingetrabt ist — die bekannten goldenen Kugeln, steinhart gefroren, aber doch der Gegenstand emsigen Mühens von drei, vier gleichfarbigen Bällchen auf flinken Ständern; munterer Goldammern, die ihren Unterhalt suchen ohne viel Voreingenommenheit.

Aus dem Holze zur Rechten des Weges grüßt hier und da der bronzene Schopf einer Jungeiche, das kostbare Braun welken Farnkrauts und die blaugraue, von der Schwefelflechte übergoldete Wand eines Felsens. Lange Eiszapfen sprühen im Sonnenschein, und metallisch glänzend hockt eine Krähe im Wipfel des Randbaums.

Ein Schlitten kommt von der Höhe herab. Auf breiten Kufen ein winziger Holzkasten, und vor ihm zwei wahre Riesengäule mit wallenden Mähnen, rollenden Augen und dick umbuschten stallgelben Fesseln. Der Kutscher im schweren Schafspelz hat reichlich zu tun, die übermütigen Burschen zu bändigen. Alles ist Leben heute, alles prickelnde Frische. Es lohnt sich fürwahr, hier zu wandern. Und siehe, da ist schon Dorf Hartmannsbach mit seinen Kopfweiden und goldenen Dungstätten. Gerade freue ich mich an der Gänseschar, die in stattlicher Kopfzahl dem gefahrbringenden Weihnachtsfest wohl nun endgültig entronnen, da fährt mir ein schwarzer Köter in die Beine mit einem prachtvollen weißen Gebiß, das jeden Zahnarzt in Begeisterung versetzen würde. In so unmittelbarer Nähe meiner fürs Wandern heute aber so unentbehrlichen Waden stört es mich doch ein wenig; ich gehe in Fechterstellung! Mit baumelnder Tabakspfeife betrachtet sich der Bauer wohlwollend den Vorgang, bis er sich herbeiläßt, endlich die Bestie abzurufen. Nach einer Belehrung seinerseits, wie falsch es von mir gewesen sei, seinen guten Phylax zu reizen, kann ich meiner Straße in Frieden weiterziehen.

Das Dorf gefällt mir immer besser. Namentlich die Gartenzäune mit den kühn darauf gestülpten Gefäßen verschiedenartigen Verwendungszweckes ermuntern mich. Auch Ludwig Richter hatte ja seine Freude an so etwas! Ein schöner Bauernhof mit starken Torsäulen und Kugeln darauf liegt an der Straße. Ein Christbaum, offenbar eben erst aus dem Walde hereingebracht, steht auf dem Hofe. Mit warmem Wasser begießen sie die eisstarrenden Äste, die bald wohl im bunten Weihnachtsschmuck prangen werden. Verlassen hängt das Starenhäuschen im Nußbaum. Aber ein guter kleiner Kerl beschickt gerade die Futterstätte für die daheimgebliebenen Vögel im Gärtchen. Dankbares Flügelgeschwirr lohnt seine Mühe. — Hier hole ich den Briefträger ein, der seinen Schlitten mit Weihnachtspaketen die Höhe hinanzieht, und auf seinen Rat biege ich bald darauf in den Fußweg ein, der nach dem Höhendorf Breitenau führen soll. — Ein bißchen tief verschneit ist er ja wohl, der Pfad, aber drei, vier Fußgängerspuren haben ihn aufgepflügt, und wie ein endloses Band zieht



sich ein Schneeschuhgeläuf auf ihm hin. Welch eine Lust ist das hier! Ganz allein auf weiter Flur bin ich nun. Ein Gleisen ist um mich im leicht verharschten Schnee, ein Funkeln und Leuchten. Immer weiter zieht es mich hinein in Winterkönigs Reich. Daß die Fußspuren aufgehört haben und nur die Skilinie vor mir noch dahinzieht, bemerke ich fürs erste gar nicht. Es ist mir lieber, die ungepflügte, endlose Fläche vor mir zu sehen, und fast grolle ich meinen Füßen ob des plumpen Gewühls, das sie hinter mir im Schnee zurücklassen. Aber warm wird es nun; längst habe ich den Mantel unterm Arme, und von der Stirn tropft es hinein in den kühlen Schnee. Famos ist das! Gleich kommt auch der Südostwind gesprungen und will mir die Stirn trocknen.



Abb. 1. Die alte Wassermühle in Walddörschen bei Breitenau (Seidewitztal)

Danke ergebenst, mein Lieber, das besorgt mein baumwollenes Schnupftuch doch besser als du, und dann wäre es mir auch lieber, du bliesest mir nicht grade so stramm ins Gesicht. Überhaupt, finde ich eine Viertelstunde später, die Sache geht doch nicht so glatt, wie ich erst dachte. Der Schnee trug wohl den Skiläufer, unter mir aber bricht er nur zu oft zusammen. Bis an das Knie, jetzt bis an den Leib, muß ich hinein in die schlohweiße Masse. Gut, daß der Wind den Sturzacker dort drüben zur Hälfte bloßgeweht hat, dort schreitet sichs wieder wunderschön weiter. Eine Fuchsspur läuft in langer Schnur über den Acker; ein Mäuschen hat seinen Tunnel gewühlt, ein zierlicher Vogeltritt steht im Schnee. Eine überbuschte Halde nimmt mich freundlich in den Windschutz ihrer dickverschneiten Fichten und überzuckerten Weichhölzer. Einmal



liegt, einem Blutstropfen gleich, eine Vogelbeere im Schnee. Emsig hat Meister Lampe an jedem für ihn erreichbaren Ästchen geknabbert, und auch die Rehe, die die Steinrücke entlanggezogen sind, haben sich wohl mit karger Äsung zufriedengeben müssen. — Einen Augenblick raste ich hier und schau' um mich. Meine Lebensgeister haben sich wieder gehoben. Wie schön ist unser östliches Erzgebirge. Welle auf Welle zieht sich dahin, immer höher hinan, bis dorthin, wo der Sattelberg mit seinem höckrigen Rücken herübergrüßt. Ich bin doch froh, daß ich den Fußweg einschlug. Dort, bei der nächsten Kuppe, werde ich sicher schon mein Ziel sehen können. — Aber wie ich dort bin, baut sich ein neuer Steinwall auf; eine neue Geländewelle wölbt sich hinan. Hin also, über er-



Abb. 2. Mahlstube und Triebwerk

starrte Gefilde, vorbei an eisüberkrusteten Stauden. Ein wenig sauer wird mirs jetzt fast, aber gleich bin ich ja oben. Hurra, die Kuppe! Wie ein Festungsgürtel zieht sich eine neue Steinrücke vor ihr entlang. Mit einem Ruck schwinde ich mich hinauf, um drüben tief, tief im Schnee zu versinken. Blasend und schnaubend wie ein zorniger Wildkeiler wühle ich mir eine Höhle. Das wäre noch schöner, so nahe am Ziel stecken zu bleiben. Sieh da, wieder ein windgeschütztes Plätzchen, gut zum Verschnaufen. Ein Hase fährt weißstäubend aus seinem Lager, eine breite behäbige Spur steht beim Dornstrauch im Schnee. Schau, schau, Meister Grimbart. Auch ein wenig ans Licht gekommen aus finsternem Bau? Was einem so alles zu Gesicht kommt hier in der Stille. Freilich, das Dorf seh ich noch immer nicht, auch von dieser „allerletzten“ Kuppe



noch nicht. Wie lange mag ich wohl schon stapfen? An der zweiten Stunde wird nicht allzuviel mehr fehlen. Das Herz fliegt, der Schweiß rinnt in Strömen. Gut nur, daß das Tageslicht noch ein paar Stunden aushalten wird. In der Nacht wäre das Vergnügen hier mäßig. Weiter, zum nächsten Waldstück hinauf. Wie leicht der Schneeschuhmann vorwärts gekommen ist. Drei Zentimeter ist er eingesunken, bei mir sind es aller zehn Schritt deren vierzig bis fünfzig. Eine richtige Wut faßt mich auf den Kerl. Der Himmel ist nun auch nicht mehr so kornblumenblau. Als farblose Scheibe steht die Sonne hinter hellgrauen Schleiern, und die ganze Fläche beginnt auf einmal zu wandern. Vor mir, hinter mir, rechts und links von mir weht es dahin, raucht

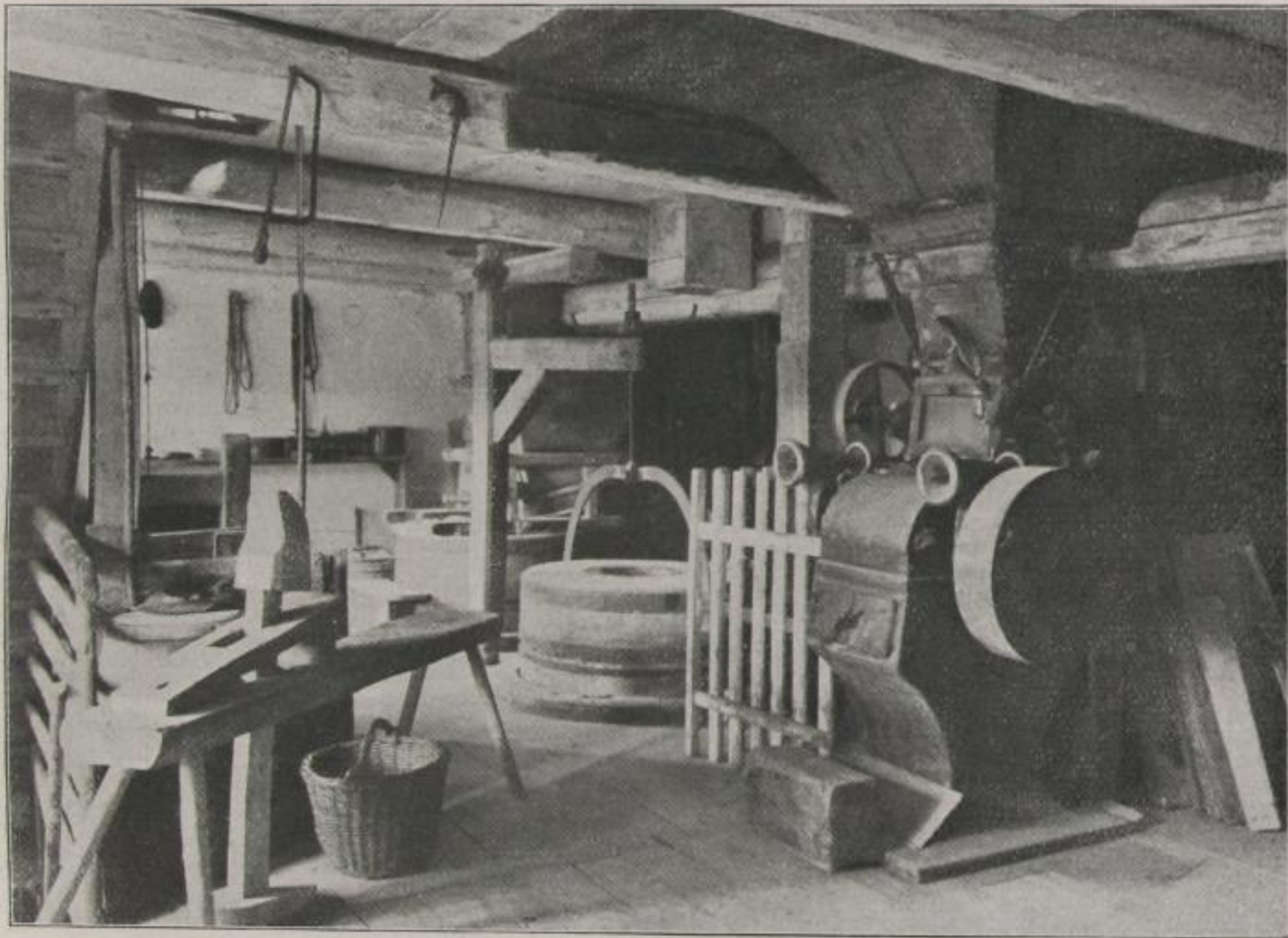


Abb. 3. Mahlstube und Triebwerk

es von knisterndem Staubschnee, und erbarmungslos tobt der Sturm auf mich los. Berg, Tal, Berg, Tal . . . wann kommt endlich das Dorf? O Jünger des trefflichen alten Stephan, wie hast du mich hineingelegt mit deinem Rat! Da flammt auf einmal mein Lebenslicht auf. Eine halbverwehte Schlittenspur zieht sich hinter der nächsten Steinrücke dahin, und in ihr liegt hoffnungsgrün ein Fichtenzweiglein. Wie das belebt! Ohne Zweifel, ich stehe auf einem Gutsweg, und der Bauer hat sich hier seinen Christbaum aus dem Walde geholt. Nach kurzer Zeit wieder ein Ästchen, und so fort. Aber wo bleibt das Dorf? Schon baut sich vor mir der breite Querrücken hinan, der sich stundenweit vor dem Westhimmel hinzieht. Muß ich auch da noch hinauf? Aber da fällt mein Blick auf drei niedrige, weiße Erhebungen kurz vor mir — im scharfen Ge-



ländeeinschnitt liegt da ein Gut, zwei andere schließen sich an. Thalatta! Ich bin heraus aus der Öde. Im Hofe steht richtig der Christbaum; ein wahrer Riese von Gestalt mit buschigem Astwerk. Hab Dank, trauter Gesell! Wärsst du nicht gewesen, wer weiß, wie und wann ich herauskam. —

Nur eine Viertelstunde ist es nun noch hinüber nach Walddörfchen, dem vorgeschobenen Ausläufer von Breitenau, das mit seiner anmutigen Kirche und den wehrhaften Einzelhöfen sich hier weit hinzieht. Was ist jetzt das Wandern mit dem sicher erkennbaren Ziele vor Augen? Ein Nichts, eine Kleinigkeit, ein Vergnügen. Wohlgemut nicke ich dem Bauernknecht zu, der mit seinem Ochsen Schlitten mir entgegenkommt, und kurze Zeit darauf sitze ich im warmen Stübchen der Wassermühle von Walddörfchen, taue auf, ruhe aus und lausche auf das dumpfe Dröhnen des Gangwerkes, das aus der Mahlstube herüber schüttert. — Das etwa neunzig Jahre alte Gehöfte war ursprünglich für die Ölmüllerei bestimmt, jetzt schrotet Meister Gringmuth hier nur noch Getreide. Es gibt manche Mühle in unserem Gebirge, die anmutiger an Bauweise ist, aber wie lieblich ist das anspruchslose Anwesen hingelagert zwischen Wiesen und waldigen Kuppen, so recht ein Charakterstück aus dem unserem Landesverein so sehr ans Herz gewachsenen östlichen Erzgebirge. Und mehr noch — die Einrichtung der Mühle ist in ihrer wohlerhaltenen Vollständigkeit geradezu ein Musterbeispiel für ein altes Industriewerk, wert und würdig, daß sie der neuen und kommenden Zeit erhalten bleibe. Nicht nur die Zahl und Höhe der Schornsteine, die Ausdehnung von Schuppen und Lagerräumen entscheiden den Wert einer Arbeitsstätte für den besinnlichen Beschauer. Wie ein Gewerbe aus sich selbst heraus entstanden ist, wie es zum Bahnbrecher und Wegweiser für den späteren industriellen Aufschwung Deutschlands ward, das zeigen uns so recht deutlich diese leider immer seltener werdenden Stätten der Arbeit aus alter Zeit in unserem Vaterland. Nicht ohne Grund schützt und hegt die Weltfirma Krupp das bescheidene Häuschen, darin ihr Gründer sein Werk begann. Auch wir Obersachsen wollen uns solcher ehrwürdiger Zeugen aus unserer Vergangenheit annehmen, sie vor dem Erliegen, vor dem Abbruch schützen. Auch das heißt Heimatschutz treiben.

Doller Stolz zeigt mir der Müller Mahlstube und Triebwerk, beachtliche Zeugen tüchtigen alten Handwerkskönnens und ehrbaren Schaffens. Im feierlichen Takte dreht sich das gewaltige, eisglühende Rad; ohne Übereilung, doch sicher und reichliche Kraft spendend zum Tanze der Steine. Fern von der Welt und ihrem Gehasse hausen die beiden betagten Müllersleutchen. Werkhaus und Wohnstube, Scheune, Wiese und Stall sind ihre Welt. Sie sind es zufrieden. Was sollten sie beginnen, nähme man sie hier heraus? Morgen wird die Mutter das winzige Fichtenbäumchen schmücken, das im tiefen Fensterbogen steht, und dann stellt der Vater wohl auch einmal des Triebwerk ab, damit sie die Weihnachtsglocken hören können, die über das Land rauschen werden in blauer Dämmerstunde.

„Grüßen Sie den Heimatschutz, den Herrn Direktor besonders“, ruft mir die Mutter noch nach, wie ich wieder im Hofe stehe und auf Börnersdorf ein-



biege. Eigentlich wollte ich ja noch hinüber ins Müglitztal, aber der Müller rät mir so dringend ab, den Marsch noch zu wagen, daß ich ihm folge.



Abb. 4. Das mächtige Wasserrad

So werfe ich noch einen Scheideblick auf das liebe Breitenau, dessen Jugend zahlreich und froh sich im Rutschen und Schneeschuhfahren übt. Nach den Hussitenkriegen soll das Dorf einmal durch eine furchtbare Pest fast ganz ausgestorben gewesen sein. Zwei alte Jungfern seien die einzigen Überlebenden



gewesen, berichtet die Sage. Nun, siehe da — trotz dieses, weidmännisch gesprochen, so ungeeigneten „Besatzes“ hat sich Breitenau wieder herausgemacht. Die lärmende Jungschär drüben ist der beste Beweis ja dafür!

Befriedigt von allem Gesehenen und Erlebten wandere ich jetzt die alte Straße hinab, die von Teplitz nach Pirna führt und auf der gewaltiges Geschehen einst über diesen stillen Dörfern zusammenschlug im Jahre 1813 nach der Schlacht bei Dresden, als der Löwenkühne Eugen von Württemberg durch rasches Zugreifen die in den Gebirgspässen zusammengeballte große Armee des Fürsten Schwarzenberg vor der Vernichtung bewahrte. — — — — —

Aber das nächste Mal geh ich doch nicht wieder ohne Skier hier über die Felder!

## Papierkörbe in der Eisenbahn

Don W a l t h e r K l u g e , Grimma i. Sa.

Wir gingen einen Feldrain entlang, der an einem Bahndamm hinführte. Dammböschung, Wassergraben und Rain aber waren — eine Musterkarte menschlichen Verzehrs geworden. Da sahen wir Zigarettenschachteln der verschiedensten Marken, Stanniol und andere Schokoladenumhüllungen, Fettpapiere, Apfelsinenreste, Eierschalen u. ä. m. Es sah einfach furchtbar aus. Gewiß, nur verhältnißmäßig wenige Leute sahen wohl diese Überrestsammlung, denn der Feldrain ist wenig begangen. Auch sonst wandern wohl nicht allzu viele Menschen den Bahndamm entlang, die an solchen „Kleinigkeiten“ Anstoß nehmen. Und dennoch blieb es uns ein äußerst häßlicher Anblick. Und wieviel ähnliche Stellen an Bahndämmen gibt es in ganz Deutschland?

Ich habe es, wenn ich im Eisenbahnwagen saß, erst als einen Fortschritt in der — Erziehung angesehen, wenn die Leute die Reste ihrer Mahlzeiten nicht unter die Bänke schoben oder im Gepäcknetz ablegten. Denn schließlich ist auch der Eisenbahnwagen ein Aufenthaltsraum und kein Schutt- und Abfallabladeplatz. So erschien es mir als ein Fortschritt, wenn diese Abfälle zum Fenster hinausflogen.

Nun auf einmal sah ich — den Erfolg dieser Methode. Und — er störte mich. Sogar recht erheblich. Denn wie man ein Zimmer — das Eisenbahnabteil müssen wir auch als solches ansprechen — nicht durch allerlei Reste verunreinigen soll, ebensowenig ist es berechtigt, die Natur ganz allgemein, und die Bahndämme und ihre Umgebung im besonderen, zu Abraumplätzen zu machen. Gewiß tun das die meisten, ohne sich dessen bewußt zu sein, weil sie — wenigstens drinnen Ordnung haben wollen. Und schänden doch draußen ein Stück Natur, mag dies an sich auch noch so bescheiden sein.

Wäre es nicht möglich, in den Eisenbahnwagen Papierkörbe anzubringen und durch Schilder darauf hinzuweisen, daß Papier und andere Abfälle dort niedergelegt werden möchten? Dann könnte auch ein allgemeines Verbot alles Hinauswerfen zum Fenster, wie es schon jetzt teilweise besteht, durchgeführt



werden. Dann würde auch jeder wissen, wo er mit den Überresten hin sollte. Damit wäre zugleich für Ordnung im Wagen gesorgt und — einer Naturverschandelung vorgebeugt.

Also: Wäre eine solche Lösung nicht möglich?

Gewiß: Es handelt sich nur um eine Kleinigkeit. Und doch liegt darin ein Stück Erziehung zur Ordnung, Schönheit und Achtung vor der Natur.

## Vom Pechsieden

(Oberes Dogtland.)

Von E. Schrage, Raun i. Dogtl.

Unaufhaltsam schreitet die Entwicklung vorwärts, besonders in unserem technischen Zeitalter. Sie gebiert einerseits dauernd Neues. Andererseits läßt sie manch Altes, Liebgewordenes langsam absterben. Wir aber stehen gerade



Abb. 1. Pechsieden

mittendrin im Stirb und Werde und erleben soeben einen großen Kehraus, der die Heimatsfreunde doppelt mahnt:

„Rettet schnell, was noch zu retten ist!“

Auf dem Aussterbeetat steht auch das sogenannte „Pechsieden“. In mancher Heimatzeitschrift, besonders aber auch in den beiden Hauptblättern des Dogtlandes, ist des öfteren darauf hingewiesen worden, und unser Heimatschriftsteller Paul Apitzsch, Ölsniß, widmet ihm in seinem Wanderbuch\*) unter der Überschrift „Griebenherde im Dogtlande“ einen besonderen Abschnitt.

\*) „Wo auf hohen Tannenspitzen“. Neubert, Plauen i. Dogtl.



Wenn ich für die Leser der Mitteilungen des Heimatschutzes dieses alte Gewerbe in zwei Lichtbildern festhalte, hoffe ich manchen zu erfreuen.

Schon jahrelang hat es im Dorfe nicht „geraucht“ und nach Pech gerochen. Doch vor kurzem sandte man zu mir mit der Mitteilung, daß wieder einmal gebrannt würde, da man Wagenschmiere benötige.

Am „Peechstoa“ war dann bereits in früher Morgenstunde auch schon alles hergerichtet; denn einen vollen Tag nimmt ein einmaliges Sieden in Anspruch.

Die „p i c h e t ' n K e e h“ (Kienspäne) waren schon alle sachgemäß gespalten und um den in die Mitte des Pechsteines gesteckten, Halt bietenden Stab stellte

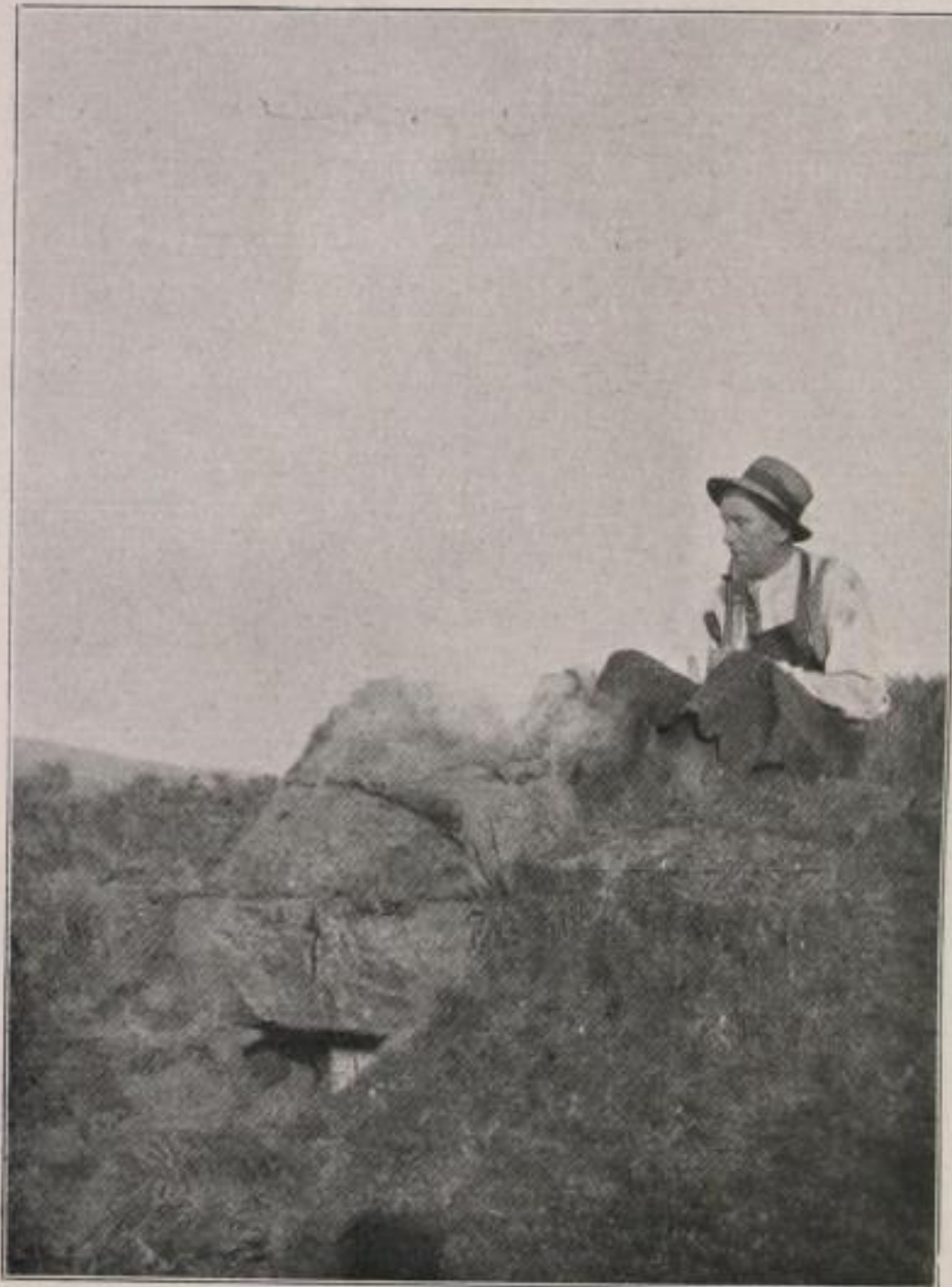


Abb. 2. Pechsieden

man senkrecht Holz für Holz, bis der kleine Meiler, wie er sich in Abbildung 1 zeigt, fertig war. Hierauf wurden, jede Lücke vermeidend, Rasenstücke umgelegt und eine Kette, die das Gesamte hält, darumgeschlungen. Zuletzt wird der Stab vorsichtig herausgezogen und der Meiler von oben mit etwas Papier und Holzwohle angezündet. Das obere Pechholz kommt bald in Glut und der Schlußrasen deckt rasch oben ab, damit die offene Flamme zum Glimmen gedämpft wird. Bald scharen sich neugierige Kinder um den Alten, der neben dem Meiler hockt und ihn bewacht, damit er nicht „ausbrennt“. Und während weißlich-blauer Rauch am Meiler kräuselt und in lichten Schwaden ins Tal zieht, lauscht die dauernd fragende Jugend den Mären und Erinnerungen aus der guten alten Zeit.

Am Spätnachmittage hockt der kleine Meiler etwas in sich zusammen. Das Tropfen unterm Stein läßt nach; der Brand ist beendet. Die untergeschobene Büchse zeigt etwa 4 bis 5 Liter goldgelbes, reines Pech. Kette und Rasen werden weggenommen und die glimmenden Holzkohlenreste auseinandergerissen oder wegen Feuersgefahr für nahe Gebäude noch mit Wasser besprengt.

Die gewonnene Pechmenge mit reichlich 1 Liter reinem Leinöl kalt und langsam verrührt (also im Verhältnis 4 : 1) ergibt die geeignetste Wagenschmiere, d. h. nur für die alten mit Holzachsen versehenen Wagen, deren es im Dorfe noch einige gibt.

Fichtenharz soll zur Bereitung nicht geeignet sein, wie man überhaupt zu dieser Pechgewinnung nur sogenannten „Sauerschlag“, das ist innerlich völlig



verharztes Kiefernholz, benützt. Das außen am Stamme der Fichte gewonnene, gerichte Harz diente nur zur Kolophoniumherstellung (durch Sieden und Seihen).

Die gewonnene Wagenschmiere „wulchert“ nicht, d. h. sie bildet keine „Würste“ und läßt die Achsen nicht sich erhitzen oder die darübergezogenen Eisenblechbüchsen gar in Glut kommen, daß die Räder festsitzen und brechen.

Die alten Wagen mit ihren Holzachsen bilden mit den alten Griebenherden und dem darauf noch ganz selten geübten Pechbrennen in dieser kümmerlichen, einfachsten Art eine Lebensgemeinschaft. Bald wird auch sie völlig verschwunden und wiederum ein Stück Romantik von uns gegangen sein.

## **Die Aufgaben des Einzelnen in bezug auf Grab und Friedhof der Gegenwart**

Von Professor Dr. Heinrich Goesch

Die Unschönheit so vieler unserer Friedhofsanlagen und Grabmäler ist so oft von berufener Seite dargetan worden, daß dieser Übelstand heute ins allgemeine Bewußtsein zu dringen beginnt. Es sind auch in neuerer Zeit an vielen Orten mustergültige Friedhöfe geplant und angelegt und vorbildliche Grabmäler entworfen und ausgeführt worden.

Die Friedhöfe waren im neunzehnten Jahrhundert zu seelenlosen Gräbermassen geworden, mit wild durcheinander gewürfelten, nicht mehr in den befriedenden Zusammenhang der Natur eingebetteten Grabmälern. Hier kommt uns in immer steigendem Maße die Besserung von seiten der zuständigen Behörden, die sich den neuen Einsichten nicht mehr verschließen, und die von diesen Behörden ausgehenden Anlagen und Verordnungen leisten heute schon mehr und Grundlegenderes, als die einzelnen je zu leisten vermöchten.

Aber wenn auch die architektonische und gartenarchitektonische Gestaltung der Friedhöfe wohl gelungen sein mag und die für die verschiedenen Teile angeordneten Maße und Normen für die einzelnen Grabmäler im allgemeinen ein würdiges Bild gewährleisten, so bleibt doch dem Einzelnen immer noch die Bestimmung über vieles in der Gestaltung des einzelnen Grabmals überlassen, und es ist wichtig, daß er sich damit schon mitten im Alltagsleben gelegentlich einmal in einer ruhigen Stunde beschäftigt und nicht erst beim Eintritt eines Sterbefalles, wenn er dem am wenigsten gewachsen ist.

Zwei Gesichtspunkte sind es vor allem, auf die ich in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte. Denn hauptsächlich aus zwei Gründen sind unsere Grabmäler und damit auch unsere Friedhöfe durch die Schuld der einzelnen so häßlich geworden. Und nur wenn wir diese Gründe klar erkennen, können wir hoffen, sie in Zukunft zu beseitigen und so auch an unserem Teile zu einer Besserung mitzuwirken.

Erstens hat man sehr allgemein die alte Wahrheit vergessen, auf der das berühmte Schleiermachersche Rätsel beruht, das da lautet:



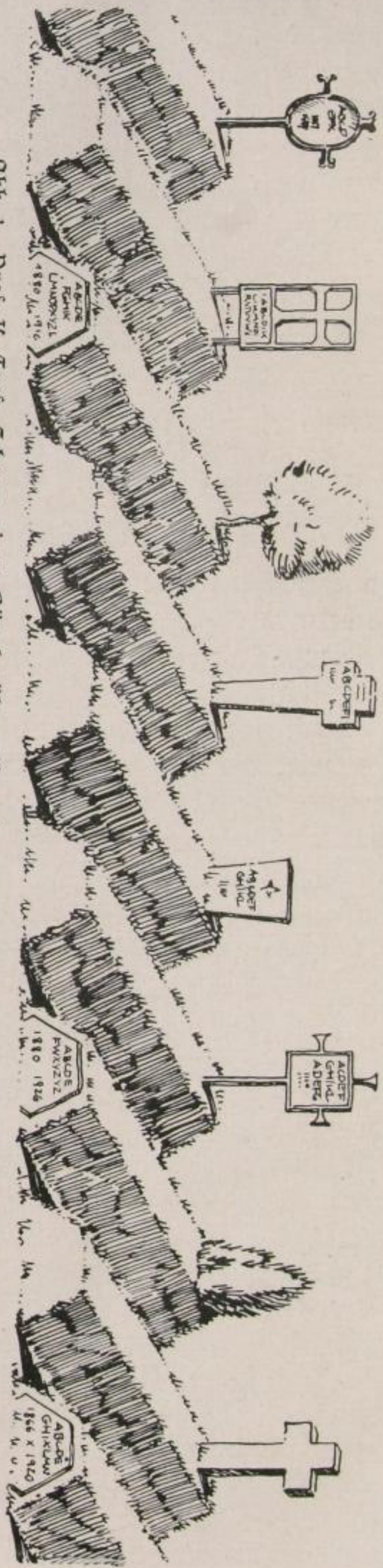


Abb. 1. Prof. K. Groß, Schema einer Hügelgräberreihe mit eingesteckten Schriftträgern oder Schriftfußplatten

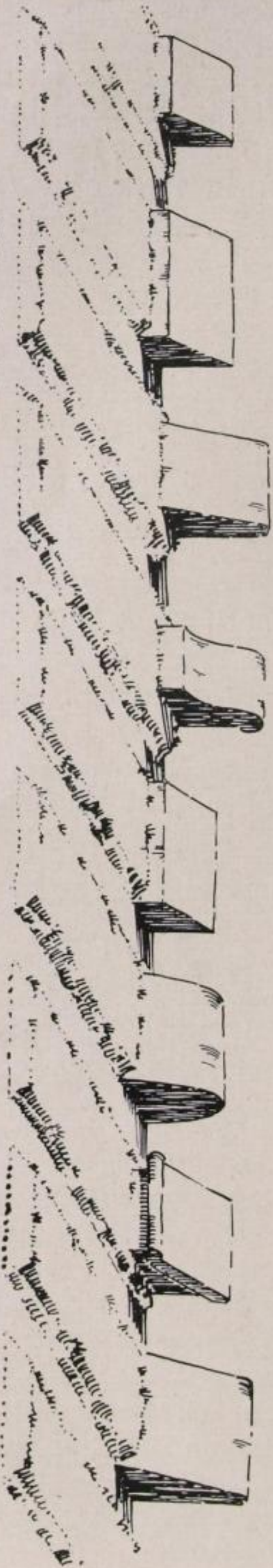


Abb. 2. Prof. K. Groß, Schema einer Grabreihe mit schrägen Schriftträgern, Winkel 45—50 Grad



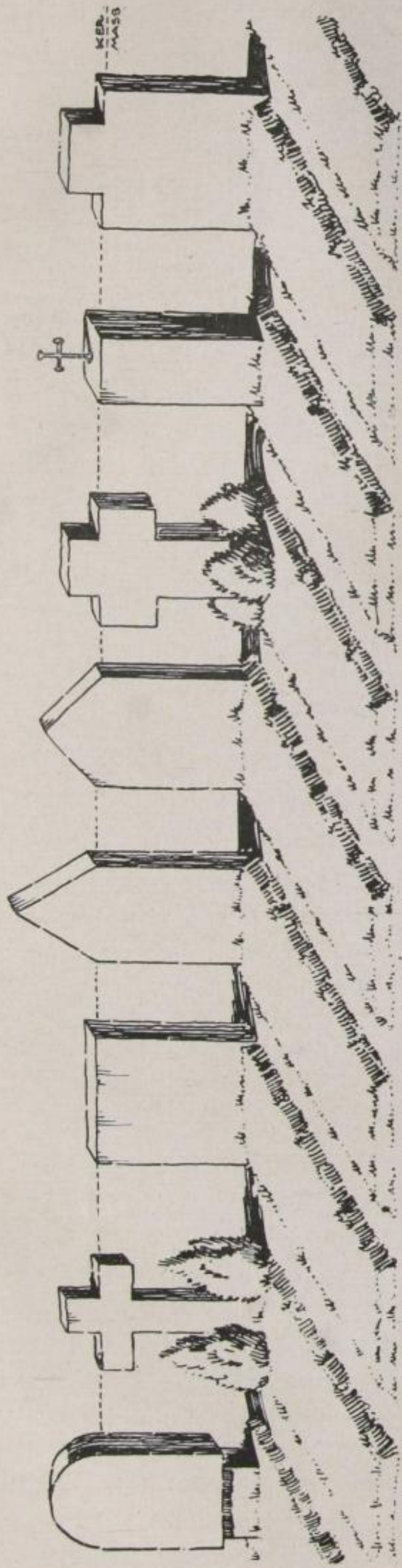


Abb. 3. Prof. K. Groß, Schema einer Grabreihe mit abschließenden stehenden Grabsteinen



Abb. 4. Prof. K. Groß, Schema liegender Grabplatten



Wir sind's gewiß in vielen Dingen,  
 Im Tode sind wir's nimmermehr.  
 Die sind's, die wir zu Grabe bringen,  
 Und eben diese sind's nicht mehr.  
 Denn weil wir leben, sind wir's eben  
 Von Geist und Angesicht.  
 Und weil wir leben, sind wir's eben  
 Zur Zeit noch nicht.

Die Lösung ist „verschieden“. Und statt diese Gleichheit der Menschen im Tode auch in der Gestaltung der Grabmäler zum Ausdruck zu bringen, hat man vielmehr gerade die Verschiedenheit, die eine Sache des Lebens ist, zum Thema der Grabdenkmalkunst gemacht und dadurch den Frieden der Begräbnisstätten gestört. Es ist ja nur zu begreiflich, daß bei einem Sterbefall der einzelne in seinem bestimmungslosen Schmerz den geliebten Toten vor allen anderen Menschen durch ein Denkmal ehren möchte, das alle andern Denkmäler übertrifft, oder doch wenigstens aus ihnen so hervorsteht, wie es der überragenden Bedeutung des Toten für die Hinterbliebenen entspricht. Aber das heißt doch schließlich geradezu das Prinzip des Kampfes auch noch in die Stille der Friedhöfe tragen und ihre versöhnende Schönheit durch immer neue Überbietungsversuche immer wieder verwüsten.

In bezug auf die Größe der Grabmäler haben wir jetzt vielfach allgemein verbindliche Normen für alle Gräber je eines Friedhofsteiles, und schon das ruft häufig die Empörung der in ihrem Schmerze für Vernunftgründe unzugänglichen Leidtragenden hervor. Aber auch eine immer gesteigerte Ausgestaltung innerhalb der angeordneten Größenmaße widerspricht der Gleichheit der Menschen vor dem Tode. Diese Gleichheit erfordert vielmehr von uns den Verzicht auf solche Möglichkeiten und die Hinwendung des Gefühls zum Verständnis für die Schönheit einfacher, für alle Gräber ungefähr gleicher Formen. Und dieser Gedanke muß schon im alltäglichen Leben in uns so lebendig werden, daß er nicht in der Trübung unserer Urteilskraft durch den Schmerz über den Verlust eines teuren Menschen sogleich wieder verschwindet.

Daß gerade durch gleiche oder ähnliche einfache Grabmäler höchste, erhabenste Schönheit und den einzelnen Angehörigen Tröstung gebender Ausdruck der Gemeinsamkeit menschlichen Schicksals erreicht werden kann, lehren uns, um nur zwei Beispiele anzuführen, sowohl alte wie die Herrenhuter als auch neue wie die Kriegerfriedhöfe in Nordfrankreich.

Zweitens sind die einzelnen im allgemeinen geschmacklich recht mangelhaft ausgebildet, ohne sich dessen bewußt zu sein, und die richtige Führung und Beratung, die sie in alter Zeit durch einen tüchtigen Kunsthandwerkerstand erfuhren, der damals allein zur Herstellung der Grabmäler in Betracht kam, muß den heutigen Massen gegenüber notwendigerweise versagen. Denn die wirtschaftlichen Verhältnisse haben einerseits — die Ausnahmen bestätigen die Regel — eine gewisse Verkümmernng dieses Kunsthandwerkerstandes herbei-





Abb. 5. Entwurf: Prof. K. Groß. Ausführung: Firma C. Hen, Roßwein (Theumaer Schiefer mit eingblasener Schrift)



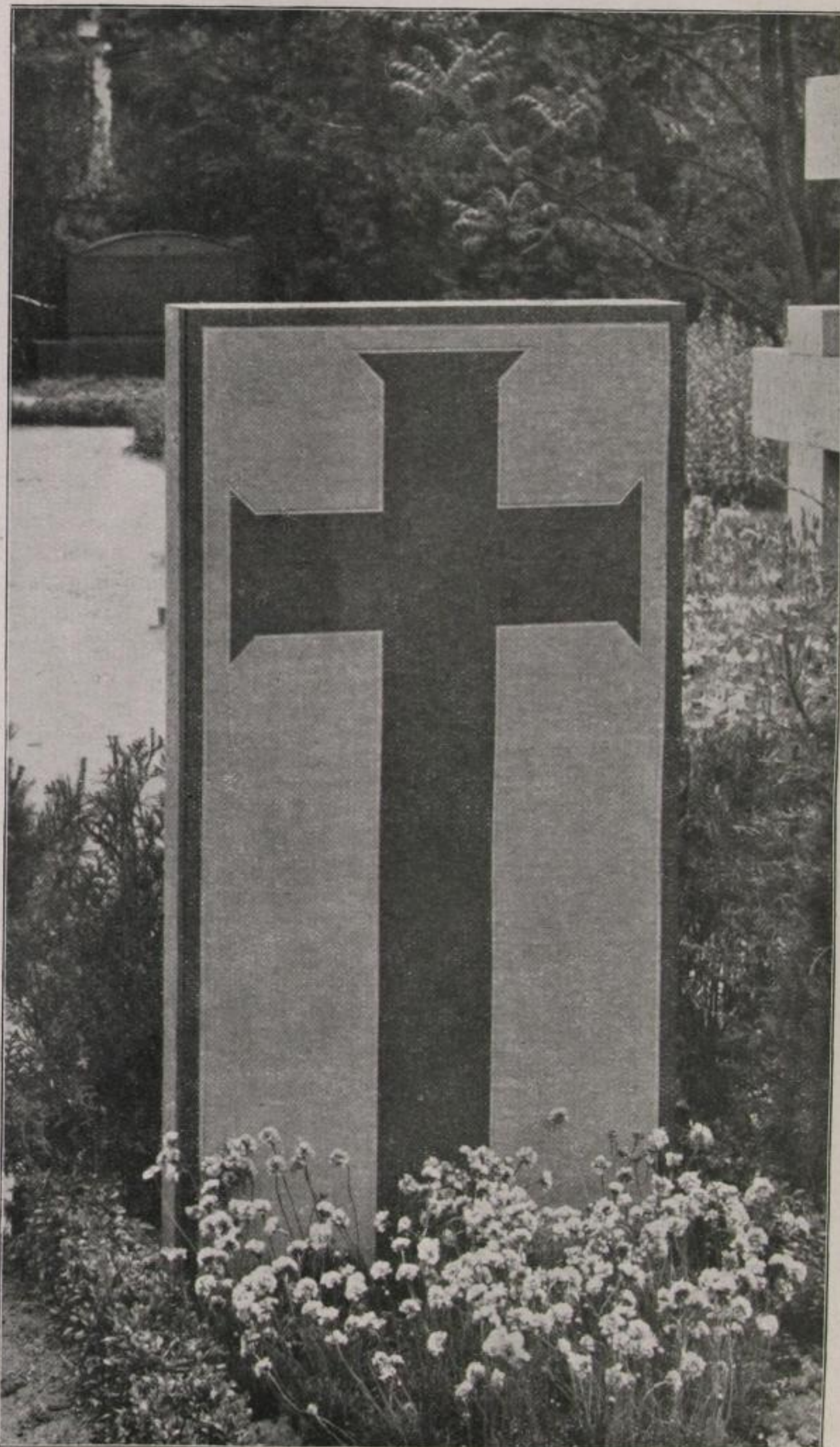


Abb. 6. Entwurf: Prof. K. Groß. Ausführung: Steinwerke Rupp & Möller,  
Karlsruhe (dunkler Granit, Kreuz geschliffen, Grund gestocht)





Abb. 7. Entwurf: S. Mages. Ausführung: Steinwerke Rupp & Möller, Karlsruhe



geführt, andererseits den weitaus größten Teil der Besteller statt auf handwerkliche vielmehr auf industrielle Erzeugnisse verwiesen. Diese letzteren aber waren zunächst, wie auch auf allen anderen Gebieten, sinnlose Übertragungen der gewohnten, innerhalb des Handwerks vollberechtigten Formen auf das



Abb. 8. Entwurf: Prof. Th. A. Winde, Dresden. (Holzgrabzeichen)

ganz anderen ästhetischen Gesetzen unterliegende technische Massenerzeugnis. All diese schlimmen Dinge wurden und werden gekauft und, je verzierter und überladener, desto eher, und sie sind es, durch die die einzelnen unwissentlich unsere Friedhöfe so häßlich gemacht haben.

Aber auch hier ist schon eine große Wandlung zum Besseren zu verzeichnen. Es ist ein Reichsausschuß für Friedhof und Denkmal gegründet worden und



entsprechend ein sächsischer Landesauschuß. In ihm sind unter andern sowohl die industriellen wie die handwerklichen Hersteller von Grabmälern, die Künstler wie die in Betracht kommenden Behörden vertreten, und dieser Reichsauschuß hat erstens Richtlinien für die Gestaltung der Friedhöfe und Gräber festgestellt, zweitens hat er Vereinbarungen mit den Grabmalherstellern, insbesondere auch über die Bearbeitung von Hartsteinen getroffen, drittens bringt er jetzt eine Musterfriedhofsordnung heraus. Durch alle diese Maßnahmen wird sich der einzelne künftig in einer sehr viel günstigeren Lage befinden als heute, sofern ihm wirklich daran liegt, auch durch das von ihm zu bestellende Grabmal für die Schönheit, den Frieden und die Würde der Friedhöfe mitzuwirken. Und nur der unbelehrbare Ichsüchtige wird über Verletzung seiner Freiheit jammern.

Unter all diesen Maßnahmen des Reichsaususses ist für den einzelnen besonders wichtig die am Schlusse der Richtlinien geschehene Einführung einer Qualitätsmarke. Es ist dies ein dem Reichsauschuß gesetzlich geschütztes Zeichen, welches bedeutet, daß das mit ihm versehene Grabmal von einer Kommission der angeschlossenen Verbände als technisch und formal fehlerfrei erachtet wurde. Wer also diese Qualitätsmarke beachtet — sie besteht aus einem in sich verschlungenen ZZ neben dem Namen der ausführenden Firma — der hat damit eine starke Stütze zur Prüfung und Bildung seines Geschmacks.

Damit das Gesagte auch gleich von der Anschauung unterstützt werde, sind diesem Aufsatz eine Reihe von Abbildungen beigegeben, die größtenteils dem im Auftrage des Reichsaususses für Friedhof und Denkmal von Dr.-Ing. Stephan Hirzel bei Georg D. W. Callwey, München, 1927, herausgegebenen Sammelwerke „Grab und Friedhof der Gegenwart“ entnommen wurden. Schon in Heft 3 bis 4 Bd. XVII der Mitteilungen wurde eine Abhandlung aus diesem Werke von Direktor Professor Karl Groß über das Grab veröffentlicht. Es sei noch besonders darauf hingewiesen, daß die Abbildungen 1 bis 4 zu diesem Aufsatz gehören.

## **Baumschutz und moderner „Städtebau“ in Dresden**

„Dem naturhungernden Stadtmenschen ist jeder Baum, jeder kleinste Gartenfleck heilig, und dieser allgemeinen Volksempfindung nach dürfte nicht ein Strauch einer sonst so nötigen Stadtbebauung geopfert werden, sondern müßte im Gegenteil möglichst viel Grünes zu dem alten Bestand noch dazu gepflanzt werden.“

Camillo Sitte

Schon mehrfach und immer häufiger in letzter Zeit mußte der Naturfreund in Dresden mit Bedauern zusehen, wie schöne, alte Bäume fallen mußten, weil sie nach Ansicht maßgebender Stellen ein „Verkehrshindernis“ bildeten. Die rücksichtslose Kahlliegung der Bauzner Straße oberhalb des Waldschlößchens, die auf den Abbildungen in ihrem ersten Beginn gezeigt ist und in-

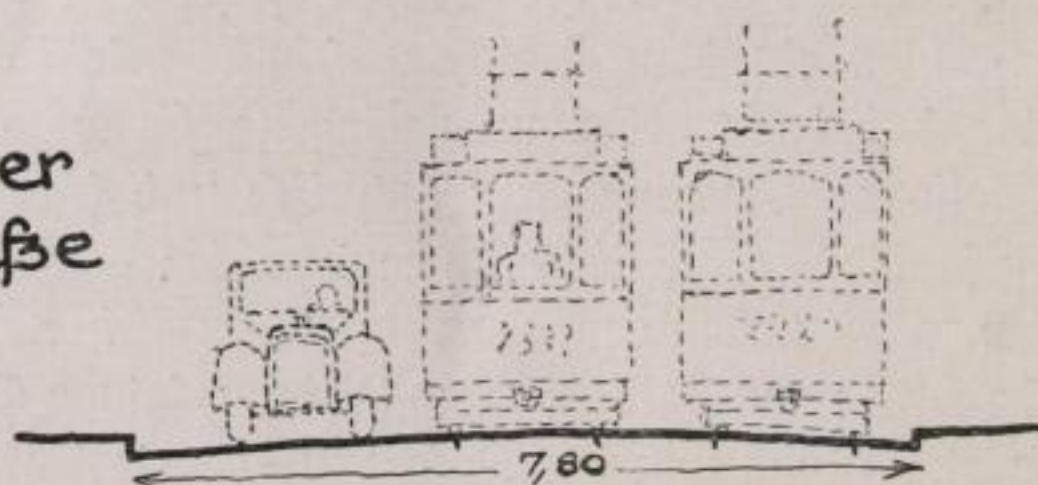


zwischen bis zur völligen Vernichtung des Baumbestandes auf der Nordseite der Straße und in dem angrenzenden Gartenstreifen durchgeführt ist, ist ein bedauerlicher, nicht wieder gut zu machender Mißgriff der verantwortlichen städtischen Stellen, um so mehr, weil auch der Verkehrsfachmann hier eine wirkliche Notwendigkeit zur Beseitigung der Bäume aus Verkehrsgründen mit dem besten Willen nicht einsehen kann.

Die halbamtliche Auslassung in der Presse, die im Ton einer verlegenen Entschuldigung gehalten ist, sucht die Notwendigkeit der Maßnahme mit Verkehrsgründen, die aber auf äußerst schwachen Füßen stehen, zu beweisen. Es ist da von dem gewaltigen Durchgangskraftwagenverkehr Dresden-Bautzen die

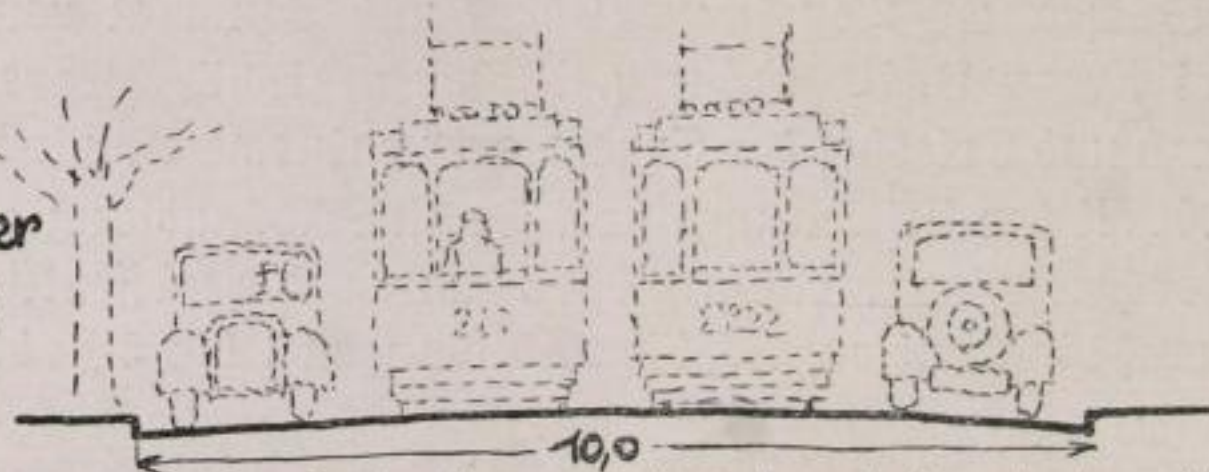
## VERGLEICH DER STRASZENBREITEN UND DES VERKEHRS,

Prager  
Straße



5 Straßenbahnlinien, 3 Autobuslinien, stärkster Kraftwagenverkehr

ob.  
Bautzner  
Straße



1 Straßenbahnlinie, 1 Autobuslinie, starker Kraftwagenverkehr.

Abb. 1

Rede, von der geplanten Entlastungsstraße durch die Dresdner Heide usw. Der Notwendigkeit dieser Entlastungsstraße wird sich auch der Naturfreund nicht verschließen, aber wenn man eine Entlastungsstraße für die allernächste Zeit plant — und der Bau der neuen Heidestraße soll ja schon in diesem Jahre begonnen werden — dann ist es doch unnötig und geradezu Verschwendung, an dem alten Straßenzug, der in kürzester Frist seine Bedeutung für den Durchgangsverkehr verlieren wird, noch wesentliche Veränderungen vorzunehmen. Zum Beispiel sei an die Durchgangsstraße Dresden-Meißen links der Elbe bei Niederwartha erinnert, die infolge des Baues des neuen Kraftwerks verlegt werden soll; an dieser Straßenstrecke ist seit vielen Jahren nichts mehr verändert und verbessert worden, und sie wird doch gewiß auch von guten Verkehrsfachleuten verwaltet.



Wenn man sich aber die Bauhner Straße an der in Frage kommenden Strecke näher betrachtet, so sieht man, daß auch ein starker Kraftwagenverkehr, selbst wenn er noch lange Jahre auf dieser Strecke sich bewegen würde — was ja nicht einmal der Fall ist — noch keinen hinreichenden Grund für eine Beseitigung des herrlichen Baumbestandes bietet, denn der Fahrdamm besitzt hier neben den Straßenbahngleisen beiderseits noch eine normale Fahrspur für Kraftwagen, es ist also ein vierspuriger Fahrdamm. Man denke einmal an die Prager Straße und die Wilsdruffer Straße, die beiden wichtigsten Hauptverkehrsstraßen Dresdens, die ja nur dreispurig sind und dabei sicherlich zwanzigmal so viel Verkehr bewältigen, wie die obere Bauhner Straße (ver-



Abb. 2. Anblick der betroffenen Straßenseite (oberhalb der Angelikastraße) kurz vor vollständiger Entfernung der Alleebäume

gleiche Skizze). Eine gut ausgebaute vierspurige Straße kann sehr großen Verkehrsansprüchen auf sehr lange Zeit genügen. Nur in ganz außergewöhnlichen Fällen, — die Bauhner Straße käme n i e m a l s in Frage — wird man unter dem Zwange des Verkehrsandranges eine v i e r spurige Straße in eine s e c h s spurige umbauen müssen. Aber die obere Bauhner Straße soll ja gar nicht s e c h s spurig ausgebaut werden, nur ein schmaler Streifen von etwa ein Meter Breite soll beiderseits zur Fahrbahn zugeschlagen werden. Welchen Sinn hat diese Maßnahme? Sie ist zunächst schwer zu verstehen, denn dem normalen Kraftwagenverkehr nützt sie, so lange keine neue volle Spur geschaffen wird, in keiner Weise. Der wahre Grund ist, das muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, einzig und allein der, daß den breiten Autobussen, die hier verkehren,



Gelegenheit zum Überholen der Straßenbahn geschaffen werden soll. Diesen wahren Grund verschweigt die halbamtliche Begründung wohlweislich, man hat offenbar nicht den Mut, mit den wahren Gründen für diese Maßnahmen einzustehen. Es ist auch wirklich nicht einzusehen, warum die Autobusse, die hier dieselben Haltestellen besitzen wie die Straßenbahn, und denen oberhalb und unterhalb genügend Raum zum Vorfahren zur Verfügung steht, gerade hier auch noch die Möglichkeit zum Überholen haben sollen. Die halbe Minute, die vielleicht einmal ein Autobus — das Zusammentreffen wird selten genug sein, zumal der Autobus im Zwanzig-Minutenbetrieb verkehrt — hier



Abb. 3 Alle Bäume rechts der eingestrichelten Linie sind beseitigt worden; der vorspringende Zaun wurde entfernt

gewinnen würde, kann doch unmöglich die Vernichtung einer prächtigen, mehr als hundert Jahre alten Allee in schönster Lage der Stadt rechtfertigen, das hieße doch, die Verkehrsansprüche maßlos übertreiben. In der inneren Stadt verliert der Autobus an j e d e r wichtigen Kreuzung halbe und ganze Minuten, und es muß auch gehen. Wenn schon im Zuge der Bauzner Straße Verbreiterungen notwendig sind, dann doch zuerst und n u r dort, wo die Straße noch dreispurig ist. So lange die Straße noch dreispurige Strecken besitzt, ist sie, wo sie vierspurig ist, ein für allemal ausreichend, und es ist ein völliger Widersinn aus „Verkehrsgründen“ an den vierspurigen Strecken ganze Alleen niederzulegen.



Der Baumbestand an der Bauzner Straße, der der Vernichtung anheimgefallen ist, ist vor allem deshalb so besonders wertvoll, weil er einen letzten Ausläufer der hier bis nahe an die Stadt heranreichenden Dresdner Heide darstellt. So war für den Fußwanderer ein schöner, im Sommer angenehm schattiger Weg von der Stadt zur Heide vorhanden, also eine *G r ü n v e r b i n d u n g*, wie man sie in anderen Städten oft mit viel Kosten und Mühe neu schafft. Und dieser schöne und wertvolle Baumschmuck mußte verschwinden, nur damit eine Rennbahn für Autobus- und Straßenbahn-Wettfahrten geschaffen wird? Das heißt denn doch, den Begriff des Städtebaues etwas merk-



Abb. 4. Einblick in den Garten, von dem ein Streifen abgetrennt wurde  
Die Baumvernichtung in vollem Gange

würdig auffassen. Gewiß erfordert der moderne Verkehr allerhand Beachtung, und ausgesprochene Gefahrenpunkte müssen beseitigt werden. Aber das Verkehrsbedürfnis ist doch nur eines von vielen Bedürfnissen der Stadtbewohner und man kann sagen, daß mindestens im gleichen Maße oder noch rascher wie das Verkehrsbedürfnis das Verlangen nach Grünschluck und Erholungsplätzen für die Bevölkerung wächst.

Wir brauchen an allen maßgebenden Stellen der Stadtverwaltung tüchtige verantwortungsbewußte *S t ä d t e b a u e r* und keine einseitig eingestellten Verkehrsfanatiker. Wo kämen wir hin, wenn dem Verkehrsbedürfnis jede andere Rücksicht geopfert werden soll? Das ist doch kein Städtebau. Die



Worte Camillo Sittes am Kopfe dieser Zeilen, die schon im vorigen Jahrhundert geschrieben wurden, sollten doch gerade heute jedem einsichtigen und nicht einseitigen Städtebauer lauter in den Ohren klingen als je zuvor.

Dresden besaß einmal den Ruf, von allen deutschen Städten eine der reichsten an Baumschmuck und Grünanlagen zu sein. Heute bemühen sich alle Großstädte unter großen Opfern, neue Grünanlagen für ihre Bewohner zu schaffen, um sie vor den schädigenden Wirkungen der Zusammendrängung in engen Mauern zu bewahren. Glaubt Dresden wirklich, sich die Vernichtung wertvollen jahrhundertalten Baumstandes leisten zu können nur eingebildeten Verkehrsbedürfnissen zuliebe? Wir dürfen wohl in Zukunft von den Dresdner Verkehrsbehörden etwas mehr Achtung und Liebe für die Schönheiten der Natur in den Mauern Dresdens erwarten. Bei allen verantwortlichen Stellen unserer Stadt sollte das eigentlich selbstverständlich sein.

### **Die Verjüngung der Buchenbestände im Mord- und Stechgrund (Weißer Hirsch) eine Notwendigkeit zur dauernden Erhaltung des Waldes**

„Im Mordgrunde (Stechgrunde) wüthet die Art.“ Briefe mit diesem Anfang erreichen in großer Zahl den Heimatschutz. Besorgnis um Erhaltung des köstlichen Buchenwaldes, dieses prächtigen Einganges zum Weißen Hirsch, ist es, die aus all den Zeilen spricht, die in Liebe und Verehrung zu unserm Wald geschrieben sind. Wir haben sofort — wie dies in allen Fällen geschieht — durch freundliche Helfer, die sich in großer Zahl in unsern Dienst stellen, eine Besichtigung vorgenommen und den zuständigen Revierverwalter Herrn Forstmeister Dogel um Auskunft gebeten. Wir sind von dieser Auskunft, die wir hier abdrucken, befriedigt und erachten die getroffenen Maßnahmen im Interesse des Naturschutzes für notwendig.

„Die Fällungen werden ganz überwiegend zu dem Zwecke ausgeführt, um im Mordgrunde als einem der Hauptzugangspunkte der Dresdner Heide dauernd einen schönen Waldbestand zu erhalten. Es soll verhütet werden, daß der Mordgrund durch Kahlschlag oder zufolge Absterbens des derzeitigen Waldbestands, sobald dieser einmal sein physisches Alter erreicht haben wird, für eine längere Reihe von Jahren ganz von Wald entblößt daliegt. Die Fällungen dienen also in allererster Linie dem Naturschutze; finanzielle Gesichtspunkte treten völlig in den Hintergrund.“

Der jetzige Buchenbestand im Mordgrund ist etwa hundertzwanzig Jahre alt. Er ist aus Stockauschlägen hervorgegangen, das heißt aus Trieben, die sich aus seinerzeit im Boden gelassenen Wurzelstöcken gefällter Buchen entwickelt haben. Das zeigt sich schon daran, daß die Buchen vielfach zu mehreren am Fuße zusammengewachsen sind. Außerdem befinden sich bei den hiesigen Revierakten noch alte Wirtschaftsanweisungen, die anordnen, daß man im Mordgrunde die Buchenstockauschläge gegen die sie bedrängenden Kiefern durch deren allmähliche Entnahme begünstigen solle. Es besitzen aber Buchen, die aus Stockauschlägen entstanden sind, ein geringeres physisches Alter als sogenannte Kernwüchse, das heißt solche Bäume, die aus einer einzelnen Jungpflanze oder aus einem einzelnen Samenkorn aufgewachsen sind. Das Lebensalter der aus Stockauschlägen hervorgegangenen, am Fuße meist zu mehreren zusammengewachsenen Bäume ist vor allem deswegen geringer, weil sich die einzelnen Bäume bei Wind an ihren Verwachsungsstellen gegenseitig immer wieder wundreiben und sich so Eingangspforten für holzzerstörende Pilze gegenseitig ständig offen halten. Dazu sammeln sich zwischen den am Fuße miteinander verwachsenden Stämmen Laub und andere vermodernde Abfälle an, die ihrerseits,



zumal da sie die Regennässe speichern, die Entwicklung von holzzerstörenden Pilzen noch fördern. Daher kommt es, daß die Buchen im Mordgrunde meist schon jetzt eine von Pilzen herrührende Fleckigkeit des Holzes aufweisen. Ihr Lebensalter ist unter diesen Verhältnissen kaum zu mehr als hundertsechzig Jahren anzunehmen, während sonst Buchen auf ähnlichen Standorten gut zweihundert Jahre und noch älter werden können. Für den Buchenbestand im Mordgrunde besteht mithin die vorauszu sehende Gefahr, daß er in etwa vierzig bis fünfzig Jahren fast ganz abstirbt. Damit nun dann der Mordgrund nicht kahl wird, muß schon jetzt begonnen werden, unter dem Schirme des alten Buchenbestandes einen neuen Waldbestand zu begründen. Dieser neue Waldbestand wird sich in etwa vierzig bis fünfzig Jahren soweit entwickelt haben, daß er dort, wo alte Buchen absterben, die entstehenden Lücken gut ausfüllt. Dabei werden die alten Buchen, die länger aushalten, auch weiterhin belassen. Auf diese Weise entstehen schöne Waldbilder, die auf derselben Fläche Bäume von fast jedem Alter vereinigen und die auch eine sehr günstige Gelegenheit zur Mischung von Holzarten bieten. Der Forstmann bezeichnet solchen Wald als Plenterwald. Es darf hierzu noch auf die in Band XVII, Heft 9—12, der Monatschrift des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz veröffentlichten Waldbilder und insbesondere auf das dem hiesigen Reviere entnommene Waldbild auf Seite 448 verwiesen werden.

Um nun aber unter dem Schirme des alten Waldbestandes einen jungen nachziehen zu können, muß der Kronenschluß des alten Waldbestandes gelockert werden, damit infolge des gesteigerten Lichtzutritts die nötige Bodengare für den Anbau von Jungpflanzen eintritt und damit auch die Jungpflanzen selbst das zu ihrem Anwachsen und Gedeihen unentbehrliche Licht empfangen. Andererseits müssen noch solche alte Bäume entnommen werden, die, wenn sie später gefällt werden würden, beim Fällen und besonders bei dem unvermeidlichen Herabgleiten der gefällten Stämme an den Steilhängen des Mordgrunds die angebauten Jungpflanzen wieder vernichten würden. Nach diesen Gesichtspunkten werden die Fällungen im Mordgrunde geführt, und ich habe es mir nicht nehmen lassen, jeden einzelnen zu fällenden Baum selbst dafür anzuzeichnen. Es werden auch nicht durchgängig an allen mehrstämmigen Buchen die überzähligen Stämme entnommen, sondern es bleibt an solchen Stellen, an denen es sich mit den Rücksichten auf die Zukunft des Waldbestandes vereinbaren läßt, noch manchen Buchen ihre Mehrstämmigkeit erhalten. Im ganzen wird heuer nur etwa ein knappes Fünftel der stehenden Bäume entnommen. Das ist so wenig, daß es von den allermeisten Spaziergängern ganz übersehen werden wird, sobald erst einmal die gefällten Hölzer abgefahren sein werden. Und wenn dann die Buchen im Wachstumszeitraume des kommenden Sommers ihr Laubdach wieder voll entwickelt haben, wird überhaupt nichts mehr von den Holzfällungen zu bemerken sein. Im Frühjahr 1930 wird mit dem Unterbaue von Buchen, Fichten, Hornbäumen, Eschen und auch Eichen begonnen werden, und danach werden wieder Jahre vergehen, bis dann dort, wo die Jungwüchse es fordern, zu ihren Gunsten hie und da einige alte Bäume weichen müssen. In vierzig bis fünfzig Jahren wird vielleicht immer noch ein Drittel der alten Bäume stehen; zwischen ihnen wird sich aber ein junger Mischbestand schon bis zu Hauseshöhe entwickelt haben. So wird der Mordgrund allezeit von einem grünen Walddache überwölbt bleiben und die Spaziergänger alljährlich mit seinem kühlen Schatten begrüßen können.

Zum Schlusse möchte ich nur noch hervorheben, daß ich bei der Wirtschaftsführung im hiesigen Reviere den Gesichtspunkten des Naturschutzes immer mit besonderer Vorliebe nachgehe und daß ich dies, mit Genehmigung der Landesforstdirektion, gerade beim Mordgrunde ganz vorzugsweise schon immer getan habe und noch tun werde.“

D o g e l, staatl. Forstmeister.



# Die Kunstdenkmäler des Freistaates Sachsen

## Band I. Die Stadt Pirna

Herausgegeben vom Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege  
im Auftrage des Ministeriums des Innern durch W. Bachmann

Bearbeitet von W. Bachmann und W. Hentschel

Wilhelm Limpert, Verlag, Dresden. — Preis, in Leinen gebunden, RM 32.—

Mit dem 19. Jahrhundert setzt das Streben ein, der heimischen alten Kunst sich geistig wieder zu bemächtigen. Der junge Goethe gab mit seinem berühmten Aufsatz über das Straßburger Münster den Auftakt dazu. Mehr und mehr breitete sich das Glücksgefühl aus, daß die Heimat Schätze besitze, die nun erst geistig entdeckt werden müßten. Man erkannte, daß es ein schwerer Fehler sei, am Alten nicht sich zu erwärmen, so fremdartig es in die damals moderne Welt hineinschaute. Die „Alten“, das waren für jene Zeit die Griechen und Römer, zwischen ihnen und der Neuzeit lag Finsternis. Es mußte sich erst Faust mit Helena vermählen, um der Welt neue Erkenntnis zu schenken.

Sachsen hat sich früh besonnen, im neuen Sinne zu arbeiten. Schon 1826 entstand unter dem Einflusse des Prinzen Johann, des späteren Königs, der Kgl. Sächsische Altertumsverein, als dessen Aufgabe Erforschung und Erhaltung der Altertümer des Landes bezeichnet wurde. 1831 schrieb J. G. v. Quandt „Hinweisungen auf Kunstwerke der Vorzeit“, seit 1835 erschien L. Puttrich ausgezeichnetes Werk „Denkmäler der Baukunst des Mittelalters in Sachsen“, ein Leipziger Advokat, der sein Vermögen opferte, um das Buch erscheinen zu lassen. 1844 hielt König Johann im Altertumsverein eine Rede, in der er für die Erweckung und Belebung der Liebe des Volkes zu seiner Vorzeit aufforderte. Waren doch schon im 18. Jahrhundert Männer wie Maskow, Menken und Bunau in Sachsen aufgetreten, die sich ernstlich mit der Geschichte des alten deutschen Reiches beschäftigten. Der Altertumsverein beantragte bei der Regierung die Aufzeichnung der Kunstdenkmäler und gab seit 1882 das Werk „Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler im Königreich Sachsen“ auf Kosten der Staatsregierung heraus. Seit 1897 erschien auf dem Titel der Hefte dieses Werkes das Ministerium des Innern als Herausgeber, wieder unter Mitwirkung des Altertumsvereines. Zum Bearbeiter des Werkes wurde Professor R. Steche ernannt. Nachdem dieser in 15 Hefen die Amtshauptmannschaft Pirna und von dort nach Osten fortschreitend, 1894 Borna, bearbeitet hatte, erschien 1894 das Heft Leipzig—Land, das ich als Steche's Nachfolger lieferte. Endlich 1923 erschien das letzte, das Meißner Land behandelnde 41. Heft.

Der kundige Kaufmann stellt in gewissen Zeitabschnitten ein Inventar seines Besitzes auf. Er will einen klaren Überblick über das haben, was er an Waren besitzt. Das Ziel der Bestandsaufnahme der sächsischen Kunstdenkmäler ist ein gleiches: das Feststellen des Besitzes an Altertümern. Da zeigt sich freilich zunächst der Wandel der Anschauungen darüber, was ein „Altertum“,



was wert sei in das Verzeichnis aufgenommen zu werden. Es erschien 1929 ein erster Band einer beginnenden Neuauflage: „Die Kunstdenkmäler des Freistaates Sachsen“, herausgegeben vom Sächsischen Landesamt für Denkmalpflege im Auftrage des Ministeriums des Innern durch W. Bachmann, und zwar Band I, die Stadt Pirna, bearbeitet von W. Bachmann und W. Hentschel. Schon der Umfang der neuen Auflage fällt auf. Bei größerem Format und Beifügen von 55 Bildtafeln füllt der Text mit den 254 in diesen eingefügten Abbildungen, 264 Seiten auf, während im alten Werke der Stadt Pirna 20 Seiten mit 19 Abbildungen gewidmet sind. Woher das Anwachsen des Inhaltes?

Die Antwort gibt Bachmann in der Vorrede: Er weist auf den Umfang der von Steche bearbeiteten Hefte und die letzten, die ich bearbeitete. Er ist die Folge der gesteigerten Ansprüche der Wissenschaft, der Behörden und der gebildeten Kreise an die Inventarisierung, die das Anwachsen erfordere. Und ich gebe ihm, auch hinsichtlich meiner Arbeit, vollständig recht. Vieles, was wir nicht berücksichtigten und nicht berücksichtigen konnten, hat die ins einzelne gehende geschichtliche Forschung aufgedeckt, dazu mußten die Beziehungen des Einzelwerks zu dem bekannt gewordenen Gesamtschaffen der älteren sächsischen Kunst berücksichtigt werden. Bachmann, einst mein Schüler, hat sich einen Namen gemacht im Kreise der Männer, die im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft von der wissenschaftlichen Welt als mustergültig anerkannte Ausgrabungen in Mesopotamien machten, er weilte augenblicklich im Auftrage derselben Gesellschaft und mit dankenswerter Genehmigung der sächsischen Regierung in Ktesiphon, dem seit 636 v. Chr. verlassenen Schloß der Sassaniden-Könige, um dessen gewaltige Ruine wissenschaftlich zu untersuchen. Hentschel hat sich einen Namen als Kenner der sächsischen Bildnerei und Malerei der Zeit um 1500 erworben.

Stecher nannte noch Kirchen, die keine Stilformen zeigten, „architekturlos“. Ihm schien der Bau erst dann beachtenswert, wenn er Stilformen trug. Heute richtet sich die Aufmerksamkeit besonders lebhaft auf schlichte Bauwerke. Die Spätgotik in Baukunst, Bildnerei und Malerei, ebenso wie der Barockstil wurde damals als „schlechte Kunst“ bewertet, während sie heute als die größten Ruhmestaten unseres Landes gefeiert werden. Die Bildwerke des 13. Jahrhunderts stellt man jetzt in die vorderste Linie des deutschen Kunstschaffes. Der so mächtig entwickelte Heimatschutz, der Bruder der Denkmalpflege, spricht dabei ein kräftiges Wort mit, lehrte uns selbst das schlichte Bauernhaus als wertvoll anzuerkennen. Bei der ersten Inventarisierung war der Grundsatz aufgestellt, daß sie die nach den napoleonischen Kriegen entstandenen Werke nicht zu berücksichtigen habe. Heute sind sie alt geworden. Was ein Mann, wie Gottfried Semper schuf, können wir nicht mehr für „modern“ ansehen. Und wir wollen nicht die Fehler der Vergangenheit wiederholen, die das Unmoderne verurteilte, um es dann wieder, oft nach Jahrhunderten, in seinem Werte wieder anzuerkennen. So hat die zweite Bestandaufnahme einen guten Anfang genommen. Der Kunst-



besitz zeigt sich als reicher, nicht, weil Steche bei der ersten Manches, etwa aus Flüchtigkeit, übersah, sondern weil wir Vieles besser würdigen lernten, als es vor einem halben Jahrhundert möglich war.

Glück auf! zum nächsten Bande: Pirna—Land, in dem Dohna, Großsedlitz, Königstein, Stolpen und andere Städte, Dörfer und Burgen dem Bearbeiter noch manche Nuß zu knacken geben werden. Glück auf! ferner der Vollendung des begonnenen Werkes, als eines Aufzeigens des mächtigen Anteils an der Kultur des deutschen Volkes, auf den Sachsen allen Grund hat stolz zu sein. Wir kämpfen um die politische Einheit des deutschen Volkes, um die geistige Einheit mit den vom deutschen Reich Abgesprengten. Viel ist früher mit der Macht der Waffen geleistet worden. Den tiefsten Halt gibt uns aber jenes Band, das äußere und innere Kriege überdauert, die Zusammenarbeit der Stämme an der Vertiefung deutschen Wesens. Und wenn so manche Zeichen darauf hinweisen, daß man nicht erkennen will, wie der Wettstreit der Stämme die Erfüllung brachte, so müssen wir erst recht daran arbeiten, zu zeigen, was in der Heimat geleistet wurde. Und da sehen wir denn, daß die Sachsen den Vergleich mit anderen Volksgenossen nicht zu scheuen haben, sondern daß sie in der vordersten Reihe im Kriege gegen Verrohung standen. Auch dies den Landsleuten aufzuzeigen ist der letzte Grund der neuen Bestandsaufnahme: Seid stolz auf das heimische Schaffen und müht Euch, wenn Ihr es noch nicht kennt, es lieben zu lernen. Denn ohne Selbsthingabe erringt man nie geistigen Genuß.

Cornelius Gurlitt.

### Bücherbesprechungen

„Zwischen Saale und Spree“ von Edgar Hahnwald, Dresden. 7. Band der Heimatbücherei des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. Preis in Leinen hart gebunden 4 RM.

Das erste Jahrzehnt des Dreißigjährigen Krieges war verglutet. 1628 stand im Kalender, da machte sich im sächsischen Kurkreis ein Mann auf die Fahrt, um im Auftrag seines Landesherrn sein friedlich Gewerbe zu treiben. Zeichenblock und Griffel waren sein Gewaffen, damit er die damals alle besonders wohlverwahrten Städte des Landes zu belagern begann: es war der kursächsische Oberlandbaumeister W. Dilich. Seine Aufgabe war es, die malerischen Gegenden und Ortschaften des Kurstaates in ihrem damaligen Zustand aufzunehmen, und was er geschaffen, das erfreut noch heute das Auge jedes Heimatfreundes. Es ist eine dokumentäre Kraft in den Blättern.

Dreihundert Jahre ist das her, und fast wie eine Sentenarehrung des alten Dilich mutet es an, daß eben im Jahre 1928 ein Mann der Öffentlichkeit ein Werk vorlegt, das ganz und gar von Dilichschem Geiste erfüllt ist und voll und ganz als Dokument vom landschaftlichen und städtebaulichen Zustande der sächsischen Heimat im zwanzigsten Jahrhundert angesprochen werden kann: Edgar Hahnwald und sein neuestes Buch meine ich.

Er ist unseren Mitgliedern kein Fremder mehr. Mannigfaches haben wir von ihm gelesen, und wenn wir die Blätter, die er beschrieben, beiseite legten, dann sagten wir wohl: „Siehe da, ein Dichter!“ Geehrt und geachtet als Schriftsteller steht Hahnwald seit langem da, aber daß dem innersten Berufe nach dieser Mann ein Maler ist, wird einem klar beim Durchlesen des neuesten Werkes aus seiner Feder. Mit dem Blick des erfahrenen Landschafters erfaßt Hahnwald das Stadt- oder Dorfbild, das er sich gerade



zur Bearbeitung vorgenommen. Und was dann entsteht, das ist ein echtes Dokument für die Heimatforschung kommender Zeiten. Ich meine allen Ernstes, an diesem Buche wird kein späterer Bearbeiter der heimatlichen Geschichte vorübergehen können. Er muß es benutzen zur inneren Klarwerdung über die landschaftliche Verfassung Obersachsens im ersten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts!

Dem alten Dilich wird gesagt, daß er der erste war, dem das Stadtbild als Ganzes etwas bedeutete. So ist es bei Hahnwald. Auch er sieht unsere Siedlungen als Ganzes. Nicht nur die „malerischen“ Winkel und Gebäude faßt er ins Auge. Er sieht auch die kahlen Dorstadtzeilen, den Wahlzettel am Erdgeschoß der Kneipe, die unzähligen Verschandelungen alle, die das letzte Jahrhundert in Sachsens Bauweise gebracht. Freude macht ihm das nicht, aber er verschließt nicht die Augen davor. Lieber freilich versenkt er sich schon in die Dome, die Burgen, in die Gassen aus alten Tagen — die Historie ist ihm nicht fremd, viel wertvolles weiß er dem Betrachter seiner Wanderbilder aus der Vergangenheit zu erzählen. Welche Fülle dichterischen Empfindens aber in ihm schlummert, das erschließt sich uns, wenn wir an seiner Seite dahinziehen durch die Gefilde der Heimat — auf der sturmübertosten Landstraße ins Erzgebirge hinauf, die vom eisigen Staubschnee raucht, vorbei an den Höhen, die mit ihrer weißen Lehne unmerklich in den weißen Winterhimmel übergehen; wenn wir mit ihm unter der sternbesäten Himmelslocke stehen vor der Tür irgendeines Bergwirthshauses in der Lausitz; wenn wir neben ihm an den blühenden Bergwiesen rasten auf den Schutzfluren unsres Landesvereins und staunend das bedeutende botanische Wissen unsres Führers kennen lernen. Welch eine Summe von Wissen hat dieser Mann sich in seinem Leben angeeignet, sich erworben in des Wortes vollster Bedeutung. Dazu kommt, er kann leichten Herzens wandern. Denn Hahnwald ist ein Gegenwartsfroher und Zukunftssicherer; die Gefühle der Wehmut, die viele in unserm Volk in diesen Jahren erfüllen, kennt er nicht. Klar wird das beleuchtet durch einen Satz aus dem Kapitel „Großenhain“. „Wochentags rauchen die Schornsteine einiger Fabriken hier. An den Maschinen reißt ein zukunftsgläubiges Geschlecht. Es will über den Kleinbürger hinauswachsen.“

— — Nun, Glück zu! Aber welche Summe von aufbauenden Kräften, von Tüchtigkeit, Zucht und Sitte in diesem Kleinbürgertum unsrer Heimat gelegen hat und noch liegt, scheint dem Verfasser nicht recht bewußt geworden zu sein. Dieses Kapitel „Großenhain“ ist übrigens der interessantesten eines im Buche. Drei Jahre hat der Verfasser als 18. Husar in dem Röderstädtchen zugebracht. Der Reiterdienst ist ihm nicht das Erlebnis geworden, an dem er freudevoll hängt. Aber tief ergreifend gestaltet sich für ihn und den Leser doch das Wiedersehen mit dem alten Regiment im August 1914 vor Marlemont im Walde. Tote zerschossene Pferde, zersplitterte Lanzen, blutige Attilas — so trifft er auf seine Schwadron, der er als junger Reitersmann angehört hat. Es ist doch etwas wie Liebe, was da in ihm hochkommt.

Und Liebe auch atmet jede Zeile des Kapitels „Weihnachtsdörfer“. Liebe zu Landschaft, Tier und Mensch. — Der Besuch beim alten Krippenschnitzer in Seiffen mit den Kinderaugen, an dem die leichten Frivolitäten über seine frommen Figuren, die die fremde Stadtfrau vorbringt, abperlen wie Wassertropfen an weißem Gefieder, bildet den Höhepunkt dieses Abschnitts. Die blanke, schweigende Christnacht da droben am Schwarzenberg ist wunderbar innig erfasst. „Klein und still und froh unter den hohen Wundern der weißen Weihe-Nacht, von der Kälte umjungen, stapfen wir zu.“

Nicht minder beachtlich der Abschnitt „Strehla“. Springt der Verfasser mit den, mir wenigstens so ungemein traulich erscheinenden, stillen Gassen des Städtleins auch ein wenig rauh um, so gewann er mich doch alsbald wieder durch die bei aller Schlichtheit so wunderbar ansprechende Schilderung des Lebensganges der fleißigen Frau und Wirtin im Gasthose dort. Still, rein, klar fließt das alles hin; ein Dichter ist's, der uns davon berichtet.

Zweier großartiger Abschnitte sei noch gedacht. „Lessings Vaterhaus“, diese schöne Frucht fleißiger, ernster Forschung und „Romantische Reise im Automobil“, eine wirklich



wundervolle philosophische Durchdringung des Begriffes „Wandern“, die es verdiente, auf der kommenden Dresdner Jahresschau „Reisen und Wandern“ als Preisarbeit gekrönt zu werden.

Unserer Vereinsleitung Dank, die es verstanden, dies wertvolle Buch für den Landesverein sich zu sichern!  
Gerhard Plaß.

**Harthaer Heimatbuch.** Sammlung heimatkundlicher Aufsätze aus dem Harthaer Erzähler, Beilage zum Harthaer Tageblatt. Band 1. Druck und Verlag: Harthaer Tageblatt, Buchdruckerei Herm. Gläser, Hartha. 320 Seiten. 8°.

Fast will es scheinen, als ob nationale Not erforderlich wäre für das Besinnen auf die Werte der Heimat. Als nach den Freiheitskriegen die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit und Reich unerfüllt blieb, da blühte aus der Geisteskultur der Romantik der Sinn für Wesen und Geschichte der Heimat gewaltig auf. Überall in deutschen Landen wurden Geschichtsvereine gegründet, in Sachsen zum Beispiel der Sächsische Altertumsverein im Jahre 1824, allerorten auch pflegte man neben der Allgemeinen und Landesgeschichte die Ortsgeschichte, Stadtchroniken wurden in Menge verfaßt. Nach der Reichsgründung ebte dies alles sehr ab. Aber jetzt, in der stärksten nationalen Not, da erleben wir einen neuen Aufschwung der vielseitigen Bestrebungen, die man in dem Begriff Heimatkunde zusammenfassen kann. Überall im Lande, auch dort, wo kein ortsgeschichtlicher Verein besteht, bilden sich heimatkundliche Arbeitskreise, die in besonderen Beilagen der Ortspresse die Ergebnisse ihrer Arbeit niederlegen. Dienst am Volke im besten Sinne des Wortes! Und im Industrieland Sachsen ganz besonders notwendig!

Ein Beispiel solcher heimatkundlicher Betätigung liegt im ersten Band des Harthaer Heimatbuchs vor. Es zerfällt in zwei, dem Umfang nach ziemlich gleiche, dem Inhalt und Wert nach allerdings sehr verschiedene Teile. Der erste Teil von J. G. Sieber, Geheimen Schulrat i. R., ist bescheiden überschrieben „Beiträge zur Geschichte der Stadt Hartha und der Orte der weiteren Umgebung Harthas bis zum Anfang des siebzehnten Jahrhunderts“. Dargeboten wird in Wahrheit unendlich mehr als der Titel vermuten läßt: ein ungeheuer reicher geschichtlicher Stoff, erschöpfend aus der Literatur und aus Akten des Hauptstaatsarchivs in langjähriger Arbeit zusammengetragen.

In vier Großkapiteln, Die Landschaft einst und jetzt, Zur Besiedlung der Landschaft, Zur Geschichte der Herrschaft Kloster Geringswalde und Zur Geschichte des Klosters Buch, werden Vorgeschichte und Mittelalter in reicher Untergliederung gründlichst behandelt. Für die historische Flurnamenkunde, das heißt an wissenschaftlicher Auswertung der Flurnamen ist hier geradezu Mustergültiges geleistet. Welcher Gegensatz zu der mißbräuchlichen Benutzung des Flurnamenstoffes durch Max Leichsenring! Die Vielseitigkeit des Inhalts und der knappe Raum einer Besprechung gestatten nicht ein näheres Eingehen auf diese Arbeit Siebers, die verheißungsvoll schließt: Fortsetzung folgt im zweiten Band des Harthaer Heimatbuches. Für den Schlußteil darf vielleicht der Wunsch nach einem ausführlichen Sach- und Namenregister geäußert werden, da die Erscheinungsform der Arbeit als Zeitschriftenaufsätze nicht immer die für die vorliegende Stofffülle nötige Übersichtlichkeit ermöglicht.

Der zweite Teil des Harthaer Heimatbuches bietet eine große Anzahl von Einzelbeiträgen heimatkundlicher Art — Heimatkunde im weitesten Sinne genommen — von verschiedenen Verfassern, darunter neben J. G. Sieber vor allen Rich. Böttger. Diese kleinen Beiträge sind weniger für den Geschichtsfreund bestimmt als vielmehr für alle, die ihre Heimat echt und tief lieben. Etwa so wie der Toler-Hans-Tonl, der Anton Günther in Gottesgab, dessen Aufsatz „Wie ich zu meinen Liedern kam“ ein wundervolles Bekenntnis seiner Liebe zur Erzgebirgsheimat ist.  
Dr. Naumann.





Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben  
Abgeschlossen am 15. Februar 1929

## Geschichtliches aus den Klingenthaler Bergen \*)

Don Curt Sippel, Plauen

Mit Aufnahmen des Verfassers

Wieder einmal gar zu mächtig ward die Sehnsucht nach den Klingenthaler Bergen. Warum ihr nicht nachgeben? Sie ist ja so leicht zu stillen. Nur zwei Stunden Bahnfahrt sind nötig, um aus der Kreisstadt hinaus in das befreiende Waldgebirge zu gelangen.

Die Meisten wählen den Eingang bei Schöneck oder Muldenberg, weil da bereits der Zug den Hauptanstieg bewältigt hat. Doch der rechte Wanderer will die Berge selbst erklimmen, will die Lungen weiten und baden in der würzigen Luft des Waldes. Will sich freuen des weiten Blickes von der Höhe und der Befreiung von aller Sorgenschwere.

So schreitet der Wanderer heute wieder einmal von Erlbach aus auf heimlichen Pfaden ostwärts durch den Wald. Er hat seine besonderen Pläne. Er möchte Bilder schaffen, die auch dem Fremden zeigen, in welcher prächtiger Art und Formenvielseitigkeit sich das südöstliche Vogtland aufbaut und wie eine glückliche Grenzföhrung gerade hier auch den steilen Südabhang der Hauptberge im Zuge des Erzgebirges Sachsen erhalten hat.

\*) Quelle: Blicke in die Vergangenheit Klingenthals. Von Arthur Müller.



Unverständlich dünkt es, wenn in anderen Teilen Sachsens das Vogtland so gering gewertet wird, ja wenn Landsleute von der Elbe sogar die spöttische Frage aufwerfen: was hinter Zwickau überhaupt wohl noch los sein soll. Vielleicht bildeten sie sich dieses Urteil bei einer Fahrt mit dem Nacht-D-Zug, da sie verschlafen zum Fenster hinausgeschaut, als der Zug in 60 Kilometer Geschwindigkeit über die großen Brücken donnerte. Sie haben sicherlich noch niemals arbeitsmüde Nerven in den grünen Vogtlandwäldern gestärkt, noch sich im lieblichen Bad Elster oder im zauberkräftigen Radiumbad Brambach gesund gebadet; wissen auch nicht, welche große Bedeutung das Vogtland bereits seit dem frühesten Altertum als Durchgangsgebiet nach Böhmen, Franken und Thüringen besitzt und wie vielverzweigt die Fäden des Welt-



Abb. 1. Berge um Grasliß. (Böhmen)

handelsverkehrs aus ihm laufen. Sie sollen aber wissen, daß gerade deshalb jetzt, da die feindlichen Verträge immer erdrückender zu wirken beginnen, die Wirtschaftslage des Vogtlandes sehr trübe ist und der Vogtländer des nachbarlichen Wohlwollens bedarf.

Derärgert steigt der Wanderer bergan. Ist es unter solchen Erfahrungen nicht ein nutzloses Beginnen, auch die landschaftlichen Schönheiten des Vogtlandes zur verdienten Anerkennung bringen zu wollen? So liegen die Gedanken miteinander im Zwiespalt.

Früher mag es anders gewesen sein, als im 13. Jahrhundert unter dem Schutze des deutschen Ritterordens Franken und Thüringer nach Zurückdrängung der Slawen das Vogtland besiedelten, den unermesslichen Holzreichtum nützten und lohnenden Bergbau trieben. Als venezianische Fremdlinge



(die Walen) es nach Gold und edlem Gestein durchforschten, um mit reicher Beute in die südliche Heimat zurückzukehren. Da begehrte man nach dem Dogtland.

Vielfach wechselten seine Besitzer, ehe eine Stetigkeit eintrat. Dögte verwalteten es unter der Herrschaft des Reichs, ähnliche Beamte unter der der reußischen und sächsischen Fürsten, der Landgrafen von Thüringen und der Markgrafen von Meißen. Im 14. Jahrhundert stand es unter der Lehns-herrschaft des Königs von Böhmen; im 15. und 16. unter der Verwaltung der Burggrafen, bis es 1569 Kurfürst August durch Kauf endgültig an Kur-sachsen brachte.

Und heute soll Sachsen bei Reichenbach zu Ende sein!



Abb. 2. Graslig und das Zwodautal, südwärts. (Böhmen)

Die ins Reich der Geschichte enteiltten Gedanken des Wanderers hatten des Weges nicht mehr geachtet. Unvermutet öffnet sich der Wald zu freier Hoch-ebene, liegt am Waldrand ein kleines Kapellchen. Die Reichsgrenze beim hohen Stein mahnt zur Umkehr. Doch der Paß ist in Ordnung und öffnet den Weg in das Reich der allgewaltigen Herren von Prag.

Wenn von dem Schloß, das nach einer Sage auf dem hohen Stein gestanden haben soll, auch nichts mehr zu sehen ist, so ist der Stein selbst ein so lohnender Punkt, daß er niemals unbestiegen bleiben darf. Gar weit im Kreise kann von ihm der Blick in das Land hinausziehen.

Unverwandt nach Süden schaut jetzt der Wanderer; sieht eine Burg, das Engelhaus. Unmöglich, sagt er sich. Sie ist ja vor 500 Jahren so gründlich zerstört worden, daß jetzt die Gelehrten sich um ihren Standort streiten. Es



war eine Erscheinung, die sich die Gedanken aus den Granitblöcken des Hirschberges bildeten. Aber die alte Zeit ist lebendig geworden. Sie zieht den Wanderer nun gen Grasliß. Dort will er schauen, ob die Geschichtsschreiber auch bei der Wahrheit geblieben, wenn sie behaupten, daß Raubritter von Neuhaus, vom Hausberg und im Klausenbach sich durch Spiegelvorrichtungen von dem Nahen reisender Kaufherren Kunde gaben.

Auf dem Hausberg hat ein Schloß gestanden, von Heinrich von Plauen im 13. Jahrhundert als Trutzburg gegen die zurückgedrängten Slawen erbaut. Auch sind die Schloßbewohner 200 Jahre später sicherlich Raubritter gewesen; sonst hätten die erbitterten Metzger und Tuchmacher Egers ihren Rachezug gegen die Hans von Grün auf Neuhaus nicht auch nach dem Hausberg



Abb. 3. Sächsisch-böhmische Grenzberge bei Klingenthal  
Vordergrund: Das Markhäusental. Horizont: Dom Aschberg bis zum Spitzberg

fortgesetzt. Und gründlich haben sie das stolze Schloß zerstört. Denn nur noch wenig Grundmauerreste zeugen von seinem Dasein. Ob die Egerer auch zum Klausenbach gezogen sind, darüber ist geschichtlich noch nichts zu ergründen gewesen. Doch darf es angenommen werden, denn nirgends findet man dort noch Spuren eines Schlosses.

Auf dem Schönauer Berg steht der Wanderer. Tief zu Füßen blickt das Silberband der Zwodau, dehnen sich im engen Tale die Häuser des gewerbefleißigen Grasliß. Schirmend liegt darum der Berge Kranz. Inmitten aber trotz der Wächter Hausberg. Wie stolz mag das Schloß auf ihm gethront haben! Unbezwingbar! Aber o Hohn: Metzger und Tuchmacher konnten es zerstören, weil ein verwahrlostes Gesindel es bewohnte.





Abb. 4. Der Grenzort „Kapellenberg“. (Dogtland)



Abb. 5. Graslig und seine Berge. (Böhmen.) Im Mittelgrund: Der Hausberg





Abb. 6. Klingenthal (Dogtland). — An der Mündung der Brunndöbra in die Zwota, die auf ihrem ferneren Wege durch Böhmen Zwodau heißt



Abb. 7. Das Markhaufental, kommt vom Ursprung (805 m)



Leider sind die Schlösser und Herrenhäuser des oberen Vogtlandes, und besonders des Klingenthaler Gebietes, dem Wandel kriegerischer Zeiten zum Opfer gefallen. Nach alten Lehnsbriefen haben im Klingenthaler Gebiet viele solche Gebäude gestanden, auch Adelsgeschlechter gewohnt.

So erbaute Heinrich von Plauen 1217 auch in Schöneck ein Schloß aus dem gleichen Anlaß wie das Grasliker. 1327 besaß es das Geschlecht der Tosse. Gegen ihren Willen wurden ihre Besitzungen durch die Dögte der Krone Böhmen zu Lehen angetragen, von dem König Wenzel aber an den Grafen Günther von Schwarzburg verpfändet. 1422 löste das markgräfllich meißnische Haus Schöneck von dem Schwarzburger ab. Seitdem blieb es unter Sächsischer Hoheit.



Abb. 8. Berge um Klingenthal. (Vogtland)

In Kottenheide wurde wohl im 13. Jahrhundert eine Wallfahrtskapelle Sankt Peter errichtet, die der Bekehrung zum Christentum dienen sollte.

Zwota ist 1328 in einer Urkunde Heinrichs des Älteren von Plauen erwähnt. Dort stand ein Schloß des Adelsgeschlechtes Pergler von Perglas.

Klingenthal. 1591 nahm Christian Köppel an der Mündung der Brunn-  
döbra in die Zwota ein Waldlehn und legte ein Hammerwerk an, das jeden-  
falls wegen seiner Weltabgeschlossenheit den Namen Hölla oder Höllhammer  
trug. Später kam es in den Besitz Nikol Klingers zu Sachsenfeld, nach dem es  
Klingenthal genannt wurde. 1621 kaufte die Adelsfamilie von Boyberger  
das Hammerwerk und errichtete ein Gutshaus, das aber anscheinend durch  
holkisches Kriegsvolk niedergebrannt wurde. Die Boyberger erbauten ein



neues Schloß, wohl auf dem Grund, da heute das Gasthaus zum Alten Schloß steht. In Brunndöbra war 1628 ein Waldgut, dem Adelsgeschlecht von Mangold auf Schilbach bei Schöneck gehörig, und in Steindöbra 1650 eine Glashütte im Besitze Georgs von Carlowitz.

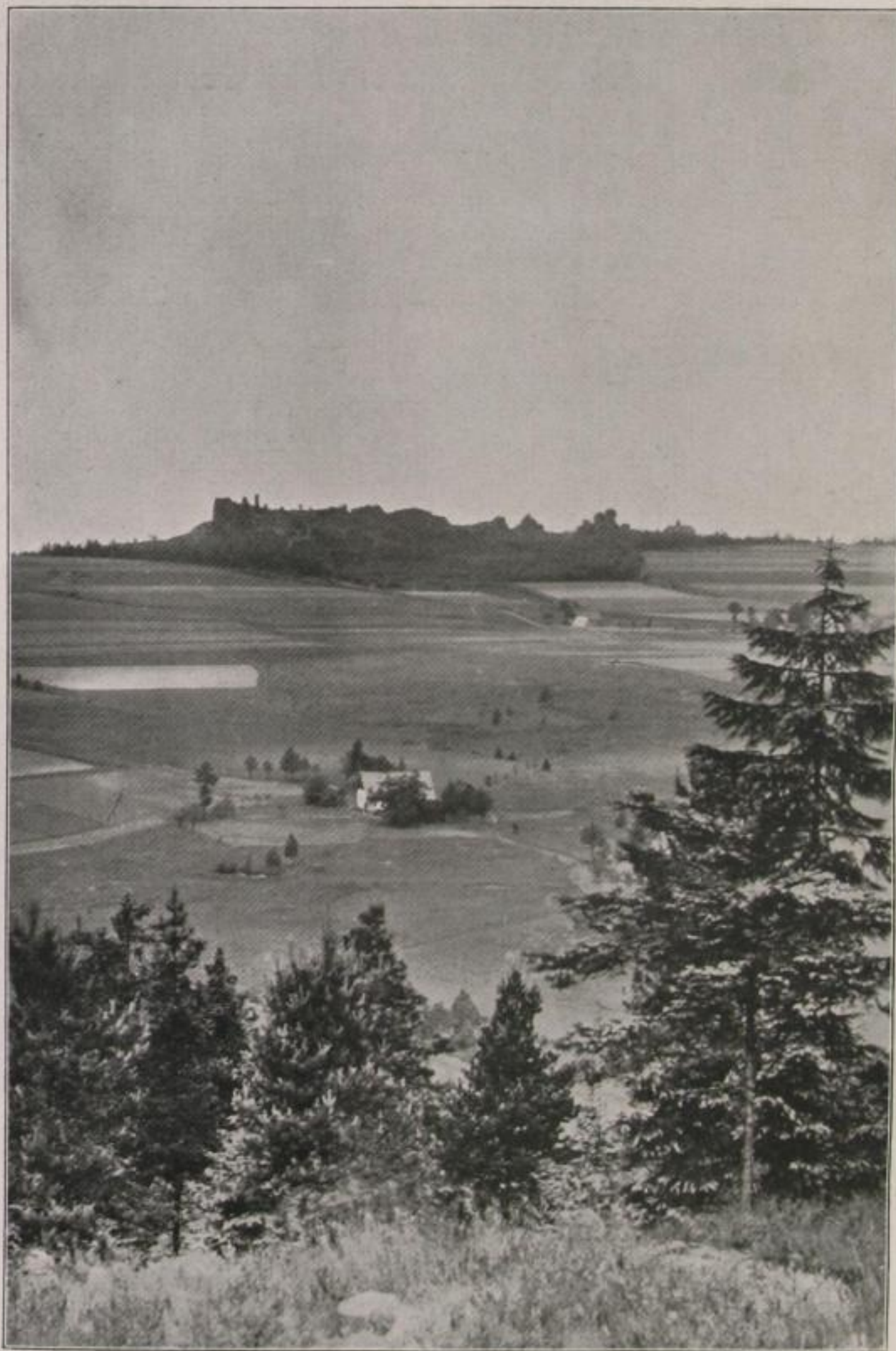


Abb. 9. Der hohe Stein bei Erlbach (von Osten aus)  
Grenze zwischen Sachsen und Böhmen

Obersachsenberg. 1631 hat Matthäus Gnaspé aus Elsfeld den oberen Sachsenberg als Lehn genommen und ein Schloß erbaut. 1668 kam es in den Besitz des Moriz Heinrich von Trübschler auf Neundorf. Das Schloß mag beim jetzigen oberen Waldgut gestanden haben.



Untersachsenberg. 1635 erbaute die Familie von Bozberger, eine Seitenlinie der Klingenthaler, ein Schloß. Man darf es auf dem Grund des heutigen unteren Waldgutes vermuten. Von beiden Waldgütern gibt es Sagen, die von Schlössern und vom Spuk alter Adelsgeschlechter erzählen.



Abb. 10. Das Markhäusental. (Sächsisch-böhmisches Grenzgebiet)

Nichts mehr von all den Herrenhäusern, den Schlössern und der Kapelle Sankt Peter ist erhalten geblieben. Kriegsnöten, Völkerstürmen und großen Bränden sind sie wohl zum Opfer gefallen. Auch Nachkommen der Adelsgeschlechter sind im Gebiet nicht mehr ansässig. Wer nicht in alten Chroniken nachgeforscht hat, wird vorher kaum auf den Gedanken gekommen sein, daß



die jetzigen, fast alle einheitlich im schmucken, aber doch bescheidensten Gebirgsstil erbauten kleinen Häuslein und Hütten auf einem Boden so bewegter geschichtlicher Vergangenheit sich erheben, ja, daß das urwaldähnliche Gebirge bereits zu Beginn der christlichen Zeitrechnung von den Hermunduren besiedelt war.

Heute, trotz alledem und alledem, muß es der Heimatsfreund bedauern, daß nichts, auch gar nichts mehr aus alter Zeit geblieben ist. Man denke sich Schlösser oder Herrenhäuser, sei es auch nur der einfachsten Art, auf dem hohen Stein, dem Hausberg, dem Sachsenberg, dem Aschberg, der Braunleite, dem Schwarzen und dem Herrenberg. Wie würden sie prächtig in die großzügige Gebirgslandschaft hineinpassen! Würden der weiten und vielseitigen Linien-



Abb. 11. Reifendes Korn in 800 m Höhe bei Klingenthal. (Dogtland)

führung neue Richtungspunkte sein, im Wettergebraus der Gezeiten ein stolzes Dasein führen und den Reiz der schönen Berglandschaft noch erhöhen. Schade! Doch wollen wir auch so zufrieden sein. Herrlich sind die Klingenthaler Berge. Mit Stolz dürfen wir sie zum Dogtland zählen. Ja zum Dogtland! Noch immer gibt es Leute, die Klingenthal ins Erzgebirge verlegen möchten. Mit den Geologen soll nicht gestritten werden. Mögen sie das Erzgebirge in der Linie Schönecker Wald — Ursprung enden lassen. Ansichtssache! Aber um die politische Bezeichnung „hie Erzgebirge, hie Dogtland“, geht es. Und da pochen die Dogtländer auf ihr gutes Recht, das alte Lehnbriefe, Akten und Urkunden beweisen. Bereits unter der Verwaltung der Dögte lief die Grenze des jetzigen Sächsischen Dogtlandes so wie heute, nämlich von Römersgrün bei Neumark in südlicher Richtung über Rothenkirchen—



Schnarrtanne—Rautenkranz bis zum Kranichsee. Das vom Schösser Leonhardt Engelschall angelegte Amtserbbuch gibt den Umfang des Voigtsberger Amtsbezirkes wie folgt an:

„Von hiesiger Gegend die Grenznachbarn zwischen Werda und Poppengrün, da das Amt Plauen und Voigtsbergk zusammenstößt, nach den Schöneck- und Auerbacher Wäldern den Anfang zu machen; so rainen anfangs die von Trüßschler zu Falkenstein, Dorfstadt, Lauterbach und Elsfeld, ferner die von Planitz zur Auerbach und Rießengrün, allwo es hernach an die Königl. Thurfürstl. Schönheidische refieren zu gehet, und an solcher zur rechten Hand fortführt bis ans Hrn Grassen von Nostitz zu Gräslich bei Ober- und Untersachsenberg auch Klingenthal herum an Döhler Wald nach der Landesgemeine, da es denn wieder mit der Herrschaft Priesnitz zu Schönbach bis nach der Wernitzgrün rainet und dann mit dem von Beulwitz zu Erlbach und Eubabrunn, und gehet ferner über Sandwüst, allwo es mit dem Herrn Melzer von Wallhof grenzet, weiter mit dem von Schirnding zu Bambach und Herrn von Trautenberg zum alten Teich und Wildstein, da es denn an den von Reitzenstein zu Schönberg an der Kayserl. Grenze fort bis an den von Jedtwitz uff Krugsreuth, Neuberg und Roßbach, dann an den von Reitzenstein zu Possack und Herrn Oberküchenmeister von Reibold zu Sachsengrün an der Markgräfl. Grenze fort bis gegen Wiedersberg und Troschenreuth, dann gegen des Herrn Grafen von Tettenbach zu Geilsdorf refieren an, vom Markgräflichen bei Mißlareuth und Gefell herum zur rechten Hand an der Hr. Grafen Reußen zu Schleiz Rainung, bis wieder ans Amt Plauen, wo den solche Berainung zwischen beiden Ämtern bis gegen Werda und Poppengrün wieder heraufgeheth.“

Darum, ihr Klingenthaler, rechnet euch ohne Zweifel zum Vogtland, sezt auch auf eure Geschäftsbriefbogen neben der Landesangabe die Unterbezeichnung „Vogtland“. So werdet ihr durch euren Welthandelsverkehr ebenfalls eurer schönen Heimat zur wohlverdienten Anerkennung verhelfen.

Ihr Fremden aber, laßt euch durch die Bilder locken. Sie sind nicht der Gestaltungskunst des Malers oder Zeichners entsprungen. Die geschliffene Linse hat sie uns ziemlich naturgetreu geschenkt. Da diese leider noch immer zuviel Raum zwischen Tiefe, Höhe und Ferne verschluckt, ist die Wirklichkeit noch viel formenschöner.

Nun kommt und überzeugt euch selbst. Ihr werdet eure helle Freude haben und nimmermehr von dannen gehen wollen aus den heimlichen Waldtälern, den gebenden Bergen des grünen Vogtlandes.

## Der Stein zu Stolpen

(Zur Geschichte eines Naturdenkmals.)

Der hochragende Basalt zu Stolpen, der heute noch die Bewunderung aller Besucher erregt, hat auch schon bei unsern Vorfahren in hohem Rufe gestanden. Zahlreiche ältere Schriftsteller beschäftigen sich mit ihm. Einen großen Raum nimmt in diesen Ausführungen sein Name ein.



Da schreibt der bedeutende Geschichtsschreiber Georg Fabricius: In Meißen findet man auch „Bisalten“. Er bricht bei dem Schloß und Städtlein Stolpen. Und daher hat er seinen Namen bekommen, heißet in Ermangelung eines anderen rechten Namens der Stolpische Stein. Aber auch auf dem Pöhlberge bei St. Annaberg bricht ein solches Gestein. Wird darum auch Annabergerischer Stein genannt. Gleichfalls ist auch ein solcher Steinbruch in der Oberlausitz bei Lauban, den ich in den Jahren 1565 und 1566 selbst oft mit großer Lust und Verwunderung angesehen habe. Man nennt ihn in dieser Gegend den Laubanischen Stein.



Basaltfelsen in Stolpen

Das Aussehen des Basaltes wird von Dr. Joh. Kenntmann folgendermaßen beschrieben: Der Stolpische Stein ist an Gestalt und Dicke wie ein ziemlicher Balken. Er ist so ineinandergesetzt, daß es aussieht, als hätte ihn ein Tischler zusammengefügt. Er ist sieben-, sechs-, bisweilen fünf-, aber selten viereckig. Er ist von außen schlecht anzugreifen, sehr glatt, eisenschwarz, schwer und fast so hart wie der Diamant. Siebzehn Ellen hoch ragt er aus der Erde. Man muß die Stücke mit großer Gewalt herunterschlagen und -brechen. Die größten Pfeiler, die man gewinnt, sind anderthalb Schuh dick und vierzehn Schuh lang. Infolge seiner Beschaffenheit wurde der Basalt von den Berggelehrten unter den schwarzen Marmel (Marmor) des Sachsenlandes gerechnet. Besonders hervorgehoben wird seine Härte. „Anno 1561, den 17. Juni, hat das Wetter zu Torgau in eine Windmühle geschlagen und die Spindel ver-



derbet. Der gefundene Donnerkeil ist fünf Finger lang und drei Finger breit, auch härter als ein Stolpischer Stein gewesen". (Cur. Sax. Nov. 1743. 2. Hälfte.)

Diese Härte bedingte die Verwendbarkeit des Basaltes. Albinus schreibt: Man setzt und legt die Pfeiler des Stolpischen Steines in Meißen an die Eckhäuser, vor allem in engen Gassen, auf daß die Mauern und Wände von den Fuhrwerken nicht zu Schanden gemacht werden. (Bergchronik S. 162.) Vor allem wurden aus dem Stolpischen Steine Ambosse gefertigt. Die wurden von Schmieden, Goldschmieden und Buchbindern gebraucht. Man schnitt die Steine mit Bleisägen glatt, die keine Zähne hatten. Beim Sägen wurde unablässig Öl und Schmiergel (feiner Sand) in den Schnitt geträufelt. Es dauerte ungefähr acht Tage, bis ein Stein glatt geschnitten war. Die Unkosten beliefen sich auf wenigstens drei Gulden. F. Sieber.

## Das Karl Jägersche Bethlehem im alten Bauzner Gewandhause

Don Felix Wilhelm, Bauzen

Je älter man wird, desto klarer treten die Ereignisse der früheren Jugendzeit wieder vor unsere Seele. Es ist etwas ganz Besonderes um das erste Erleben eines Menschen. Mögen auch die späteren Jahre viel Wichtigeres bringen, was unsern Lebensgang beeinflusst, die Zeit läßt die Ereignisse verblassen. Was wir aber in früher Jugend erlebt haben, hat so fest Halt und Gestalt in unserer Seele gewonnen, daß es selbst in den Träumen häufig wiederklingt. Darum, ihr Eltern, sorgt dafür, daß eure Kinder schöne Jugenderinnerungen mit ins Alter nehmen! Die Weihnachtszeit ist so recht geeignet dazu. Es sei mir deshalb gestattet, eine Kindheitserinnerung wieder aufleben zu lassen, die gewiß noch viele ältere Leute mit mir teilen werden, die Erinnerung an das schöne Jägersche Bethlehem, das jedes Jahr um die Weihnachtszeit im alten Gewandhause zur Freude von jung und alt zu sehen war.

Herr Karl Jäger war ein kleiner Mann von unscheinbarem Äußeren, von nur wenigen gekannt, Kassenbote bei der Gesellschaft Societät, der in dem Hause auf der äußeren Lauenstraße eine kleine Oberstube bewohnte, wo jetzt die Lauenchenke ist. — Kurz vor Weihnachten lud er regelmäßig durch die Bauzener Nachrichten, „das hochgeehrte Publikum Bauzens und die Umgebung ergebenst ein, seine Ausstellung biblischer Szenen, die er wieder vermehrt und verbessert habe, zu besuchen. Erwachsene zahlten zwei Groschen, Kinder die Hälfte, Standespersonen nach Vermögen“. Der Ertrag dieser Ausstellung gewährte dem bescheidenen Manne im wesentlichen die Mittel zu seinem Lebensunterhalte.

Da mochte der Wind noch so scharf um die Straßenecken pfeifen, der Schnee noch so hoch liegen und in Ohr und Nase geweht werden, man ließ der Mutter nicht eher Ruhe, bis sie uns recht warm anzog, was wir sonst gar nicht leiden mochten, und mit uns Kindern abends um 6 Uhr „aufs“ Gewandhaus ging ins schöne Bethlehem. Vom Hauptmarkte stiegen wir auf einer langen, geraden Freitreppe zum ersten Stockwerk hinauf. Wir kamen in einen großen, finsternen Bodenraum, aus dem uns eisige Luft entgegen drang. Der schwache Schein einer Öllampe ließ uns die dunkeln, dicken Balken sehen, die die Decke des zweiten Stockwerks trugen, und die breiten, von der Zeit zermürbten Dielen. Früher hatten hier die Tuchmacher ihre Stände gehabt, jetzt exerzierten die Soldaten hier, wenn es auf der Schießbleiche gar zu windig war. Dann ging's auf einer Holztreppe zum zweiten Boden hinauf. Hier hielten um Weihnachten gewöhnlich die Schuhmacher feil. Jeder Meister hatte an dem Rahmengestell, an dem die Schuhe und Stiefel hingen, auch eine



Laterne mit einem Rüböllämpchen aufgehängt — Petroleum durfte wegen der Feuersgefahr nicht gebrannt werden. Von hier aus führte eine Türe in den Wollsaal, wo die Versteigerungen stattfanden, wenn in Baugen Wollmarkt war. Hier wurde auch seit Vater Jahns Zeiten geturnt, weil es sonst keine Turnhalle gab. Jetzt hatte der Stadtrat den Saal zur Aufstellung des Bethlehems freigegeben. Vor der Türe war die Kasse. Kinder ohne Eltern durften nicht herein; denn „Angreifen“ war streng verboten.

Nun tat sich die Pforte zu der ersehnten Herrlichkeit auf. Der erste Eindruck war für uns Kinder bezaubernd. Ein milder Lichtschimmer durchflutete den Raum mit seinen weißgetünchten Wänden. Der erste Blick schweifte hin über die im Halbkreise längs der Wände aufgestellten breiten Tafeln, auf denen man scheinbar unzählige Figuren, Häuser, Tempel, Bäume, Sandwege und nach dem Hintergrunde zu Berge, Meere und Wolken übersehen konnte. Längs der Tischkanten waren in Abständen künstliche Palmbäume errichtet, aus deren Kronen Lämpchen ihr Licht nach der Schauseite hin ergossen, auch in den Häusern und Tempeln, hinter Büschen und Bergen strömte Licht hervor, so daß man alles recht gut zu sehen vermochte. Längs der Tafeln lief ringsherum ein erhöhter Tritt, daß auch die ganz Kleinen ihr Näschen über die Tischkante erheben konnten.

Sinks war der Anfang. Da stand der Stall von Bethlehem mit dem neugeborenen Heiland so schön vor uns, wie die Kinderphantasie ihn nicht schöner sich denken konnte, links die Engelverkündigung, rechts kamen die Weisen aus dem Morgenlande mit großem Gefolge, und im Hintergrunde sah man auf einem nach den Bergen sich hinziehenden Wege das nach Ägypten fliehende Elternpaar (gefertigt 1822). Die Personen im Vordergrunde waren nach meiner Erinnerung handgroß, aus Holz aufs feinste geschnitten und mit bunten Farben sinngemäß bemalt, die Tiere, der Stall mit dem Strohdache von der entsprechenden Größe; die ferneren Figuren in perspektivischer Verkleinerung. Jedes war ein Kunstwerk für sich in der Stellung, dem Gesichtsausdruck, dem Faltenwurf der Kleidung. Von den vielen Schäfchen, den Hirten und den Engeln, die aus den lichten Wolken herabschwebten, hatten nicht zwei dieselbe Bewegung. Man hätte hier stundenlang stehen und anschauen mögen, wenn man nicht weitergedrängt worden wäre. Nun stand man vor der zweiten Gruppe: Der herrliche, große Tempel Salomos in Weiß und Gold mit einer weiten Säulenhalle, in der wir den zwölfjährigen Jesus, von den Schriftgelehrten umgeben, erblickten, während die besorgten Eltern schüchtern nähertraten (gef. 1847). Ich halte mich bei der weiteren Beschreibung der Szenen nun möglichst an den Wortlaut, den der Künstler in seinen Bekanntmachungen, wie ich sie in alten Budissinischen Nachrichten gefunden habe, selbst gewählt hat. „In einem anderen Teile dieses nach dorischer Ordnung gefertigten Tempels sehen wir eine große Szene von 57 Personen, welche vorstellt, wie Christus einen Gichtbrüchigen, der durch das Dach herabgelassen wurde, gesund machte (1847), wieder in einem andern Teile die Darstellung des Kindes (1839), und auf den Sinnen des Tempels erblickten wir Jesum, zu dem der Versucher spricht: „Bist du Christus, so laß dich hinab!“ Weitersehrend sahen wir das blaue Wasser des Jordans aus den Bergen hervorbrechen, in dem Jesus von Johannes getauft wurde, während aus lichten Wolken die Taube herabschwebte (1841), dann folgte die Berufung des Matthäus am Zollhause (1848), dann die Hochzeit zu Kana mit ihren vielen lebensvoll bewegten Figuren, wo Jesus sein erstes Wunderwerk verrichtete (1841). Nun trat der wild bewegte See Genesareth ganz nahe an uns heran. Wir sahen mit Bangen Jesum in dem gefährdeten Schiffe schlafen (gef. 1827), aber wir sahen auch, wie er auf dem Meere wandelte und dem glaubenschwachen Petrus die rettende Hand reichte (gef. 1830). Es reihten sich weiterhin lebensvolle Darstellungen von Jesu Wundertätigkeit an: Die Heilung zweier Blinder, die vor ihm niederknien, anschließend die erste Aussendung seiner zwölf Jünger (gef. 1829), ferner, wie Jesus zehn Aussätzige reinigt. Die Handlung geschieht in einer kleinen Stadt; im Vordergrunde kommt Jesus mit seinen zwölf Jüngern, in einer kleinen Entfernung rechts stehen zehn Aussätzige und erheben bittend die Hände, worauf sie Jesus bedeutet, sie sollten sich den Priestern zeigen. Sinks sieht man dann auch die zehn Aussätzigen in einer kleinen



Synagoge kniend ihr Gebet verrichten; im Hintergrunde sieht man abermals Christum mit den Jüngern und einen von den Ausfägigen, der umgekehrt ist und sich zu Jesu Füßen wirft und ihm für seine wiedererhaltene Gesundheit dankt (gef. 1834). Ferner, wie das kananäische Weib für ihre kranke Tochter bittet (gef. 1832), wie er den Knecht des Hauptmanns von Kapernaum gesund macht (1849), wie Jesus Jairi Töchterlein und den Lazarus vom Tode erweckt (gef. 1836). Dann folgte die liebliche Szene, wie Jesus die zu ihm gebrachten Kinder segnete. Diese Szene war in einem neuen dorischen Gebäude und nach Möglichkeit dekoriert; sie gewährte dem Auge einen angenehmen Anblick, da die Figuren bezüglich Stellung und Ausdruck dem Verfertiger nach Wunsch gelungen waren (1835). Man sah Jesum im Gespräch mit der Samariterin am Brunnen, im Nachtgespräch mit dem frommen Nikodemus, Jesum in der Schule zu Nazareth, wo er den Leuten die bittere Wahrheit predigt, worüber sie sehr zornig werden (alle drei Szenen aus dem Jahre 1841), und wie die ergrimmtten Juden große Steine herbeischleppten, um den Heiland damit zu erschlagen (1833). Den Abschluß fand die Gruppe, die Jesu Lehrtätigkeit umfaßte, durch die Darstellung seiner Verklärung (gef. 1831).

Fast die ganze rechte Hälfte des Saales war mit Szenen aus Jesu Leidenszeit ausgefüllt, auf die der Künstler die liebevollste Sorgfalt verwendet hatte. Der kindlich fromme Sinn, der aus ihnen sprach, löste selbst bei den Kleinen eine so weihvolle Stimmung aus, daß kein lautes Kinderwort von dort zu hören war und die Eltern ihre Erklärungen nur im Flüstertone gaben. Da war zunächst die große Szene von vierzig Personen, die darstellte, wie Jesus am Palmsonntage in Jerusalem einzog und ihm Palmen auf den Weg gestreut wurden (gef. 1837). Der Zug bewegte sich nach einem erhöht stehenden Tempel im dorischen Stile, hinter dem die Stadt Jerusalem mit dem Ölberge aufstieg. In der Halle dieses Tempels erschaute man die wildbewegte Szene, wie Jesus mit geschwungener Geißel die Krämer austrieb und die Taubenkörbe umstieß, aus denen die weißen Tauben herausflatterten, was uns Kinder ganz besonders freute. Rechts des Tempels führten Stufen zum Teich Bethesda hinab, auf deren einer der Kranke saß, den Jesus angesichts der Schriftgelehrten heilte. Auf eine Spiegelglasplatte, die den Grund des Teiches bildete, warf ein kleiner Springbrunnen zuzeiten richtiges Wasser herab, was wir Kinder doch mit dem Finger verstohlen feststellen mußten (1862). Dann folgte die Einsetzung des heiligen Abendmahls, wie sie Leonardo da Vinci aufgefaßt hatte. Nun durften wir in den Garten Gethsemane hineinblicken, wo Jesus betend sein Seelenleiden aussteht und von einem Engel gestärkt wird; seine drei Jünger findet er schlafend. Sodann kommt die Schar mit Speißen und Stangen, an welche Judas den Herrn durch einen Kuß verriet, während der eifrige Petrus dem Malchus ein Ohr abschlägt. Im Hintergrunde erblickte man Jerusalem, durch den Mond matt beleuchtet, was dem Auge einen angenehmen Anblick gewährte (1839). Im Jahre 1840 hatte der Künstler einige neue große Szenen geschaffen, wie Christus im Hause des Hohenpriesters von den rohen Knechten verhöhnt und verspottet wurde, wie Petrus im Vorhofe am Kohlfener Christum verleugnete, ferner wie Jesus im Richt Hause unschuldig gegeißelt und zum Tode verurteilt wurde, während man im Hintergrunde in einem Gebäude sah, wie Pilatus seine Hände wusch. Da die Gebäude auf einer Terrasse standen, auf die einunddreißig Stufen führten, konnte man alles recht deutlich sehen (gef. 1840). Dann kam für uns Kinder das Schmerzlichste, was uns lange das Gemüt bewegte, nämlich, wie Jesus auf dem Hügel Golgatha gekreuzigt wurde. Auf dem Wege vom Richt Hause bis zur Schädelstätte waren neunzig Figuren in den verschiedenen Stellungen gruppiert, wie sie auf dem Schmerzenswege des Heilandes sich gebildet hatten (gef. 1842). Dann sah man noch, wie Jesus ins Grab gelegt wurde, wie er am Ostermorgen auferstand, wie er mit den zwei Jüngern nach Emmaus wanderte, und endlich, wie er auf dem Ölberge aus dem Jüngerkreise entrückt wurde (gef. 1843 und 1846).“

So zog das ganze Lebensbild des Heilandes an unserm Kinderauge vorüber und prägte sich tief in unser Herz ein. Und zu Hause mußte die Mutter alle die Geschichten erzählen, die zu den Darstellungen gehörten, und das füllte manche Dämmerstunde der



langen Winterabende aus. So wurden wir Kinder frühzeitig mit Christus vertraut. Wenn wir dann in der Schule aus dem Lehrermunde die Geschichten wiederhörten, grüßten sie uns als alte Bekannte, und die Bilder aus Jägers Bethlehem traten wieder lebensfrisch vor unsere Seele. Das war ein großer Gewinn, den mancher mit ins Leben hinausgenommen hat.

Wie aus den eingefügten Jahreszahlen ersichtlich, ist das Bethlehem erst nach und nach entstanden, bis zu der Vollständigkeit, wie ich es in der Erinnerung habe. Sein ganzes Leben lang hat Karl Christian Gotthelf Jäger daran gearbeitet. Jahr um Jahr hat er Szene an Szene gefügt, die schon vorhandenen teils erneuert, teils erweitert, wie in seinen Bekanntmachungen wiederholt zu lesen ist. Als er im Winter 1822—1823 seine ersten Szenen ausstellte, brauchte er nur wenig Raum dazu; eine beim Hutmacher Gottl. Rothe auf der Äußeren Lauenstraße gemietete Stube genügte ihm. In den Jahren 1824—1826 stellte er es im Waisenhaus aus, 1827 im Halben Monde, dann bis 1838 in einem Hintergebäude des Kaufmann Salomoschen, später Müllerschen Hauses in der Inneren Lauenstraße, bis 1840 im Saale der Goldnen Weintraube und dann erst im Gewandhaus, wo man ihm den Wollsaal freigegeben hatte. Man weiß nicht, was man an dem schlichten Manne mehr bewundern soll; sein tief religiöses Empfinden, sein geistiges Gestaltungsvermögen, seine Handgeschicklichkeit, seinen Idealismus, mit dem er sein ganzes Leben lang an dem Werke arbeitete, seine Anspruchslosigkeit, mit der er sein Werk der Öffentlichkeit darbot. Viele Jahre hindurch verlangte er nur dreizehn Pfennige Eintritt, von Kindern die Hälfte und überließ es „Standespersonen“ nach Belieben etwas mehr zu zahlen. Was er aber schuf, war Volkskunst von seltener Vollkommenheit. Er war kein Holzbildhauer, sondern ein einfacher Lohndiener. Er hatte keine eingerichtete Werkstatt, sondern schnitzte alles am Tische mit dem Messer. Viele danken es ihm heute noch von ganzem Herzen, daß er ihnen eine so goldene Jugenderinnerung geschaffen hat. Aber bei seinen Lebzeiten ist man ihm den Dank leider schuldig geblieben. Er hat nur kümmerlich gelebt, und kaum jemand hat seiner gedacht. Im Krankenhause ist er am 14. September 1868 im Alter von dreiundsiebzig Jahren zehn Monaten gestorben und ist vierter Klasse, also nach dem Armenrecht, begraben worden.

Sein Sohn, der Musterzeichner Karl Gotthelf Jäger, der am 31. Dezember 1883 starb, hat zwar das Werk seines Vaters nicht fortgesetzt, aber er hat es erhalten und treulich gehütet und jedes Jahr um die Weihnachtszeit im Gewandhaus wieder ausgestellt, bis im Jahre 1880 der Abbruch des alten Gewandhauses erfolgte. Da bot er das Werk seines Vaters der Stadt zum Kauf an, ich glaube für achtzig Taler; aber man lehnte den Ankauf ab. Auch sonst fand sich in der Stadt niemand, der das Geld aufgebracht hätte. Da wurde das schöne, einzig dastehende Kunstwerk nach auswärts verkauft. Niemand weiß seitdem, wohin es gekommen ist. Einige wollen wissen, es sei nach Amerika verkauft worden, andere sagen, das Schiff, auf dem es verladen war, sei untergegangen. Für uns aber ist es für immer verloren, und nur die Erinnerung daran ist uns geblieben. Daß diese wenigstens fortlebe, dazu mögen diese Zeilen helfen.

## Die Syrauer Drachenhöhle

Von Studienrat A. U h l e m a n n , Plauen

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Das Jahr 1928 hat unserem Sachsenlande mit der Entdeckung der Syrauer Drachenhöhle einen köstlichen Schatz gehoben; es hat dem Vogtlande durch die Erschließung dieses unterirdischen Höhlen- und Seenreiches zur reizvoll gelegenen Vogtländischen Schweiz und zu seinen vielbesuchten Badeorten einen neuen, wirkungsvollen Anziehungspunkt geschaffen, der das Zugungsgebiet



seines Fremdenverkehrs weit über die Grenzen Sachsens hinaus erweitern dürfte.

Wiederholt waren beim Brunnenbau und im Steinbruchsbetrieb kleine Hohlräume in dem Sprauer Kalklager freigelegt worden. Schon in alten Kirchenakten werden Höhlen mit Tropfsteinen im „Kalkgebirge“ bei Sprau genannt. Dennoch überraschte die Kunde von der Auffindung großer unterirdischer Weitungen auch die Fachgeologen. Die im Vogtland zu Tage ausgehenden, nur wenig mächtigen Kalklager silurischen, devonischen und karbonischen Alters sind durch die Gebirgstektonik zerbrochen, in ihren einzelnen Schollen oft stark verlagert und bisweilen auch metasomatisch verändert.

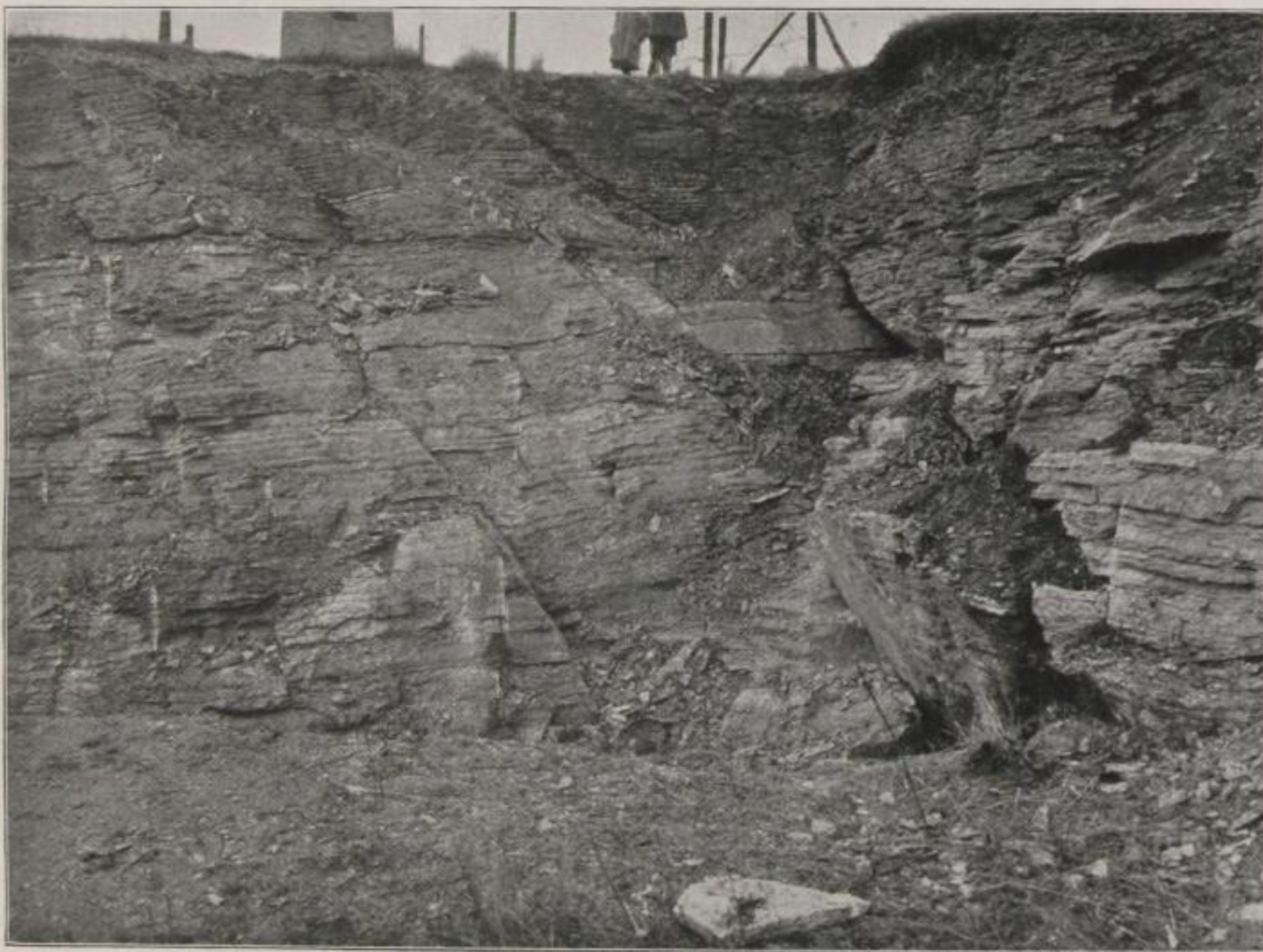


Abb. 1. Oberdevonischer Knotenkalk

Ein Zufall führte im März vergangenen Jahres bei Steinbrucharbeiten in dem ehemals Waltherschen, seit einigen Jahren der Gemeinde Sprau gehörenden Grundstück zur Entdeckung des weitausgedehnten Höhlenlabyrinthes, auf dessen Dachteil schon mindestens während des vorigen Jahrhunderts reger Steinbruchsbetrieb umging. Die Erschließung neuer Höhlengebiete ist vom Zwergenreich aus, ferner im Westen, im Norden und namentlich im Bereich des Nixensees zu erwarten.

Die gegenwärtig noch gut aufgeschlossene Nordwand des jetzt auflässigen Bruches (Abb. 1) zeigt uns die Sedimentationsfolge der jüngsten Ablagerungen des Oberdevonmeeres. In den tieferen Lagen ist der ehemals aus den Schalen



kalkabscheidender Meerestiere hervorgegangene Kalkstein von feinsten Tonschieferlagen durchwoben, die nach oben hin mächtiger werden und schließlich den Kalk völlig verdrängen. Der blaugraue, zum Teil auch rötliche Kalkstein zeigt Übergänge vom bankigen Flaserkalk zum Kalkknotenschiefer, der im Hangenden, auf dem Bilde nahe der Oberkante, schließlich in grünlichgraue oder mehr violette Tonschiefer übergeht. Die Bänke dieses wohlgeschichteten

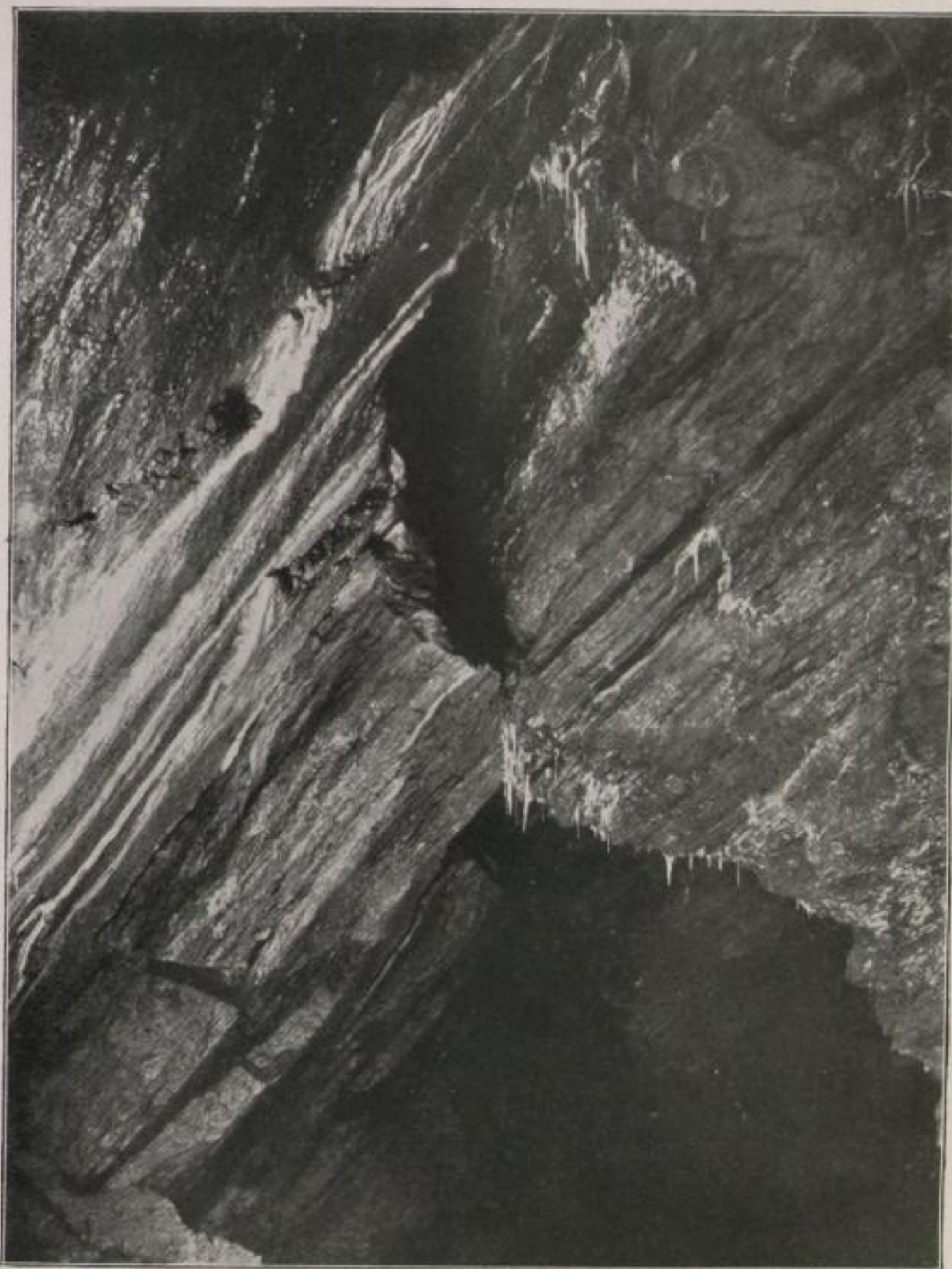


Abb. 2. Eingang zum Nixensee

Kalkes fallen im wechselnden Winkel nach Norden ein und erinnern daran, daß wir uns auf dem tiefabgetragenen Rumpf des alten varistischen Faltengebirges befinden. Krustenbewegungen haben die ursprünglich horizontale Kalktafel verlagert und sie infolge Spannungsdifferenzen durch zahlreiche nordöstlich oder nordwestlich streichende, oft nahezu saiger einfallende Gesteinspalten in Schollen zerlegt.

Diesen Gebirgsspalten folgt, wie Abbildung 2 vom Eingang zum „Nixensee“ wohl erkennen läßt, Entstehung und dementsprechend auch die



Anordnung der klammartigen Schluchten und großen Weitungen, der domartigen Gewölbe und der beträchtlichen Untiefen.

Wie viele Menschen glauben, daß der Gesteinskörper unserer Erdkruste festgeschlossen und unbeweglich sei! Hier erfahren sie in deutlich sprechenden Bildern: die im Steinbruch über Tage zu beobachtenden Hauptklüfte führen tief in das Erdinnere hinab und entwickeln sich zu Flächen, an denen die



Abb. 3. Korrosionstrichter und Höhlenpforte

Gesteinsschollen oft vertikal oder mehr horizontal verschoben worden sind. Diese Spalten legen Zeugnis ab von ungeheueren Spannungsdifferenzen der Erdrinde, deren Ausgleich in der Aufreißung neuer oder in der ruckweisen Schollenbewegung im Verlauf bereits vorhandener Kluftflächen erfolgt. Die in der Höhle allenthalben auftretenden gewaltigen Firstspalten veranschaulichen uns demnach unmittelbar die Wirkungsstätte der oft so verheerend auftretenden Erdbeben. Riß doch im Jahre 1891 bei dem Erdbeben von M i d o r i im mittleren Japan eine 112 Kilometer lange, geradlinig verlaufende Spalte





Abb. 4. Der Große See



auf, die von einer 1906 bei dem Erdbeben von San Francisco entstandenen Kluft von 600 Kilometer noch weit übertroffen wurde. Wenn wir bedenken, daß wie hier im engsten Raume auch der gesamte Untergrund des Vogtlandes durch viele, die verschiedenartigsten Gesteinskörper unterschiedslos durchsetzende Spalten in Schollen zerlegt ist, deren geringste Verschiebung sich seismisch auswirken muß, werden wir die wiederholt aufgetretenen, immer harmlos verlaufenen Erdbebenschwärme des Vogtlandes nunmehr als in der Tektonik des Untergrundes begründet begreifen.

Zur Beruhigung kann gesagt werden: diese Spalten sind sehr alt. Sie wiesen schon in fernsten Zeiten dem atmosphärischen Niederschlagswasser und



Abb. 5. Kristallsaal

dem in der Tiefe der Erde bewegten Felsenwasser den Weg und gaben ihm innerhalb des Kalklagers Gelegenheit zu der in ruhiger und stetiger Entwicklung verlaufenden Höhlenbildung. Chemische, mehr lösende Wirkungen des Wassers, die man Korrosion nennt, leiteten die erste Raumentstehung durch Auslaugung ein. Die Korrosion wirkt heute noch in den Wänden der unterirdischen Höhlenseen weiter. So zeigt uns Abbildung 3 einen durch Lösungsvorgänge tief in die Wand hineingefressenen Korrosionstrichter. Er folgt dem im Verlauf einer die Wand durchsetzenden Querspalte ehemals abziehenden Wasser. Der Spiegel des Höhlenwassers muß also in früherer Zeit wesentlich höher gewesen sein als heute. Diese Lösungsvorgänge sind vorwiegend chemischer Art. Schon reinstes Wasser vermag geringe Mengen von Kalkstein



zu lösen. Das mit Kohlendioxyd der Luft beladene Niederschlagswasser hat jedoch die mehrfache Lösungskraft. Es verwandelt den kohlenfaueren Kalk in Kalziumhydrokarbonat, das nur in gelöster Form auftreten kann.

Noch eine andere Erscheinung zeigt uns Bild 3. Wie wir schon im Steinbruch gesehen haben, ist der Kalkstein von zahlreichen Schieferfasern durchsetzt; er ist ein ziemlich unreiner Kalkstein. Er enthält beträchtliche Mengen von tonigem Material, das bei den geschilderten Vorgängen nicht in Lösung gehen kann. Es bleibt auch bei der in den tieferen Horizonten und Stockwerken der Sprauer Drachenhöhle stark ausgeprägten *endochthonen Höhlenverwitterung* als unlöslicher Rückstand oder chemischer Niederschlag an



Abb. 6. Endabschnitt des Zwergenreiches

den Wänden zurück. Aus diesen feinen Restbeständen entwickelt sich ein äußerst charakteristisches, schokoladengußähnliches Ausschlämmungsprodukt, das durch seine leistenförmige, parallele Anordnung den Schichtenverlauf des Kalkes deutlich hervortreten läßt. Wir haben diese sekundären Niederschlagsmassen „*Höhlenpaste*“ genannt. Auf Entstehung und Zusammensetzung wird an anderer Stelle näher eingegangen werden. Aus fast gleichem Material besteht auch an verschiedenen Stellen der Belag der zeitweise unter Wasser gesetzten Sohle einzelner Höhlenabschnitte. Wiederholte Senkung des Wasserspiegels veranlaßte die auf Volumenverminderung beruhende Entstehung von Trockenrissen innerhalb dieser zarten und doch zähen Schlammprodukte, die uns der Vordergrund unserer Abbildung zeigt. Auch für mechanisch ausschauernde, also



erodierend wirkende Kräfte bietet die Höhle in alten Gerinnen und Kolken prächtige Beispiele dar. Gegenwärtig ist sie in das Stadium einer ausgesprochenen Korrosionshöhle zurückgekehrt, an deren Weiterentwicklung neben Hydrokarbonationen noch Ionen der Schwefelsäure auffallend stark beteiligt sind.

Das gesamte Höhlengebiet taucht in seiner tiefsten Sohle unter den Spiegel des Felsenwassers unter, das hier als Höhlenwasser in mehreren größeren und kleineren Becken entwickelt ist. Abbildung 4 gibt ein höchst malerisches Bild



Abb. 7. Sinterkaskaden

von dem komplizierten und wuchtigen Aufbau der Felsenkulissen wieder, die das hohe steinerne Gewölbe über dem Großen See tragen. Er ist in diesem geschlossenen Becken gegen 30 Meter lang, setzt sich aber im Westen und Osten durch Anschluß an andere Wasserflächen fort, die bei dem normalen Wasserstand im Sommer 1928 eine Gesamtlänge von über 60 Metern erreichten.

Das völlig klare Höhlenwasser ist in den tieferen Stellen deutlich grünlich gefärbt und weist Tiefen von über 4 Meter auf. Der Wasserstand schwankt





Abb. 8. Sphahammer



beträchtlich und fiel bemerkenswerterweise erst nach der langen Trockenperiode des Sommers 1928 im September und Oktober, ist aber gegenwärtig (November) wieder im Steigen begriffen.

Für die Erforschung der Zusammenhänge zwischen den meteorologischen Verhältnissen des Außengeländes und den Wasserstands- und Luftverhältnissen im Höhlengebiet wurden einige Beobachtungsstellen veranlaßt. Herr Kantor



Abb. 9. Ernst-Weise-Nische

Pohlers in Syrau verwaltet für diese Zwecke eine kleine Wetterwarte; der erste Führer beobachtet täglich die Temperatur, die Luftfeuchtigkeit und den Wasserstand der Höhle. Das Sächsische Geologische Landesamt zu Leipzig hat eine Pegellatte gestiftet, da es selbst an den Aufzeichnungen der Wasserstandshöhen stark interessiert ist. Eine besondere Aufgabe entsteht für die Höhlenverwaltung während der kalten Jahreszeit in der Vermeidung des Einfallens von Frostwetter. Spaltenfrost muß unter allen Umständen vermieden werden. Aus diesem Grunde wurde der Einbau doppelter Türen mit einem Zwischenraum



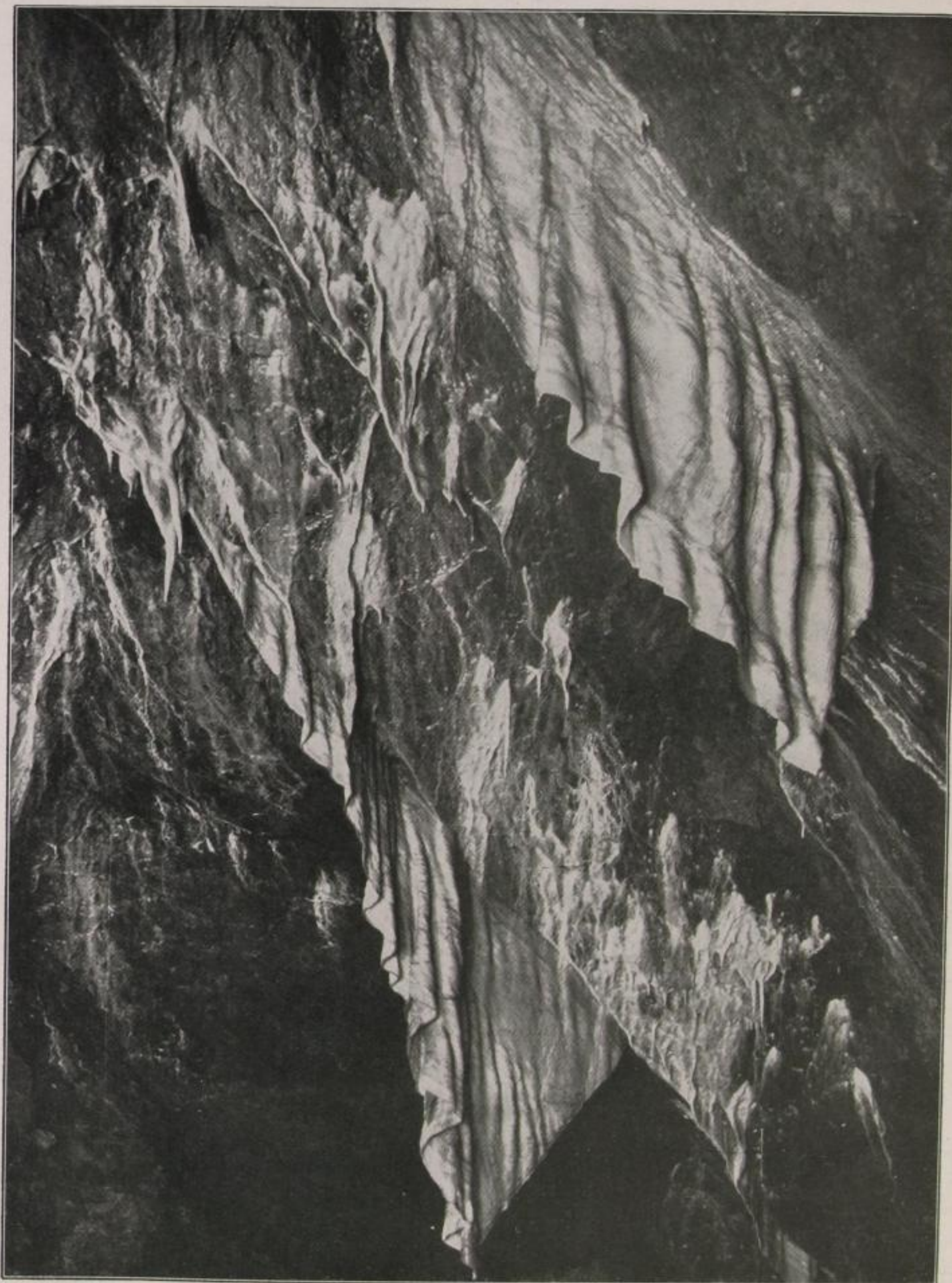


Abb. 10. Sprauer Gardinen



empfohlen, der eben eine Führungsgruppe aufnehmen kann. In diesem Jahre soll der Versuch gemacht werden, die Höhle während des Winters für den Besuch offen zu halten. Die Höhlentemperatur beträgt nach den bisherigen Messungen annähernd + 8 Grad Celsius und wird im Sommer wie auch jetzt in der kalten Jahreszeit sehr angenehm empfunden. Das Höhlengebiet liegt äußerst günstig, fast unmittelbar am Bahnhof Syrau, der ersten Haltestelle auf der Linie Plauen—Hof.

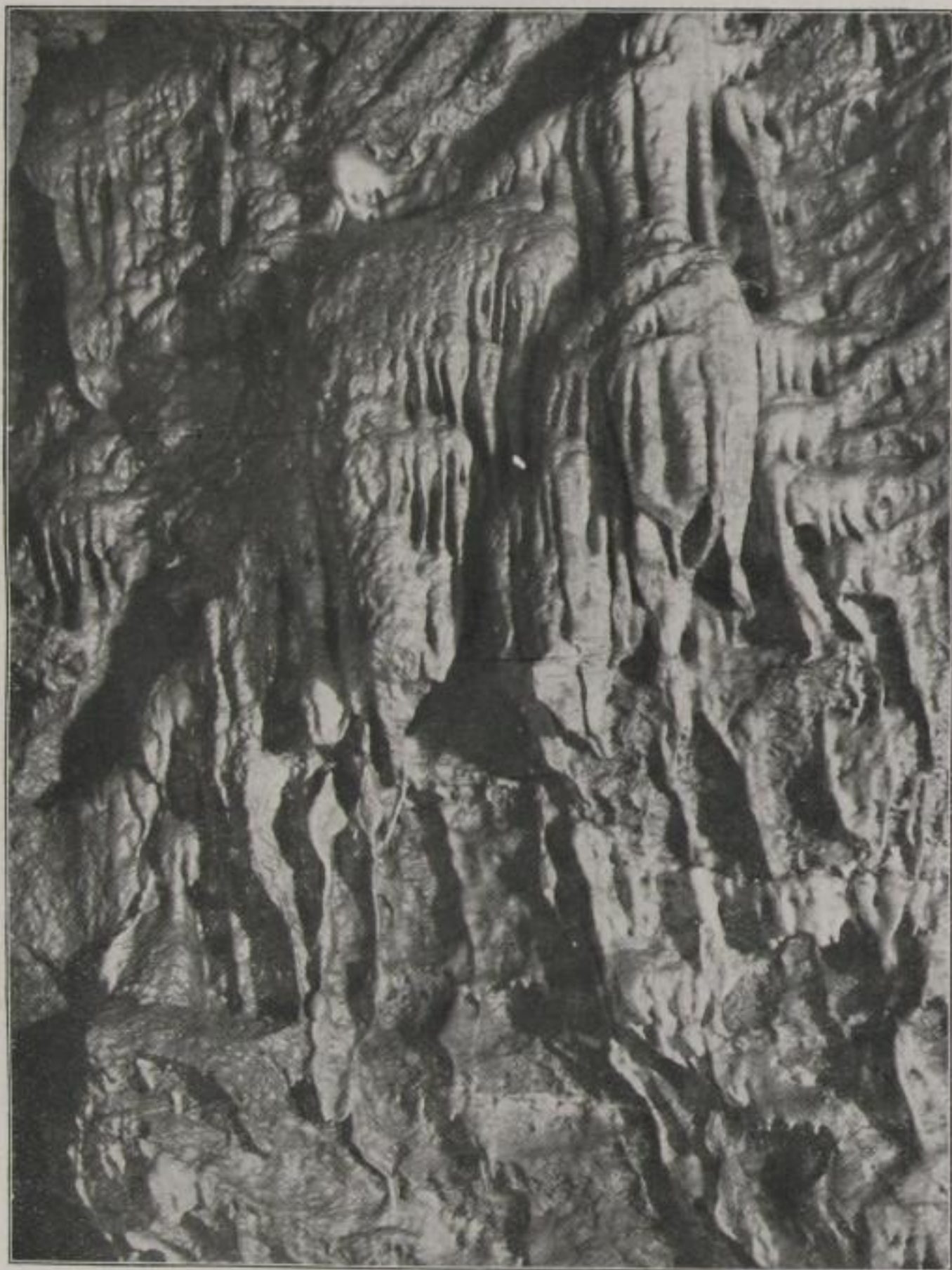


Abb. 11. Sinterkanzeln

Es ist eine besondere Eigenart der Syrauer Drachenhöhle, daß der Besucher immer unvermittelt vor gänzlich neuen Szenerien steht. Der einheitliche Plan, nach dem die Entwicklung des Höhlenlabyrinthes erfolgt ist, ist gebunden an die Bruchlinien und an chemisch und mechanisch wirksame Wasserkräfte. Nach dem Werdegang sind die Syrauer Höhlen **Karsthöhlen**, die wir nach ihrem gegenwärtigen Befund als **aktive Wasserhöhlen** anzusprechen haben. Ihre Aktivität äußert sich aber nicht nur in den raumbildenden und raumerweiternden Kräften. Hochgelegene oder von den Seen entfernter



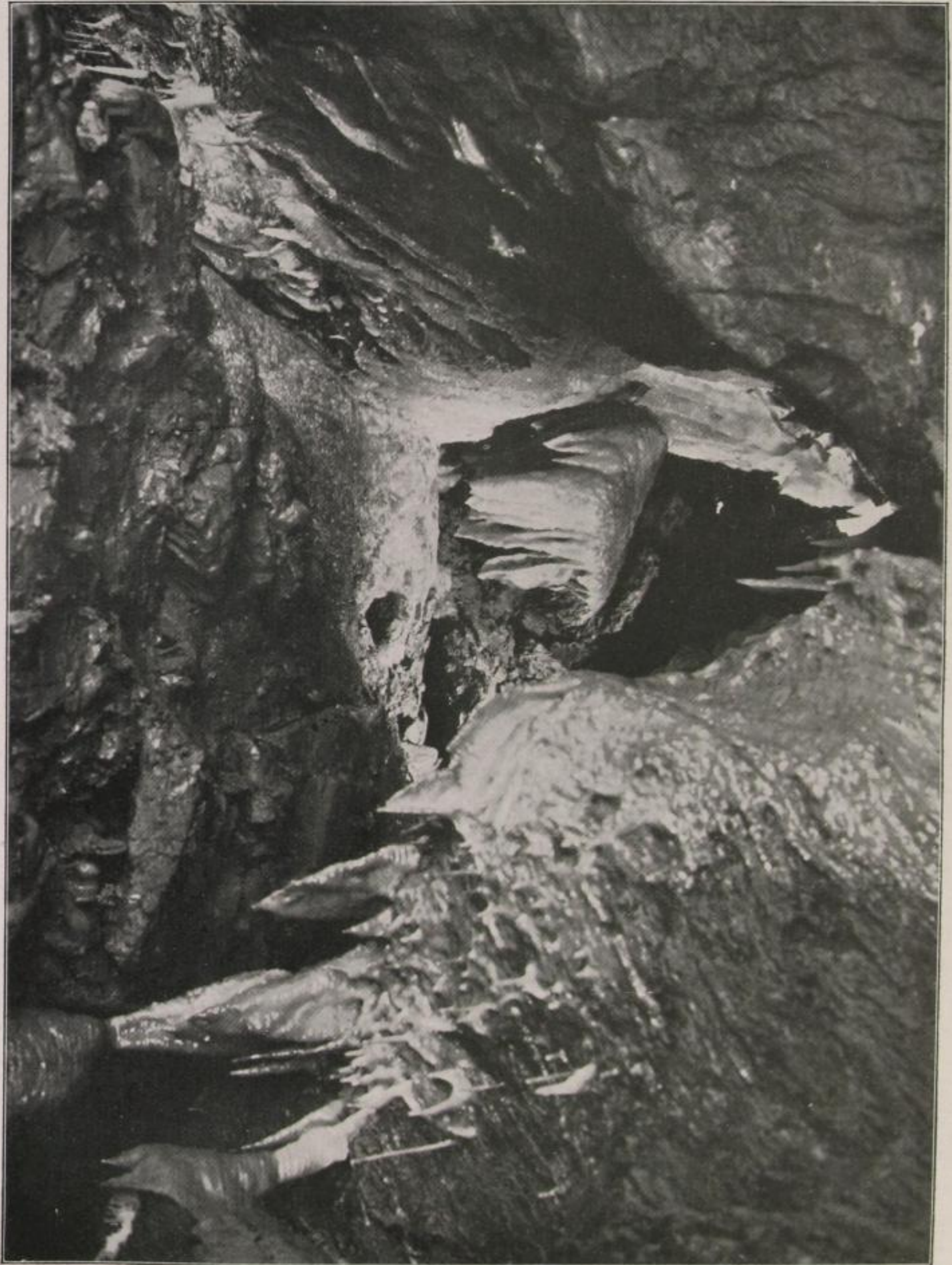


Abb. 12. Derfeinertter Wasserfall



gelegene Abschnitte weisen Tropfsteinbildungen auf, die auf eine ganz andersgeartete Tätigkeit des Wassers zurückzuführen sind. Aktive Wasserhöhlen sind nicht immer zugleich Tropfsteinhöhlen. So ist zum Beispiel die Sturmannshöhle im Allgäu mit ihrem noch tätigen Karstgerinne ohne Tropfsteine. Mit voller Absicht wurde daher bei der Namengebung die Bezeichnung der Tropfsteinhöhle vermieden. Der tiefe Eindruck, den die Syrauer Drachenhöhle ausübt, beruht in erster Linie auf der Wirkung ihres gigantischen Aufbaues und ihrer geheimnisvollen Wassertiefen. Sie ergänzt in dieser Hinsicht ihre ganz andersgearteten schönen Schwestern in Rübeland.

Dennoch weisen die Syrauer Höhlen an zahlreichen Stellen äußerst malerische Tropfsteinbildungen auf (Abbildungen 5 bis 13). Es lassen sich in der Höhle alle Entwicklungsstadien der Decken-, Wand- und Bodensinterbildung genau verfolgen. Sie fordern den Besucher zu Beobachtungen ihrer Entstehungs- und Wachstumsercheinungen geradezu auf und zeigen im Gegensatz zu manchen recht verstaubten und verrußten, nur mit Azetylenlampen erleuchteten Schauhöhlen allenthalben jugendfrisches Aussehen, das zu erhalten eine der vornehmsten Aufgaben der Höhlenverwaltung bleiben wird.

Tropfsteine gehören zu den meist aus grobspätigem Kalzit bestehenden Sinterbildungen. In vielen Höhlenabschnitten können wir (Abb. 5 und 6) die Entstehung der reinweißen oder lichterhoniggelben Deckenzapfen (Stalaktiten) zum Teil aus schnurdünnen bis federkielstarken Sinterrohren genau verfolgen. An der Decke hängende Wassertropfen überziehen sich mit einem äußerst feinen Kalzithäutchen. Beim Abreißen des Tropfens hinterläßt es einen zarten Ring, aus dem der nächste Tropfen hervorquillt, der abermals ein Ringstück oder Reste davon zurückläßt und dadurch das Längenwachstum veranlaßt. Selbst über 50 Zentimeter lange Röhrchen sind noch hohl und geben durch ihren Sickerkanal noch herabrieselndes Wasser ab. An einigen Sinterrohren sehen wir deutlich, wie an ihrer Außenwand herab rinnendes Wasser von der Basis oder von der Spitze aus das Längenwachstum durch Dickenwachstum ergänzt. Das dünne Röhrchen verwandelt sich in einen eiszapfenähnlichen Stalaktiten.

Die an der Wand (siehe Abb. 7!) in verschiedenen Stufen entwickelten, weißlichen oder durch Eisenverbindungen gelblich bis bräunlich gefärbten Sinterkaskaden verdanken ihre Entstehung dem aus horizontal verlaufenden Störungslinien hervorquellenden und an der Wand flächenhaft herab rinnenden Wasser.

Ganz besonders eindrucksvoll sind in der Schatzkammer entwickelte Stalaktiten und Stalagmiten. Sie erfreuen durch ihren Formenreichtum und durch prächtig gegliederte Anordnung im Raum. Im Vordergrund (Abb. 8) der Gruppe ist die Höhlenpaste auch auf den Blöcken alten Deckenversturzes köstlich entwickelt.

An vielen Stellen sind Sintervorhänge zu beobachten. Der erste größere begegnet uns in dem oberhalb der Ernst Weise-Nische entwickelten Elefanteno hr (Abb. 9), das eine Länge von 90 Zentimeter aufweist. Ihre höchste Vollendung aber finden diese Vorhänge in den Syrauer



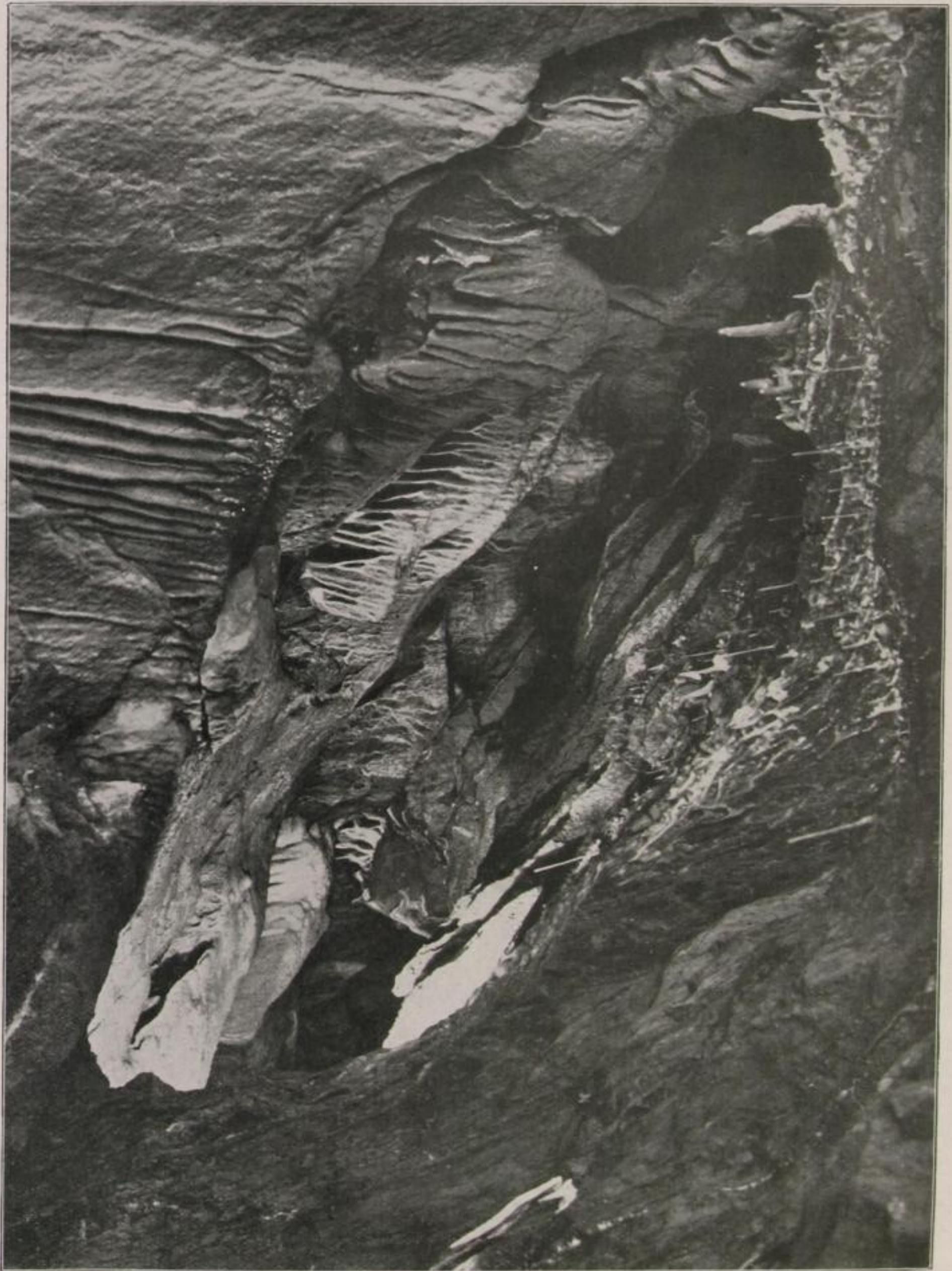


Abb. 13. Sinterleiften



Gardinen, die in Abbildung 10 wiedergegeben sind. Die größte ist 2,50 Meter lang und 1 Meter breit. Diese Gardinen zeichnen sich durch ganz wundervollen Faltenwurf aus, der an durch Wind bewegte zarte Stoffe erinnert. Sie sind hervorragende Schaustücke der Sprauer Höhlen.

Abbildung 11 zeigt uns im Chaosdom entwickelte Sinterkanäle von beträchtlicher Größe, Abbildung 12 einen „Versteinerten Wasserfall“ als Bodensinter, der hier im Endabschnitt des Zwergenreiches auf alter Dersturzhalde entwickelt ist, und Abbildung 13 Sinterleisten.

Das gesamte Höhlenlabyrinth weist eine in den Grundzügen zwar einheitliche, in den einzelnen Abschnitten aber recht mannigfaltige Entwicklungsgeschichte auf. So vergeht dem Besucher die übliche Führungszeit von 45 Minuten viel zu rasch. Selbst wer aber an Vormittagen das Glück hat, längere Zeit in dieser unterirdischen Wunderwelt verweilen zu dürfen, verläßt die Höhle mit dem gleichen Vorsatz, bald wiederzukommen, um die Einzelbilder noch besser aufnehmen und verarbeiten zu können. Alte Sinterbildungen waren mit diluvialen Höhlenlehm bedeckt; andere sind erst in der Neuzeit entstanden und wachsen täglich weiter. So wird der raumzeitliche Begriff zum Erlebnis. Und zum Erlebnis wird die gesamte Höhle in ihren Problemstellungen, in der Wildheit ihrer Schluchten, in der Kühnheit ihrer Dome, in der Schönheit ihrer Formen und Farben. Dem begeisterten Besucher aber gelten die Worte des Lynceus:

„Ihr glücklichen Augen,  
Was je ihr gesehn,  
Es sei, wie es wolle,  
Es war doch so schön!“

Anmerkung: Im übrigen machen wir auf den geologischen Führer durch die Sprauer Drachenhöhle und auf dessen Besprechung am Ende dieses Heftes aufmerksam.

## Des Bächleins Leben und Tod

Naturbetrachtung aus unserer Zeit von Walter Sproß, Mittweida

Einige Kilometer nördlich der Wasserscheide zwischen Sachsen und Böhmen hüten zwei uralte, mannsstarke Fichten das Bett des neugeborenen Bergbächleins. Sie stehen an der nördlichen Grenze des undurchdringlichen, schluchtartig bergwärtskletternden Jungfichtenwaldes, wo die kleine, blumige Bergwiese dem Walde das Weiterabwärtssteigen wehrt. Zu beiden Seiten des Bächleins haben sie sich aufgestellt und ihre Wurzeln, die starken, knorrigen, ineinander geschlungen, von einem Ufer zum anderen. Das Bächlein legte nach und nach einen großen Teil der Wurzeln frei; die beiden Alten dulden es und lachen dieses Übermuts.

Wenn der Himmel blau und die Bergluft klar ist, schauen die hohen Wipfel der Fichten hoch hinauf zur Wiege ihres Schützlings, die sich an mooriger Berglehne zwischen Binsen und Dergißmeinnicht verborgen hält. Ein großes Pestwurzblatt hat seinen Schirm über die Quelle gebreitet und wacht eifersüchtig darüber, daß keines Unberufenen Auge jenes wundersame, ewige Geschehen erschäue. Doch wenn der lustige Bergwind im Spiel den Blattschirm zur Seite biegt, erspähen die scharfen Augen der Fichtenwipfel die kleine, runde, rätselhafte, schwarze Öffnung in der Erdkruste, aus der das klare Wasser quillt,



und winzige Glimmerblättchen auf- und abwallen wie blankes Gold. Dann geht ein Flüstern durch das Gezweig der Alten, ein Raunen von stolzem, frohem Glück.

Und unter ihren Wurzeln hindurch springt nach Kinderart das Bächlein zu Tal, dem Leben, der Freude entgegen.

Wie viele Stunden der fröhlich springende Wandergesell nun schon durch Tag und Nacht gelaufen, durch enge, steinige Schluchten gepoltet, durch sonnige Hochwiesen gemurmelt war, wußte er nicht. Unbewußt und ohne eigenen Willen hatte er seine Lebenspflichten erfüllt, den Wassertieren Wohnung gewährt und des Nachts den Gräsern und Büschen und gelben, blauen, roten und weißen Blumen seinen Tau gespendet, damit sie am Tage frisch und stark im Licht- und Sonnendasein wirken konnten.

Einmal, just da er sich etwas verschmausen wollte im eiligen Lauf, dort, wo seine Bahn auf kurze Zeit weniger steil bergab führte und die Sonne ihm wohligh ins Bett schien, war er auf einige Zeit aus seinem gedankenlosen Dahintollen gerüttelt worden. Er hatte staunend wahrgenommen, daß da auf seinem Grunde eigentümliche, holzstäbchenartige Gebilde lagen, in denen eigenes Leben stecken mußte. Er sah hier und da aus dem Ende eines der Stäbchen ein kleines, blankes Köpfschen sich schieben, dem ein Stück Rumpf mit sechs Beinen folgte. Der Leib blieb in der Röhre des scheinbaren Stäbchens. Plötzlich wurde das Ganze mittels der sechs Beine nach einer anderen Stelle des Bachbettes getragen. Verwundert schaute und betrachtete das Bächlein dies eigenartige Leben und wollte eben — noch in Gedanken — seinen Weg weiterziehen, als ein Plumps seinen Leib erzittern machte. Ein weißbeschlipfter, schwarzbrauner Vogel tauchte auf den Grund, lief einige Sekunden auf diesem entlang und trug drei, vier der sonderbaren Röhrenbewohner in seinem Schnabel als Nahrung für seine Jungen davon. Die Wasseramsel hatte sich „Sprocken“ geholt.

Da war dem Bache das erstemal ein Ahnen durch die Seele gegangen, daß das Leben mehr beruhe, als Licht und Freude, daß der Starke über den Schwachen triumphiert im Kampfe um's Leben. Und leis, ganz leise legte sich sorgendes Bangen auf seinen jungen, frohen Sinn. Würde auch er einst zum Kampfe sich rüsten müssen? Und wer würde der Stärkere sein?

Doch bald waren die bedrückenden Sorgen im Jugendfrohsinn vergessen, und lustig ging die Fahrt weiter bergab.

Überall hatte der Bach durch kleinere und größere Rinnsale mehr Wasser zugeführt erhalten. Mählig war er gewachsen, und als ihm von Südwesten her ein gleichgroßer Bruder, vom Felsen herunterstürzend, in den Nacken sprang, als die beiden nach beendetem brausenden Ringen sich als Brüder erkannten und zu gemeinsamem Wandern sich einten, da waren Herz und Sinne erwacht. Kraftvoll, freudig und stolz verließ der Bach die Kinderstube und trat, froher Hoffnungen voll, in das Jünglingsleben hinaus.

War er zuvor — schon seit seiner Geburt — von Sonne, Erde und allem, was um ihn war, in treuer Sorge umhert und behütet worden, so stieg nun in der Seele des Baches ein erstauntes Verstehen auf, das zur Verehrung sich wandelte und seinerseits alles um ihn und in ihm mit starker Liebe umfassen ließ. Kosend glitt er über den blanken Kies des Grundes; seine Wellen umspülten die zarten Wurzelfasern der anwohnenden Wiesen- und Wasserpflanzen, ihnen den verlangten Trunk spendend. Voll Ehrfurcht strich er über die schillernden Fischleiber und warf ihnen durch kringelnde Wellen leuchtende Reflexe zu, daß sie gleißten wie Silber und reines Gold.

Staunend verhoffte er vor einem hochzeitlich geschmückten Ellriken-Männlein, das im blühweißen Oberhemd, mit hellblutrotem Schlips, dunkel-bronzegrüner Weste und braun- und schwarzgetigertem Frack inmitten seiner Frauenschar selbstzufrieden umher schwamm. Mitten in das lustige Treiben der kleinen, frohen Gesellschaft schoß ein Vogel mit kupferrot leuchtender Brust und schillernd grünem Rücken, um im gleichen Augenblick mit einer der Hochzeiterinnen im langen Stecher wieder aufzutauchen und davon zu fliegen.



Was war das? Gab es noch mehr Geschöpfe, die der Bach als Feinde betrachten mußte? Oder hatte er die Pflicht, Tiere zu erziehen, zu nähren, damit sie anderen, stärkeren Tieren als Nahrung dienten?

Nun, er wollte sich dieser Pflicht, dieser Aufgabe fügen; sie war gottgewollt und heilig.

Etwas langsamer, ein bißchen bedächtiger, nachdenklicher stieg er zu Tal, und Zaunkönig und Bachstelze gaben ihm ein Stück das Geleit.

---

Nun war aus dem Bach ein stattlicher Fluß geworden. Er hatte schon viel gesehen und erlebt und auch die Menschen kennen gelernt. Die ersten waren kleine Buben gewesen, die mit sonnverbrannten, rundlichen Beinen und Händen im Wasser planschten und unter den Steinen im Bett nach Schmerlen und Ellrißen haschten. Er hatte die dicht auf seinem Spiegel hängenden, prallen Hosensäcken lustig mit Wasser bespritzt und war weitergewandert.

Dann war da ein härtiger Graukopf am Ufer entlang geschlichen, in langen Stiefeln mit grüner Lodenjoppe und Rucksack angetan. Er hatte über der Schulter an breitem Lederriemen einen kleinen Korb getragen und in der Rechten eine biegsame, blitzende Gerte gehalten. Im schneidigen Bogenwurfe ließ er mittels dieser und einer von deren Spitze herkommenden, feinen Schnur drei winzige, lustige Insekten, aus Menschenhand gebildet und mit scharfen Haken versehen, auf das Wasser fallen. Sie hüpfen und tanzen auf der Oberfläche und betrogen eine hungrige Forelle. Ihrem Anbiß folgte ein kurzer Anhub des Bachbettes und im Bogen flog der ehemalige Mitbewohner durch die Luft auf den Rasen. Wieder und wieder und noch einmal hatte der Bach dasselbe Spiel gesehen und war dann kopfschüttelnd davongegangen.

Später einmal, an einem warmen Sommerabend, hatten sich ein halbes Duzend nackte, junge Menschen in sein klares Wasser gestürzt, waren, den Fischen gleich, durch seine Fluten geschwommen und hatten ihm im tollen Übermut die Eingeweide aufgewühlt. Stumm war er über ihre Leiber geglitten und hatte ihnen Erfrischung, Gesundheit gegeben.

Er sah die Notwendigkeit ein, seine junge, starke Kraft den Menschen dienstbar zu machen und hatte sich willig abdämmen und durch enge Gräben zwingen lassen. Er war keck und lustig in und über das Gefäch der Wasserräder gesprungen und durch dröhnende, saufende Turbinen gekrochen. Immer aber war er heil, gesund und froh wieder in sein altes, liebes Bett geschlüpft.

Und sein Vertrauen zu den Menschen, den Trägern höheren Geistes, war groß und stark geworden.

---

Das Tal weitet sich. Mehr und mehr bleiben die Berge zurück und wehren dem Flusse zu schauen, wohin die Fahrt wohl gehe.

Vom großen, breiten Stauwehr im Wiesental blickt er einmal ein Stück Wegs voraus auf ein Gewirr von Häusern, Mauern und Dächern. Da weiß er: „Hier gibts Arbeit“, und dann geht er in sein Schicksal hinein. — — —

Eben hatte er prustend und schnaubend zwei Turbinen gedreht und dehnte sich, der neuen Freiheit froh, im bequemen Bett. Da fährt ihm ein schmerzender Stich in die linke Seite. Doll Schrecken springt er nach rechts. Ein säurehaltiger, milchiger Giftstrom war in sein Leben gedrungen und drohte ihm Vernichtung. Die starke Jugendkraft sträubt sich, kämpft um ihr Leben und beginnt bereits, durch ihre Reinheit über das Böse zu siegen.

Da, ein neuer, schmutziger Zufluß von rechts. Hochauf bäumt sich das Wasser vor Zorn und Schmerz. Doch seine Kraft ist vom ersten giftigen Strahl noch nicht erholt und zu schwach zur Wehr. Als von links ein neuer starker, schwarzer Schlammguß ihn trifft, als von rechts heißes, schmutziges Wasser voll ekligen Geruchs in ihn fließt, schwinden ihm die Sinne.



Jenseits der Stadt, wo die letzten Häuser im Tal sich verlieren und die Landstraße mit der alten Kastanienallee die Senke schneidet tritt, müde sich schleppend, der wankende Leib eines Sterbenden unter düsterem Brückenbogen hervor.

Träge wälzt sich eine stinkende, alles Leben tötende, jauchige Flut dahin. Dann und wann steigt aus giftigem Grunde eine widrige Blase auf, läßt sich ein Stück auf der Oberfläche tragen und plätscht ohne Geräusch. Im übrigen herrscht ringsum die Stille des Todes.

Keine Wasseramsel nistet am Ufer. Zaunkönig und Bachstelze meiden den Ort des Sterbens. Kein Eisvogel streicht mit schrillum Pfiff tief über dem Wasser nach seinem Jagdstand. Kein Fisch wirft aufsteigend silberne Kringel in den bleiglänzenden Spiegel.

Zu beiden Seiten des Flusses stehen in einer Reihe drei vom Sturm geknickte, hohlstämmige Pappeln steif wie Leichenträger am Sarge und halten die Totenwacht, Tag und Nacht, Jahr um Jahr. Wie lange schon? Wie lange noch?

An warmen, stillen Abenden aber, wenn die Lüfte schweigen und die Natur sich lauschend versenkt in den Rhythmus urewigen Geschehens, klingt aus der Tiefe des Flusses ein dumpfes Grollen, ein vorwurfsvolles, bitteres Klagen:

„Das tatest du, Mensch, in kalter, hartherziger Gleichgültigkeit! So hütetest du deinem Geiste anvertraute, heiligen Naturgüter der heimatlichen Erde!“

Dem steilen Uferrand löst sich ein Stück sonnentrockener, schwarzgrauer Schlamm- borke und gleitet geräuschlos in die Flut.

Über dem Wasser tanzen Myriaden von Mücken in dichten Wolken auf und nieder und singen mit metallischem Flügeltone ihr leises, kicherndes, girrendes Lachen.

#### Anmerkung der Schriftleitung:

Zu obigen Darlegungen denen wir gern Raum gaben, weil sie eine Tatsache beleuchten, die bislang wenig oder gar nicht beachtet worden ist, bemerken wir, daß es sich um die Verseuchung der Flußläufe durch die Abwässer handelt. Es ist an der Zeit, hierüber ein ernstes Mahnwort auszusprechen, bevor das schon reichlich fortgeschrittene Zerstörungswerk an einem wichtigen Teile unserer heimischen Kultur noch weiter um sich greift.

Es ist beschämend für ein kulturell so hochentwickeltes Land, daß es solcher Zustände nicht Herr wird. Trotz Fischereischutzgesetz, trotz Gesundheitspolizei, Strompolizei und Wasserbauämtern dürfen wenige unseres Volkes, dürfen wenige Bewohner unseres Freistaates unbehelligt und ohne Rücksicht auf Wohl und Gesundheit des übrigen Volkes den größten Teil unserer heimischen Wasserläufe verseuchen und vergiften.

Wer unsere schöne Heimat liebt und die Freiburger Mulde sieht bei Halsbrücke, die Zwönitz bei Einsiedel, die Würschnitz oberhalb Harthau, die Chemnitz bei Auerswalde, die Zwickauer Mulde, die Pleiße bei Crimmitschau, dem steigt beim Anblick der jauchig sich dahinwälzenden Flußleichen der Ingrimme in die Kehle über so viel Gleichgültigkeit der Menschen, die da achtlos unendlich reiches und vielfältiges Leben zu töten vermögen.

Und haben diese Menschen überhaupt ein Recht zu solchem Tun? Bestehen keine Bestimmungen darüber, daß Abwässer nur geklärt in die Flußläufe gelangen dürfen? Es wird keinem Bauherrn gestattet, sein Haus mit Wasserspülaborten zu beziehen, bevor nicht die Klärgrube vorschriftsmäßig in Ordnung ist. Alle Großstädte mit Schwemmkanalisation klären ihre Fäkalien und Abwässer in zentraler Anlage, bevor sie den freien Wasserläufen zugeführt werden. Und die Industrie? Genießt sie ein Ausnahmerecht, oder weshalb duldet man sonst ihr Beginnen?

Die Großstadt Chemnitz baute unterhalb der Stadt auf den sogenannten Glösaer Wiesen während des Krieges für viele Millionen Mark eine Zentralkläranlage, und kaum vier bis fünf Kilometer unterhalb dieser Anlage färbt und vergiftet eine einzige Schwarzfärberei den ganzen Chemnitzfluß bis zu seinem Ende.

Und wenn nicht Einhalt geboten wird, gleicht die gegenwärtig noch einigermaßen unverschlammte Zschopau in Kürze dem vorgenannten Flusse. In dem Staubecken der im



Bau begriffenen Talsperre bei Kriebstein stagniert dann ein zehn bis zwölf Kilometer langer, stinkender See.

Sollen diese Zustände bestehen bleiben?

Internationale Besprechungen beschäftigen sich mit der Frage, wie dem Übel der Verölung des Meeres durch die Dieselmotoren begegnet werden kann, damit der Fischbestand und mit ihm die Fischerei nicht leide. Bei solch unermesslicher Wasserfläche fürchtet man die kleine Menge Öl und trifft Maßnahmen schon wegen so geringer Verschmutzung des Wassers.

Sollten wir Sachsen nicht imstande sein, es dieser internationalen Kommission gleichzutun und auch wieder unsere heimischen Gewässer zu reinigen? Sollte nicht auch unsere darniederliegende heimische Fischerei zu Nutz und Frommen unseres Volksganzen wieder aufzurichten und Fauna und Flora zu neuem Leben zu erwecken sein? Sollte es nicht gelingen, jedem, auch dem Unbemittelten unseres Volkes, wenigstens in den heißen Sommertagen ein gesundendes Bad in dem reinen Wasser unserer Flüsse zu ermöglichen?

Ganz gewiß ist dieser Zustand wieder zu erreichen. Bei rechter, gedeihlicher Zusammenarbeit von Industrie und Behörden muß es gelingen, in unseren Flüssen wieder Wasser, nicht schlammige Tauche, schauen zu können. Natürlich muß das Wollen, ein ernstes, festes Wollen, bei allen Beteiligten vorhanden sein, und dieses anzuregen und zu fördern, ist der Zweck dieser Zeilen.

Die Klärung aller, auch der schmutzigsten Abwässer, ist möglich; hierüber bestehen keine Zweifel. Unsere hochentwickelte Technik wird leicht Mittel und Wege finden, diese Möglichkeit zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Zunächst haben nunmehr die maßgebenden Behörden das Wort und wir hoffen, daß sie dieses Wort recht bald ergreifen werden. Hoffen wir, daß die Sächsische Wasserbauverwaltung bei Lösung dieser brennenden Fragen, dieselbe Energie aufwendet, wie bei der Errichtung von Talsperren. Warum soll es nicht möglich sein, Mittel der produktiven Erwerbslosenfürsorge zum Bau der fehlenden zahlreichen Kläranlagen zu verwenden?

## **Dem 1840er Winzerfest in der Lößnitz über Laufbild und Sprechplatte zur Laufbildsprechplatte**

Don Karl Lucas, Meißen

Aus einem Hefte unserer Heimatschutzmitteilungen habe ich unter anderem gelernt: Das berühmteste Winzerfest fand statt am 26. Oktober des Jahres 1840 in der Lößnitz. Auf uns ist gekommen das von Professor Moritz Rehsch entworfene Bild des Winzerfestzuges.

Als Mensch unserer Tage möchte ich wünschen: ein Laufbildkünstler hätte damals das Bild aufgenommen. Das Erinnerungsbild von Professor Rehsch ist die Wiedergabe dessen, was diese einzelne Person vielleicht nach Skizzen zu einem Reihenbilde zusammengesetzt hat. Es ist eine Urkunde darüber, wie dieser eine Mensch den Festzug geschaut und innerlich verarbeitet hat. Der Lichtbildner, der Laufbildner, beide geben auch noch keine schlechthin als unpersönlich geltenden Urkunden wieder. Jedoch tritt bei ihnen das Persönliche zurück. Beide stellen ihre Apparate an dem ihrer Meinung nach am günstigsten Platze auf, regeln die Belichtung, suchen die trefflichsten Augenblicke aus der Zeitreihe der vorüberziehenden Gruppen oder Einzelpersonen aus und nehmen diese auf. Der Lichtbildner zeigt sich hierbei als der, der am meisten seinen Apparat seiner persönlichen Auffassung dienstbar macht. Von dem Laufbildner kann das nicht im gleichen Maße behauptet werden. Gibt der Zeichner oder Maler infolge des starken persönlichen Einschlages am wenigsten von dem heraus, was als Natur- oder Kulturkunde gelten kann, so der Lichtbildner mehr, der Laufbildner davon am meisten. (Die theatermäßig gestellten Laufbilder fallen für meine Betrachtungen aus.) Wenn an den Laufbildaufnahmen nicht noch allerhand Werkstattverbesserungen vorgenommen werden, dann mag, ganz einfach gesprochen,



von einer Natur- oder Kultururkunde geredet werden. Es stimmt nicht ganz, aber es mag einmal angehen.

Ich lese in der Zeitung: „Kennen Sie New York in Licht und Schatten? Großartiger Film. Jedermann muß ihn gesehen haben! Trotz hoher Unkosten niedrige Preise. Erwerbslose zahlen die Hälfte!“ — Dieses Laufbild kann eine Kultururkunde sein. Es soll gut sein, soll sich nicht an die niedrigsten Triebe der Besucher und Besucherinnen wenden. Ich weiß es nicht. Ich glaube es zunächst. Ja, aber steht auf einer Laufbildankündigung (rein sachlich genommen — ohne aufreizenden Hintergedanken): Kennen Sie Berlin bei Tag und Nacht? oder Dresden? Leipzig zur Messe? Hamburg als Hafenstadt? das Münchner Hofbräuhaus? das Ludwig-Richter-Fest in Meißen? Nichts davon ist zu sehen.

„Quo vadis“ steigt, die Nibelungen, die Ilias gehen über die Leinwand, die jetzt beinahe mehr die Welt bedeutet als die Bretter. „Ein Kampf um Rom“ gesellt sich dazu, auch „Fridericus Rex“. Dierzig, nein vierhundert, nein viertausend oder noch mehr Mitwirkende sollen gewesen sein. Ich würde mich auch nicht wundern, wenn es einmal hieße: vierzigtausend waren dabei. Das Laufbild dieser Sorte wächst über sich hinaus. Das Massenaufgebot von Mitwirkenden erzeugt sicher eine entsprechende Massenbeeinflussung durch die unvermeidliche, massige Reklame. Ich war über die Behandlung der Stoffe enttäuscht. Bildgestellte Dichtung, keine Urkunde eilte vorüber. Die Technik und die Naturaufnahmen habe ich bewundert.

„Shakletons-Südpol-Expedition, Wildafrika, Besteigung des Mount Everest, die Wunder des Schneeschuhs“ treten ein in den Bereich des Urkundlichen. Sie befriedigen mehr.

Ziehen wir das Ergebnis, so erkennen wir: das Laufbild bevorzugt Vergangenheit und Ferne. (Dabei wird nicht an die Darbietungen gedacht, die als Schund zu bezeichnen sind, die dem nach Aufregung lüfternen Besuchern der Laufbildstätten als kassenkräftige Zugstücke vorgelegt werden.)

Vergangenheit und Ferne! — Wo bleiben aber Gegenwart und Nähe? Verdienen sie nicht, festgehalten zu werden? Schüchterne Versuche sind gemacht worden; z. B. gelangten festliche Umzüge von Handwerksvereinigungen auf das Laufbildband. Aber schon daraus, daß die Werbetrommel für solche Ausnahmen nur trauermarschmäßig geschlagen, nicht angriffslustig gewirbelt wird, ist zu erkennen, wie wenig Zutrauen der geschäftstüchtigen Besitzer oder Pächter eines Lichtspielhauses in sie setzt. Sie ziehen nicht. Sie bringen kein volles Haus.

Merkwürdig, der Mann hat recht. Und doch klagen wir beinahe alle darüber, daß alte Sitten und Bräuche zunehmend verblassen, gar verschwinden. So kommen alte Trachten vielerorts nur bei ganz besonderen Anlässen ans Tageslicht oder gar nur an das Lampenlicht. Vieles von diesem alten Volksgut ist nur unter großen Mühen für die Volkskunde gerettet worden. Wollen wir warten, bis alle Spuren vertilgt sind? Wollen wir dann jammern und klagen: Schade, daß auch rein gar nichts auf uns gekommen ist!

Bilder, Zeichnungen, Modelle, Beschreibungen vermögen nicht das pulsende Leben zu zeigen. Die prächtigen, bäuerischen Bräuche, die in ihrem Ursprung oft bis weit vor die christliche Zeit zurückreichen, muß das Laufbild erfassen. Oder gibt es schon Filme, die das Leben und Treiben der Hugenstubenleute zeigen, das Fischerstechen, das Walpurgistreiben, die verschiedenen Hochzeitsbräuche? Der Heimatschutz hat in letzter Zeit unter Führung von Professor Seyffert Laufbildreihen herausgebracht, die Bergparaden, Osterreiten, Bauhner Eierschieben u. a. m. zeigen. Das sei ihm gedankt. Wieviel Werte stecken in solchen Laufbildern für die Volkskunde! Was für eine wertvolle Urkundensammlung sind sie! Auch kassenkräftig wären sie, wenn sie die richtigen Erklärer fänden. Als unser Professor Seyffert in seinen Heimatschutzvorträgen uns z. B. die Erzgebirger und Altenburger leibhaftig und im Laufbild vorstellte, da war alles aus dem Häuschen und hätte gern mehr von diesen Darbietungen gesehen und gehört. Aber freilich, die Zeit für solche Aufnahmen ist noch nicht recht gekommen. Wir müssen erst Tänze der Negerstämme



Afrikas und Hochzeitsbräuche der Bewohner irgendeiner Insel Australiens und die Zeremonien festhalten, die beim Rauchen der Friedenspfeife unter den Indianern gang und gäbe sind, und ähnliche Sachen mehr. Das Gute liegt für uns zu nahe, als daß wir es griffen und festhielten. Oder laufen etwa die Bilder, deren Fehlen ich beklage, bloß nicht bei uns, aber dafür in Kapstadt, in Tokio, in Sydney, Wladiwostok, San Francisco über die Leinwand? Wer das glaubt, der zahlt einen Taler.

Wir mühen uns ab, in Vereinigungen für Volkskunde, Volkskunst, Deutschtum im Auslande, im Schulverein, Sprachverein u. a. m. zu retten, was zu retten geht. Männer-, Frauen- und Jugendgruppen arbeiten und können meist zusammen nicht kommen. Die Unterschiede, die sich aus der Zielsetzung der Vereinigungen ergeben, sind scheinbar viel zu tief. Sie sind im Grunde genommen nur verschiedene Wege, auf denen alle zu dem einen Ziele zu gelangen suchen, nämlich zur Erhaltung bodenständigen Volksgutes.

Fließen unsere heimischen Quellen nicht reichlich genug, dann heißt es Umschau halten, ob anderswo eine Ader springt, aus der wir schöpfen können. Ich hatte Gelegenheit, mit zwei lieben Wanderfreunden an des Reiches Südgrenze in solche lebendige Brunnen zu schauen. Es war in Mittelberg im Bregenzer Wald. Die Leute nannten sich Deutsche, uns aber recht bezeichnend Deutschländer. Die alte Tracht der Einheimischen versteckte sich nicht vor den Modekleidern der Sommergäste. Wir waren geneigt, dem zweckmäßigen Alten den Vorzug vor dem ständig wechselnden Neuen zu geben.

Als ich meine Lust, Gipfel zu bezwingen, gesättigt hatte und zum Talschleicher aufgerückt war, während meine Fahrtenbrüder als geborene Gipfelstürmer meist in zweitausend Meter Höhe ihren Weg suchten, zog es mich in manche Kirche und Kapelle, um Volkskunst zu schauen (Schnitzereien und Malereien), lockten mich Heimatsammlungen und Ortsstuben zum Besuche. In den sogenannten Schwemmen beobachtete ich das Volk, wie es sich gibt, wenn es unter sich ist. In Murnau war Jahrmarkt g'west. In der Schwemme ging es buchstäblich deckenhoch her. Burschen und Mädels feierten den Abend auf ihre Art. Tüchzer schallten durcheinander. Harmonikatöne mengten sich hinein. Auf engem Platze tanzten die Paare. Der Schuhplattler war auch dabei. Die Namen der anderen Tänze sind mir entfallen. Schön waren alle anzusehen. Die Jugend fühlte sich ungestört und gab sich natürlich. Wenn aber die Herrschaften im Speisesaal sich einen Tanz bestellten, dann waren die Tanzenden die allbekanntesten Salontiroler, nur der übliche Aufputz fehlte. Das Natürliche, Ungekünstelte war weg. Die Berechnung auf „oan klaans G'schenk“ ließ die Tänze zur Programmnummer werden, die nach klingendem Beifall geht. Erst Ausdruck innerer Bewegung zur eigenen Freude, dann Theater für die anderen. Darum das Laufbild nur dort hergeholt, wo nicht um des Bildes willen Theaterei getrieben wird, sondern wo das Volk aus sich heraus und für sich denkt, spricht, singt, lacht, weint, tanzt, spielt.

Wenn in unseren Landen das besondere Volksgut jeden Stammes mehr oder weniger verwischt, durch mancherlei fremde Zutat entstellt erscheint, dann sind wir noch lange nicht am Ende unserer Weisheit angelangt. Wir müssen neue Fäden an das Netz knüpfen, mit dem wir dem Volksgut nachgehen wollen, und müssen es weiter spannen. Im Baltenlande, in Polen, in Galizien, in der Bukowina, im Banat, in Siebenbürgen, in Südrußland, in Kärnten, Krain und Südtirol sitzen noch Stammesbrüder. Diese haben in einer oft schon jahrhundertelangen Abgeschlossenheit inmitten einer andersgearteten Umgebung ihr Volksgut treulich bewahrt. Lebensform, Sitte, Brauch, Tracht, Bauweise, Verwaltung, Sprache, Dichtung haben sich hier viel reiner erhalten können als bei uns. Wo bei uns der Quell besonderen Volksgutes beinahe versiegt ist, da sprudelt er dort oft noch mit unverminderter Kraft. An diesen Auslandsposten haben wir dann das, was uns im Inland beinahe niemand mehr zu bieten vermag: eine reiche Fundgrube vätertreuen Volksgutes. Wenn diese Beziehungen benutzt werden, dann wird manches örtlich unlösliche Rätsel über die Herkunft eines Brauches z. B. sich eher lösen lassen. Ist es nicht bedeutsam, daß auf Island das sogenannte Bergringen in derselben Form wie in Kärnten noch heute



gepflegt wird! Das Laufbild kann hier Großtaten leisten. Es kann das Leben im Bilde bringen und uns unser eignes vermishtes Volksgut in reiner Form schauen lassen. Damit hätten wir eine Volkskunde, wie wir sie vor allem unseren Jugendlichen nicht besser wünschen könnten. Wir fänden uns alle wieder heim.

Aber wo bleibt die Sprache? Haben wir nicht die Erfindung der Grammophone und Phonographen? Ich möchte beide unter den Namen Sprechplatte und Sprechwalze gehen lassen. In der Laufbildtechnik sind wir erst im Anfang, Gesicht und Gehör zugleich zu bedienen. Also bleibt nur der Weg über Sprechplatte oder -walze. Wir haben während des Krieges von den verschiedenen Gefangenen Sprach-, Sprech- und Gesangsproben aufgenommen und gesammelt. Nun aber auch hier dieselbe Erscheinung wie beim Laufbild. Volkstümliche Lieder und Sprach- und Sprechproben aus unseren Gauen auf Platten festzuhalten und zu sammeln, das ist meines Wissens von den Plattenverlegern noch nicht unternommen worden. Vielleicht hat die Wissenschaft für ihre Zwecke eine derartige Sammlung angelegt, vielleicht auch nicht. Wenn diese unverfälschten alten Lieder und Mundarten einmal nicht mehr rein von denen geboten werden können, bei denen sie jetzt noch bodenständiges Volksgut sind, dann wird sicher versucht werden zu sammeln.

In Noten sind viele Liedsammlungen vorhanden. Aus ihnen kann die Weise von jedem halbwegs Musikalischen wiedergegeben werden. Die Wiedergabe kann aber trotz aller musikalischen Treue so sein, daß einer, dem das gewählte Lied wesenseigen ist, es nicht wiedererkennt. Ist unsere gebräuchliche Notenschrift in der Lage, alle Klangfolgen solcher Melodien lückenlos und eindeutig festzulegen? Ist unsere Buchstabenreihe fähig, alle Lautformen eindeutig zu bestimmen? — Versagt bei Lied und Sprache in ihrer ursprünglichen Form die Heimat als Forschungs- und Sammlungsgebiet, dann steht uns wieder der Weg zu unseren Auslandsposten offen. Es wird sich lohnen, ihn zu beschreiten.

Laufbild und Sprechplatte an diesem Sammlungswerk vereint in der Arbeit der Aufnahme, vereint auch in der Arbeit der Wiedergabe, das wäre das, was uns weiter bringen könnte. Kein Kampf gegen Laufbild und Sprechplatte als solche. Das wäre Torheit, hieße gegen Windmühlenflügel kämpfen. Die Auswüchse beider müssen beseitigt werden. Beide sind nutzbar zu machen in unserem besonderen Falle dem Heimatschutz in seinen Ausstrahlungen (§ 1 b), nutzbar dem Hause, nutzbar der Schule. Das ist eine Aufgabe. Durch die Jugend ins Volk!

Wann aber wird die Zeit kommen, in der die Schulen so gestellt sein werden, dies alles aus ihren Mitteln durchzusetzen? Wird sie überhaupt kommen? Wenn ich die geldliche Ohnmacht überdenke, in der sich jetzt Reich, Länder und Gemeinden befinden, dann glaube ich nicht daran, den Zeitpunkt zu erleben, an dem die Schulen mit den nötigen Apparaten und Laufbildern und Sprach- und Sprechproben ausgestattet sein werden. Wo gibt es bei uns noch Körperschaften oder Einzelpersonen, die in der Lage sind, mit offener Hand diese Wünsche für unsere Jugend wenigstens an einigen Stellen zu erfüllen? Ein schön gedacht Projekt! Wird es wieder im Zeitenschoße versinken? Wird die Morgenröte eines Aufstieges diese Wünsche aufwärts tragen und verwirklichen helfen? Wenn man den amtlichen Bericht des italienischen Unterrichtsministeriums — Generaldirektion für den Elementarunterricht — vom 1. Dezember 1923 durchliest, der sich über die Anwendung von stehenden und bewegten Lichtbildern in den Mittel- und Elementarschulen verbreitet und vom Unterstaatssekretär Lupi gezeichnet ist, dann bleibt einige Hoffnung wach, daß auch wir es einmal so weit bringen können wie Italien schon heute. Also hoffen wir weiter!

Ist das alles so dringlich, so unabweisbar notwendig? Muß es gerade jetzt sein? Die Entwicklung des Verkehrs im Laufe der letzten Jahrzehnte ist durch die fortschreitende Technik eine rasende geworden. Der Erdball schrumpft mit seinen Ausmaßen gegenüber den gesteigerten Geschwindigkeiten mehr und mehr zusammen. Entfernungen, die früher Jahre zur Überwindung kosteten, werden durch Zeitspannen von Monden, diese durch solche von Tagen, diese durch solche von Stunden und Minuten bezwungen. Die Mitteilungs-



möglichkeit über den ganzen Erdball hinweg ist schon auf ein zeitliches Mindestmaß gesteigert worden. Die Welt ein großes Dorf! Die Folge der gesteigerten und beschleunigten Verkehrsmöglichkeiten ist, daß die Beziehungen zwischen den Völkern immer enger werden, besonders die Beziehungen wirtschaftlicher Art. Schon jetzt schüttert es an den Grenzen der einzelnen Sprachen. Die Frage, welche Sprache soll außer der Muttersprache noch gelehrt werden, bewegt allerwärts die Geister. Der gesteigerte Weltverkehr beseitigt fast unmerklich, aber sicher einen bemerkenswerten Unterschied nach dem andern zwischen den Völkern. Abtragung und Einebnung, beide Vorgänge aus der Erdgeschichte geläufig, zeigen sich auch im Verhältnis von Volk zu Volk. Immer lauter erschallt der Ruf nach einer Welthilfssprache. Der Vorgang der Einebnung geht inzwischen weiter. Er wird auf Gebiete übergreifen, die früher einen kaum nennenswerten Verkehr aufzuweisen hatten. Damit setzt auch hier ein, was leider nicht aufzuhalten sein wird, die Ursprünglichkeit geht auch diesen Gebieten auf Nimmerwiederssehen verloren. Sprache, Sitte, Lebensform werden am ehesten die abbauenden, verflachenden Einflüsse verspüren. Wird die Entwicklung das bisherige Zeitmaß beibehalten? Wird sie es noch steigern? Ganz gleich, wie es kommen mag. Retten wir, was noch zu retten ist, ehe es zu spät ist. Mögen *L a u f b i l d* und *S p r e c h p l a t t e* — einen Augenblick, ich werde eben angerufen. Was gibt es? Großartig! Danke! — Also die Entwicklung ist inzwischen weiter gegangen. Mag die *L a u f b i l d s p r e c h p l a t t e* eiligst dafür sorgen, daß die noch vorhandenen Schätze echten Volksgutes geborgen werden! — Verzeihung! Ich werde schon wieder angerufen. Hallo! Wer dort? Hier Meißen 677. Aha, *W e l t l a u f b i l d s p r e c h p l a t t e n - z e n t r a l e*. Die Sache wird spaßig (Hier, lieber Leser, nimm schnell den zweiten Hörer. Geteilte Freude ist doppelte Freude.) Können Sie alles verstehen? Jawohl. Wunderbar, was? *N a t u r f a r b e n e* Aufnahmen mit der *L a u f b i l d s p r e c h p l a t t e* von jetzt ab eine Kleinigkeit. Arbeiten sieberhaft, um noch in nächster Woche alles *d r a h t l o s* übermitteln zu können mit wesentlich einfacheren Empfangsapparaten als die jetzigen Radiosender und -empfänger. Radio überhaupt eine ganz schwerfällige Sache, so gut wie überholt. Öffentliche *L a u f b i l d s p r e c h p l a t t e n h ä u s e r* können Laden schließen. Schulen alle schön raus. Nur noch weiße Wand nötig. Kleiner Empfänger — Selenprinzip — mit Filter für Farbe, Schall usw. usw. wird gern umsonst abgegeben. Verdunkelung unnötig. Haben furchtbar zu tun. Alle Welt will retten, was zu retten geht. Wird auch höchste Zeit. Eben will der letzte Mohikaner aufgenommen werden. Die zwei allerletzten Azteken sind auch schon vorgemerkt. Der berühmte Präparator der Südseekopfsjäger ruft schon das dritte Mal an. Schimpft über grenzenlose Bummelerei, sind aber noch keine zwei Minuten vorbei. Sie hören, meine Pflicht ruft. *A r e v i d e r c i*! nein *A u r e v o i r*! wieder falsch, *G o o d d a y*! noch nicht richtig, Auf Wiedersehen! Wenn man so von einem Erdteil zum andern tänzelt, kann man sich leicht im Gruß versprechen. Schluß!

Werden wir bei uns alles retten können, was des Rettens wert ist? Wenn wir es wagen wollen, dann darf es kein Säumen geben. Was der heutige Tag noch schenken will, kann der morgende schon rauben wollen.

## Das Salzwasservorkommen von Altensalz

- Gesundbrunnen und Naturdenkmal -

Don B e r n h a r d S t ö c k e l, Eb.-Insp. i. R.

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

In Sachsen kommen wohl an sechzehn Orten Mineralquellen zutage. Abgesehen von Bad Elster, wo alkalisch-muriatisch-salinische Eisensäuerlinge in verschiedenen Abstufungen aus der Erde kommen (die sogenannte Salzquelle gehört auch dazu), sowie von Brambach und Oberschlema mit Radiumwässern



und Warmbad und Wiesenbad mit warmen Quellen sind die mineralischen Wässer Sachsens meist Eisenkarbonat- oder Stahlquellen und Eisenvitriolquellen: Augustusbad (Radeberg), Berggießhübel, Gottleuba, Grünthal (Olbernhau), Lausick, Linda (Pausa), Marienborn (Kamenz), Oppelsdorf, Reiboldgrün (Auerbach), Tharandt und Weißer Hirsch.

Den uralten Salzort Altensalz im Vogtlande, 8 Kilometer nördlich von Plauen, urkundlich bereits 1321 „antiquo sale“ genannt, zählte man bisher nicht zu den Orten mit Mineralquellen. Das soll hiermit nachgeholt werden.

Im Jahre 1815 mußte bekanntlich der größere Teil des Königreichs Sachsen mit mehreren Salinenorten an Preußen abgetreten werden und infolge-



Abb. 1. Triebgrund bei Altensalz

dessen war Sachsen ohne eigene Salzerzeugungsstätte. Dieser Mangel wurde bei den damaligen Verhältnissen sehr unliebsam empfunden. Da erinnerte man sich, daß früher und noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bei Altensalz Kochsalz aus salzhaltigem Wasser hergestellt worden war, in einem Jahre einmal 249 Dresdner Scheffel. Daß diese Saline immer nur wenige Jahrzehnte lang in Betrieb gewesen, lag weniger an dem mäßigen Salzgehalt der Sole (2 bis 3%), als vielmehr an der tiefen Lage der Austrittsstellen (Schächte) im Talgrund, wo sie dem Hinzutritt von Niederschlagswasser und öfteren Überflutung durch Hochwasser ausgesetzt waren. (Abb. 1 und 2.) Als dann in den zwanziger Jahren die Regierung daran ging, den Salinenbetrieb bei Altensalz wieder aufzunehmen, wollte sie vorerst diese Betriebsschwernisse ausschalten.





Abb. 2. Der größere der uralten Salzwasserschächte mit Abflußstelle nach der Trieb



Deshalb wurde in den Jahren 1825 bis 1827 auf Befehl des Königs auf dem anderen Ufer der Trieb an einer vor Überschwemmung sicheren Stelle in festem Felsgestein nach Salzwasser gebohrt. (Abb. 3; rechts die Bohrlochsstelle.) In der Erwartung bei zunehmender Teufe entsprechend stärkere Sole anzutreffen, bewältigte man in zwei Jahren 797 Fuß Gebirge. Das erschrotene Tiefenwasser hatte aber nur 0,75% Salzgehalt. Es konnte daher zur Salzgewinnung nicht benutzt werden, und da übrigens der „Deutsche Zollverein“ als Silberstreif am Horizont auftauchte, wurde das Weiterbohren eingestellt.

D e r g e b e n s w a r a b e r d i e j a h r e l a n g e B o h r a r b e i t n i c h t !  
Das aus dem Bohrlochbrunnen herauskommende Mineralwasser ist wegen



Abb. 3. Brunnenhäuschen neben der 797 Fuß tiefen Bohrlochsstelle von 1825—1827 (rechts)

seiner zum Trinken gerade geeigneten Konzentration bei sehr zusagendem Geschmack und günstiger mineralischer Zusammensetzung, hauptsächlich aber wegen seines reichen Gehalts an Kalziumsalzen neben dem Kochsalz (2,25 Gramm neben 4 Gramm im Liter) in der neueren Zeit als ein Heilwasser ersten Ranges befunden worden!

Das seinerzeit über die Bohrung geführte amtliche Register hat uns übrigens einen Blick in die Gebirgsbeschaffenheit der dortigen Gegend (Silur- und Devonformation) ermöglicht: Obenauf eine Decke Eruptivgestein von 186 Fuß Stärke und zwar Pikrit (früher Serpentin, auch Augitporphyr genannt) mit reichlichen Olivineinschlüssen, dann blaugrauer Tonschiefer, Diabas



Tonschiefer und Grauwacke, Grünsteinschiefer, Tonschiefer und Grauwackenschiefer (Quarzit?), grauer Kalkstein (41 Fuß stark) und schwarzer und grauer Tonschiefer, der bei 797 Fuß Gesamttiefe noch anstand.

Der Ursprung oder die Entstehung des Altensalzer Mineralwassers wird vom Geologischen Landesamt auf dieselbe Zeit und die gleichen Ursachen zurückgeführt, die für die Quellen von Bad Elster, Brambach und die Mineralwässer am Südrande des Erzgebirges in Betracht kommen. Dafür spricht auch die vor etwa 20 Jahren gemachte Beobachtung des Aufsteigens vieler und großer Gasblasen aus dem größeren alten Salzwasserschachte, verbunden mit Bewegung der Wasserfläche, zu der Zeit, als die



Abb. 4. Kirchorf Altensalz von der Warte aus gesehen

Quellen von Tepliz und Karlsbad durch ferne Erdbeben gestört waren. — In Berücksichtigung der fäulnisgegenerischen Eigenschaften des Salzwassers muß die Annahme einer Ausströmung von Sumpfgasen als nicht zutreffend zurückgewiesen werden. — Die drei verlassenen Schächte liegen rechts der Trieb in etwa 15 Meter Entfernung hintereinander, auf oder wenigstens in der Richtung eines Erzganges (Bleigang), einem Gesteinsspalt, der doch sicher durch Spannungen und Bersten der Erdrinde entstanden sein wird. Während die ehemalige kleine Salzwasserquelle in Erlbach im Vogtland dem nahen Basalt zugeschrieben werden kann, werden die zahlreichen Ausbrüche von Diabas und Pikrit bei Alten- und Neuensalz als Zeugen für den mag-



matischen oder juvenilen Ursprung des Mineralwassers von Altensalz zu gelten haben. Hierbei möge zur Vermeidung von Auseinandersetzungen bemerkt werden, daß neuerdings ein Fachmann (Harrassowitz in Gießen) für ähnliche Salzwasservorkommen die Ansicht ausgesprochen hat, daß Wasser, gelöste Stoffe und Gase v e r s c h i e d e n e r Herkunft sein können.

Jedenfalls ist das Mineralwasser von Altensalz ein in Sachsen einzigartiges geologisches Naturdenkmal. Dieses Wasser hat auch eine wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung erlangt, denn in der Zeit zwischen 1529 und der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde mehrmals jahrelang Kochsalz in größeren Mengen daraus hergestellt und abgeliefert. Ein Bild, oder, wie es hieß, ein Prospekt von der Saline Altensalz aus dem Jahre 1725 befindet sich im Dresdner Kupferstichkabinett. — Aus der Zeit v o r der Reformation sind Urkunden über den Salinenbetrieb nicht vorhanden; sie werden wahrscheinlich in Plauen 1430 (Hussiten) oder 1635 (Brand) mit vernichtet worden sein. — Aus verschiedenen Umständen, Funden und Flurnamen, ist zu entnehmen, daß bereits Slaven am Orte saßen, die jedenfalls von dem Kochsalzwasser Gebrauch gemacht haben. — In den Schächten sind in ziemlicher Tiefe blanke Kupferrohre e i n g e b a u t angetroffen worden, was zu der Annahme geführt hat, daß bereits Kelten, die den großen, später verschlackten Steinwall auf dem nahen Eisenberg instandgesetzt haben, das Salzwasser schon kannten und ausbeuteten.

In v o r g e s c h i c h t l i c h e r Zeit war das Salz so wertvoll und geschätzt, daß im westlichen Germanien sogar um den Besitz von Salzquellen blutige Kämpfe geführt worden sind. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts gibt es Salz in Hülle und Fülle, denn die mitteldeutschen Salzlagerstätten liefern außer den verschiedenen Salzen zu gewerblichen und Düngezwecken auch Kochsalz in früher ungeahnten Mengen. — Heutzutage liegt der Wert der schwachen Kochsalzquellen in ihrer Heilwirkung. Sie reinigen die Schleimhäute, regen die Magendrüsen an und regulieren den Stoffwechsel. Wenn in einem natürlichen Kochsalzwasser auch noch reichlich Kalziumsalze gelöst sind, wie in dem Altensalzer, so kann durch eine Trinkkur zu Hause in 4 bis 6 Wochen der Gesundheitszustand und das Allgemeinbefinden der allermeisten Volksgenossen ganz bedeutend gebessert werden.

## Der Atlas der deutschen Volkskunde

Don Dr. F. K a r g, Privatdozent an der Universität Leipzig

Längst war es der Wunsch führender Männer der volkskundlichen Forschung, eine lückenlose Bestandsaufnahme volkskundlichen Gutes auf dem gesamten deutschen Kulturgebiet vorzunehmen. Trotz Großstadt, Verkehr, Industrie, Technik und Handel lebt ja noch viel von altem Brauch im deutschen Volke, sehr viel mehr, als man gemeinhin glaubt. Überall noch sind Sagen, Märchen und Lieder lebendig, auch heute noch knüpfen sich allenthalben im



deutschen Land an das religiöse, rechtliche und gesellige Leben, an Geburt, Krankheit und Tod, an Feldbau und Viehhaltung, an Haus, Arbeitsgerät und Kleidung tausend überlieferte Formen und Meinungen. Noch immer sind für alle diese Handlungen und Bräuche bestimmte Wörter und Ausdrücke im Umlauf, und die einzelnen Landschaften unterscheiden sich noch recht ausgeprägt darin. Bis in die einzelnen Täler und Dörfer hinein haben sich diese Überlieferungen zu beträchtlicher Formenfülle ausgestaltet und entwickelt. Was Wunder, daß gerade heute, wo dieses alte volkskundliche Gut ernstlich bedroht scheint, der Wunsch rege wird, noch einmal alle diese Zeugen einer Jahrtausende langen völkischen Vergangenheit vor sich aufmarschieren zu sehen und sie wenigstens einer wissenschaftlichen Verwertung noch zu erhalten.

Es handelt sich ja nicht nur darum, daß man sich an alter Sitte und altem Brauch, an Lied und Spruch, an Jahresfeier und Osterreiten freut, daß man sich mit ihnen in eine schönere Vergangenheit zurückflüchtet, um die Härten der Gegenwart zu vergessen. Darüber hinaus hat auch die strenge Wissenschaft ein Interesse und ein Recht, die Erscheinungen des deutschen Volkslebens in ihrer Gesamtheit zu sammeln. Aber eine solche Sammlung soll nicht ein rein archivales Wissen bedeuten. Man muß versuchen, das gesammelte Material wieder in pulsierendes Leben umzusetzen und es so zu bearbeiten, daß sich eine Deutung des festgestellten Sachverhaltes ermöglichen läßt.

Auf einem Teilgebiet der Volkskunde ist Ähnliches bereits versucht worden. Und der Versuch ist gelungen. Der Sprachatlas des Deutschen Reiches, von Georg Wenker begründet und in den letzten Jahren unter der zielbewußten Hand von Ferdinand Wrede zur Veröffentlichung gereift, hat gezeigt, was eine feste und klare Zwecksetzung und eine straffe wissenschaftliche Disziplin vermögen. Die deutsche Mundartenforschung ist dadurch, daß man die Mundarten Deutschlands nicht mehr lexikalisch, sondern kartographisch aufnahm, aus der Sphäre der Einzelarbeit, die bald da — bald dorthin treiben konnte und bei aller Gründlichkeit unzulänglich bleiben mußte, herausgehoben worden.

Die Forschung im Rheinland, wie sie vornehmlich von Th. Frings und H. Aubin betrieben worden ist, war es vor allem, die uns wichtige grundsätzliche Ergebnisse der kartographischen Methode erschlossen hat. Klar geht aus den Karten, die man für das Rheinland hergestellt hat, hervor, daß ein Dorf, ein Landstrich in der Gestaltung seiner Sprache nicht unabhängig ist, daß es sich dabei nicht um ein zufälliges Durcheinander handelt, sondern daß Sprache aufs engste verknüpft ist mit der Geschichte einer Landschaft.

Die sprachliche Verteilung im Rheinland beruht noch heute auf der territorialen Gliederung des ausgehenden Mittelalters. Die Grenzen des Kurfürstentums Trier z. B. treten auf den meisten Karten heute noch als Sprachgrenzen hervor. Und auch ins innerste Leben der Sprache kann man dabei blicken. Die Möglichkeit, Sprache im Raum zu sehen, hat manches grammatistische Rätsel lösen helfen, das sich bisher der Deutung entzog. Manches unklare, in seinem Lautstand nicht erfassbare Wort stellt sich lediglich als Mittelform zwischen umliegenden Wortformen dar.



So sehen wir über die sprachlichen Verhältnisse der alten deutschen Siedlungsgebiete an Rhein, Main und Donau einigermaßen klar, und das Germanistische Institut an der Universität Leipzig arbeitet etwa seit Jahresfrist mit stark angespannten Kräften und, wie das bisher Geleistete ausweist, auch mit Erfolg daran, nunmehr die Gestaltung der jungen Kolonialmundarten Ostmitteldeutschlands, besonders des Freistaates Sachsen, in gleicher Weise zu erforschen.

Immer wieder mußten wir jedoch die Beobachtung machen, daß eine endgültige Deutung vieler unserer Wortkarten nicht möglich ist, solange nicht die volkskundlichen Erscheinungen in ihrer Gesamtheit in ähnlicher Weise durch das Kartenbild festgehalten werden. Verschiedentlich schon konnten wir ahnen, daß sich der sprachliche Befund mit der Verteilung etwa der Hausformen, der Art der Bodenausnutzung, des Rechtes und ähnlicher Dinge decken würde.

Nun ist in diesen Tagen der Plan eines Atlases der deutschen Volkskunde Wirklichkeit geworden. Führende Germanisten und Volkskundler haben — die Leser dieser Zeitschrift werden noch unter dem Eindruck der entscheidenden Tagung in Dresden im Herbst vorigen Jahres stehen —, unterstützt von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, gefördert von den Regierungen des Reichs und der Länder und vielen Behörden, nunmehr die großzügige Organisation geschaffen, die ein sicheres Arbeiten und eine gedeihliche Vollendung des Riesenunternehmens gewährleistet. In Berlin hat man die Zentrale errichtet, in den Ländern und Provinzen Landesstellen geschaffen. Diesen letzteren liegt es ob, die von der Zentrale verausgabten Fragebogen an die Mitarbeiter weiterzuleiten und sie wieder einzusammeln. Sie haben die Verpflichtung, den volkskundlichen Gedanken in dem ihnen zugewiesenen Gebiet zu fördern und dauernd lebendig zu halten. In Berlin laufen die Fäden zusammen. Nur dort, wo die Zehntausende von Belegen übersehen werden können, wird man imstande sein, weitere Fragebogen zusammenzustellen und den Fortgang des Unternehmens zu beurteilen. Die Landesstellen aber werden der Zentrale dauernd Winke und Anregungen geben müssen, da nur sie in der Lage sind, die örtlichen Verhältnisse zu überblicken. Sie können das aber nur, wenn sie dazu genügend zuverlässige und umsichtige Mitarbeiter haben, die ihnen mit Rat und Tat zur Hand gehen.

Der S ä c h s i s c h e H e i m a t s c h u z ist die größte volkskundliche Organisation in Sachsen. Er ist das Sammelbecken, in dem alles zusammenströmt, was in unserem engeren Vaterland an volkskundlichen Interessen vorhanden ist. Er hat bewiesen, was eine straffe Organisation vermag. An seine Mitglieder müssen wir uns insolgedessen in erster Linie mit wenden, wenn die geplante Arbeit zu einem erfolgreichen Ende kommen soll. Zum erstenmal wird hier ein Kolonialgebiet im Atlasverfahren untersucht. Der eben erschienene erste Fragebogen ist als Probefragebogen gedacht und auf die besonderen Verhältnisse des Koloniallandes zugeschnitten. Der Erfolg, den er hat, wird in vielem entscheidend sein für das Schicksal des Gesamtunternehmens. Wir bitten deshalb alle Mitglieder des Vereins Heimatschutz, diese



im wahrsten Sinne dem sächsischen Volke gewidmete Arbeit tatkräftig zu unterstützen und bei der Landesstelle für Sachsen: Germanistisches Institut an der Universität Leipzig, Universitätsstraße 7/9, die Zusendung des Fragebogens zu verlangen. Kosten entstehen in keiner Weise. Porto wird vergütet.

## Bemerkenswerte Naturdenkmäler und Denkmäler im Kamener Bezirk

Von Professor Dr. M u h l e , Kamenz

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Heute wollen wir einmal „hinter nach Kamenz“ fahren. So sagen die Leute von Pulsniß und Großröhrsdorf, wenn sie die alte Lausitzer Sechsstadt, den Hauptort ihrer Amtshauptmannschaft, aufsuchen wollen. Aber nicht nur sie, sondern viele andere reden ebenso. Weit hinten, nahe der preußischen Grenze, liegt Kamenz, in der Vorstellung vieler in einer Gegend, „wo sich die Füchse gute Nacht sagen“. Und du, lieber Leser, kennst du denn selbst Kamenz und die Kamener Gegend? Ich meine, nicht nur den Bahnhof, den Marktplatz und allenfalls noch die Kirche. Ich meine auch, daß man Kamenz schließlich auch dann noch nicht hinreichend kennt, wenn man weiß, daß Gotthold Ephraim Lessing dort geboren wurde. Sondern ich denke an den Blick von der Friedhofsakazie ins Hennersdorfer Tal, an die anmutigen Ausblicke vom Hutberg, an die stillen Fleckchen an den Teichen, an die unberührten Schilfweiher, an die lauschigen Waldhöhen der Nachbarberge, an die eigenartige Heidestimmung der Kiefernwaldungen des Sandbodens, an die alten Schanzen, an die malerischen Wendengehöfte. Sie sind es, die der Kamener Landschaft eigen sind, ihre Schönheit offenbaren, und sie reizvoll für den Naturfreund machen. Sie reihen die Kamener Gegend ebenbürtig in den Kranz der anderen Landschaften unseres Sachsenlandes ein, die längst viel besuchte Wanderziele geworden sind.

In einem Einschnitt überschreitet die von Pulsniß kommende Bahnlinie die Senke zwischen dem Heiligen und dem Hofe Berg und führt dann in weit-ausholendem Bogen durch die fruchtbaren Fluren der schmuck in Grün gebetteten Dörfer Gelenau und Lückersdorf der Stadt Kamenz zu. Der vorge-lagerte Hutberg, an dessen Hang sich die Felder fast bis zum Gipfel hinauf-ziehen, zwingt die Bahn zu einem neuen Bogen. Weithin sichtbar erhebt sich als Wahrzeichen der alten Lausitzstadt die Hauptkirche mit ihrem eigenartigen Turm und die danebenstehende noch weit ältere kleine Katechismuskirche, der man noch die einstige Wehrkirche oben auf dem Talrand des Herrentales ansieht (Abb. 1). Daneben ragt als Rest der ehemaligen Stadtbefestigung der Rote Turm auf. Alte Dächer und Giebel, vom Grün durchsetzt, vollenden ein eindrucksvolles Stadtbild, in dessen Altertümlichkeit sich einige neuzeitliche Fabrikschornsteine nicht störend einfügen. Da rollt der Zug in rascher Fahrt,



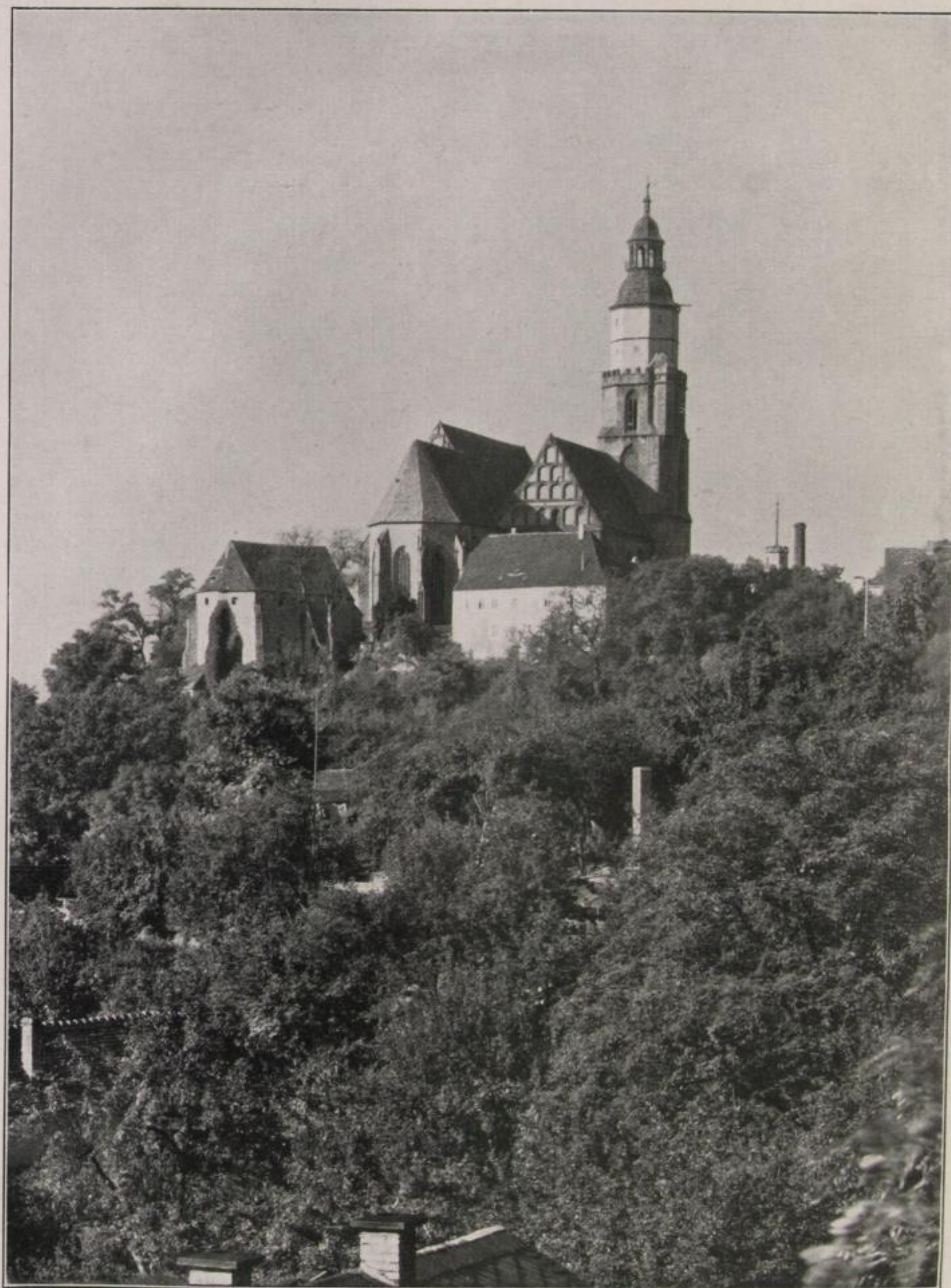


Abb. 1. Die Hauptkirche zu Kamenz



bedingt durch erhebliches Gefälle der Bahnstrecke, in einen tiefen Einschnitt hinein, ein Tunnel nimmt ihn auf, und der Bahnhof Kamenz ist erreicht. —

Nicht der Stadt selbst und ihren Baulichkeiten soll heute unser Besuch gelten. Wir wollen diesmal vielmehr hinaus in die Kamenzener Landschaft und dort Naturdenkmäler auffuchen, heute namentlich alte schöne Bäume. Ausdrücklich sei bemerkt, daß unsere Aufzählung nicht erschöpfend sein soll, sondern nur eine Auswahl trifft.

Schon unweit des Kamenzener Bahnhofes können wir den Anfang machen.



Abb. 2. Zeder in Weißes Garten zu Kamenz

Im Garten der Wilhelm Weißeschen Baumschule und Kunstgärtnerei, die besonders durch ihre Blaufichten und Rhododendren weithin rühmlichst bekannt geworden ist, betrachten wir zunächst die große Zeder, die unsere Abb. 2 zeigt. Dieser prächtige Baum ist eine der schönsten Zedern, die es in Deutschland überhaupt gibt. Mit Stolz zeigte sie der verstorbene Hofgärtner Wilhelm Weiße, ein Mann, der mit rührender Liebe an jedem seiner Bäume und Bäumchen wie an Kindern hing, jedem Besucher und wußte gar manches von ihr zu erzählen. Wir bewundern im selben Garten auch die eigenartige *Picea nana* (Abb. 3).



Ein Größenvergleich mit den beiden hinter ihr Stehenden läßt die außerordentliche Ausbreitung dieser einzigen Pflanze ermessen.

Der Garten der Brösingschen Baderei ist unser nächstes Ziel. Hier, mitten in der Stadt, versteckt hinter Häusern, steht eine vielhundertjährige Eibe, ein kräftiger, noch völlig gesunder Baum, den aber selbst viele, ja man kann wohl sagen die meisten, Kamenzler nicht kennen.

Bevor wir nun in die Umgebung der Stadt hinauswandern, besuchen wir erst noch den Hutberg, das Kleinod der Stadt Kamenz, das freilich die Fremden in der Regel höher einzuschätzen wissen als die Einheimischen. Kaum eine andere Stadt wird derartig schöne Berganlagen in so unmittelbarer Nähe der



Abb. 3. *Picea nana* in Weißes Garten zu Kamenz

Stadt aufweisen können, wie sie Kamenz in seinem Hutberg besitzt. In wenigen Minuten schon sind wir am Anfange der zum Berge emporführenden schattigen Lindenallee, — wir haben nämlich gerade Glück und kommen zu einer Zeit, wo die gütige Natur die schweren Eingriffe der verunstaltenden Schere und Säge des Gärtners einigermaßen wieder durch neues Blattwerk ausgeglichen hat. Die Natur schafft zwischen Stamm und Astwerk eines Baumes eine schöne Harmonie. Häßlich aber wird ein Baum, dem seine Äste genommen werden, und dessen dicker Stamm stehen bleibt. Er ist verkrüppelt. Solche Linden, die dann die bekannten Schlangenkopfstämme zeigen, wird kein Mensch hübsch finden, zumal in unserem Klima die Bäume länger als ein halbes Jahr blattlos dastehen. — Noch vor einem halben Jahrhundert war der



Hutberg fast völlig kahl, nur sein Gipfel trug einen geringfügigen Baumbestand. Heute aber erfreuen wir uns an den einzigartigen schönen Anpflanzungen von Blaufichten, Nordmanns- und Edeltannen, Tongolorarten und vielen anderen Koniferen, dazu Azaleen und Rhododendren neben mannigfachem anderem Blumenflor. Wenn um die Pfingstzeit die Koniferen ihren Maiwuchs entfalten und die Azaleen in Blüte stehen, dann hat der Hutberg all seine Pracht entfaltet, und dann bildet er das Wanderziel vieler Fremder, namentlich aus der Gegend der Kohlenwerke nördlich von Kamenz, denen dieser Berg ein anziehendes Ziel bietet, zumal er, obwohl er nur 300 Meter Höhe erreicht, von der Ebene aus gesehen viel gewaltiger erscheint als vom



Abb. 4. Kamenz vom Hutberg aus

bergigen Süden aus. Nach allen Seiten hin gewährt der Kamenzener Hutberg von verschiedenen Stellen aus eine umfassende Aussicht. Hier ist es der Blick auf die Stadt (Abb. 4). Wir schauen nach Osten; am Fuße des Berges breitet sich der alte Stadtkern aus. Da die Fabriken das Herrental und das Tal der Schwarzen Elster bevorzugen, so stört kein Fabrikschornstein das malerische Stadtbild mit den alten Ziegeldächern, aus dem sich in der Mitte der Rathaus-turm heraushebt, und das links vom Giebel der Kloster- oder Wendischen Kirche, rechts von der Hauptkirche eingerahmt wird. Über die Stadt hinweg schweift das Auge zum Stadtforst und über Felder und Dörfer hinüber zu den aus verschwommenem Blau sich erhebenden Höhen der Baußner Berge und der Daltenberggruppe. Dort wieder ist es der Blick in die weite Ebene mit ihren





Abb. 5. Alte Kiefer am Fuße des Malberges



ausgedehnten Waldflächen. Am Nordhorizont wird hier und da eine Rauchwolke sichtbar, die den Braunkohlenwerken entstammt; machtvoll ragen die drei großen Schornsteine des Lautawerkes auf. Ein völlig anderes Bild bietet der Ausblick nach Süden und Westen. Hier meint man in eine thüringische Landschaft versetzt zu sein. Die bewaldeten, sanft gerundeten Kuppen des Wal-, Hofe-, Wüsten- und Heiligenberges bilden den Abschluß der felderbestandenen Hänge; der Keulenberg bei Königsbrück und der Schwedenstein bei Pulsnitz lugen zwischen ihnen herüber.



Abb. 6. Kreuz im Walde am Schwosdorfer Wasser

Von der Mark des Hutberges aus führt uns der Kirchsteig hinunter nach Lückersdorf und dann zum Walberg hinüber. Bevor wir den Wald erreichen, erfreuen wir uns an einer einzelstehenden, schön geformten Kiefer mit weit-ausladendem Astwerk (Abb. 5). Eine andere prächtige Kiefer treffen wir im Walbergwald am Goldborn. Von diesem erzählt die Sage, daß hier zwerg-hafte Geschöpfe, Walen genannt, einst ihr Wesen getrieben hätten. Eine Er-klärung des Namens Walberg nimmt hierauf Bezug und bezeichnet ihn als den Berg der Walen. Durch pilz- und beerenreichen Wald führt der Weg zum





Abb. 7. Eiche und Fuharenfein bei Rohrbad b. Kamenz



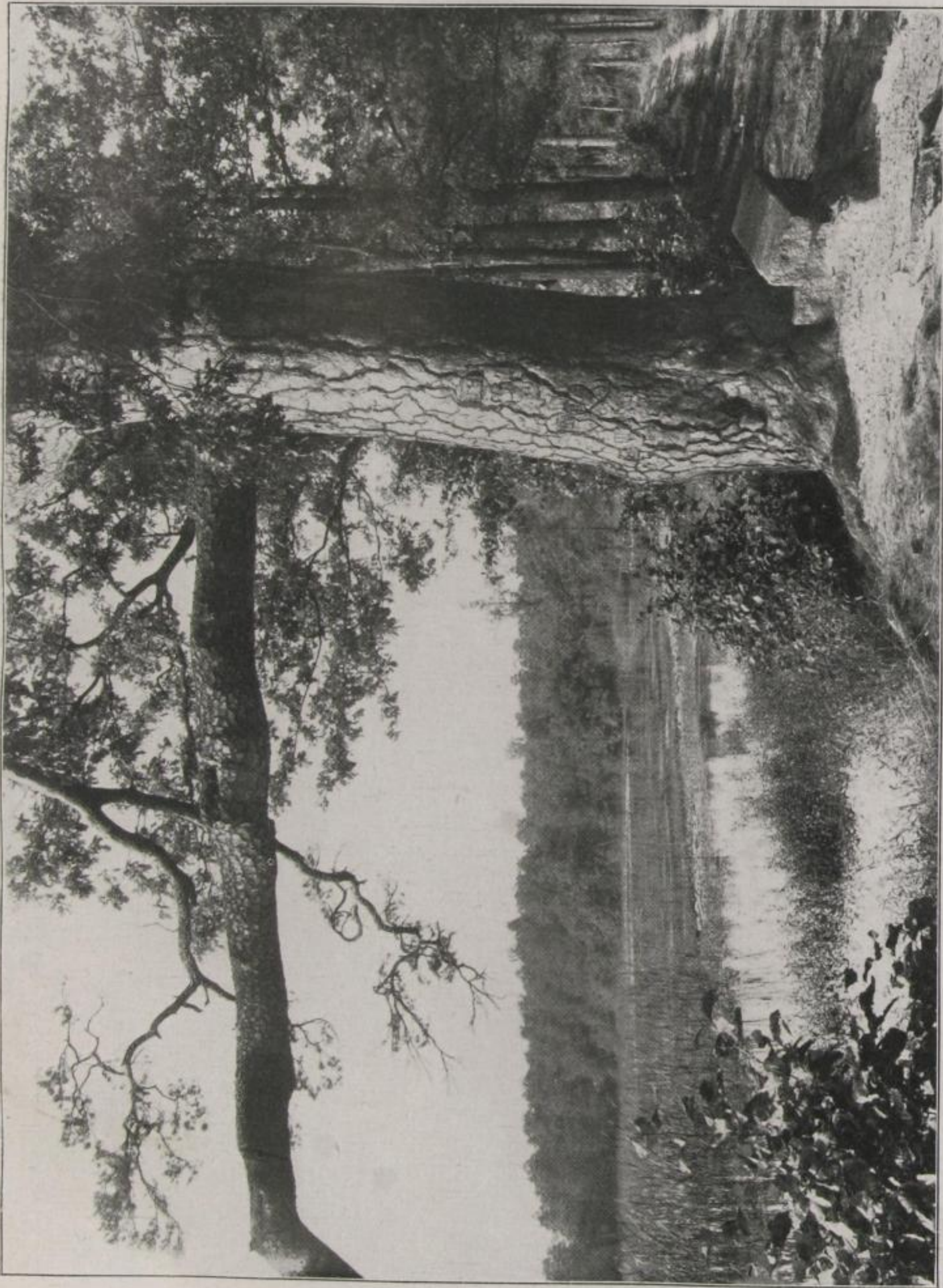


Abb. 8. Kiefer am Teichdamm des Jstrichteiches (Dorteich vom Deutsch-Baseler Großteich)





Abb. 9. Schlangenwurz im Schilfbestand des Deutsch-Baseliher Großteiches

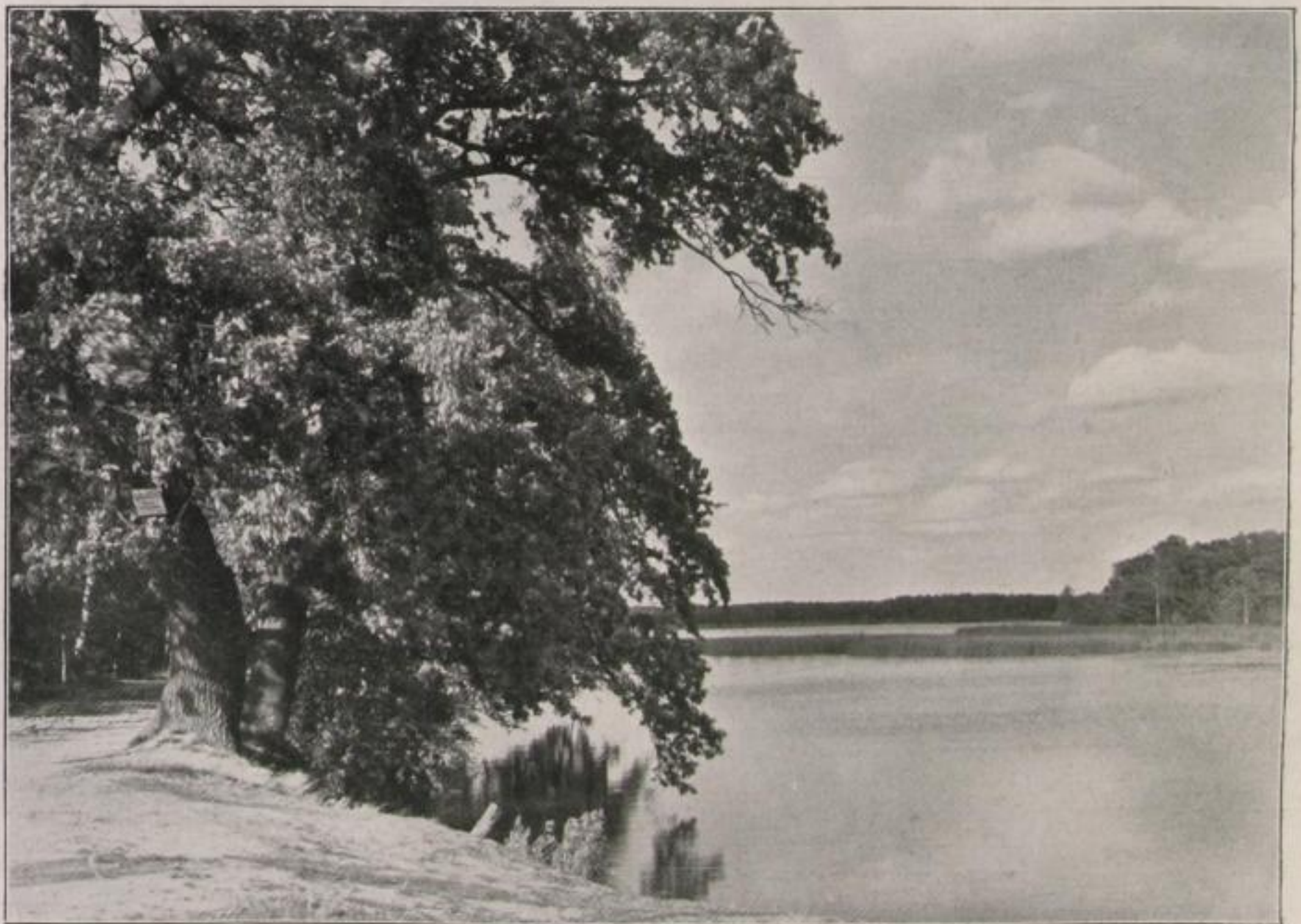


Abb. 10. Am Deutsch-Baseliher Großteich



Berggipfel empor. Ein hölzernes Aussichtsgestell — einst Beobachtungsturm auf dem Kamenzer Flugplatz — ermöglicht einen umfassenden Rundblick hinweg über ein weites Waldmeer. Nachdem wir zum Schwosdorfer Wasser hinuntergestiegen sind und den jenseitigen Talrand erklimmen haben, gelangen wir zu einem schlichten Eisenkreuz, das auf einem Felsen abseits vom Wege, versteckt im Walde uns unvermutet entgegenblickt und mitten in der Waldesstille höchst eindrucksvoll wirkt (Abb. 6).



Abb. 11. Wendenhof zu Miltitz

Hochragend als Zeuge aus längst vergangenen Jahren steht unweit am Schwosdorfer Wasser eine knorrige Kiefer gleich einem greisen Riesen zwischen jungen Birken und Fichten. Wo sind ihre Gefährten geblieben, die dereinst einen breiten sumpfigen Wasserlauf, wild und unzugänglich, gleich einem Luch, gesäumt haben mögen? Eine einzige ist geblieben. Kulturwald!

Weiter lenken wir unsere Schritte hin zum Husarenstein in der Nähe einer freistehenden, breitästigen großen Eiche bei Rohrbach (Abb. 7). Hier fand 1813 ein Soldat seine letzte Ruhestätte. Die Inschrift des Steines lautet: Hier ruht ein russischer Cavallerist, bei Leipzig blessiert und auf der Redoute in Rohrbach gestorben.



Nun sind wir an den Sandwald gelangt, der sich nach dem Königsbrücker Truppenübungsplatz hinüber erstreckt. Ist dieser Wald in weiter Ausdehnung auch nur dürftiger Stangenwald, so bietet doch auch er mancherlei Reize. Zur Zeit der blühenden Heide steht manches Fleckchen hier Teilen der Lüneburger Heide in nichts nach. —

Noch aber müssen wir die prächtigen Baumgestalten an den Ufern der Deutsch-Baseliger Teiche aufsuchen. Dem Zauber, den die Abbildung 8 bietet, wird sich kein Naturfreund entziehen können. Weit greift ein starker Ast



Abb. 12. Steinkreuz in Trostwitz

einer großen Kiefer an dem Teichdammweg des Istrichteiches, eines der Vorteeche des Baseliger Großteiches, aufs Wasser hinaus und vollendet so wirkungsvoll die Umrahmung eines anmutigen Teichbildes. Die schönen weißen Blüten der *Nymphaea* zieren die Teichfläche. Gelbe Wasserlilien leuchten uns entgegen. Leicht wogendes Schilf bildet weite Bestände. Vergißmeinnicht, Froschlöffel, Binsen und Knöterich schieben sich vom Ufer aus ins Wasser vor. Vogelstimmen erschallen von Busch und Bäumen der Ufer, leichte Wasserwellen und -kreise verraten das Leben im Teiche, und aus dem Röhricht dringt ab und zu



der Wasservogel Ruf, sonst ringsum tiefe Stille, kein Auto, kein lärmender Badebetrieb! Leider droht letzterer am Großteich viel zu zerstören, und schon ist die Vogelwelt dort stark geschädigt worden. Denn leider gibt es unter den dort Badenden sehr viele, die das Wort Naturschutz noch nie gehört zu haben scheinen. Und wie herrlich sind doch manche stillen, unberührten Winkel dieser, gleich den anderen benachbarten Teichen immer mehr verlandenden Wasserfläche (Abb. 9).

Manch schöne alte Eiche ist an den Teichufern zu finden (Abb. 10). Freilich ist auch gar manche ob ihres hohen Holzwertes der Art zum Opfer gefallen. Eine der schönsten alten Eichen am Deutsch-Baseliger Teich hat vor zwei Jahren der Sturm sich zum Opfer auserkoren. Wiederholter Blitzschlag hatte den Riesen wohl bis ins Mark verletzt, aber zu fällen vermocht hatte er ihn nicht. Durch die Gewalt einer Windhose wurden im selben Jahre binnen weniger Sekunden in der Nähe beim Gehöft des Strauchbauern auch sechs prächtige alte Linden, die das Gut säumten, vernichtet. —

Verlassen wir nun die Teicheinsamkeit! Unser Weg führt uns noch ein Stück ins Wendenland hinein. Manch malerisches Gehöft (Abb. 11) fesselt da unseren Blick. Und wenn zur Zeit der Baumblüte die Häuschen von der Blütenpracht umrahmt sind, dann bieten sich hier köstliche Bilder, die auch das anspruchvollste Auge befriedigen. Ein altes Steinkreuz, von Efeu umschlungen, steht dicht an der Straße in Trostwitz beim Ehrenmal des Dorfes. (Abb. 12.) Beide Denkmäler wollen zu uns reden, jenes von einem Ereignis aus alter Zeit, wovon keine Urkunde uns mehr zu berichten weiß, dieses von des größten Krieges Opfern. Verstehst du beider Sprachen? —

Wir sind am Ende unserer heutigen Wanderung. Seltener und seltener werden die schönen, großen, alten Bäume überall. Wohl fallen sie nach und nach der Zeit auf natürlichem Wege zum Opfer. Wie oft aber legt der Mensch gedankenlos und bar jedes Bedenkens, nur auf den eigenen persönlichen Vorteil bedacht, die Art an so manchen ehrwürdigen Zeugen aus vergangener Zeit. Schnell ist der Baum gefällt und könnte doch so leicht, häufig sogar ohne jeden geldlichen Nachteil für den Besitzer, erhalten werden. Wie selten nur wird für Ersatz gesorgt. Wenn auch der Wald für uns heute in erster Linie Nutzwald sein muß, so darf doch auch das Herz für die Natur und ihre Denkmäler nicht ersterben. Oberhalb Berchtesgadens, des Fleckchens Erde, das so viele Reize der Natur in sich vereinigt, ist in einem prächtigen alten Tannenforst inmitten der erhabenen Bergesherrlichkeit ein Spruch in Hexameterform zu lesen, der zu so manchem Vorübergehenden schon mahnend gesprochen hat, und der auch diese Ausführungen beschließen soll:

Pfleget den Wald! Er ist des Wohlstands sichere Quelle.  
Schnell verheert ihn die Art, langsam nur wächst er heran.  
All unser Schaffen und Tun: Die Enkel werden es richten;  
Sorgen mit Fleiß wir zur Zeit, daß sie uns rühmen dereinst!



## Natur, Technik und Leben

### Sollen wir zentralisieren?

Don Oberingenieur Siegfried Hartmann, Berlin

Dieser Winter brachte Deutschland und dem größten Teil von Europa eine sehr lange Kälteperiode, während der tageweise das Thermometer unter die „vorschriftsmäßig“ niedrigste Temperatur von 20 Grad Kälte fiel.

Derartige lange und starke Frostzeiten sind in unsern Gegenden selten, sie sind aber keineswegs etwas noch nie dagewesenes. Wenn im Geschichtsunterricht auch die Meteorologie mitbehandelt würde, wüßte das jeder Volksschüler. Immerhin haben wir zuverlässige Angaben aus vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten, daß in einzelnen Wintern sämtliche deutschen Ströme zufroren und zeitweilig auch die Ostsee. Das zur Beruhigung ängstlicher Gemüter, die aus den ungewöhnlich kalten Tagen schon die furchtbarsten Schlüsse für die Zukunft ziehen zu müssen glauben.

Abgesehen von den Tagen, während denen das Quecksilber unter 20 Grad unter Null fiel — ist ein ununterbrochener Frost von mehreren Wochen, durchsetzt mit ergiebigen Schneefällen, nach den bis jetzt vorliegenden Beobachtungen eine periodische Erscheinung, deren Ursache wir allerdings noch nicht entdeckt haben. Ich besinne mich zum Beispiel, als Schulkind eine solche Epoche mit durchgemacht zu haben, das heißt Anfang und Mitte der achtziger Jahre war Winter für Winter von November bis Ende Februar täglich Schlittschuhbahn, und zwar in der Großstadt auf künstlichen und natürlichen Bahnen. Das war uns Jungens selbstverständlich. Tauwetter während dieser Periode bedeutete damals eine mindestens ebenso große Überraschung wie der jetzigen Schuljugend die große Kälte. Schon im vorigen Jahre konnte man in verschiedenen meteorologischen Berichten lesen, daß wir mit dem Beginn dieses Winters in eine neue Periode strenger Winter (und dafür heißer Sommer) eintreten würden, nachdem wir eine solche außerordentlich milder Winter und kühler Sommer durchgemessen haben.

Wie kommt es nun aber, daß die jetzt eingetretene Kälteperiode in so großem Umfange unser öffentliches und privates Leben erschüttert hat? Ich habe die Zeitungen aus den Tagen der letzten großen zusammenhängenden Kälteperioden in der Bibliothek durchgesehen: sie vermelden die Kälte, sie berichten wohl auch von einzelnen Unglücksfällen, einem erfrorenen Wanderer, von Eisschäden in Flüssen und Seen. Aber kein Wort von Kohlennot, kein Wort von Lebensmittelknappheit, kein Wort von Trinkwasser- oder Gasnot. Ein einziger Wasserrohrbruch, der vermeldet wird, wird mit den Worten abgetan: „Die Hausbewohner hatten in sträflicher Weise versäumt, die Leitung gehörig mit Stroh zu umwickeln.“

Wenn wir etwas tiefer schauen, sehen wir hier Zusammenhänge, die uns zur Besinnung mahnen.

Es geht uns allen insgesamt so wie es dem einzelnen geht, der sich von einer Hilfskraft gar zu sehr verwöhnen läßt und darüber seine Selbständigkeit verliert, der unter den Fittichen einer Gouvernante durch das Leben geht



und hilflos und entsetzt ist, wenn diese Gouvernante eines Tages krank wird. Diese Gouvernante ist die Technik. Sie hat der Menschheit und jedem einzelnen von uns Großes geleistet, aber wir Menschen, wie wir uns gern vernunftbegabt nennen, haben ihren Wohltaten gegenüber diese Vernunft nicht immer behauptet. Wir haben uns einlullen lassen. Die moderne Technik hat den Menschen eine Überfülle von Annehmlichkeiten gebracht, aber auf Kosten unsrer Selbständigkeit. In normalen Zeiten merken wir nur die Annehmlichkeiten, sobald aber die höhere Gewalt der Natur diesen normalen Verlauf stört, dann müssen wir die sehr ernste Erfahrung machen, daß wir unsre Anpassungsfähigkeit in großem Umfange eingebüßt haben. Nicht nur Kälte, auch ungewöhnliche Hitze und Trockenheit, ungewöhnliche Regengüsse, von Erdbeben ganz zu schweigen, lehren uns das.

Schauen wir rückwärts. Noch um die Zeit des 70er Krieges und darüber hinaus war es allgemein Sitte, daß der Bürger seinen Brennstoffbedarf für den Winter im Herbst einbrachte. Auf dem Lande und auch in der Stadt. Dort schichtete man gewaltige Holzkloben in die Schuppen, hier wurden die Keller mit Kohlen vollgeschüttet.

Desgleichen geschah mit den Kartoffeln und andern Lebensmitteln. Lebensmitteltransporte im Winter? Kohlen- oder Holzzufuhren im Winter? Auf solch eine wahnwitzige Idee kam man damals gar nicht. Man tat das, was die Menschen in unserm Klima immer haben tun müssen und was auch viele Tiere ihnen vormachten: man sammelte im Sommer für den Winter in die Scheuern. Mit der Entwicklung des Verkehrswesens ist diese Vorratswirtschaft in großem Umfange verschwunden. Allzu viele haben die neuen Transportmittel sofort ausgenutzt, um in gewissem Sinne aus der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft überzugehen. Man legte sein Geld nicht mehr in Wintervorräten fest, sondern kaufte ratenweise den täglichen Bedarf von Tag zu Tag oder Woche zu Woche. Gleichzeitig machte man sich auch andre technische Leistungen umfassender zunutze. An Stelle der einzelnen Abortgruben im einzelnen Haus trat die Kanalisation, an Stelle der Brunnen die Wasserleitung, dazu statt Rüböl Leuchtgas, bald auch statt Kohle Brenngas und schließlich die Elektrizität. In Zeiten ruhiger Entwicklung, ungestört von menschlicher Unruhe und ungestört auch von Naturereignissen, haben sich die hier ange-deuteten technischen Zentralversorgungen glänzend bewährt.

Aber sie alle besitzen ein sehr empfindliches und weitverzweigtes Adernsystem, die Eisenbahn ebenso wie die Kanalisation, die Wasserleitung, die Gasleitung, das Kabelnetz. Daran wird heute in der Regel sehr wenig gedacht. Wie beim Menschen der ganze Körper in Mitleidenschaft gezogen wird, wenn an irgendeiner Stelle Adern oder Nerven eine Verletzung erfahren, so auch hier. Früher hatten 1000 Familien 1000 Herde, und wenn schließlich bei 10 Familien das Brennmaterial ausging, nun so borgte man sich vielleicht welches, jedenfalls waren schlimmstenfalls 10 Familien die Leidtragenden. Heute haben 1000 Familien 1000 Gaskocher. Wenn da irgendwo auf der Straße ein Gasrohr platzt, dann können also 1000 nicht mehr kochen.



Es dürfte dem Leser sehr leicht sein, sich weitere Beispiele aus den andern Versorgungsgebieten auszumalen.

Je mehr die Zentralisierung fortschreitet, um so weiter wirken sich einzelne Störungen aus. Das hat in besonders katastrophaler Weise kürzlich Breslau erfahren müssen.

Wenn man überlegt, daß man heute nur 12 Drähte zu zerschneiden braucht, daß nur drei oder vier eiserne Maste umzustürzen brauchen, um der Stadt Berlin rund die Hälfte der von ihr benötigten elektrischen Kraft zu entziehen, der muß sich sagen, daß die Technik uns mit ihrer Zentralisierung in eine Abhängigkeit hineinmanöveriert, die wirtschaftlich und auch politisch sehr ernste Bedenken hat.

Wir müssen zu einer Kompromißlösung kommen. Wir dürfen einerseits nicht ruhig mit zusehen, daß letzten Endes das Leben von Millionen davon abhängt, ob ein einzelner Mensch einen bestimmten Griff am Schalter tut, der schlimmste Tyrann der Weltgeschichte wäre ja ein Waisenknabe gegen ihn. Das, was jeder Ingenieur noch vor wenigen Jahren als selbstverständlich ansah: der Begriff der Reserve muß in unser aller Interesse wieder schärfer herausgearbeitet werden, anknüpfend an den Begriff Sicherheit. *Safety first*: Sicherheit vor allem, heißt ein amerikanisches Schlagwort. Wir können es aufgreifen, ihm aber eine umfassendere Bedeutung geben. Wir müssen entschieden der Meinung entgegentreten, daß das Geld, das in vernünftig bemessene Reserve gesteckt wird, festgefahrenes Kapital sei; wir müssen uns daran gewöhnen, die Ausgaben für Reserve in Anschaffung und Zinsen als einen unerläßlichen Bestandteil der gesamten Ausgaben zu betrachten, nicht aber als eine Art Luxus zur Beruhigung ängstlicher Gemüter. Das *Aus-der-Hand-in-den-Mund-Leben*, dem das moderne Leben, gestützt auf technische Verbesserungen und Neuerungen, immer mehr zustrebt, muß in seiner Gefahr erkannt werden. Es geht nicht an, daß uns sogenannte moderne Architekten Häuser bauen ohne größere Dorratsräume. Das ist nicht modern, sondern das ist einfältig; und die Bevölkerung, die sich das gefallen läßt, muß sich das gleiche Urteil bieten lassen. Zentralheizung, gewiß. Ein großer Vorteil, eine große Wohltat. Aber auf jeden Fall in mindestens einem Zimmer einen Ofen, Kohle oder Gas als Reserve. Wasserleitung selbstverständlich, aber trotzdem sollten auch in den Städten an möglichst vielen Stellen nach wie vor Brunnen in die Tiefe getrieben werden. Nicht: entweder elektrischer Strom oder Gas: beides ist in die Wohnungen einzuführen. Ferngasversorgung, Fernstromversorgung? Ja. Aber stets im Weichbild der Stadt, bei großen Städten in allen Bezirken nach wie vor kleinere Zentralen als Reserve, die durch kombinierten Betrieb (Wärme-*Kraftwerke*) auch gut rentabel gehalten werden können.

Wir sind noch himmelweit davon entfernt, die Naturkraft souverän zu beherrschen, darum geziemt es uns und geziemt es der Technik, Vorsorge gegen Überraschungen zu treffen. Das Unterlassen solcher Vorsorge macht schuldig.

(Aus der Technischen Beilage der Dresdner Neuesten Nachrichten.)



## Die deutsche Jagdausstellung 1929

Von Forstmeister Vogel, Dresden-Weißer Hirsch

„Ohne Naturkenntnis kein Naturverständnis;  
Ohne Naturverständnis keine Naturliebe;  
Ohne Naturliebe kein Naturschutz;  
Ohne Naturschutz keine Jagd!“

Diese Worte las ich in einer der Kojen der in der Zeit vom 26. Januar bis 10. Februar 1929 in Berlin veranstalteten Deutschen Jagdausstellung 1929, und sie schienen mir — die Überzeugung davon drängte sich bei der Besichtigung der Ausstellung immer von neuem auf — den Wahlspruch darzustellen, unter dem die Veranstalter der Ausstellung gehandelt hatten. Die in diesen Worten liegenden Gedanken haben denn auch eine Jagdschau schaffen helfen, wie sie so vielseitig, lehrreich und großartig seit dem Weltkriege sicher noch nicht geboten worden ist. Möchten sich drum die Worte jedem einprägen, der Jäger ist oder sich Jäger heißt! Sie legen ihm die gewiß nicht leichte, dafür aber den schönsten Dank schon in sich bergende Pflicht auf, erst die Natur und ihre Geschöpfe kennen und lieben zu lernen, bevor er die Büchse ins grüne Revier trägt. Und es muß anerkannt werden und ist auch durch die Jagdausstellung 1929 unter Beweis gestellt worden, daß sich die deutsche Jägerschaft solcher Pflicht bewußt ist. Für die aber, die es damit nicht weiter ernst nehmen, darf ich noch einen Satz wiederholen, der auf der Deutschen Jagdausstellung ebenfalls von einer Tafel den Besuchern entgegensah, nämlich: Wenn mancher Landwirt seine Viehzucht so handhaben würde, wie seine „Reh- und Hirschzucht“, wäre er längst bankrott.

Und nun zur Jagdausstellung selbst. Wer die weite Ausstellungshalle betrat, dessen Blicke wurden wohl zuerst von einem auf hohem Sockel in Naturgröße ragenden, in Bronze ausgeführten Elche gefangen genommen. Das Kunstwerk stammte von Professor Vordermayer und gewährte dem Beschauer ein eindrucksvolles Bild von der reckenhaften Stärke und uringen Kraft dieses edelsten Wildes Deutschlands. Als Denkmal steht dasselbe Kunstwerk in Tilsit auf ostpreußischem Boden, den gewaltigen Kopf mit den breiten Schaufeln und den trotzigen Lichtern auf ehemals deutsches, uns schmählich entrissenes Land gerichtet. Und ein Denkmal, ein jagdliches Naturdenkmal von größter Ehrwürdigkeit ist der ostpreußische Elchwildbestand selbst. Ostpreußen ist sich bewußt, welch hohes Gut es als einziges der deutschen Länder in seinem Elchwildbestande bewahrt. Das zeigten die ausgestellten Elchgeweihe und Abwurfschaufeln, die erkennen ließen, daß sich der ostpreußische Elch mit den Elchen anderer europäischer Länder ohne weiteres messen kann. Wie weidgerecht die ostpreußische Jägerschaft ihren Elchbestand hegt, war zudem aus den umfanglichen statistischen Angaben herauszulesen, die hierüber in der Ausstellung auslagen.

Auch was das Rotwild anlangt, schien mir Ostpreußen auf der Ausstellung an der Spitze zu marschieren. Das haben die Leiter der Ausstellung vielleicht gleichfalls gemeint, als sie die ostpreußischen Rothirschgeweihe ge-



wissermaßen in den Mittelpunkt der Trophäenschau nahmen. Wenn man die Freitreppe zu der breiten Galerie, auf der sich die Beutestücke des Jahres 1928 übersichtlich nach Ländern und Provinzen geordnet den staunenden Blicken darboten, hinangegangen war, sah man sich den ostpreußischen Geweihen gegenüber, und fast unwillkürlich lenkte man die Schritte zunächst zu ihnen hin. Unter ihnen befanden sich denn auch die beiden besten der insgesamt 103 ausgestellten deutschen Rothirschgeweihe: ein ungerader Dierzehrender des Freiherrn von Paleske und ein Achtzehrender des Herrn von Negenborn. Das erstere Geweih zeichnete sich besonders durch die Höhe seiner starken Stangen und durch seine langen Enden aus, während das letztere zwar etwas niedriger war, jedoch als Urbild strotzender, gedrungener Kraft allseitige Bewunderung hervorrief. Der Dierzehrender des Freiherrn von Paleske war als bester Hirsch der Ausstellung angesprochen worden, wohl aber versehentlich, denn er stammte aus dem Jahre 1927 und gehörte somit nicht dem Jahrgange 1928 an, dem die Ausstellung galt. Mir persönlich hätte auch der wuchtige, aber dennoch in edelster Form geschwungene Achtzehrender des Herrn von Negenborn — das Geweih wog 8 Kilogramm — besser gefallen. Leider waren für die ausgestellten Trophäen nicht einmal in dem Verzeichnisse der Aussteller die Höhen der Stangen und die Weiten der Auslagen angegeben. Man verlor dadurch zumal bei der Fülle der geschauten Prachtstücke leicht den festen Maßstab, den man zu Vergleichszwecken so gern mit heimgenommen haben würde.

Recht wünschenswert wäre es gewesen, mit den ostpreußischen Rothirschgeweihen *Schlesische* in Konkurrenz zu sehen, denn der deutschen Jägerwelt ist es ja bekannt, daß in den walddreichen Wildbahnen Schlesiens mit die kapitalsten Hirsche stehen. Doch war Schlesien nur mit drei Geweihen vertreten; Prachtstücke zwar, die für ihr Heimatland alle Ehre einlegten und von denen ein von Dr. Berve gestreckter Dierzehrender mit 7 Kilogramm Geweihgewicht auch einen ersten Preis davontrug, aber gegenüber den ostpreußischen und ebenso gegenüber den pommerischen Geweihen mußten sie gleichwohl zurückstehen. *Pommern* hatte 20 Rothirschgeweihe zur Ausstellung geschickt, fast alles kapitale, die im Durchschnitte den ostpreußischen Trophäen nichts nachließen und von denen einer, ein hoher, steil gestellter ungerader Achtzehrender des Herrn von Zikewitz als drittbesten Hirsch der Ausstellung bezeichnet war. Dabei stammten vom Herrn von Zikewitz auf Beßwitz allein 9 von den 20 pommerischen Geweihen! Gewiß ein beneidenswerter Jäger, für dessen Weidgerechtigkeit die von ihm zur Schau gebrachte Jahresstrecke das allerbeste Zeugnis ablegte.

Die meisten Rothirschgeweihe, 33 an der Zahl, hatte die Provinz *Brandenburg* zur Ausstellung gesandt. Es waren außerordentlich wichtige Stücke darunter, so z. B. ein ungerader Sechzehrender des Freiherrn von Eckardstein mit einem Geweihgewicht von 12,5 Kilogramm und ein Dierzehrender des Freiherrn von Schele mit 11,5 Kilogramm Geweihgewicht. Ein ungerader Achtzehrender mit wundervoller Auslage, vom Staatsoberförster Schönwald erlegt, war in die Reihe der mit Silberschilden ausgezeichneten fünf



besten deutschen Rothirschgeweihe aufgenommen worden. Immerhin standen die brandenburgischen Hirsche den ostpreußischen und pommerischen vor allem in der Stärke der Stangen merklich nach, ersetzten dies indessen zum guten Theile durch die Schönheit ihrer Auslage.

Das Mittel zwischen den brandenburgischen Trophäen einerseits und den ostpreußischen und pommerischen andererseits mochten die mecklenburger Hirschgeweihe darstellen. Vom übrigen Deutschland war Bayern mit 9 Rothirschgeweihen noch am stärksten vertreten. Davon stammten 6 und zwar 3 Dierzehnder und 3 Sechzehnder mit ungewöhnlich hohen Stangen aus den Fürstlich Thurn und Taxis'schen Gatterrevieren. Unter den anderen 3 Geweihen tat sich besonders ein mit dem ersten Preise ausgezeichnetes, vom Freiherrn Heyl zu Hemsheim gestreckter ungerader Dierzehnder mit 7 Kilogramm Geweihgewicht und prächtiger, edler Auslage hervor. Rheinland, Westfalen und Hessen hatten sich an der Ausstellung mit je 3 Rothirschgeweihen beteiligt. Von diesen gefiel wohl am besten ein ungerader Achtzehnder mit 7 Kilogramm Geweihgewicht aus dem Freistaate Hessen, ebenfalls vom Freiherrn Heyl zu Hemsheim erlegt. Mit seinen langen, gleichmäßig gestellten und aufwärts geschwungenen Enden, deren weiße Spitzen förmlich ein Bukett bildeten, mußte das Geweih jedes Jägerherz höher schlagen machen. Den ihm zuerkannten ersten Preis verdiente es voll und ganz.

Mitteldeutschland, insbesondere Thüringen und Sachsen, hatten die Ausstellung nur mit wenigen Rothirschgeweihen beschenkt. Für Thüringen legten 2 kapitale Gatterhirsche, auffällig hohe Sechzehnder, ein sehr gutes Zeugnis ab. Ihr Erleger, Fürst Reuß, Heinrich XXVII., trug für das eine Geweih einen ersten Preis davon; das andere prägte sich mehr noch als durch seine Höhe dadurch dem Auge ein, daß die langen Enden der Kronen in ganz merkwürdiger Weise fächerförmig zusammengestellt waren. Der Freistaat Sachsen hatte nur ein einziges Hirschgeweih auf die Ausstellung gebracht, einen sehr braven ungeraden Zehnder des Revierförsters Burkhardt vom Tannenhäuser Reviere, mit einem Geweihgewicht von 5,5 Kilogramm. Das Geweih war mit einem zweiten Preise bedacht worden, indes wurde man zumal bei der Großartigkeit der Ausstellung das Gefühl nicht los, als ob zu diesem Preise der Umstand mit beigetragen habe, daß das Geweih eben nur das einzige aus Sachsen war. Sachsen hätte gerade aus dem Jahre 1928 mit besseren Beutestücken aufwarten und sich dann vielleicht eines ersten Preises erfreuen können. Ich denke dabei an einige der 1928 in der Dresdner Heide auf die Decke gelegten Zwölfender, die sich namentlich neben den westdeutschen Geweihen auf jeder Ausstellung hätten sehen lassen dürfen. Freilich, mit den ostpreußischen und pommerischen Geweihen wird Sachsen kaum jemals ernstlich wetteifern können. Das liegt aber an den so sehr verschiedenen Verhältnissen in den Wildbahnen und da vor allem an den Äsungsverhältnissen.

Über die ausgestellten Rothirschgeweihe des Auslandes wollte ich mich eigentlich nicht äußern, aber ein Riese aus den Karpathen zwingt die Feder



geradezu, seiner zu gedenken: ein Hirsch von zwanzig Enden und einer Auslage von 145 Zentimetern! Das von dem Rumänischen Ministerium für Landwirtschaft und Domänen dargebotene Geweih stellte in seiner Stärke und seiner edlen Form alles andere in den Schatten. Der Hirsch hatte aufgebrochen 305 Kilogramm gewogen, also etwa das Doppelte von dem, was im gegenwärtigen Deutschland die Recken unter den Hirschen wiegen. Fast fühlt man sich da gedrängt, die Bemerkung einzuflechten, daß in Sachsen solche Riesen im 17. Jahrhundert auch noch ihre Fährten zogen. Hiervon erzählt uns Forstmeister Weißwange in seinen trefflichen Ausführungen über den „Rothirsch in Sachsen im Spiegel der Geschichte“, Heft 7 und 8 der Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. Band XVII.

Nach dem über das Rotwild Gesagten wäre, wenn wir die Größe der Wildart für die Reihenfolge maßgebend sein lassen, nunmehr einiges über das Damwild zu berichten. Insgesamt waren, abgesehen von einer Lehrsammlung des Baurats Wild in Berlin, nur 13 Schaufler ausgestellt, wovon über die Hälfte auf die Provinz Brandenburg und hier namentlich auf die Kreise Templin und Teltow entfielen. Die übrigen Schaufler hatten sich in Holstein (Kreis Plön) und in Mecklenburg geäst. Der Freistaat Sachsen, der ja Damwild nur noch im Moritzburger Wildpark und in der Dresdner Heide besitzt, war nicht vertreten. Die ausgestellten Schaufler waren fast sämtlich als kapitale anzusprechen; sie unterschieden sich nur wenig voneinander. Drum konnten auch vier erste Preise auf sie verteilt werden. Außerordentliches Interesse beanspruchte die schon erwähnte, in einer Sonderkoje untergebrachte Lehrsammlung des Baurats Wild. Vor allem prägte sich darin eine Zusammenstellung von Naturstücken über die allmähliche Entwicklung des Damhirsches vom Spießer bis zum kapitalen Schaufler und den dann verhältnismäßig raschen Zurückgang bis zum Hirsch mit nur ganz verkümmerten Geweihstummeln dem Beschauer ein. Im 12. Lebensjahre gipfelte die Geweihstärke, um sich nach etwa der halben Zeitspanne erschöpft zu haben. Es mag das örtlichen Abweichungen unterworfen sein, bleibt aber dennoch ein wertvoller Fingerzeig für die Hege des Damwildes.

Und nun zum R e h w i l d e. An einer so reichhaltigen und von Prachtstücken strotzenden Schau hat sich vorher wohl noch nie ein Jägerauge weiden können. An die 900 Gehörne aus allen Gauen Deutschlands hatten sich insgesamt zusammengefunden und es den Preisrichtern gewiß ungemein schwer gemacht, ihres Amtes zu walten. Diese Zahl war erreicht worden, obwohl zu Zwecken der Altersbestimmung Voraussetzung war, daß für die zum Wettbewerb angemeldeten Gehörne die Unterkiefer mit eingeschickt werden mußten. Kapitalböcke bis zur Stangenhöhe von 31 Zentimetern und bis zum Gehörngewicht von 560 Gramm bannten den Blick immer und immer wieder und ließen einen schier den Maßstab für ein braves Normalgehörn verlieren. Um den ersten Platz mochten Schlesien und Pommern wetteifern, doch gaben Ostpreußen und Brandenburg kaum etwas nach. Brandenburg war besonders reichlich vertreten. Ich zählte mehr als 70 Gehörne, und auf sie allein entfielen



5 erste Preise, 6 zweite Preise und 13 dritte Preise. Wollte man nun sagen, daß den genannten preußischen Provinzen andere Provinzen und deutsche Länder, etwa Bayern und Baden nachgestanden hätten, so könnte man sich von einem gewissen Gefühle der Ungerechtigkeit nicht ganz lossprechen. Es war eben eine geradezu überwältigende Schau an Rehgehörnen. Den Silberschild für das beste deutsche Rehgehörn, einen kapitalen, ideal geperlten, hoch und edel gestellten Sechser, erhielt Forstmeister Schramm, Pommern. Als zweitbestes deutscher Rehbock wurde ein Sechserbock von Dr. Mayenfisch, Baden, ausgezeichnet, und man hätte sich sehr im Zweifel sein können, ob er dem Kapitalen des Forstmeisters Schramm wirklich etwas nachstünde.

Der Freistaat Sachsen war gleichfalls ganz vorzüglich vertreten und durfte für sich 2 erste Preise, 3 zweite Preise und 4 dritte Preise buchen. Namentlich aber gereichten Sachsen zwei überaus interessante Hegesammlungen des Jagdvereins Elster-Saale und des Jagdvereins Oschazer Niederland — letztere Sammlung zählte 296 Gehörne! — zur Ehre. Die Mitglieder dieser Vereine sind verpflichtet, alljährlich alle erbeuteten Rehgehörne mit dem zugehörigen Unterkiefer für die Zwecke einer Hegesammlung zur Verfügung zu stellen, und man möchte sehr wünschen, daß dieses Beispiel immer mehr Nachahmung fände. Solche Pflichtausstellungen lassen die gemachten Fehler recht deutlich erkennen und werden vor allem eine Warnung immer eindringlicher zur Geltung bringen, die Warnung nämlich, die darin liegt, daß nach den sich aus solchen Pflichtausstellungen ergebenden Erfahrungen die guten Blutlinien in der Regel viel zu früh vernichtet werden. Laßt drum das Wild genügend alt werden, wenn es euch gute Beutestücke bringen soll! In diesem Zusammenhange ist es beachtenswert, daß, wie ich aus dem Verzeichnisse der ausgestellten Beutestücke ermitteln konnte, die zum Wettbewerbe auf die Ausstellung entsandten, also ausgesucht starken Rehgehörne von Böcken mit einem durchschnittlichen Alter von reichlich 5 Jahren stammten und die mit ersten Preisen ausgezeichneten Rehgehörne von Böcken mit einem Durchschnittsalter von etwas über 6 Jahren getragen worden waren. Damit wird die schon von manchem erfahrenen Jäger erhobene Mahnung bekräftigt, die Böcke guter Blutlinien wenigstens 5 bis 6 Jahre alt werden zu lassen, ehe man ihnen die Kugel anträgt. In der Wirklichkeit werden aber nach den auf der Ausstellung ausgelegten Feststellungen des Instituts für Jagdkunde der Deutschen Jägerzeitung die meisten Rehböcke bereits im 3. Lebensjahre erlegt. Anschließend folgt das 4. Lebensjahr und dann leider schon das 2. Lebensjahr. Erst hierauf reiht sich das 5. Lebensjahr an, um jedoch gleich nach sich das 1. Lebensjahr zu finden. Gewiß ist es besonders beim Rehwilde schwer, sich draußen im Reviere über die guten Blutlinien auszukennen und danach einen entsprechenden Wahlabschuß durchzuführen. Mehrere Hegesammlungen auf der Ausstellung weisen aber den Weg hierzu, und da verdient als Musterbeispiel vornehmlich die 60 Rehgehörne aus dem Jahre 1928 aufweisende Hegesammlung der Forstbeamten der Herrschaft Sibyllenort (Schlesien) hervorgehoben zu werden. Ihr fiel deshalb auch der silberne Pokal des Allgemeinen Deutschen Jagdschützenvereins zu.



Das über das Rehwild Berichtete möchte ich nicht beschließen ohne Erwähnung einer vom Institut für Jagdkunde der Deutschen Jägerzeitung ausgestellten Seltenheit, wie eine solche wenigstens ich zum ersten Male sah: eine Sammlung von Rehbockstangen bis hinauf zum Sechzehnder. Bis zum Zwölfter waren es regelrechte Enden, darüber hinaus hätte man die Enden auch als eine ungewöhnlich ausgebildete Perlung erklären dürfen.

Was das G a m s w i l d anlangt, so war die Ausstellung aus deutschen Erlegungsgebieten — lediglich Bayern kommt in Betracht — mit nur 4 Gamskrickeln bedacht worden. Es ist schade, daß Bayern so zurückhaltend war, denn höchstwahrscheinlich hätte es weit reichlicher aufwarten können. Dafür hatte die Jägerwelt Österreichs nahezu die zehnfache Zahl von Gamskrickeln aufgebracht, die Hälfte davon aus Tirol. 3 erste Preise, 2 zweite Preise und 4 dritte Preise lohnten diese rege Beteiligung, die zweifelsohne aus dem Gefühle der deutsch-österreichischen Zusammengehörigkeit entsprungen und deswegen besonders dankenswert war.

An S c h w a r z w i l d zeigte die Ausstellung nur eine mäßige Zahl von Keilergewehren. Am stärksten war noch unter den insgesamt 14 Stücken die Provinz Brandenburg vertreten, doch fehlten auch Pommern, Mecklenburg und das Rheinland nicht. Fast durchgängig waren es recht gute Stücke.

Mit einigen Worten sei noch des M u s f e l w i l d e s aus dem Grunde gedacht, weil man ihm die gute Eigenschaft beilegen darf, daß es forstlich keinerlei Schaden anrichtet, und weil es deshalb sowie wegen seiner großen Genügsamkeit verdient, daß man weitere Versuche zu seiner Einführung unternimmt. Leider zeigte die Ausstellung nur wenige Stücke. Aus deutschen Erlegungsgebieten und zwar aus Schlesien und dem Harze stammten 2, aus dem Auslande (Tschechoslowakei, Ungarn und Rumänien) weitere 4 Stücke. Für ihre Güte sprach der Umstand, daß die Hälfte davon prämiert worden war.

Es würde zu weit führen, nun noch all der bisher nicht erwähnten, aber nichtsdestoweniger ungemein wertvollen Sammlungen und Sonderausstellungen zu gedenken, mit denen die Jagdschau 1929 in fast überreichem Maße ausgestattet war. Sie lohnten den Besuch der Schau mindestens ebenso sehr wie die zum Wettbewerbe ausgestellten Beutestücke und hätten allen Anspruch darauf, daß man sie in einer, ja sogar in mehreren Abhandlungen würdigte. In ihnen hatte die Jagdwissenschaft — diese Bezeichnung möchte man schon wählen — ihre Pforten aufgetan und gestattete überaus belehrende Einblicke in ihr umfassendes Gebiet. Die gleiche Beachtung forderte die Jagdstatistik. Bei der Fülle des von ihr gebotenen Materials muß ich mich darauf beschränken, nur einzelne allgemein wissenswerte Angaben zu wiederholen, so vor allem einige Zahlen über den Ertragswert der deutschen Jagd. Im Jahre 1925 betrug der Reinertrag aus der Jagdnutzung bei den Staatsjagden 2 069 305 RM, aus den Gemeindejagden 34 504 265 RM, aus den Eigenjagden 8 267 835 RM, aus den Jagdscheingebühren 7 955 391 RM und aus den Jagdsteuern 10 435 001 RM, in Summe mithin 63 231 797 RM. Bei Zugrundelegung eines Zinsfußes von 5% berechnet sich hieraus ein Ertragswert von 1 264 635 946 RM, also reichlich



1 $\frac{1}{4}$  Milliarden Reichsmark. Dabei stellte sich der Wildabschuß im selben Jahre auf 15 800 Stück Rotwild, 183 000 Stück Rehwild, 11 800 Stück Schwarzwild, 4000 Stück Damwild, 3 500 000 Hasen, 390 000 Kaninchen, 800 000 Feldhühner, 380 000 Enten, 190 000 Fasanen und 46 500 Schnepfen. An Jagdscheinen sind 1925 in Deutschland 307 241 Stück ausgegeben worden, davon 13 537 im Freistaate Sachsen. Von den Jagdscheinen entfielen auf je 1000 Personen in Schleswig-Holstein 10,5, in der Provinz Sachsen 9,3, in Thüringen 7,9, in Bayern 4,4 und im Freistaate Sachsen 2,7 Stück. Der Freistaat Sachsen steht hierbei, abgesehen von den Gebieten Berlins, Hamburgs und Bremens, an letzter Stelle. Setzt man jedoch — und das ist für die Beurteilung der Verhältnisse aufschlußreicher — die Zahl der ausgegebenen Jagdscheine nicht zur Bewohnerzahl, sondern zur Fläche (je Quadratkilometer) ins Verhältnis, so ergeben sich auf Grund der eben bezifferten Mengen der ausgestellten Jagdscheine für das Deutsche Reich je Quadratkilometer 0,65 Jagdscheine und für den Freistaat Sachsen je Quadratkilometer 0,91 Jagdscheine. Daraus geht hervor, daß Sachsen ein Land mit recht regem Jagdbetriebe ist. Das deutet auch der Umstand an, daß in Sachsen 1925 der Jagdpachtpreis für 1 Hektar durchschnittlich 1,60 RM betrug, während er sich in Bayern auf 0,93 RM und im jagdlichen Dorado Ostpreußen auf nur 0,40 RM belief. Der höchste 1925er Durchschnittspreis für 1 Hektar war für die Rheinprovinz mit 2.00 RM verzeichnet.

Von der Deutschen Jagdausstellung möchte ich mit meinen Zeilen nicht Abschied nehmen, ohne noch mit einigen Worten die Fütterung des Wildes gestreift zu haben. Über die Anlage und insbesondere über die zweckmäßige Einrichtung von Wildfütterungen habe ich auf der Ausstellung leider nichts gefunden, dafür aber eine recht beachtenswerte Zusammenstellung der wichtigsten Wildfutterpflanzen, und ich möchte nicht verfehlen, diese wenigstens dem Namen nach zu wiederholen, auch auf die Gefahr hin, daß damit manchem Jäger nichts Neues gesagt wird. Nach der Zusammenstellung gewähren von den deutschen Waldgräsern vor allem das Schwingelgras (*Festuca silvatica*), die Waldzwenke (*Brachypodium silvaticum*), die Schmiele (*Aira flexuosa*), und auf lichten, besseren Bodenstellen das Zittergras (*Briza media*) eine günstige Äsung, von den Wiesengräsern der Wiesenfuchsschwanz (*Alopecurus pratensis*), das Straußgras (*Agrostis alba*) und die Trespel (*Bromus racemosus*). Wer also Wildwiesen anlegen will, mag sich der genannten Gräser erinnern. Und Wildwiesen möchten vielleicht mehr noch als bisher vornehmlich dort angelegt werden, wo die natürlichen Äsungsverhältnisse mager und einseitig sind. Ich ziele damit hauptsächlich auf die ausgedehnten Nadelholzwaldungen, die bei ihrer aus wirtschaftlicher Notwendigkeit entspringenden intensiven Ausnutzung zur Holzzucht meist keine hinreichende Äsung bieten, wenn sie zumal von den angrenzenden Fluren zur Abwendung von Klagen über Wildschäden durch Gatter abgetrennt sind. Es genügt da nicht, diejenigen Stellen, auf denen die Holzzucht versagt, dem Graswuchs zu überlassen, denn solcher Graswuchs taugt als Äsung so gut wie nichts und birgt sogar, falls es sich um vernastete Lagen



handelt, für das Wild die Gefahr der Ansteckung durch den Leberegel (*Distomum hepaticum*) in sich. Für Wildwiesen sollte man besonders gute Standorte aussuchen und ihnen Wildäcker, mit blauer Lupine (*Lupinus polyphyllus*), Topinambur (*Helianthus tuberosus*), Serradella (*Ornithopus sativus*), Wiesenklees (*Trifolium pratense*) oder Sachalinknöterich (*Polygonum sachalinense*) bestellt, nach Möglichkeit beigefellen. Die Kosten werden sich durch die Verminderung der Wildschäden und durch die zunehmende Stärke des Wildes lohnen, wozu noch kommt, daß die inmitten des Waldes gelegenen Wiesen auch das Landschaftsbild reizvoll gestalten.

Soll man nun noch der deutschen Industrie gedenken, die von ihren Erzeugnissen all und jedes, das zur Jagd nur irgend in Beziehung steht, in muster-gültiger Weise ausgestellt hatte? Das würde wiederum einen Aufsatz für sich bedeuten, und dessen muß ich mich enthalten, obwohl es die Industrie sicher verdient hätte. Sie kann aber des Dankes der Ausstellungsbesucher gewiß sein und wird von diesem Danke in Gestalt von guten Aufträgen wahrscheinlich auch schon geerntet haben. Überhaupt beherrschte den Besucher beim Verlassen der Ausstellung ein uneingeschränktes Gefühl aufrichtigsten Dankes gegenüber all denen, die zum Gelingen der so überaus prächtigen Schau beigetragen hatten. Die Ausstellung hat uns die Gewißheit gegeben, daß es mit der deutschen Jagd, die durch den Weltkrieg und seine Folgen einen argen Niedergang erlitten hatte, wieder aufwärts geht und daß das deutsche Weidwerk hierbei sein Bestes leistet. Zwar muß sich die Jagd die Schranken gefallen lassen, die ihr die Not der Zeit und die wirtschaftlichen Belange ziehen; man darf aber bei der hierüber aufzumachenden Rechnung nicht den ideellen Wert der Jagd ausschalten, den Wert, der die Jagd zu einem wichtigen Gebiete des Naturschutzes macht und den Dr. Diener von Schönberg, Pfaffroda, im letzten Hefte der Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz in die schönen Worte gekleidet hat: „Man wandere nur einmal mit den sonntäglichen Scharen hinaus oder lausche am Abend den Erzählungen ihrer Wandererlebnisse, und man wird immer wieder hören, daß es einen Höhepunkt bedeutet, wenn einer in freudiger Erregung berichten kann: Wir haben sogar Wild gesehen!“

## Dom Bauzner Eierschieben

Don K a r l L u c a s, Meißen.

Aufnahme des Heimatschutzes

„Appellafina, Eiar! Appellafina, Eiar!“ So schallt es aus mehr als hundert Kehlen am Ostermorgen von den Abhängen des Proitschenberges der Schar der Besucher des Eierschiebens entgegen. Dieser Gesang, der mehr wie Geschrei anmutet, bewegt sich immer im Quartenabstand. Appellafina! „Appella“ hält den Grundton, dabei wird „A“ gerade so lange ausgehalten wie „ppella“; „fi“ schlägt in die Quarte und ist im Ton so lang wie „A“. „na“ geht wieder zum Grundton zurück und ist kürzer. Der andere Ruf „Eiar“ löst



das Appellafina ab. Beide Silben haben gleiche Länge. „Ei“ nimmt die Quarte, „ar“ den Grundton. Das Feuersignal liegt doch allen gut im Ohre, auch den Unmusikalischen!

Die Menge der Kinder harret da unten am Spreeufer, am Berghange von seinem Fuße an bis an die obersten Ränder. Mutter hat allerhand Behälter hergeben müssen zum Einheimfen: Neße, Körbchen, Körbe, Taschen, Säckchen, Säcke. Aus Baußen, aus Seidau, aus fast allen Dörfern der Umgegend bis zu einer Stunde Entfernung sind die Jungen und Mädcl hergekommen. Früher soll so etwas wie eine reinliche Scheidung bestanden haben. Die Baußner und die Seidauer teilten sich in die Tageszeit. Die Auswärtigen hatten überhaupt nichts dabei zu suchen.

Die meisten haben sich vorgesehen und haben ihren Sonntagsstaat zu Hause im Kleiderschrank gelassen. Die gewöhnlichsten Sachen waren gerade gut genug für das Eierschieben. Manche aber sind wohl von zu Hause heimlich im Feiertagsgewand abgerückt. Gut gepußte Schuhe, saubere Strümpfe, ganze, noch nicht geflickte Sachen, neuwaschene Kragen, gut gemachte Haare, neue Schleifen: Dies alles verrät die Ausreißer und Durchbrenner. Ja noch mehr! Sie verraten, daß unter den Kindern nicht etwa nur arme sind, sondern auch solche von sogenannten besseren Eltern.

Unten an der Spree haben etliche die Sachen so weit wie möglich aufgestriffelt. Sogar Badehosen und Badeanzüge sind zu sehen. Dazu haben die Luft- und Flußbadgenossen noch lange Stangen mit. Einige ganz schlaue Burschen haben daran noch Neße oder Körbe befestigt. Es wird nicht lange dauern, dann wird das Spreewasser eine Ostertaufe geben.

Am Wege beim oberen Rande des Hanges steht Stand an Stand. Hier können Apfelsinen, Würstchen, eine Art Teigware, die sich stolz Kuchen nennt, Makronen, Äpfel, Pfeffernüsse und ähnliche Herrlichkeiten erstanden werden. Man hat sich reichlich vorgesehen. Kiste auf Kiste, Korb auf Korb, alles gefüllt mit den auserlesenen Genüssen, ist aufgebaut. Sogar Eier, natürlich gekochte, sind zu haben. Aber sie sind nur in geringer Zahl vorhanden. Nicht mit Waren für die Kinder, sondern mit solchen für die Erwachsenen haben sich andere Verkäufer eingestellt. Getränke, Speisen, Tabakwaren, Ansichtskarten in wenig guter Ausführung sind zu haben.

Daneben liegt der Ruheplatz der Toten. „Am Ruheplatz der Toten, da pflegt es still zu sein!“ Heute aber brandet das laute Leben an die Friedhofsmauern.

Selten erklingt der Ruf „Appellafina, Eiar!“ aus einem einzelnen Munde. Meist ruft, schreit, brüllt es der ganze Massenchor. Wer nicht hören will, muß hören! Diesem eindrucksvollen Bitten, das so etwas Gebieterisches hat, verschließt sich wohl kaum eins von den Erwachsenen, die in den späteren Vormittagsstunden zunächst in geringerer Zahl, dann aber in immer zahlreicher werdender Menge den Weg zum Proitschenberge nehmen. Dicht gedrängt stehen oben die Zuschauer, die aber bei diesem Feste als die Tonerzeugenden, Lebenerweckenden anzusprechen sind. Fast alle haben sich mit



Spenden eingedeckt. Tüten kommen zum Vorschein. Taschen werden geöffnet. Hände suchen darin und finden irgendetwas. Vorsichtig geht der Kopf in die Runde. Der Arm hebt sich zum Schwunge. Aus der Hand fliegt etwas durch die Luft, kugelt etwas den Hang hinunter. Die Kinder sind näher nach oben gekommen. Was da kugelt, kommt bald zur Ruhe. Zwei, drei, noch mehr Kinderhände langen darnach. Kniee legen sich vor, ja ganze Körper decken den Boden in wirrem Knäuel. Eins hat die Gabe erlangt. Das Gewirr löst sich auf. Die Jagd nach dem Glücke nimmt ihren Fortgang.

Einer da oben kann gut werfen. Hoch im Bogen fliegt die Apfelsine. Die Kinder, die oben stehen, ziehen enttäuschte Gesichter; die unten freuen sich, verfolgen den Flug und spannen, wo er sein Ende finden wird. Hände über Hände sind bereit, bei der Landung auf der Erde behilflich zu sein und das vielleicht wohlschmeckende Flugzeug in sicherer Tasche zu bergen. Aber ach! die Apfelsine fliegt zu weit. Sie endet ihren Flug im Wasser. Und es ist doch erst Ostern! Ach, was tut das! Hinein ins Wasser! Der Grund ist voller Steine. Man rutscht aus, fällt schließlich ganz in die kühle Flut. Naß wie eine gebadete Maus kommt man wieder hoch, pustet und schüttelt das Wasser ab und muß sehen, wie ein anderes glücklicher gewesen, der Fischzug schon erledigt ist. Aber die nassen Sachen? Herunter mit ihnen! Vorsorglich war die Garde. Mancher Junge legt seine Sachen zum Trocknen hin und denkt: das konnte ich erst schon tun. Die Badehosen hatte er nämlich schon zu Hause unter das Hemd gezogen.

Jetzt gehen Pfeffernüsse in Menge zu Tal. Hier springt eine, da eine, aber keine geht verloren. Ganz dicht neben dem Manne mit der großen Tüte steht ein Knirps. Schelmisch lächelnd, versucht er Wehmut in seine Stimme zu legen und bittet dringlich: „Mir eens, ich hab noch gar nischt!“ Aber die vollgestopften Hosens- und Jackentaschen strafen seine Worte Lügen. Er muß es hinnehmen, daß ihm die Antwort wird: „Ach, geh nur, du Bettelvogt; du bist bloß zu faul zum Rennen!“ Endlich gibt er sein Drängeln als aussichtslos auf und geht den Hang hinab, krampfhaft die Hände auf die Taschen haltend, damit denen nichts vom Inhalte enteile und seinen Besitzer noch mehr dem Gespött preisgebe.

Der Rasen glättet sich nach und nach. Rutschbahnen zeichnen sich auf ihm ab. Immer gibt es welche, denen die Füße unter dem Körper wegrutschen. Dadurch werden die Rutschen immer besser. Zuerst wurde nach den Sachen geguckt, an ihnen geklopft, geschüttelt, damit man wieder hübsch sauber sei. Aber dann! — Der Mensch gewöhnt sich mit der Zeit an alles — die Kinder beim Eierschieben sehr schnell an staubige, zerknitterte, ja sogar zerrissene Sachen. Es ist gar keine Zeit, sich um derlei Schönheitsfehler zu kümmern, wenn das Geschäft blüht. Jede Minute ist kostbar. Da muß man mit der Zeit geizen.

An manchen Stellen des Hanges wird das Grün des Hanges bedenklich grau. Wenn dort gelaufen wird, gehen kleine Staubwolken auf. Die grauen Stellen, die Staubwolken nehmen zu. Die Sachen der Kinder passen sich dem

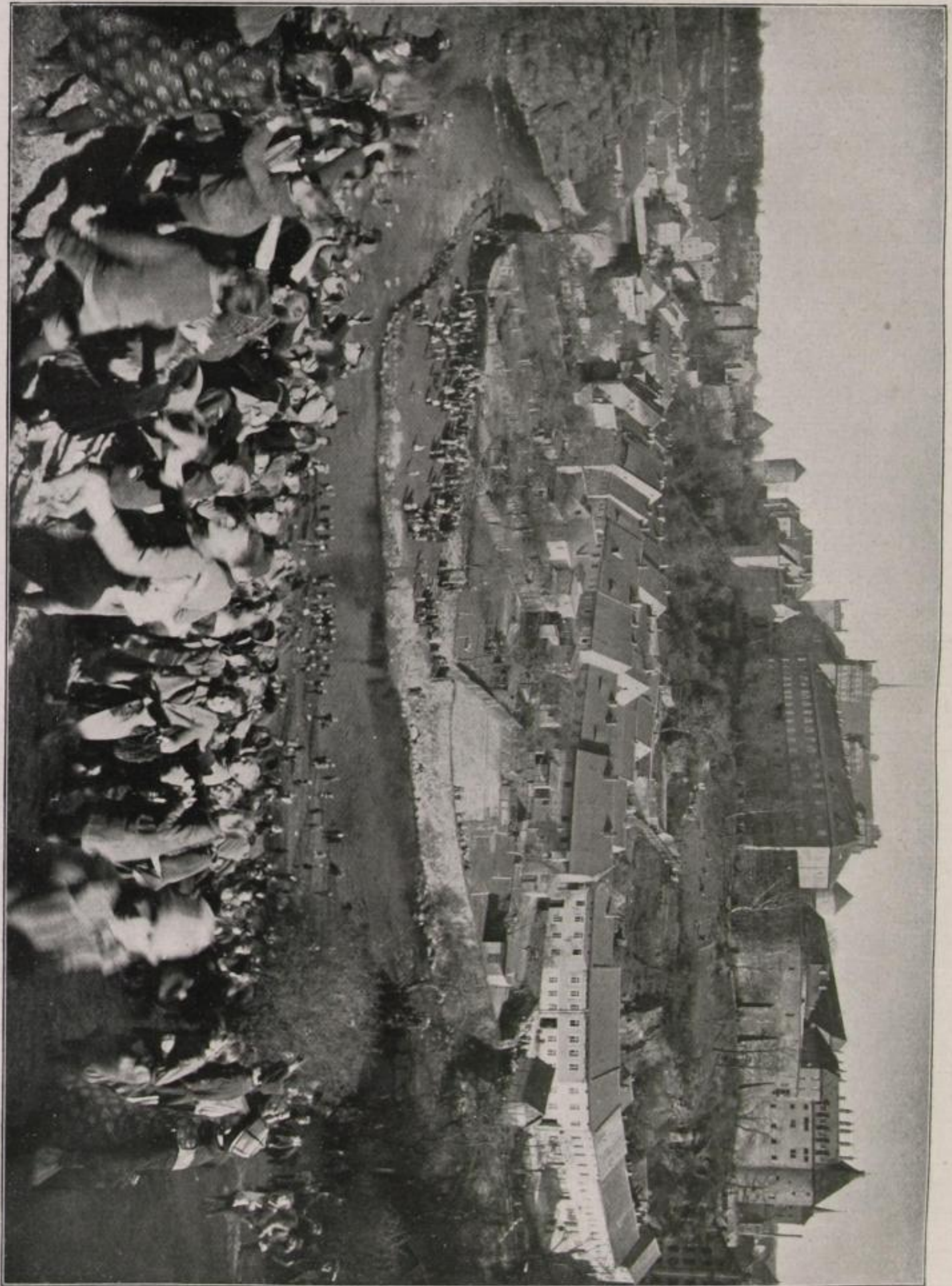


Farbton an. Die Jugend achtet es nicht. Schutzfärbung hat jemand das genannt, Anpassungsfähigkeit ein anderer. Ob Mutter sich auch der Sache anzupassen verstehen wird? Ob vor der Mutter, vor dem Vater zu Hause die Färbung vor weiteren tätlichen Angriffen schützen wird? Wer will das zweifelsfrei beantworten? Allemal klappt es eben doch nicht mit der Schutzfärbung. Aber solche Gedankengänge sind jetzt nicht am Platze. — „Wieviel hatte ich gleich Apfelsinen? Achte, neine, zehne; zwee Duzend müß'n vull warn!“ Plötzlich liegt der Kerl am Boden und schöpft neue Kraft von Mutter Erde. Er sielt sich. Glückliche errungen! „Else! O je! wenns weiter nischt is, bluß ä Appel, un der is ooch noch zerquetscht!“ Weg damit! Im Bogen fliegt der geschundene Apfel nach unten. Als er dort landet, geht um ihn eine neue Balgerei los. Der arme Kerl mag denken: „Wenn ihr nur wüßtet, wie sie mich dort oben schon geschunden haben! Ihr würdet mich gern in Ruhe lassen.“ Und richtig, der zweite Besitzer guckt ihn an, murmelt etwas, und zum dritten Male geht der Apfel in die Luft und findet endlich in der Spree seine Ruhe. Das Wasser entführt ihn der beutelüsteren Schar und bringt ihn bis zum nächsten Mühlgrabenrechen. Dort bleibt er mit allerhand Genist zusammen hängen und ist sprachlos. So was, so was! Wer hätte das gedacht?

Oben am Hange tritt ein sogenannter Kuchen seine Lustreise an. Er steht einem Kesseldeckel wenig an Größe nach. Zierlich dreht er sich um sich selbst, legt sich schräg und nimmt eine Kurve, glaubt, er bliebe immer hoch, und merkt nicht, daß es lustab mit ihm geht. Er ist der erste, der geflogen kommt. Seine Größe weckt in den Kinderherzen kühne Hoffnungen. Gespannt wird sein Flug verfolgt. Hände gehen in die Höhe. Manche Kinder versuchen nach ihm zu springen und rutschen aus. In einer buschigen Eiche verfängt er sich, rollt zur Erde und endet seinen Flug in einem Hagedorn. Was tut es, wenn es kraßt? Zwei, vier, acht und mehr Hände langen nach ihm. Ein ganzer Kerl stürzt sich auf ihn. Das hält der Kuchen nicht aus. Er hat seinen Meister gefunden, der ihm seine Form zerbrochen hat. Stückweis ziehen sie ihn unter dem schützenden Leibe hervor. Schnell wird ein Bissen gestopft, aber nur einer, dann ist die Lust gebüßt. Verächtlich wenden sich die erst so Beglückten von ihm ab. Einsam vertrauern die Krumen die Zeit. Niemand nimmt sich ihrer an. „Ach, wenn ich doch eine Apfelsine oder gar ein Ei gewesen wäre! Und der Staub dazu! Br! Fürchterlich! Tatsächlich hat der Staub so zugenommen, daß es einen wundern könnte, wenn man sich nur dazu Zeit nehmen könnte. Aber die spaßigen Zwischenfälle mehren sich. Niemand achtet auf den Staub. — Der Mittag kommt heran. Das lebhafteste Treiben flaut etwas ab.

Gegen den zeitigen Nachmittag nimmt das Leben wieder zu. Es ist aber, als ob der Glanz des Festes verloren gegangen sei. Über dem grünen Kleid des Hanges liegt ein staubgrauer Schleier. Das Kleid selbst hat große Löcher bekommen. Die nackte Erde schaut hervor. Die Kinderstimmen klingen heiser. Nur frisch hinzugekommene Buben und Mädels zeigen noch großen Eifer. Ein Fremder, der das Fest zum ersten Male schaut, ist trotzdem zu-





Das Baugner Eierfchieben



frieden und meint, nachdem er seine Apfelsinen glücklich an die Kinder gebracht und sich an dem geschäftigen Eifer ergötzt hat: „Na, das war der Spaß schon wert“.

Eine Mutter ist schier erstaunt darüber, wie behende ihr Mädel sich bewegen kann, wenn die Gaben fallen. Sie ruft laut aus: „Ne das Mädel, su fix is se de ganze Wuche ni!“ Darauf sieht sie sich ganz erschrocken um. Sie hat ihre eigene Stimme gehört, und sie wollte es doch nur für sich sagen. Aber niemand hat darauf geachtet.

Einer, dem das Treiben von früher her bekannt ist, schreit den Kindern zu: „Ihr ruft ja gar nicht Eier!“ Schon kommt ihm die Antwort in einer Wucht, daß alle Angst um ihre Trommelfelle haben: „Eiar, Eiar, Eiar!“ Da er aber keine Eier schiebt, so erklingen hinterher allerhand Bemerkungen, die nicht gerade aus einem Lehrbuche des guten Tons entnommen sind, die aber verraten, daß die Jugend gut aufgepaßt hat, wenn die Alten sich im Wortschatz der Soldatensprache ergingen. Die Jugend, wer kennt die aus? Denkt mancher vielleicht an seine eigne Jugend zurück und stellt fest: Grade wie anno dazumal? Oder stehen nur solche hier oben, die in ihrer Jugend lauter Engel gewesen sind?

Der Staub nimmt weiter zu. Das Grün ist nahezu verschwunden. Leider treiben auch Rohlinge ihr Wesen. Sie füllen leere Tüten mit Staub, sogar mit Steinen, und werfen sie ins Tal. Das gibt wenig Anlaß, noch länger zu verweilen. Sogar ein Wehgeschrei ertönt. Ein Stein hat getroffen. Wenn auch das „Rote Kreuz“, das auch hier zur Stelle ist, zum Glück nicht zu helfen braucht, so widert solch ein Vorfall doch an.

Die Zuschauer verziehen sich, da die Unart sich breit macht. Das schönste Fest wird auf die Dauer langweilig und zeitigt solches Ende. Schade! Einen letzten Blick werfen wir auf das Treiben und gehen.

Lange schon ist es her, seitdem das Eierschieben in Brauch ist. Bis ins späte Mittelalter hinein geht die eine Darstellung über seinen Ursprung. Es soll damals den katholischen Gläubigen das Recht zugestanden worden sein, am Ostertag auch durch den evangelischen Teil des simultanen Petridomes eine Prozession zu führen. Die Evangelischen konnten darum ihren Gottesdienst nicht abhalten. Sie zogen deshalb aus der Stadt hinaus nach dem Proitschenberge und trieben dort heitere Spiele, wie sie ja auch anderwärts an diesem Tage bräuchlich waren.

Andere ähnliche Feste knüpfen an die Errettung aus schwerer Kriegsnot an, zum Beispiel das Kirschfest zu Naumburg, das Forstfest zu Kamenz. Nach einer zweiten Darstellung geht die Entstehung des Eierschiebens auf die Zeit des Dreißigjährigen Krieges zurück.

Andere wollen wissen, daß das Eierschieben weit früher schon geübt worden sei. Es solle aus dem Zeitalter der Ritter seine Entstehung herleiten können. Ich glaube, daß es noch älter sein wird. Denken wir einmal nach: Eierschieben — Ostertag. Das Ei spielte schon in frühester Zeit eine bedeutungsvolle Rolle. Ostern ist das glückhafte Fest im Glauben der Alten.



Wohl begrüßten sie den Tag, an dem sie die Ernte und das Vieh völlig eingewintert hatten, an dem sich die Sippen wieder zusammenfanden. Was sich nicht aufheben ließ, was zu sehr am Wintervorrat zehren half, das mußte weggeessen werden. Erntefest, Kirmeß heißt es später. Eine Festzeit war es, nicht nur eine Reihe von Festtagen. Sie führte hin zur Winter-sonnwendfeier, auch einer Festzeit. Jetzt mußte der letzte Eber daran glauben (Juleber). Er hatte so lange gehalten werden müssen, damit das kommende Jahr wieder zahlreiches Jungvolk im Schweinepferch sah. Auch diese Festzeit klang aus. Die Vorräte schwanden. Jetzt kam die Frage auf: Wie lange wird uns der Winter noch bannen? Man hatte es wirklich satt, auf dem Stroh und auf der Bärenhaut zu liegen. Der Leib meldete allerlei Beschwerden.

Endlich gackerten die Hühner und kündeten an, daß sie nach der Winterpause das Geschäft des Eierlegens wieder aufgenommen hatten. Da huppelte im Felde Meister Lampe und tanzte Minne. Das Grün sproßte auf. Hoffnung schwellte die Herzen. Es muß Lenz werden! Was Wunder, wenn gerade Ei und Hase zusammengebracht wurden! Reden wir doch heute noch vom Osterhasen mit den Ostereiern.

Wenn am Birkengezwieg sich ein lichtgrüner Hauch zeigte, wenn das Gold des Sonnenballes sich im Gelb der Kücken wiederholte, dann war er da, auf den sie alle warteten. Jetzt setzten auch die Frühlingsspiele der Menschen ein und offenbarten, daß auch bei ihnen der Lenzruf ein Echo gefunden hatte: hier in Baußen das Eierschieben, anderwärts das Eierpicken; hier in der Lausitz das Osterwasserholen und anderwärts das Schlagen mit der Lebensrute vom Birkenbaum.

Als Nahrung lockten frischgrüne Kräuterspißen, als Trank vielleicht der quellende Birkenensaft. Diese Zeit greift weitaus, je nachdem die Witterung der einzelnen Landschaften dem Lenz den Einzug früher oder später gestattet.

Für „Lenz“ wird auch vielfach gesetzt „Sommer“. „Der Sommer, der ist da!“ Der Tod wird ausgetrieben, der Maibaum gesetzt, das Maifest gefeiert. Feuerräder tanzen in wunderlichen Sprüngen ins Tal. Feuerbrände lohen auf den Höhen. Die Geister der Winterfinsternis müssen allerorten weichen, aus Stall, aus Ecke, aus Winkel. Der Besen greift durch. Mit Lärmen und Poltern scheuchte das Jungvolk, aber auch das Ältervolk sie aus. Wohlriechendes Räucherwerk durchzog die Räume. Ein großes Jauchzen stieg auf: Der Lenz ist da!

Hatten die Vorräte bis hierher gelangt, dann nur schnell verbraucht. Darum noch einmal gefeiert vor dem Auseinandergehen in den Sommer hinein. Ein Mahl reihte sich ans andre. Wozu noch sparen und darben, wenn neue Gaben erstehen? Waren die Vorräte aber zu zeitig zur Neige gegangen, hatte Schmalhans mit am Herde gefessen, dann war der Lenz um so willkommener. „All' Not hat nun ein Ende!“ Es geht aufwärts; es geht der Sonne entgegen!



Die Eier, die erste frische nahrhafte Gabe, die selbst junges Leben in sich bergen, sie werden zum Sinnbild des nicht mehr zu hemmenden Auferstehens.

Auf den Höhen strahlt die Sonne am ehesten, auch am längsten. Von hier aus dringt sie vor in die Niederung, die im Winterschatten liegt. Vom Berge oben rollen die Eier hinab ins Tal und tragen das Leben mit sich. Und drunten warten ihrer viele, die es fassen wollen, Lebenshungrige, Lebensdurstige!

Daß es gerade die Kinder sind, die das Leben herausfordern? Es ist immer das Vorrecht der Jugend gewesen, das Leben der Alten zu vervielfältigen, die Auferstehung der Alten zu verkörpern; deren Leben an ihrem Leben neu zu entzünden. Sie sind das Leben, die Hoffnung der Sippe.

Wenn die Sippe sich noch einmal beim Male, der alten Linde, Buche, Eiche oder am Hünenstein in der Heide zum Mahle zusammenfand vor der Sommerung, so war wohl auch mancher Alte da, den das Mahl am Sippenmal nimmer wieder sah. Was tat es? Der Stamm hatte neue Reiser aufgesetzt und trug sein Leben weiter.

Mögen die Frühlingsbräuche sich im Zeitenlaufe gewandelt haben, nur scheinbar bekamen sie neuen Inhalt. Es bleibt immer das uralte Lied, das aus ihnen klingt heute wie ehemals: Wir woll'n des Sommers warten!

So eine gewandelte Form ist auch das Eierschieben. Wer weiß, welche Wandlungen es schon hat erleben müssen, ehe es das Gewand anlegte, in dem es uns heute entgegentritt.

Tritt es uns denn noch als Eierschieben entgegen? Die Eier sind unter den Gaben fast an die letzte Stelle gerückt. Apfelsinen, die Kinder des Südens, haben sie verdrängt. Sie geben die Melodie, alles andre ist Begleitmusik. Ob allen denen, die da spenden, ob allen denen, die da sammeln, bewußt ist, was sie an uraltem Vätererbe mit sich hinaustragen, wenn sie zum Eierschieben gehen? Klingt nicht daraus der Glaube an die Lebenskraft des Lenzes, die neue Hoffnung in Gesunden und in Kranken weckt?

Die Sippenverbände sind verschwunden. Geschlechter kommen und gehen den Wellen und Wolken gleich, hierhin, dorthin. Der Glaube aber an die Lebenskraft des Lenzes ist unverwüßlich und beständig, ist allgemeines Gut aller Zeiten und Geschlechter.

Und die Jugend trägt auf ihre Weise den Festbrauch weiter. Gehen wir nach dem Ostertag durch die Straßen der Stadt. Die Kinder spielen mit ihren Bällen „Eierschieben“. Wieder und wieder umfängt uns bei diesem Gange der Ruf „Appellafina, Eier“. Oft bleibt beim Spiel das Wort „Eier“ schon weg.

So erleben wir in unseren Tagen den Vorgang, daß ein alter Brauch zwar seinen Namen behält, aber unmerklich fast sich in Einzelheiten nicht unwesentlicher Art ändert. Eierschieben heißt es noch, aber Apfelsinen rollen ins Tal. „Und aber nach 500 Jahren kam ich desselben Wegs gefahren.“ Denken wir uns einmal in jene Zeit voraus. Vielleicht feiert man das Fest noch. Vielleicht heißt es auch noch Eierschieben. Ob dann aber auch nur ein einziges Ei noch geschoben werden wird? Ob es die Apfelsinen noch sein werden? Ob



sich dann nicht noch mehr fragen werden, warum das Fest gerade Eierschieben heißt? Ob es vielleicht gar wieder ein richtiges Eierschieben geworden ist, das unter dem Namen Apfelsinenschieben geht? Jede Frage gebiert eine neue.

Mag denen, die nach uns kommen werden, beschieden sein, das Sehnen nach Lenzesfrische und Maienlust in der eignen Brust zu spüren, mögen ihre Ohren das geheimnisvolle Raunen des erwachenden Lebens zur Frühlingszeit vernehmen, mögen ihre Augen die verblichenen Runen, die aus den alten Bräuchen hervorlugen, erkennen! Dann wird es gut sein.

Jede Zeit baut und formt sich ihre Schöpfung. Auch der Mensch ist ein Kind seiner Zeit. Die Zeit wächst in die Unendlichkeit hinein. Das einzelne Menschengeschlecht wächst nur eine kurze Zeitspanne mit ihr. Sitte und Brauch aber gehen der Zeit nach. Mögen sie sich auch äußerlich wandeln, ihr Kern wird bleiben. Möge er über der wandelbaren Hülle nicht vergessen werden!

Doch wohin sind wir gekommen mit unseren Gedanken? Sind die Walpurgisgeister schon wach? Waren sie es, die uns Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschwimmen ließen, daß sie für uns zusammenflossen wie eins? Zeitlos, riesengroß steht das Frühlingssehnen da. Schauern vor seinem Alter, ist es uns, als hörten wir das Lechzen der Gegenwart nach ihm, als erblickten wir seine zeitlose Macht, herausragend aus dem Schoß der unendlichen Zukunftsferne. Und unsere Gedanken suchen einen Halt. Wie von selbst kommt uns da der Ruf entgegen aus unserer Erinnerung „Appellafina, Eiar“. Er wird uns zum Symbol. Unsere Ohren nehmen die Tonfolge auf, unsere Lippen summen: „Appellafina, Eiar! Appellafina, Eiar!“

Damit haben wir den Spruch gefunden, der uns dem Zauber entrückt und der Gegenwart zurückgibt. Noch einmal umfassen wir mit unseren Augen das Bild des vieltürmigen Budissin. Dann tragen uns unsere Füße stracks der Heimat vor den Bergen im Süden zu. Unsere Gedanken aber verweilen noch lange beim Eierschieben.

„Appellafina, Eiar! Appellafina, Eiar!“

(Bunte Bilder aus dem Sachsenland.)

## Meißen und seine neue Brücke

Don Paul Goldhardt

Unseren Lesern werden nachstehend Abbildungen der beim Wettbewerb zur Erlangung von Entwürfen für die geplante Erneuerung der Meißner Straßenbrücke mit Preisen oder Ankäufen ausgezeichneten Arbeiten vorgeführt. Der Spruch des Preisgerichtes, das sich unter Vorsitz des Herrn Finanzministers Weber aus hervorragenden Verwaltungsmännern, Ingenieuren und Architekten zusammensetzte, ergibt sich aus dem nachstehenden Auszug der Sitzungsniederschrift des Preisgerichtes vom 11. Januar 1929:

„Der Herr Vorsitzende stellt auf einstimmigen Beschluß des Preisgerichtes folgendes Ergebnis fest:

Den 1. Preis erhält Entwurf Nr. 13.



Das Preisgericht empfiehlt den Entwurf Nr. 13 zur Ausführung und ersucht, die linkselbische Hochuferstraße so tief als möglich zu halten, weil dies für das Stadtbild Meißens von wesentlicher Bedeutung sei.



Abb. 1. Entwurf Nr. 13

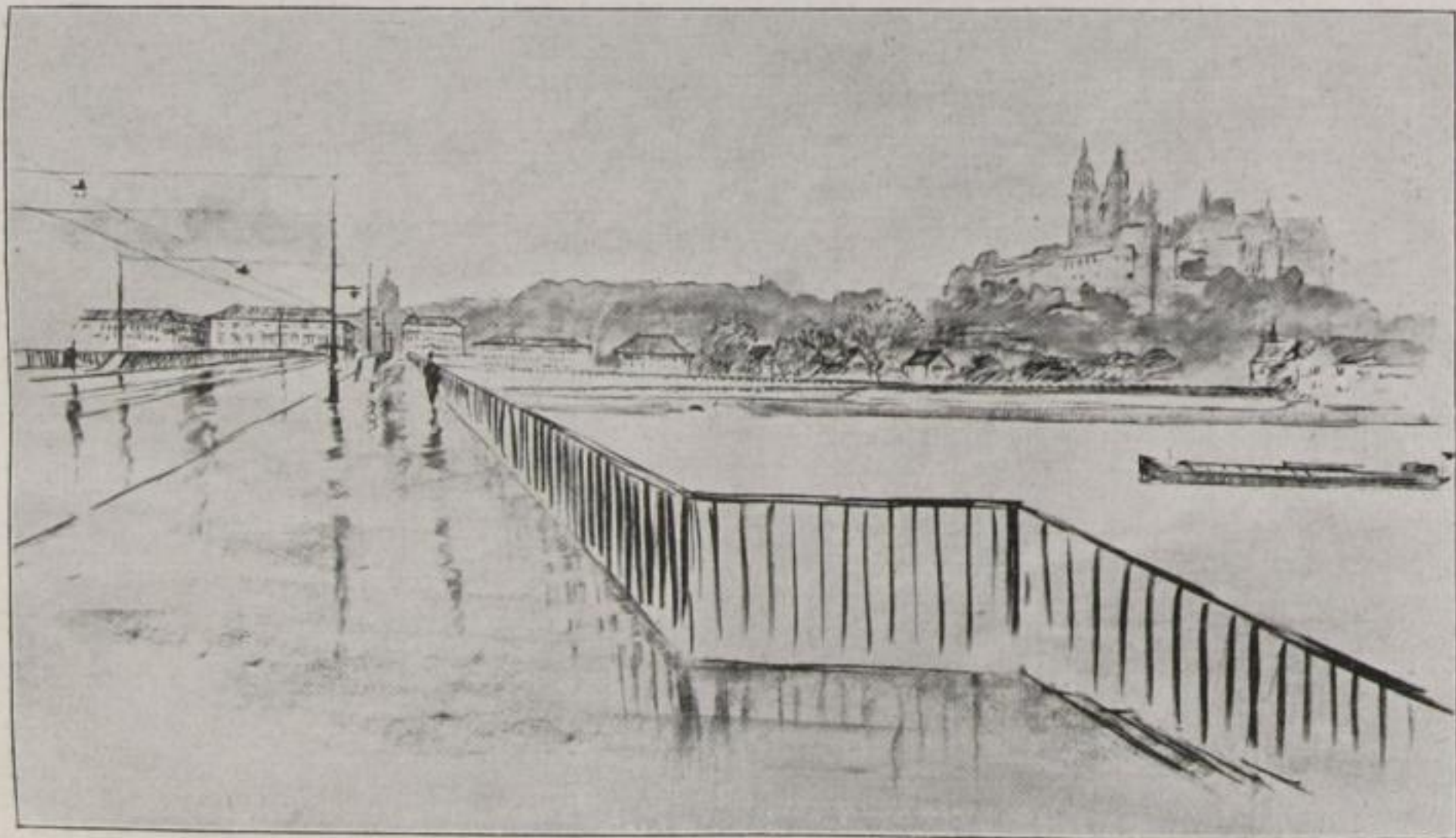


Abb. 2. Entwurf Nr. 13

Weiterhin stellt der Herr Vorsitzende fest, daß auf einstimmigen Beschluß der 2. Preis dem Entwurf Nr. 14, der 3. Preis dem Entwurf Nr. 9 erteilt wird. Zum Ankauf werden empfohlen: die Entwürfe Nr. 8, 11 und 10.

Die mit Preisen ausgezeichneten Entwürfe wurden durch die Herren Ministerialräte Dr. Kramer, Dr. Sorger und Dr. Speck wie folgt begutachtet:



### Entwurf Nr. 13.

Der Entwurf Nr. 13Ib ist in wasserbau- und verkehrstechnischer Beziehung einwandfrei. In städtebaulicher Beziehung ist zu loben die Erhaltung des Baublocks E und der Anschluß auf dem rechten Ufer. Hinsichtlich der linkselbischen Durchgangsstraße ist der Lösung 13Ia der Vorzug zu geben, weil die hohe Rampenmauer der Straße Meißen—Leipzig durch die vorgelagerte Rampe der Straße Dresden—Meißen in ihrer Höhe zum Teil verdeckt wird. Zu erwägen wäre, die Straße Meißen—Leipzig etwas landeinwärts zu verdrücken, damit das Gelände zwischen beiden Straßen baulich besser ausgenutzt werden kann.

Die Brücke fügt sich infolge ihrer einfachen Linienführung vorzüglich in das Stadtbild ein.

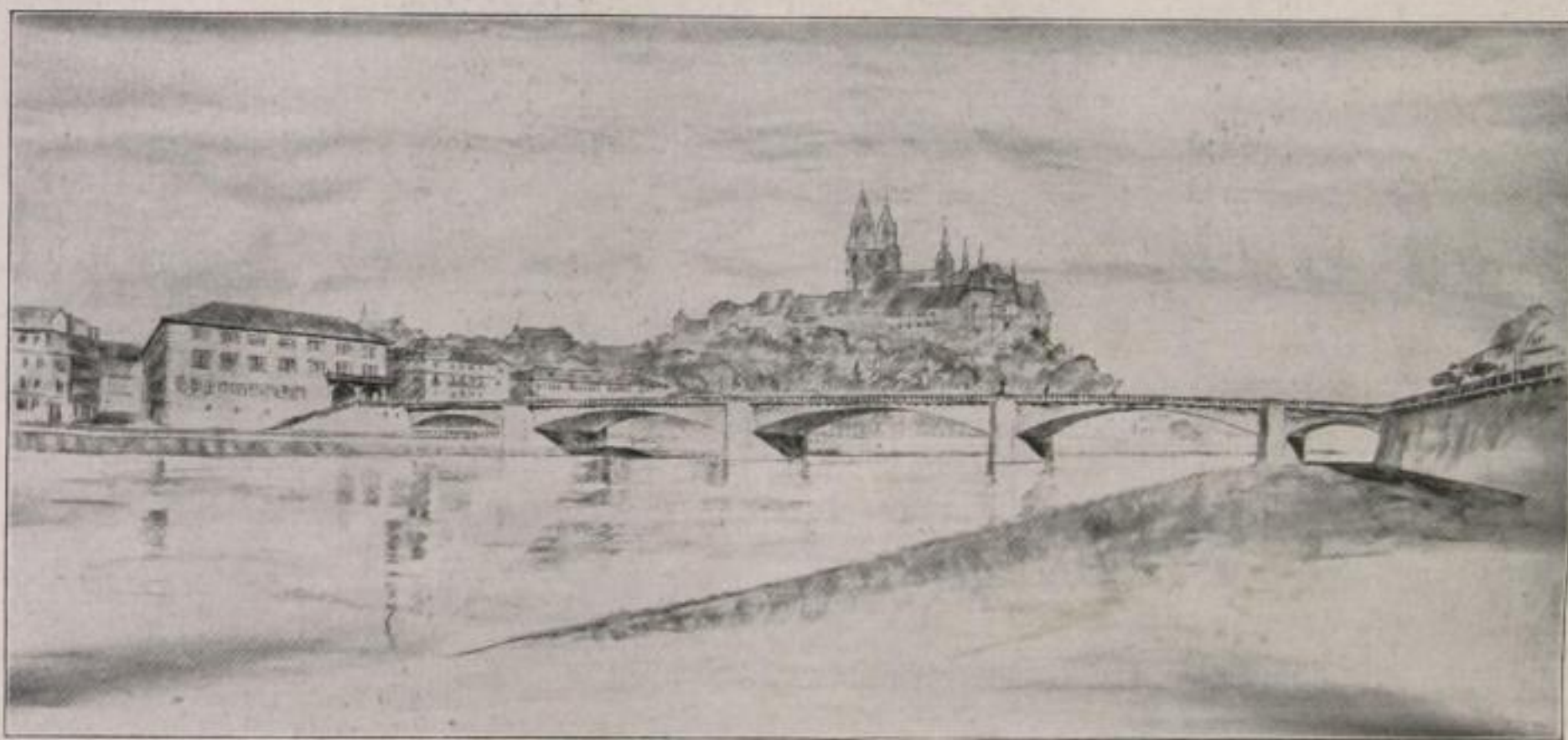


Abb. 3. Entwurf Nr. 14

### Entwurf Nr. 14.

Hinsichtlich der Gestaltung der Uferbebauung gilt das zum Entwurf 13 Gesagte.

Die Brücke ist unter den gegebenen Verhältnissen eine sehr günstige Lösung für eine Ausführung in Massivbau.

### Entwurf Nr. 9.

Lösung 9I ist hinsichtlich der linksufrigen Straßenführung nur durchführbar, wenn eine erhebliche Senkung der Straßenhöhe möglich ist; der große Verkehrsplatz auf dem linkselbischen Brückenkopf und die Einführung der Scheilaer Straße in den rechtselbischen Brückenkopf befriedigen nicht voll.

Die Lösung 9II bringt eine günstigere Lösung auf dem linken Ufer.

Das Bild der eisernen Brücke fügt sich gut in das Stadtbild, wobei allerdings die in den Schaubildern gezeichneten Pfeiler als zu massig erscheinen.

### Entwurf Nr. 8, 11 und 10a.

Die Entwürfe 8, 11 und 10a werden zum Ankauf empfohlen, weil sie in konstruktiver, architektonischer oder städtebaulicher Beziehung wertvolle Anregungen bieten.



Nach Verlesung der gutachtlichen Äußerung wurden die verschlossenen Briefumschläge von dem Herrn Vorsitzenden eröffnet und ergaben folgendes:

**Entwurf Nr. 13, erster Preis:**

Maschinenfabrik Augsburg—Nürnberg A.-G.,  
Grün & Bilfinger A.-G., Dresden.

Mitarbeiter: Baudirektor Abel, Köln, und  
Prof. Dr. Beyer, Dresden.

**Entwurf Nr. 14, zweiter Preis:**

Grün & Bilfinger A.-G., Dresden und  
Baudirektor Abel, Köln.

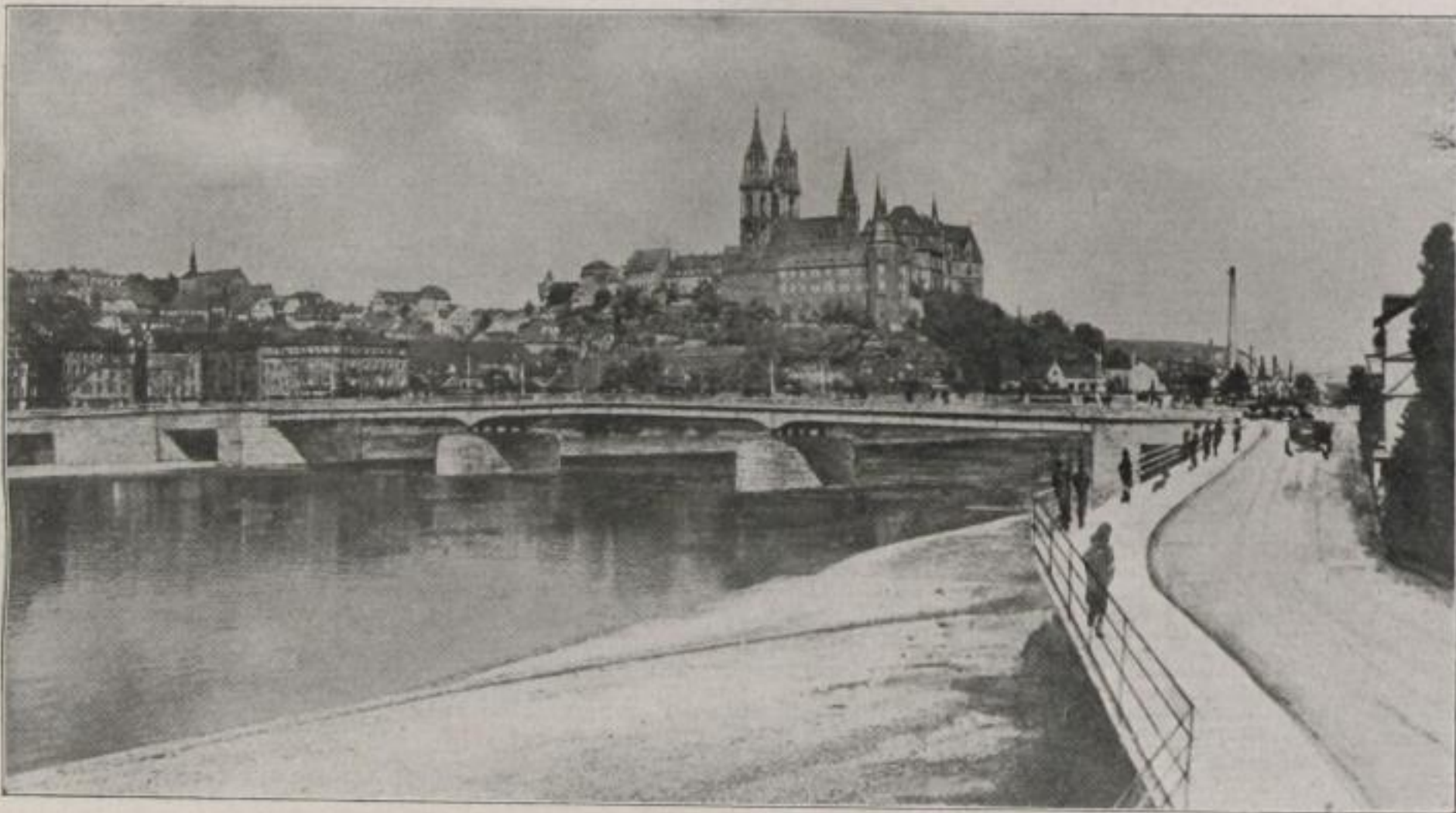


Abb. 4. Entwurf Nr. 9

**Entwurf Nr. 9, dritter Preis:**

Mitteldeutsche Stahlwerke A.-G., Lauch-  
hammer.  
Mitarbeiter: Prof. Dr. Wilhelm Kreis, Dresden.

Mitarbeiter: Dyckerhoff & Widmann A.-G.,  
Prof. Dr.-Ing. Gehler, Dresden, und  
Geh. Hofrat Prof. Dr.-Ing. Genzmer,  
Dresden.

Die Verfasser der angekauften Entwürfe sind:

**Entwurf Nr. 8:**

Kell & Löser, Dresden.  
Mitarbeiter: Prof. Dr.-Ing. Kreis, Dresden.

**Entwurf Nr. 11:**

Gutehoffnungshütte „Oberhausen“ in Oberhausen und  
Philipp Holzmann A.-G., Frankfurt.

**Entwurf Nr. 10:**

Philipp Holzmann A.-G., Dresden.  
Mitarbeiter: Geh. Rat Prof. Dr.-Ing. Dülfer, Dresden.



Daß die Wahl des Ausführungs-Entwurfes eine Entscheidung von allergrößter Bedeutung ist, dürfte jedermann, der das Meißner Stadtbild kennt, klar sein. Der Sinn dieser Veröffentlichung ist keineswegs, gegenüber der Preisgerichtsentscheidung, der vorbehaltlos zugestimmt wird, gegenteilige Meinungen zu äußern, sondern unsere Bemühungen liegen nur darin, unseren

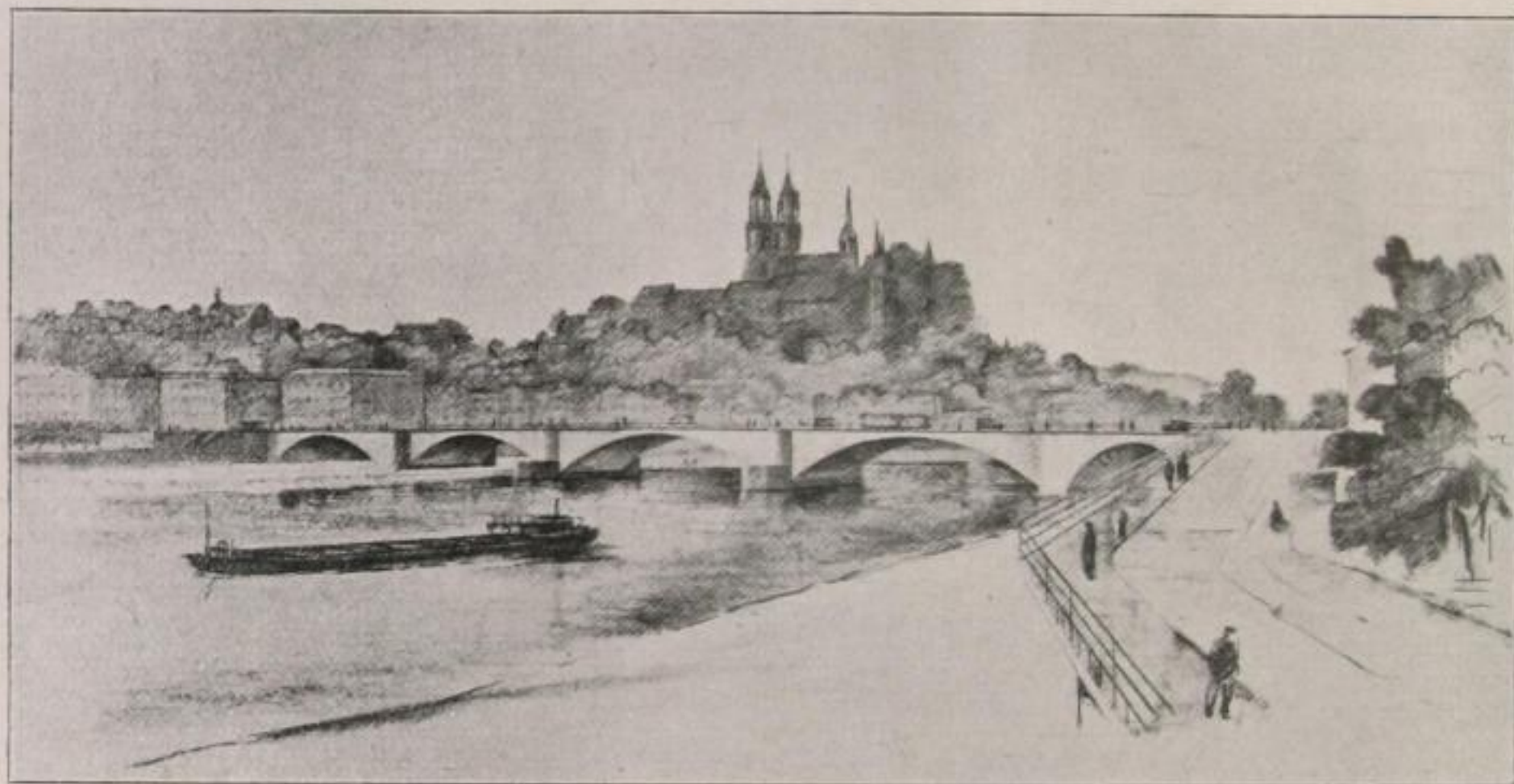


Abb. 5. Entwurf Nr. 8

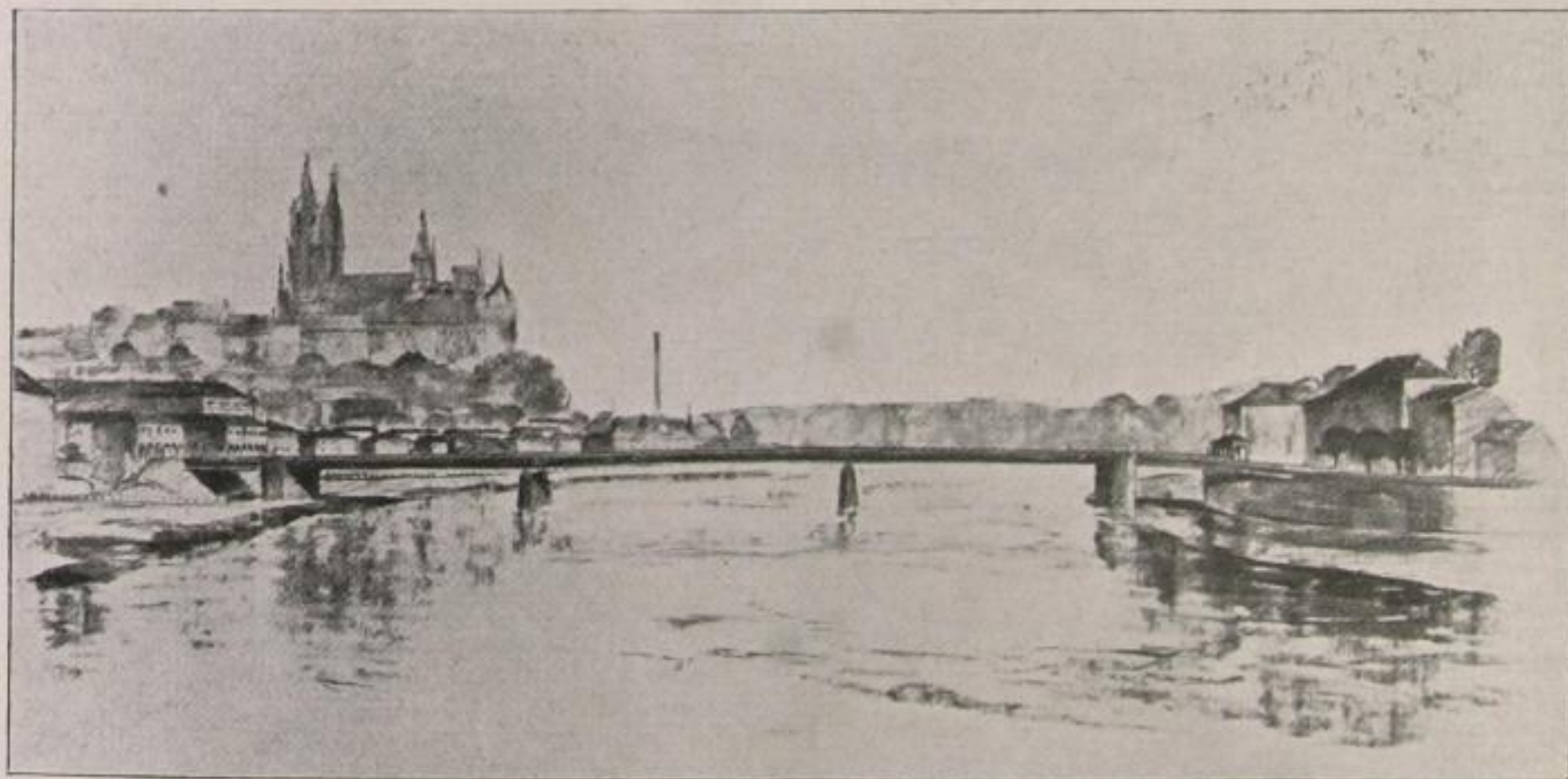


Abb. 6. Entwurf Nr. 11

Lesern, die doch Meissen als ältester deutscher Siedlung in unserer engeren Heimat und besonders in diesem Jahre größtes Interesse zuwenden, einen Einblick in die geleistete Arbeit zu gewähren und falls möglich, zu eigener vergleichender Beurteilung anzuregen.

Diese wird sich freilich bei den meisten Lesern nur auf die ästhetische Seite des Problems erstrecken, und unsere Leser werden nur allzusehr geneigt



sein, die Anforderungen des Wasserbaues, Verkehrs und der Finanzierung in diesem besonderen Falle als minderwichtig anzusehen, was natürlich ein sehr großer Irrtum wäre. Aber die Frage der besten Eingliederung der Brücke in das Landschafts- und Burgbild ist in der Tat von größter Bedeutung, und nur von dieser Seite her gestatten wir uns einige Bemerkungen.

Geht man nur von dem Gedanken der landschaftlichen Gestaltung aus, das ist also eine völlig andere Voraussetzung als die dem Wettbewerb zugrunde liegende, so rücken nach unserer Ansicht 2 Entwürfe in die vorderste Reihe, das ist der mit dem 1. Preis ausgezeichnete Entwurf Nr. 13 (Gestaltung von Baudirektor Abel) und der angekaufte Entwurf Nr. 8 (Gestaltung von Professor Dr. Kreis). Bei Gegenüberstellung dieser Entwürfe stürzt sofort eine Welt von Gesinnungen, von Gegensätzen, von Zukunftsgedanken und

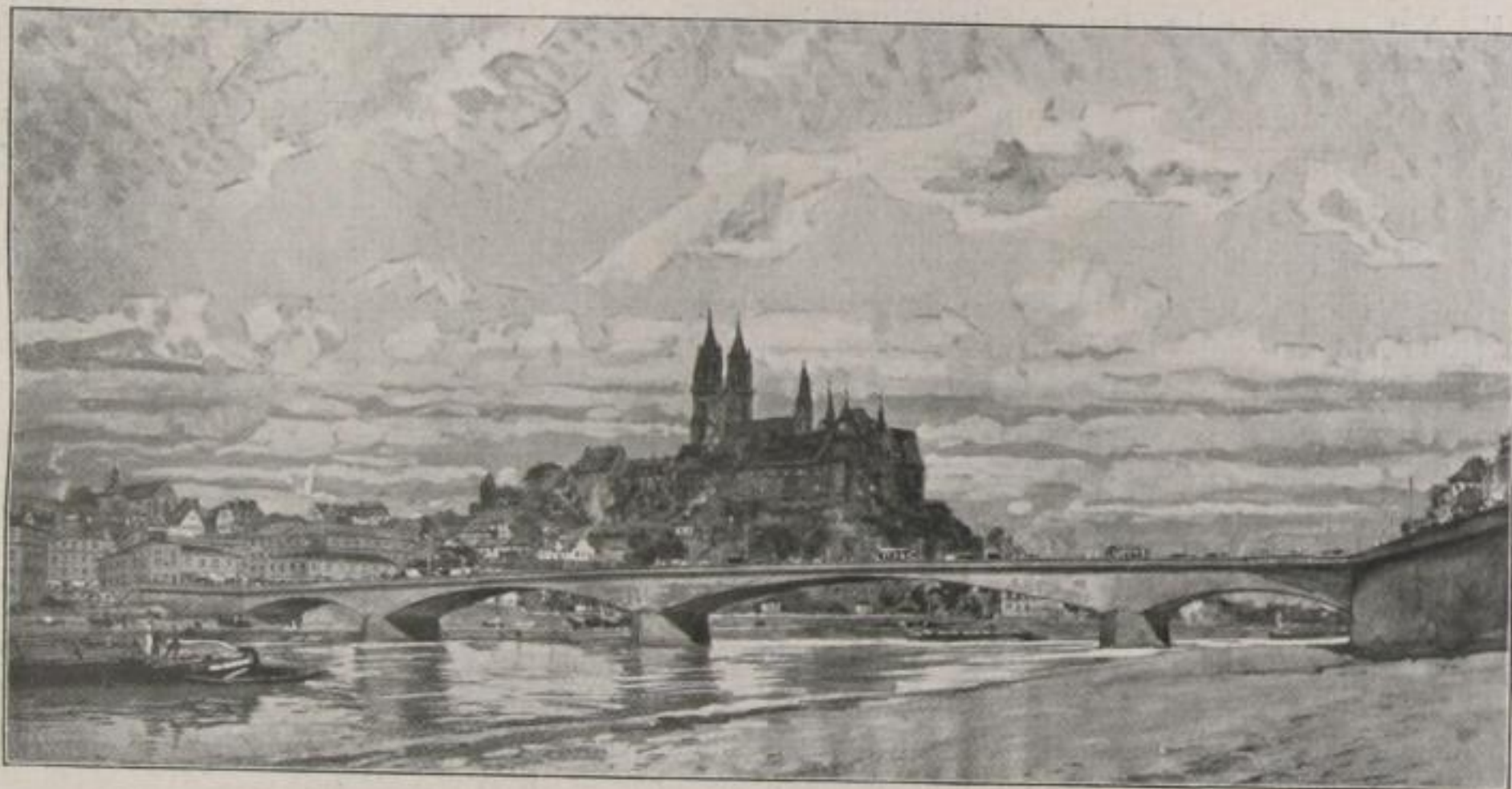


Abb. 7. Entwurf Nr. 10

bedauernden Rückblicken auf uns ein. Wann ist je etwas klarer gewesen als der künstlerisch hervorragend dargestellte Abelsche Entwurf, und auf der anderen Seite taucht die Frage auf: gewinnt die Albrechtsburg durch dieses gewissermaßen so selbstverständliche, so unserem Zeitkönnen und unserem Zeitausdruck so glänzend nahe gerückte Bauwerk? und wiederum die Frage: wird die Burgmasse bei solcher Brückengestalt bestimmt nicht einen Maßstabsverlust erleiden?

Der Kreis'sche Entwurf überrascht durch den Eindruck, daß Burg und Brücke fast als körperlich ineinander überfließend erscheinen, sozusagen die Brücke als Fuß des Berges. Meissen-Köln und Meissen-Altstadt rücken näher aneinander, Masse und Rhythmus der Brücke erscheinen vom Bildstock der Burg abgeleitet. Freilich, drängt sich unbewußt nicht sofort auch der Wunsch der gewölbten Steinbrücke auf?

Gibt es auf alle diese verwirrenden Fragen eine klare und eindeutige Antwort?



Dem Landesverein und nicht zuletzt seiner baulichen Abteilung sagt man hier und da nach, daß sie in manchen Fällen ihre Meinung zu heftig und zu eindeutig vertreten. So wäre es kein Fehler, wenn in einem so schwerwiegenden Falle wie im vorliegenden eine Berichterstattung, die ohnedem nur den Charakter flüchtiger Andeutung haben konnte, mit einem Fragezeichen endet, das als Wunsch nach allgemeinsten Interessennahme zu deuten wäre.

Das im Finanz-Ministerium stehende ausgezeichnete große Modell der Stadt Meißen ist geeignet, bei der Entscheidung der Frage eine besondere Rolle zu spielen.

## Jagdgeschichtliches aus der Wilsdruffer Gegend

Von Alfred Ranft-Blankenstein

In dem Büchlein „Unsere Heimat“, Zeitschrift für Heimatsforschung und Heimatpflege, gibt der Verfasser im Juniheft 1928 von jenem Landesteil, der sich zwischen den Städten Wilsdruff, Siebenlehn, Freiberg und Tharandt ausbreitet, einen geschichtlichen Überblick über Wildstände, Jagdausübung und Jagdrecht, wobei er bis in die vormittelalterliche Zeit zurückgreift und die Entwicklung bis zur Gegenwart durchführt. Er stützt sich hierbei auf ein reiches Quellenmaterial und entwirft von diesem uns allen so vertrauten, reich bewaldeten schönen Landschaftsgebiete, das muntere Gewässer: die Triebisch, Bobritsch und Wilde Weißeritz durchströmen, namentlich Vergangenheitsbilder, die uns mit Erstaunen erfüllen, ja oft sogar stark ergreifen.

Während ursprünglich die Jagd ein selbstverständliches Recht der angesiedelten Bewohner war, ihrem Lebensunterhalt und dem Schutze der Feld- und Weideflächen diene, entwickelte sie sich im 14. Jahrhundert zum „Herrenrecht“. Die Forsten wurden zu „Bannforsten“ erklärt. Hierin kam ein Rechtsanspruch der großen Grundherren und Fürsten zum Ausdruck, dem die Erhaltung größerer zusammenhängender Waldgebiete, unter anderem in der vorliegenden Gegend des Tharandt-Grillenburger Waldes und des Zellwaldes, zu danken ist, der aber die Landbevölkerung als Jagdausübende beiseite schob. Vom 15. Jahrhundert an baute sich die Jagdausübung in der Richtung aus, daß die Landesherren die „Hohe Jagd“, also die Jagdberechtigung auf Rot-, Reh- und Schwarzwild dem Großgrundbesitz entzogen. Dies geschah z. B. im Jahre 1648 durch Kurfürst Johann Georg gegenüber dem Hause von Schönberg auf Wilsdruff. Um in den auf diese Weise entstehenden ausgedehnten Jagdgebieten für die Großtreibjagden Übersicht und Orientierung zu gewinnen, wurden örtlich sich unterscheidende „Jagdzeichen“ angebracht, worüber der Verfasser im Hauptstaatsarchiv eingehende Unterlagen vorgefunden hat, die er in übersichtlicher Form zur Darstellung bringt.

Wie aus den niedergelegten zahlreichen Schußlisten zu folgern ist, müssen die Wildstände geradezu enorme gewesen sein. So erlegte Kurfürst Johann Georg I. am 25. Oktober 1614 im Grillenburger Walde 1 Rothirsch, 227 Sauen, 13 Rehe und 7 Hasen; August der Starke brachte bei Herrndorf auf Naundorfer Revier am 17. August 1738 28 Hirsche, 1 Rehbock, 2 Rehe und 1 Hasen zur Strecke. Eine Erklärung zu diesen Jagderfolgen ist in den Jagdarten, namentlich in den beliebten Hauptjagden gegeben, wobei das Wild aus großen Waldgebieten durch Lappen und Tücher in immer engere Räume gedrückt und durch Hunde und Treiber so lange am Fürstenstande vorbeigeheßt wurde, bis das Jagdbedürfnis befriedigt war. Daneben fanden aber auch gewöhnliche Treib- und Kesseljagden und zu August des Starken Zeiten Parforcejagden statt, wozu eine Unmenge berittenen Personals nötig war. Für Treiberdienste und zur Beförderung der Wildstrecken bestanden bei der Landbevölkerung allerhand Jagdfronen, und zwar bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Das Rot- und Schwarzwild richtete auf den Feldfluren unbeschreiblichen Schaden an, zumal strenge Verbote über die Verschleichung des Wildes von den Feldern erlassen wurden.



Infolgedessen liefen bei den Landesherren zahlreiche Klagen und auch Gesuche um Schadenersatz und Vermehrung des Wildabschlusses ein. Der Haß der Bauern richtete sich namentlich auch gegen das Jagdpersonal, das vielleicht mit Unrecht für die hohen Wildstände verantwortlich gemacht wurde und wüste Schmähschriften, deren einige wiedergegeben sind, über sich ergehen lassen mußte.

Jagdfrevel, auch wenn sie nur auf die Abwehr des Schadenwildes von Gärten und Fruchtäckern zurückzuführen waren, mußte der Schuldige mit schweren Geldstrafen, Wildern mit Haft, ja mit Todesstrafe büßen.

Mitunter wurde dem Großbesitz, so den Schönbergs auf Limbach und Wilsdruff, die sehr unter dem austretenden Wilde vom Tharandter Walde her zu leiden hatten, mehrere Stücke Rotwild zum Abschluß freigegeben, im übrigen aber stand den Rittergutherrschaften, wie schon erwähnt, nur die Niederjagd und nur ausnahmsweise die Jagd auf Rehwild zu. Die Ausübung der Nieder- bzw. auch der Mitteljagd dehnte sich aber auch auf fremdem Grund und Boden aus. Hierüber gibt der Verfasser sehr eingehende Übersichten, indem er das jagdberechtigte Rittergut mit den ihm jagdlich zugeschlagenen benachbarten Dorffluren auführt und im weiteren die scharf abgegrenzten fürstlichen Vorrechte auf Hohe oder auf Hohe und Mitteljagd dem hiernach der Rittergutherrschaft verbleibendem Jagdausübungsrecht auf Mittel- und Niederjagd oder nur auf letztere gegenüberstellt. Als Beispiel sei das Rittergut Rothschönberg erwähnt, dem die Niederjagd in der eigenen Ortsflur, in Blankenstein und Schmiedewalde, und gemeinsam mit der Rittergutherrschaft Taubenheim auch in Burkhardtswalde und Seeligstadt zustand, während der Fiskus in allen Ortschaften die Hohe und Mitteljagd innehatte, die er durch örtlich verteilte Hegerstellen überwachen ließ.

Mit diesen Vorrechten brach bekanntlich die Nationalversammlung in Frankfurt im Jahre 1848, und die sächsische Regierung gab am 2. März 1849 die Grundrechte bekannt, die jedem Grundbesitzer das Jagdausübungsrecht auf seinem Grund und Boden einräumte. In drastischer und humorvoller Weise schildert Alfred Ranft die sich aufrollenden Zustände, die nicht nur den Wildstand, sondern die allgemeine Sicherheit so arg bedrohten, daß bereits am 12. Mai 1851 die gewährten Grundrechte wieder aufgehoben, aber auch durch das Gesetz vom 25. November 1858 mit dem Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ein Ende gemacht wurde.

Nach sehr anregenden Darlegungen über die Ablösungssummen, die der kleinere Grundbesitzer dem seither jagdberechtigten Rittergutherrn zu entrichten hat, erfolgen Übersichten von staatlichen und privaten Schußlisten. Aufgeführt werden solche vom Staatsforstrevier Grillenburg und Naundorf vom Jahre 1815 bzw. 1851 bis 1925, und zwar mit genauer Angabe der Endenzahl der Hirsche in den letzten 20 Jahren. Hieran schließen sich vorbildliche Schußlisten von Privatjagden der prinzlich Reuß'schen Rittergutsjagd Klipphausen bei Wilsdruff über die Zeit von 1860 bis 1925 und der Rittergutherrschaft Rothschönberg von 1811 bis 1853 und 1875 bis 1927. Das Auf- und Niederwogen der Strecken, das Kommen und Gehen bei den einzelnen jagdbaren Tieren bietet ein reizvolles und lehrreiches Bild über den Wechsel der Dinge, der auch hier besteht. Der Verfasser baut diese Wildstandsfragen in dem ganzen Gebiet mit weit zurückreichenden Rückblicken noch näher aus, stellt fest, daß das ehemals so stark vertretene Schwarzwild schon vor dem Jahre 1800 verschwunden ist, das Rotwild seit Ende der 40er Jahre sich in das Tharandt-Grillenburger Waldgebiet zusammengezogen und sich namentlich einer sorgsamten Pflege der Könige Albert und Friedrich August zu erfreuen gehabt hat. Das Rehwild sei wohl der Zahl nach gut vertreten, leide aber unter einem Mangel an guten Böcken und an einem Überfluß an weiblichem Rehwild usw.

Alfred Ranft hat mit dem Wilsdruffer Gebiet eine glückliche Wahl für seine jagdgeschichtliche Entwicklung getroffen und konnte reiche, wechselnde und anziehende Bilder entrollen. Daß sie auf eingehendem, namentlich archivalischem Studium beruhen, verstärkt die Anziehungskraft, und so kann dieses Heimatheft namentlich Freunden des Weidwerks und der Natur bestens empfohlen werden.

P a u s e, Oberforstmeister a. D.





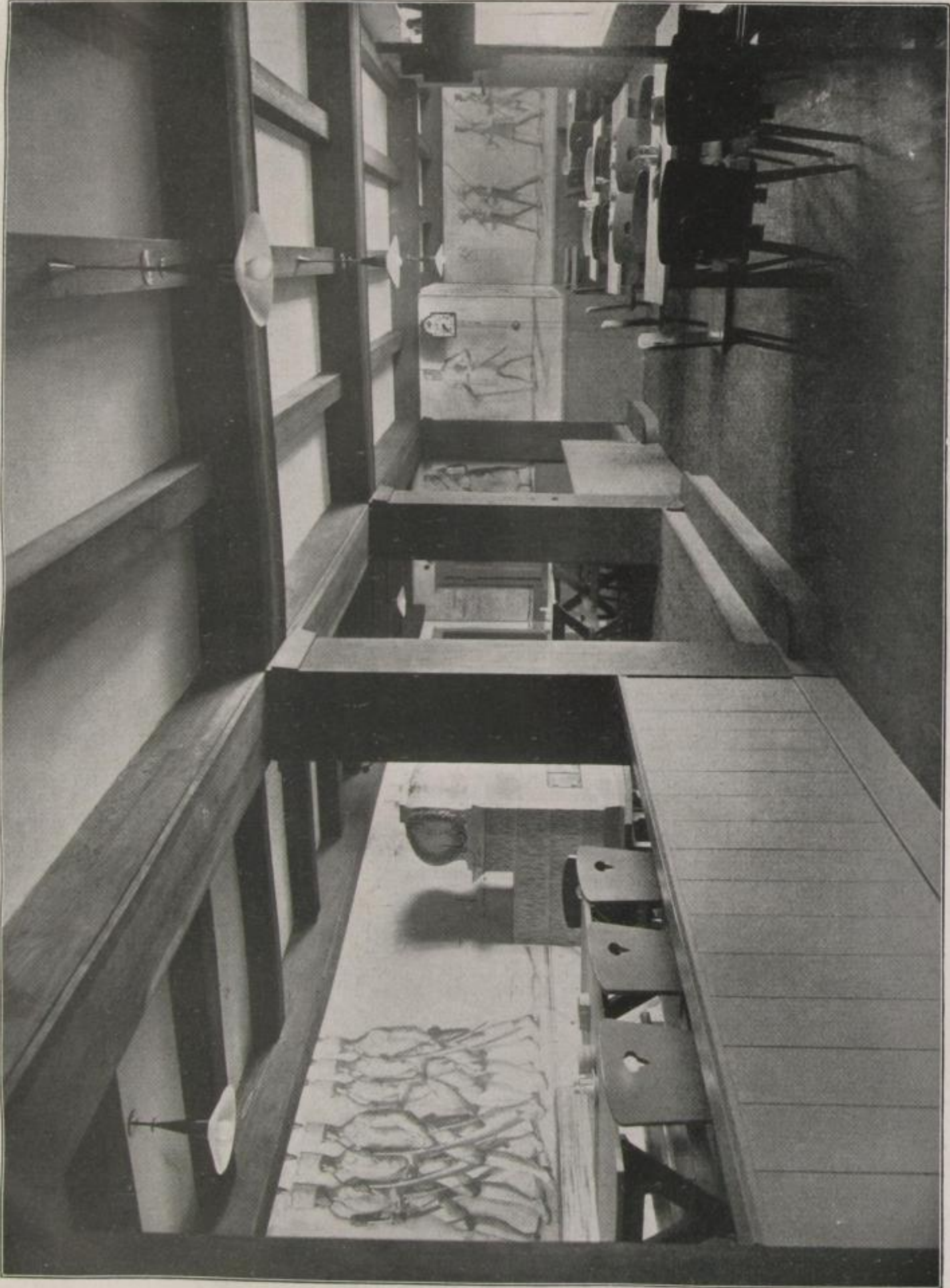
Bieb Zubus, arbeit,  
Wart der Zeit,  
Es folgt Ausbeut  
Die dich freut.



## Die neue Bergmannsstube im Raupennest.

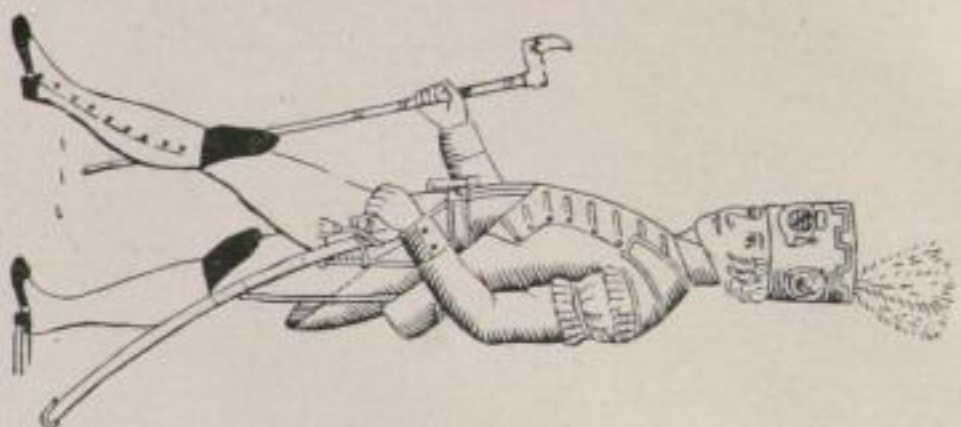
Die schmucken Röcke der sächsischen Bergleute sind jedem Leser der grünen Hefte des Heimatschutzes bekannt. Bei festlichen Umzügen geben sie noch heute in den alten Bergstädten Annaberg, Freiberg, Johann-Georgenstadt u. a. den Ton an. Leider sind die Tage der Blüte des Erz- und des Steinkohlenbaues in Sachsen gezählt und damit ist eine ehemals reiche Kunst dem Aussterben nahe. Der Braunkohlenabbau hat ihr Erbe übernommen. In den Händen der Sächsischen Werke ist heute der weitaus größte Teil der sächsischen Braunkohlenfelder vereint. An Ort und Stelle werden die Braunkohlen in Elektrizität verwandelt, um dem gesamten Land Licht, Kraft und Wärme zu spenden. Viele Tausende finden in diesem neuen Bergbau Arbeit und Brot, Erholung aber im Berghof Raupennest in Altenberg. Die Sächsischen Werke als Schöpfer dieses Gasthauses fühlten sich verpflichtet, ihren Vorfahren vom Bergbau dort oben an der Landesgrenze auf bergbaulich historischem Boden ein Denkmal zu setzen: die bekannte Freiburger Bergparade sollte zur Ausschmückung einer großen Bierstube dienen und an die Blüte des Erzbergbaues in Sachsen erinnern. An den Wänden marschieren sie auf: der Berghauptmann und seine Offizianten hoch zu Roß, die Bergoffizianten, die Ältesten mit Schlegel und Eisen, die Bergmusik, Knappen, Bergakademisten, Hüttenleute, Amalgamierer und Blaufarbenleute. Kenner werden auch den Herrn Oberberghauptmann aus Dresden und einen Altenberger Obersteiger darunter finden. Alte, oft derbe Bergmannsprüche, wie man sie auf den elfenbeinbelegten Parthen findet, füllen die lichtabgewandten Wandflächen.



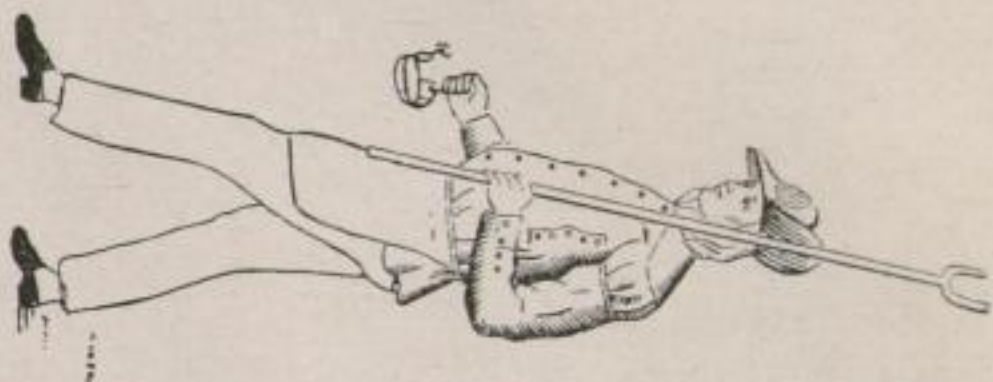


Die neue Bergmannsstube im Berghof Raupenneß

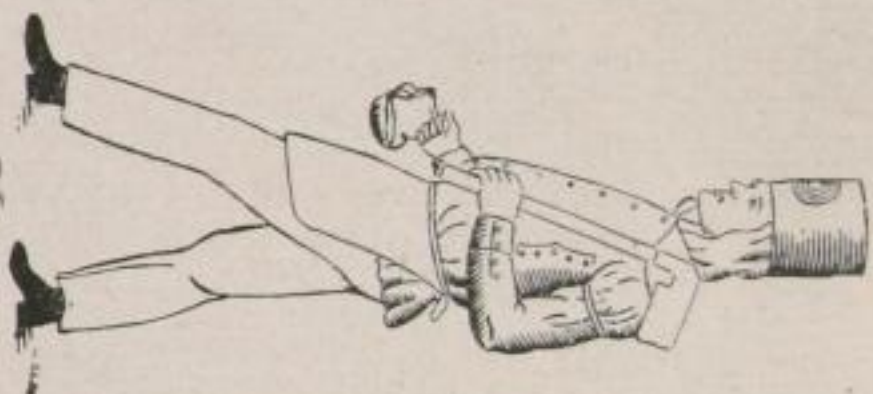




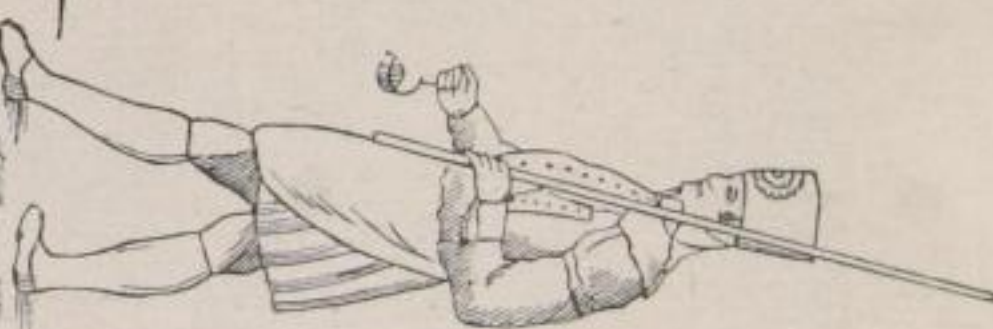
Füttensfjant



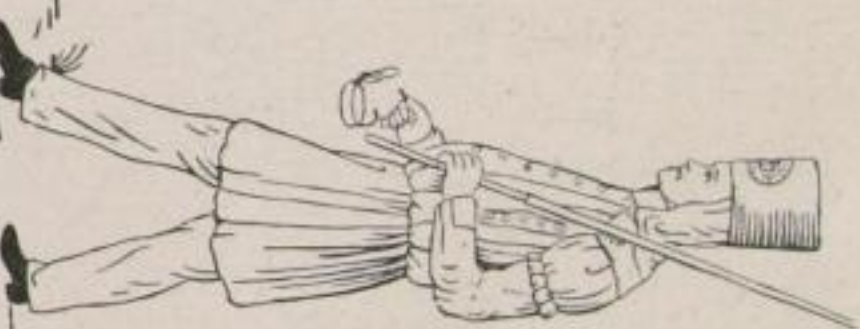
Füttenmann



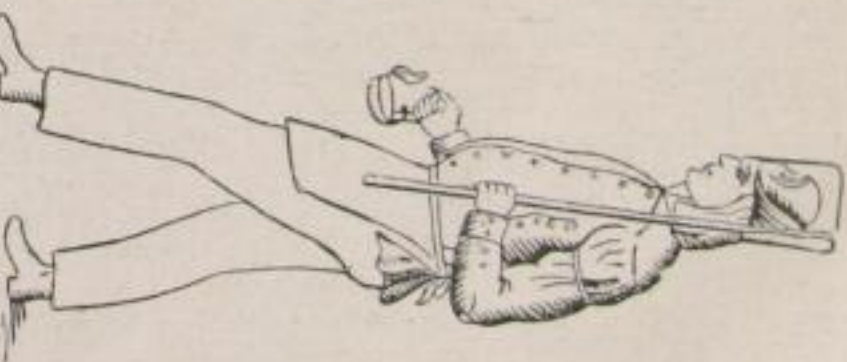
Amalgamierer



Saigerhüttenarbeiter



Schwefelhüttenarbeiter



Blaufarbenarbeiter

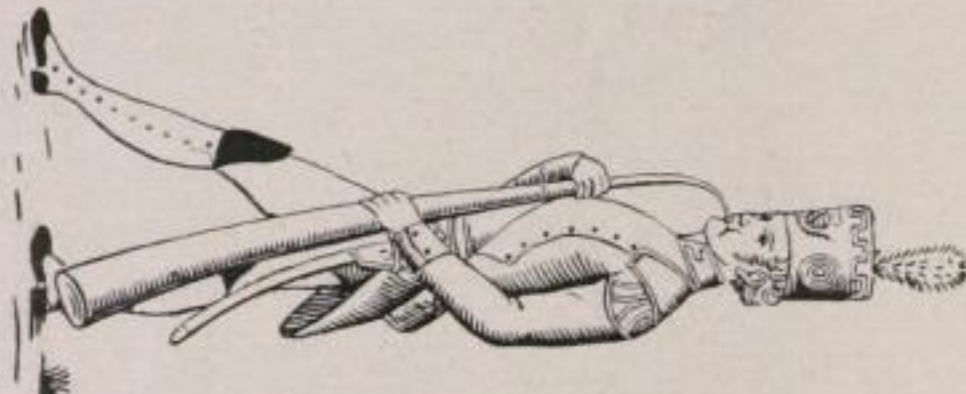


Fackelträger



Bergoffiziant

(Nach: Bergmännliche Bilderbogen. Verlag: Gerlach'sche Buchdruckerei, Freiberg Sa.)



Dubist



Berghauer



Bergmaurer



Bergschmied

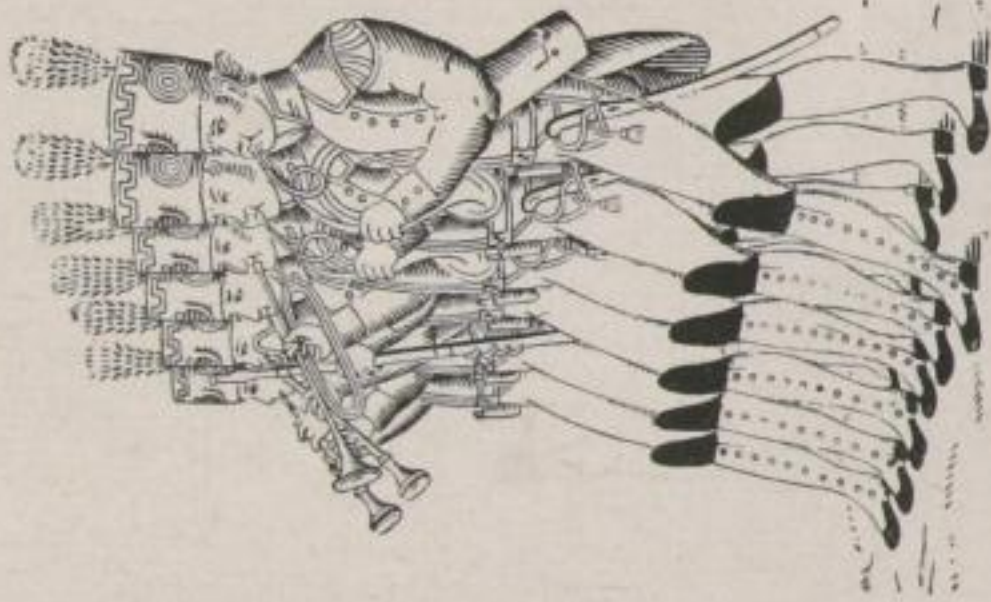




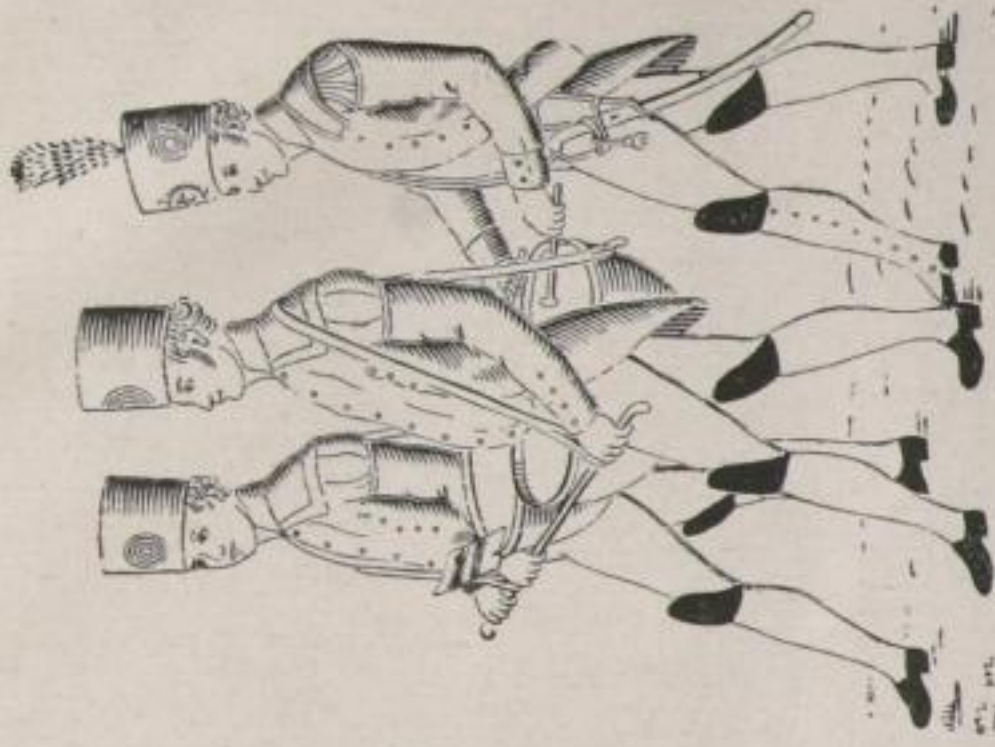
Bergoffiziant



Knappschaftsältester mit „Schlägel u. Eisen“



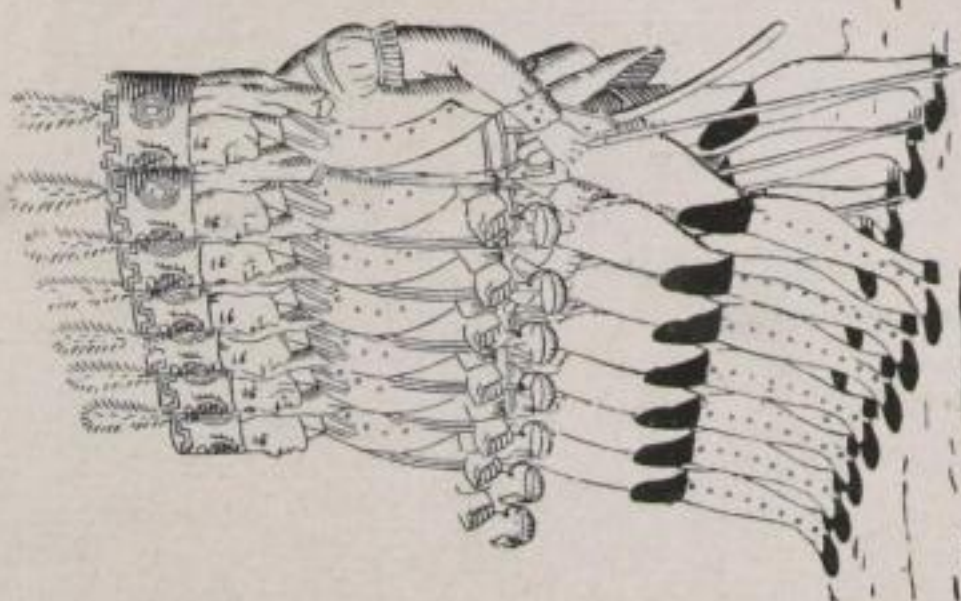
Bergmusik



Paukenschläger



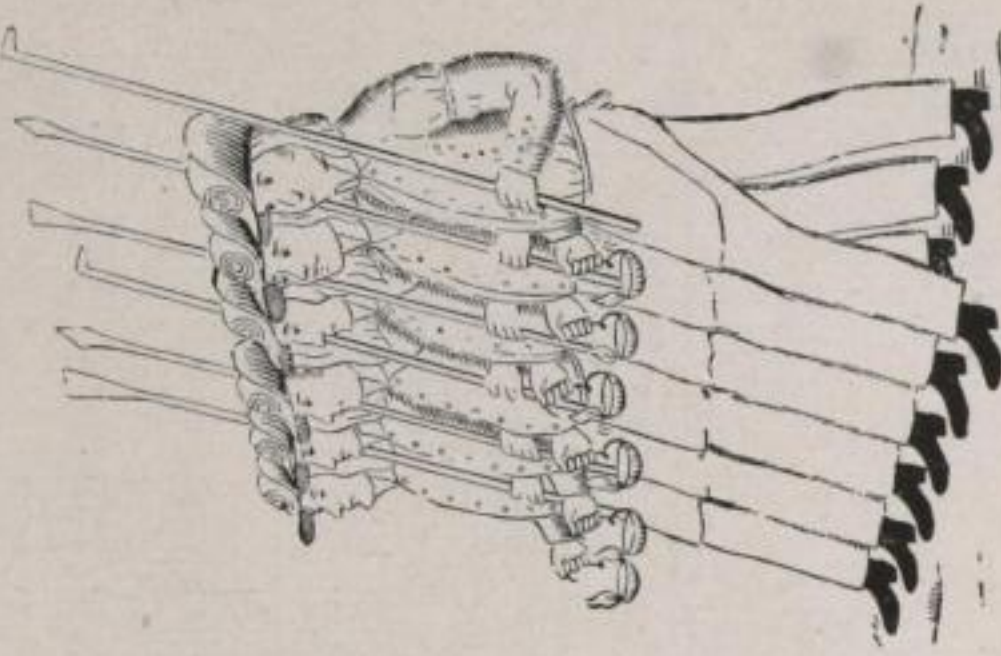
Knappschaftsfahne



Knappschaftsälteste



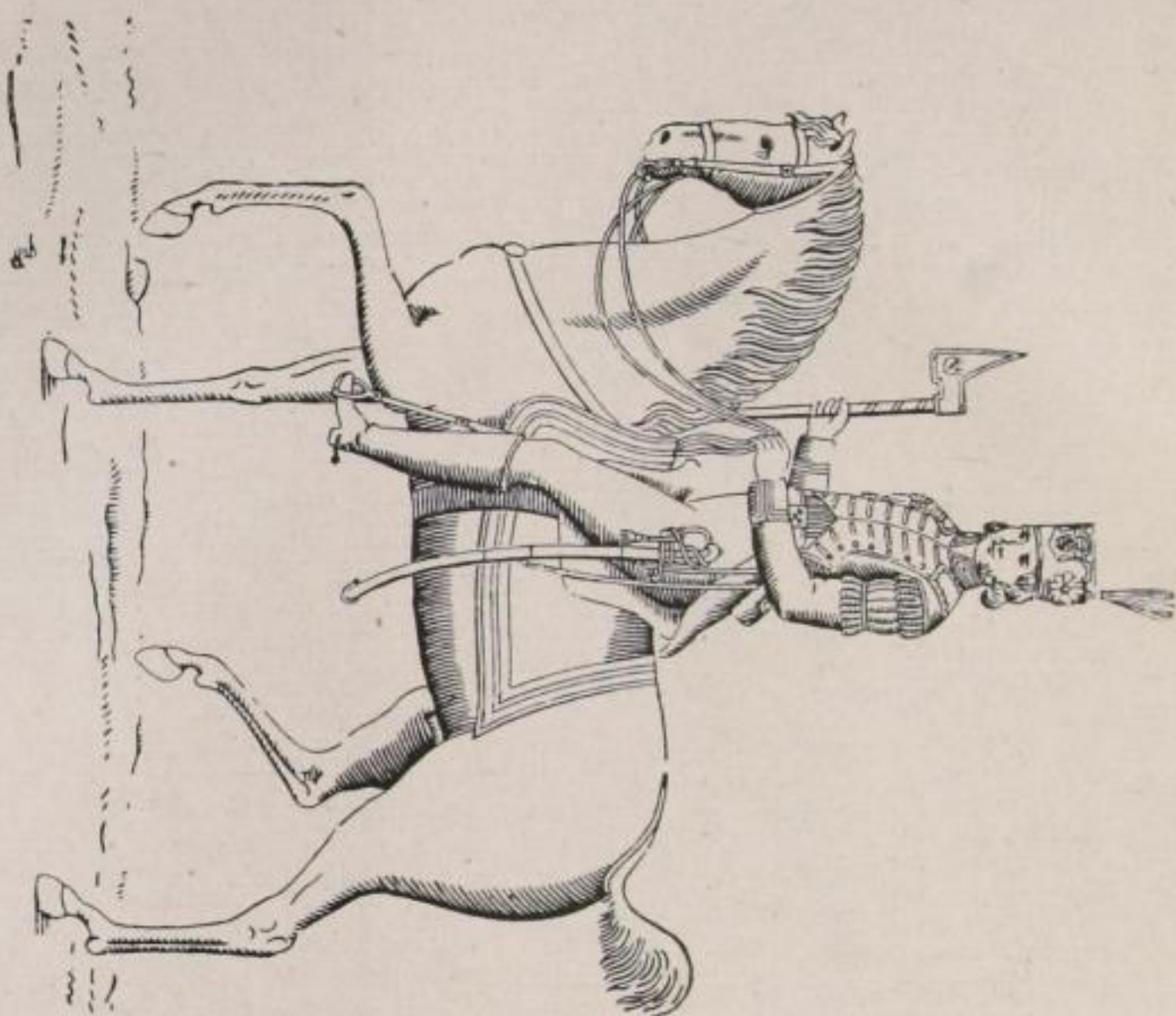
Älteste mit Silbertrögen



Hüttenleute

(Nach: Bergmännische Bilderbogen. Verlag: Gerlach'sche Buchdruckerei, Freiberg Sa.)





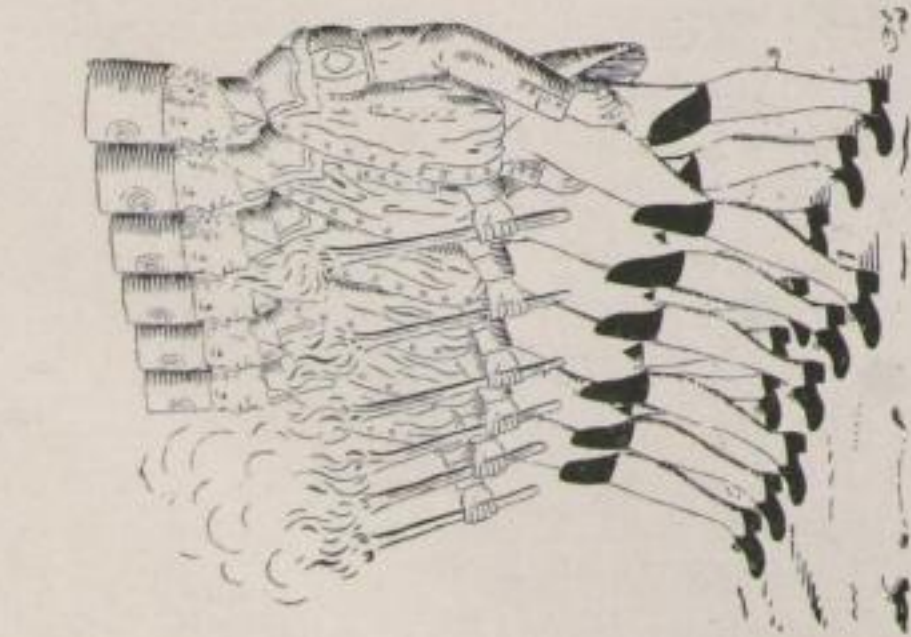
**Oberberghauptmann**

(Nach: Bergmännische Bilderbogen. Verlag: Gerlach'sche Buchdruckerei, Freiberg Sa.)

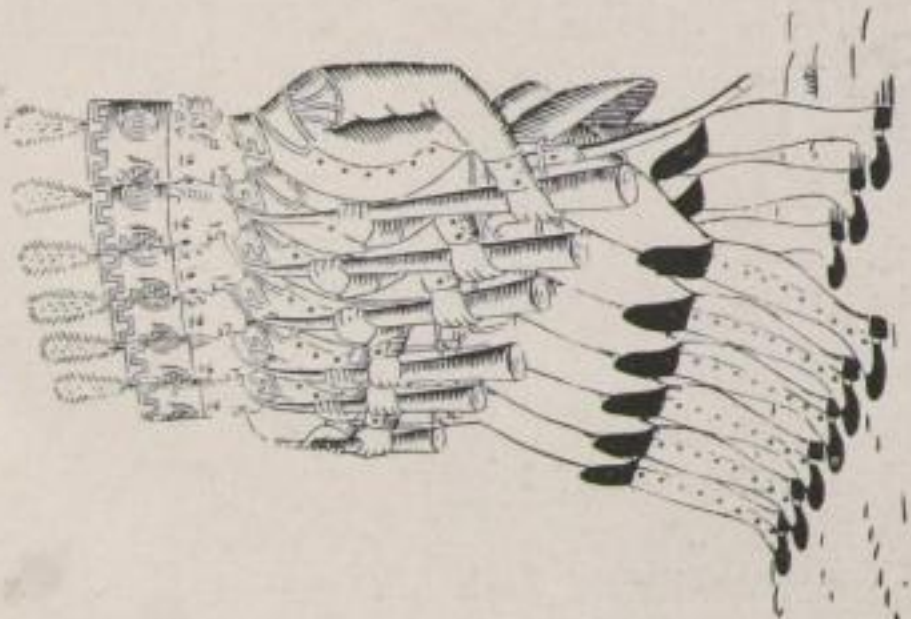


**Offizianten verschiedener Klassen**

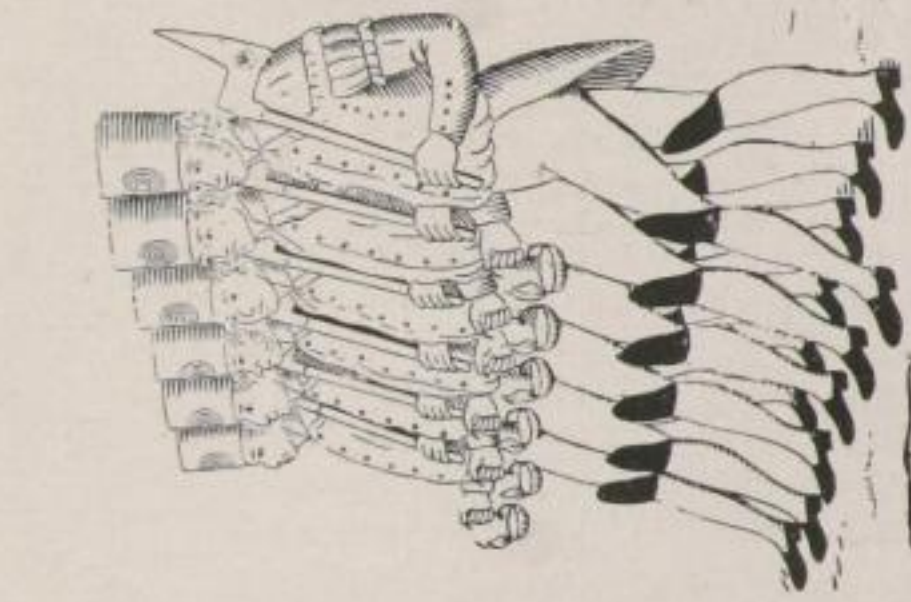




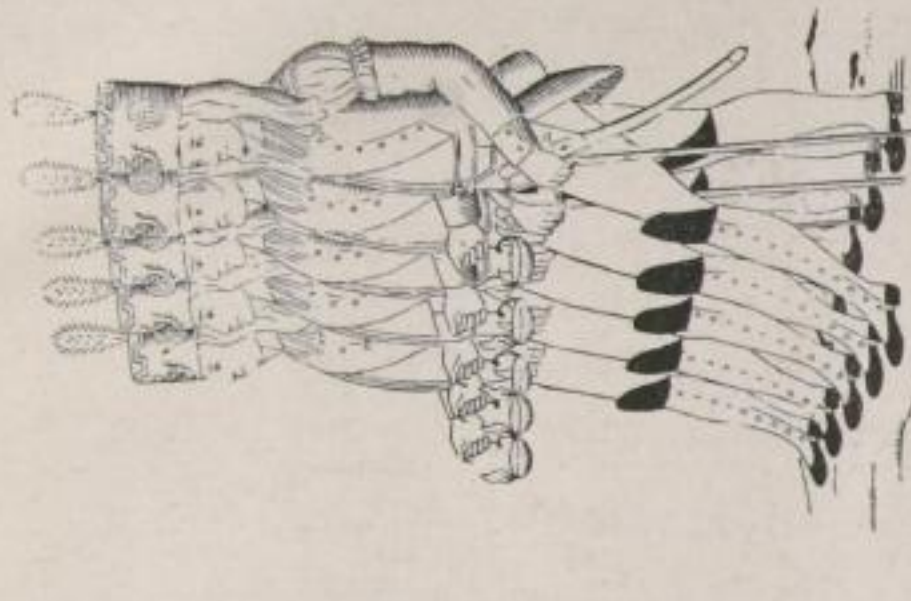
Fackelträger



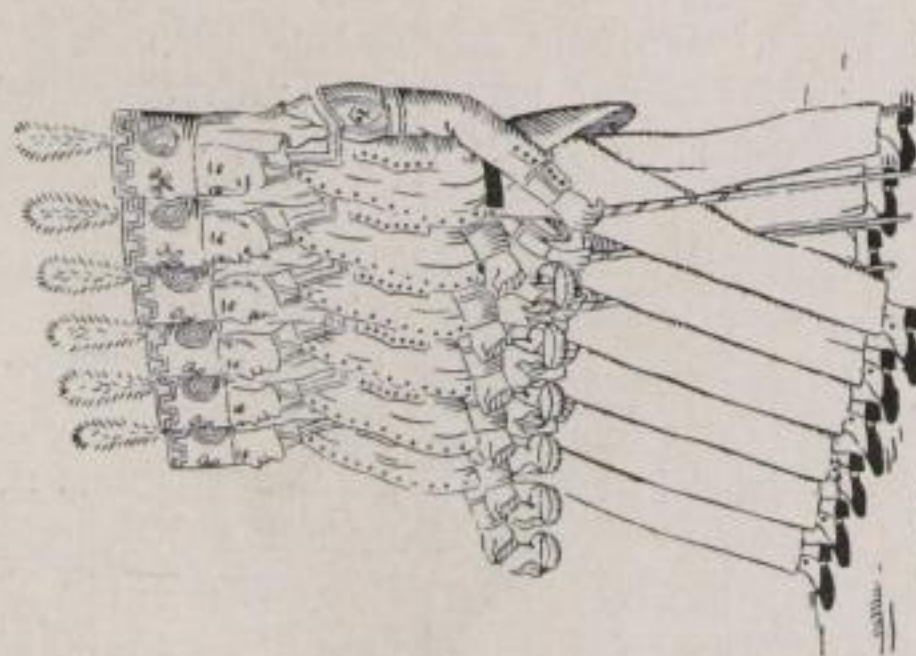
Bergmusik mit Tuben



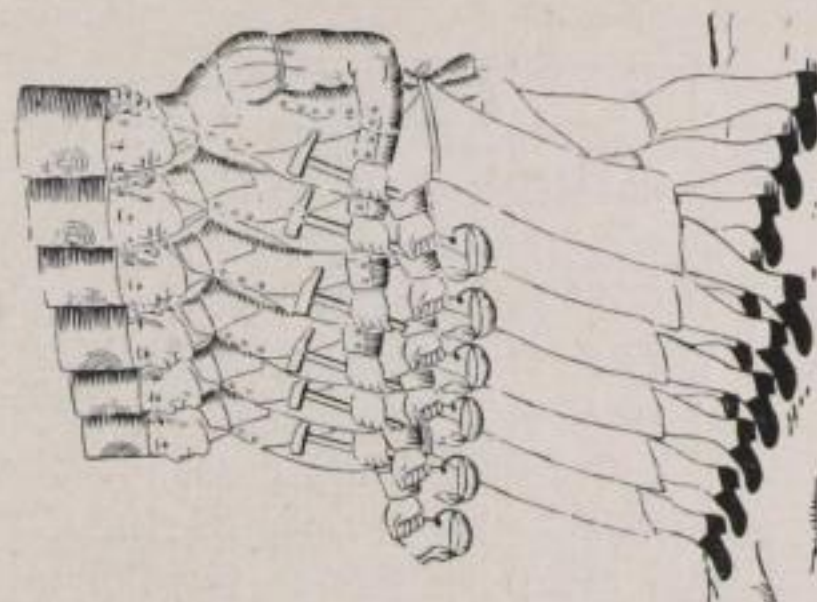
Berghauer



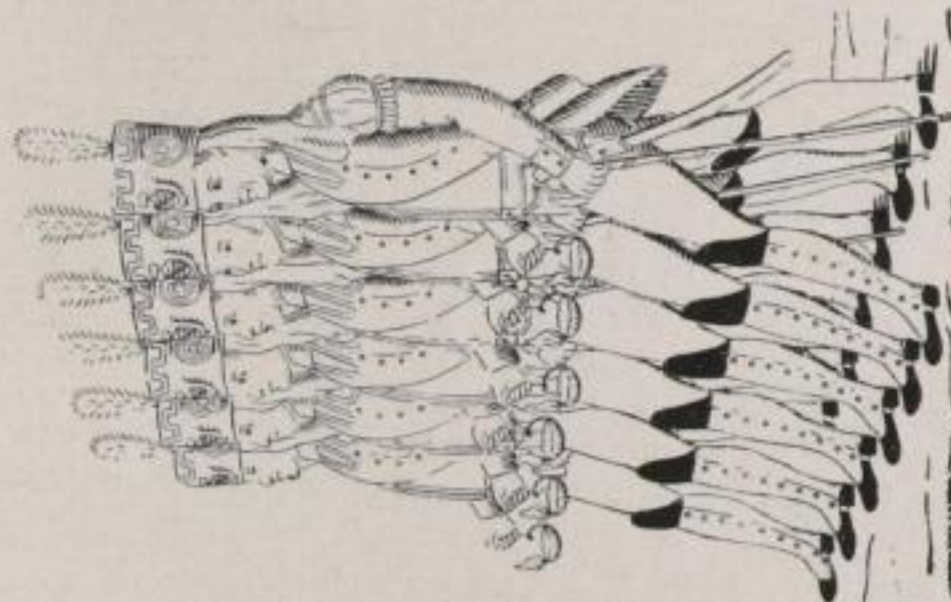
Deputation der verschied. Reviere



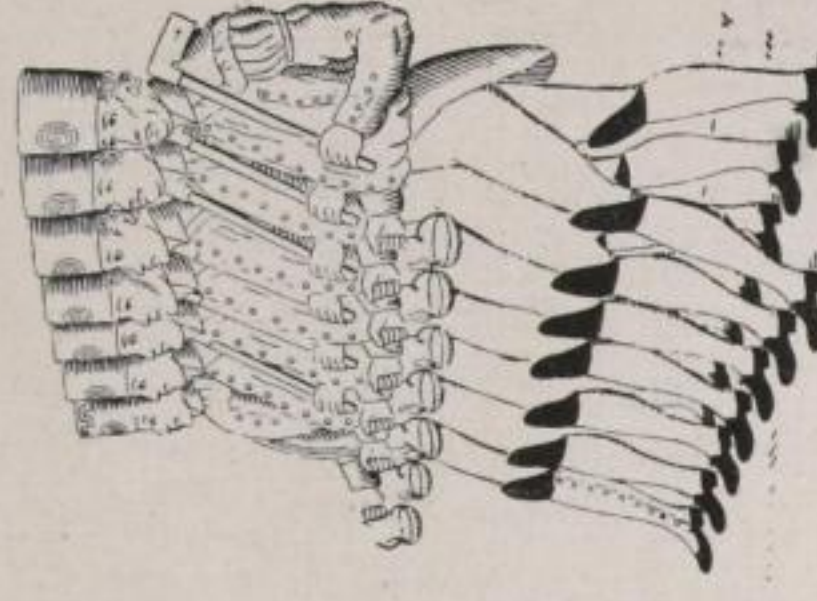
Bergakademisten



Bergmaurer



Knappschaftsälteste



Bergzimmerlinge

(Nach: Bergmännische Bilderbogen. Verlag: Gerlach'sche Buchdruckerei, Freiberg Sa.)



Rudolph Stolz, der Maler, entstammt einer alten deutschen Bozener Malerfamilie. Er ist aus dem Handwerk hervorgegangen, wie die mittelalterlichen Zunftmeister. Er versteht wie sie sich mit größtem Feingefühl der Architektur unterzuordnen, ohne dabei an Leuchtkraft der Farben und an Kraft des künstlerischen Ausdruckes nur das geringste einzubüßen. Egger-Sienz war mit ihm befreundet. Sein Einfluß ist unverkennbar. Es ist herzerfrischend, wie die kräftigen Gestalten eines Stolz auf der Wandfläche in Naturgröße aufmarschieren, sie betonen, aber nie zerreißen. Sie erzählen uns von einem kernigen Geschlecht, das es verstand, trotz schwerster Arbeit und oft nur karger Ausbeute fröhlich zu sein, voller Zufriedenheit, Gottvertrauen und Mut, wie der Bergreihen singt:

„Gott hilft uns den Winter nauß,  
Gott hilft uns auf weiten Bergen,  
Fröhlich wollen wir singen  
Wir trinken und leben in sauß.“

NB. Der Pirnaer Mönch schreibt von Altenberg, daß „Doseibst ist ein reich Zwitter erczt anno 1458 gefunden von den Rulingen, Gleczen, Schwerczeln, Grewsen, Holecron, Oson Raupennest, Kölbeln usw., damit das Zinnwerck gestopft wart usw.“

Es ist erwiesen, daß der Name Raupennest auf den Familiennamen eines Mannes zurückgeht, der im 15. Jahrhundert Mutungen auf Zinn in Altenberg besaß und bei der Gründung des heute noch bestehenden Zwitterstockes beteiligt war. (Siehe Klengel „Rund um den Geisingberg“, Blätter für Heimatforschung.)

## Bücherbesprechungen

**Führer durch die Sprauer Drachenhöhle bei Plauen i. D.** von Alfred Uhlemann. (Verlag Gemeindeverwaltung Sprau 1929.) — Das gut ausgestattete Heftchen stellt mit seinen 21 ganzseitigen Bildern aus dem Höhlengebiet (nach Aufnahmen des Verfassers und des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz) für jeden Höhlenbesucher und Naturfreund ein schönes Andenken dar; die Bildwiedergaben sind vorzüglich und heben den vorliegenden Führer weit über viele ähnliche Unternehmungen anderer Orte hinaus.

Auf 18 Textseiten wird uns zunächst ein Einblick in die Vorgänge gegeben, denen die Höhlen ihre Entstehung verdanken; in dem folgenden „Rundgang“ wird an Hand der jeweils zu betrachtenden Formen eine Vertiefung der geologischen Fragen angestrebt. (Vgl. den Aufsatz des Verfassers in den Heimatschutz-Mitteilungen Bd. XVIII., Heft 3/4.) Der Text ist seiner Abfassung nach für einen großen, fachlich nicht vorgebildeten Kreis bestimmt: Für eine Neuauflage möchte Ref. deshalb empfehlen, die noch vorhandenen Fremdworte (warum „submarin“ und nicht „untermeerisch“?) auszumerzen und Fachausdrücke durch kleine Anmerkungen zu erläutern, denn was weiß der Laie z. B. mit der „hercynischen“ Richtung anzufangen? Auch die stark betonte Unterscheidung von Oberflächen- und Tiefenverkarstung kann unbesorgt aufgegeben werden, beruhen doch beide auf denselben Ursachen! Im Kapitel „Entdeckung und Ausbau“ könnte in Zukunft vielleicht auch der Männer namentlich gedacht werden, die so viele Kraft und Zeit an die Erforschung der Sprauer Höhle gewandt haben und deren Bereitwilligkeit z. B. die Aufnahmen des Heimatschutzes mit zu verdanken sind. Ref. hat bei seinem vor einem Jahre erfolgten Besuche der Höhlen die Hilfe dieser Sprauer Herren als überaus dankenswert empfunden und besonders begrüßt, daß sich diese Herren so eifrig dafür einsetzten, daß der Ausbau von der Gemeinde durchgeführt wurde. Wenn man den Zustand der Höhlen vor einem Jahre mit dem heutigen vergleicht, dann erkennt man gern die geleistete Arbeit an, die es ermöglicht, daß heute weite Kreise die reizvollen Naturerscheinungen in aller Bequemlichkeit genießen können, auch wenn man vielleicht mit der technischen Durchführung nicht in allen Punkten ein-



verstanden ist: Die Höhlen bieten so viel Schönes, daß man auf solche Mägden wie die grünleuchtenden Augen des Höhlendrachens ruhig hätte verzichten können! Das hat mit Naturschutz nichts zu tun!

Schließlich möchte Ref. noch empfehlen, dem „Führer“ in Zukunft eine Übersichtskarte der Höhlen beizugeben, da eine solche sicherlich wesentlich dazu beitragen würde, die Abhängigkeit der Höhlenbildung von den Klüften anschaulich zu machen und die Orientierung beim Rundgang zu erleichtern. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß den meisten Menschen das Zurechtfinden unter der Erde kaum möglich ist: Ein Kärtchen würde es aber gestatten, daheim in der Erinnerung Bilder und Rundgang des „Führers“ wieder zu einer plastischen Einheit zu verschmelzen.

Walther Fischer.

**Mag Leichsenring, Opfersteine und heilige Haine Westsachsens.** Rochlitz, B. Preßsch Nachf. 1928.

Der Verfasser hat sich folgende Meinung über seinen Gegenstand gebildet: „Mit der Schilderung der sogenannten großen Völkerwanderung verläßt die Geschichtsschreibung über Westsachsen den Boden der Wirklichkeit, ist nicht mehr Wissenschaft, sondern Dichtkunst.“ — „Urteilslos nimmt sie die bewußte Lüge von den Slawen im westelbischen Sachsen für bare Münze und erfindet obendrein noch selber Beweise für deren Anwesenheit in unserer Heimat.“ Westsachsen ist nie Sorbenland gewesen! Gänzlich ausgeschlossen ist insbesondere eine slawische Besiedlung der Rochlitzer Pflege. „Wie könnten sich andernfalls auch die heidnisch-germanischen Bezeichnungen der heiligen Haine und ihrer Fluren bis heute im Munde des Volkes unvermindert erhalten haben?“ Deutsche Zuwanderer der sogenannten Kolonisationszeit hätten ja solche Namen gar nicht geben können, weil sie infolge der Bekehrung zum „jüdisch-römischen“ Christentum „mit einer ganz fremden Weltanschauung“ gekommen wären. „Nur einer ungestörten, ununterbrochenen germanischen Besiedlung verdanken wir das hohe Kulturgut dieser heidnischen Namen.“

Die Namen der heiligen Haine und Opferstätten, die Malstattnamen, sind aber nicht ohne weiteres als solche zu erkennen. Denn die alteingesessene germanische Bevölkerung hielt zwar an den Namen fest, verlor aber nach der Bekehrung zum Christentum das Verständnis ihrer ursprünglichen Bedeutung und bildete sie aus Mißverständnis in mannigfacher Weise um, so daß wir sie heute hinter harmlosen Bildungen mit Berg und Burg, Haus und Hof, Weg und Steg, Lehde und Leite, Mond und Sonne, Hund und Katz usw. suchen müssen. Nur mit Hilfe des germanisch-heidnischen Wortschatzes gelingt es, die Rätsel, die uns die unverständlich gewordenen Namen aufgeben, zu lösen. Für den Namen Rochlitz und für einige Flurnamen innerhalb und außerhalb der Rochlitzer Stadtflur will der Verfasser nachstehende Lösungen gefunden haben\*:

Rochlitz = Hauptmalstatt des Volkes; Roch < wruoga = heiliger Hain; litz < lid, Iede = Glieder, Genossen der Hundschaf. Försterei = heiliger Hain des Volkes; Forst < fara = Malstatt; ad, as = Genossenschaft, liegt dem 2. Teil des Namens Forseti zugrunde. Eulenberg = Halgadam der freigebornen schöpfbaren Buren; Eule < alah = Heiligtum; berg < born = Buren. Selge, Selige = Gericht im heiligen Hain; Sel < tal, sal = Gericht; ge < wih = heiliger Hain. Draschke, Droskewe = Gericht im heiligen Hain; Dro < triu = Malstatt; sek < sega = Richter; owe < ewa = Gericht. (Droskewe soll auch dem Namen der Stadt Dresden zugrunde liegen, die — man höre und staune! — „schon zur Blütezeit des Germanentums Tausende von Jahren ein Mittelpunkt staatlichen Lebens gewesen ist“.) Kuhschwanz = Volksversammlungsstätte; Kuh < kok = Fürst; Schwanz < zal, tal = Malstatt. Leineweberweg = Weg der Richter zur Volksversammlungsstätte; Leine < loh = heiliger Hain; weber < wew = Gericht. Diehhof, wo man früher die weise Frau gesehen hat, jetzt Schuhfabrik = Gerichtshof; Dieh < wizi = Gericht. Breite Straße = Gerichtsstraße, die zum Rochlitzer Fürstenhof führte; Breit < reide = Gericht. Sauberg = Gericht der Buren; Sau < sona = Gericht; berg < bor = Buren. Weinberg = Gericht der Buren; Wein < wih =

\* Das nachstehend gebrauchte Zeichen < bedeutet: entstanden aus. Die vom Verfasser angegebenen Zwischenformen, die die Entwicklung der Rechtsaltertümer zu unsern Flurnamen begreiflich machen sollen, sind weggelassen.



heiliger Hain; berg < bor = Buren. Müßenburg = Galgenstätte der Buren; Müze < mund = Herr; burg < bor = Buren. Steinweg = Weg zum Gerichts- oder Opferstein, oder Malstatt im Weihum; weg < wih = heiliger Hain. Gasthof zum Schwarzen Bären = am Gericht der Buren; Schwarz < suart = Gericht; Bär < bor = Buren. Gasthof zum Goldenen Löwen = zum Gericht im heiligen Hain; Gold < kol = Gericht; Löwe < loh = heiliger Hain. Gasthof zur grünen Tanne = zum Heiligtum der schöpfbaren Buren; Grün = Gericht; Tanne < Degen, Tagon = Richter. Gasthof zum Wind = Gerichtsschenke; Wind < wih = Malstatt. Winterchenke = Gasthof zum Gericht der schöpfbaren Buren; Win < wih = Malstatt; schenke < suona = Gericht und aich = Gemeinde. —

Nur mit Verwunderung kann man solchen Ausführungen folgen. Woher nimmt der Verfasser den Mut, die Nachrichten über die Sorbenzeit Westsachsens und die Arbeiten namhafter Forscher über die Wiedereroberung, Besiedlung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe und über Spuren sorbischen Daseins in Westsachsen für Lüge oder für Irrtum zu erklären? Und was setzt er an die Stelle der verworfenen Forschungsergebnisse? Eine Lehrmeinung, die jedes ungetrübte Auge auf den ersten Blick als Wirklichkeit fremd erkennt! Denn darüber kann auch die Überfülle gelehrten Beiwerks nicht hinwegtäuschen, daß er im Banne von Vorstellungen steht, denen keine Wirklichkeit entspricht. Die Malstätten, die er nachgewiesen haben will, sind nur in der Einbildung vorhanden. Seine Deutungen sind keine Nachweise. Er gewinnt sie nicht aus den vorgefundenen Namen, sondern aus willkürlich gewählten Wörtern alter Zeit, die er den Namen zugrunde legt und aus denen er die Namen durch willkürlich eingeschobene Zwischenformen ableitet. Von Hilfsmitteln der Flurnamenforschung, die ernsthafte Forscher für unentbehrlich halten, macht er keinen Gebrauch.

Er fragt nicht nach dem Alter der Namen. Hierzu einige Beispiele. Zum Geringswalder Besitz der Herren von Schönburg hat von Anfang an der Gerungswald gehört, der den Raum zwischen der Flur Geringswalde, der Flur Altgeringswalde, dem Böhm- und dem Auenbach einnahm. Die Hälfte dieses Waldes mußte Veit von Schönburg nach dem unglücklichen Ausgang seiner Fehde mit dem Markgrafen Wilhelm I. dem Landesfürsten abtreten. Das erfahren wir aus einer als „Veits Sühne“ bezeichneten Urkunde vom 20. April 1390, die auffallenderweise auch den Forschern entgangen ist, die versucht haben, das Rätsel des Alten Schlosses im Fürstenwalde zu lösen. Erst nach der Teilung sind an die Stelle des alten Namens Gerungswald die Namen Fürsten- und Schönburger Wald getreten. Aus Urkunden sind sie erst 1570 zu erweisen. Weil der Verfasser diese geschichtlichen Tatsachen nicht beachtet, kommt er zu geradezu unsinnigen Namendeutungen: Fürst < forst = heiliger Hain; wald = Fürst; Schön < suona = Gericht; burg < born = Buren. — Den Wald, der sich nördlich vom Böhm bach zwischen die Fluren von Gersdorf und Langenau vorschiebt, haben laut Urkunden vom 23. Februar 1286 und vom 21. März 1287 Albert und Hermann von Blankenau dem Kloster Sorzig überlassen, und das Kloster ist bis zu seiner Auflösung im unbestrittenen Besitz des Waldes geblieben. Der Name Sorziger Wald, den der Verfasser für „eine der heidnischen Benennungen des Geringswalder Gauheiligtums“ ansieht, kann also frühestens gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein. — Zu den Stiftungen Dedos des Feisten für Kloster Zschillen, die Bischof Martin am 16. Februar 1182 bestätigt, gehört auch der Neubruchzehnt im Walde eines gewissen Bero. Der Wald lag am äußersten Ende der Besitzungen Beros. Diese Urkunde gibt einen willkommenen Anhalt für die Bestimmung der Zeit der Gründung des Dorfes Beerwalde (älteste Namenformen Bernwald, Bernwalde) bei Kriebstein. Nach dem Walde Beros ist der Ort benannt worden. Dagegen schreibt der Verfasser: „Tausende von Jahren war Beerwalde der Sitz einer germanischen Hundschafte“. Er will also glauben machen, daß die Geschichte des Dorfes bis zu den Zeiten Hammurabis zurückreiche. — Flemmingen hat nach der Meinung des Verfassers nichts mit den Flamen zu tun. „Das Bestimmungswort Flemm ist ein urgermanischer Ausdruck. Die germanischen Romgründer haben ihn mit nach Rom gebracht. Sie nannten den Vorsitzenden der zwölf Arvalbrüder magister und flamen.“ Der Verfasser hätte aber bei Aug. Meißner, Siedlung und Agrarwesen der Ostgermanen usw., Band II Seite 443, nach-



lesen können, daß das Dorf Flemmingen bei Schulpforta, das er wohl mit im Auge hat, noch 1140 Tribune hieß und erst einige Zeit darauf nach den angesiedelten Flamen den Namen Flemmingen erhielt.

Die Fluren, deren Namen er deuten will, hat der Verfasser nicht immer mit der gebotenen Gründlichkeit durchforscht. Am Fuße der Anhöhe, auf der sich einst das Schloß im Fürstenwald erhob, hat eine Klappermühle gestanden. Mühlgraben, Überfluter und Stelle der Radstube sind noch deutlich nachzuweisen. Den Weg, der vom Tal auf die Höhe führt, bezeichnet der Oberlandfeldmesser Dieß 1738 auf einem Risse, der auch die Lage der damals schon nicht mehr vorhandenen Mühle angibt, als Eselssteig. Der Verfasser aber spricht von einer bloßen „Vermutung“ der Mühle; er führt die Vermutung auf eine volkstümliche Umdeutung des Wortes mal = Gerichtsstätte zurück und übersetzt den Wegnamen Eselssteig mit „Gericht der Genossenschaft“. Auf einem wohl gleichzeitigen Riß des bekannten Landmessers Joh. Glob. Trenckmann aus Geringswalde wird ein noch heute erhaltenes Gewölbe, das man als Anfang eines unterirdischen Zugangs zum ehemaligen Schlosse deutet, Hauskeller genannt. Hieraus wird klar, wie der Berg zu dem Namen Hauskellerberg gekommen ist. Der Verfasser macht aus dem nüchternen Hauskellerberg eine „Kultstätte der Buren der Hundschast“.

Ganz unverständlich ist es, daß er auch solche Flurnamen, die ganz unzweideutig auf bestimmte Beschäftigungen von Bewohnern der Landschaft hinweisen, zu Malstattnamen stempeln will. Der Leineweberweg, der durch den Rochlitzer Bergwald führt, soll nichts mit den Lunzenauer Leinwebern zu tun haben. Seinen Zweifel rechtfertigt er durch die Frage: „Welche Leineweber haben dann den Leineweberweg benutzt, der von Nauhain zwischen Staupen- und Spitzberg zur heidnischen Gerichtsstätte an der Freiburger Mulde führt?“ Fragt er das ernstlich? Jeder Bewohner der ehemaligen Leineweberstadt Hartha kann die Frage ohne langes Besinnen richtig beantworten.

Beinahe wie ein Scherz mutet es an, daß er Redensarten wie krummer Hund, windiger Bursche, jemand nicht grün sein usw. auf Weistümer der heidnisch-germanischen Zeit zurückführen will.

Auch Sagen, Denksteine u. a. benutzt er als Hilfsmittel der Malstättenforschung. Er tut dies aber ebenso unkritisch wie bei den Namendeutungen.

Mit der von Dr. Hans Beschorner ins Leben gerufenen und mustergültig geleiteten, planmäßigen Sammlung sächsischer Flurnamen hat das vorliegende Buch nichts zu tun. Der Verfasser geht nicht den für jeden Sammler und Forscher klar vorgezeichneten Weg. Er sucht Geheimnisse und gerät dabei in die Irre. „Flurnamenforschung auf Irrwegen“ könnte man über seine Arbeit schreiben.

Recht bedenklich erscheint der Versuch, Orts- und Flurnamen sorbischer Herkunft durch germanische Rechtsaltertümer zu deuten. Wir geben zu, daß mancher Heimatforscher nicht frei ist von der Sucht, sorbische Altertümer zu entdecken. Und wenn — beispielsweise — ein für Volksschulen bestimmtes Heimatbuch zahlreiche unzweifelhaft deutsche Flur- und Personennamen auf sorbischen Ursprung zurückführt, so kann man das nur bedauern. Auch der verdiente, von Hans Leichsenring zu Unrecht verhöhlte Namensforscher Gustav Hey mag hier und da deutsches Sprachgut für sorbisches ausgegeben haben. Wir sollen uns aber hüten, in den oft und stark gerügten Fehler mancher slawischen Namensforscher zu fallen, die sich bei ihren Arbeiten durch ihre nationalistische Denk- und Gesinnungsweise bestimmen lassen.

J. G. Sieber.

**Was mein einst war.** Bilder aus dem Paradiese meiner vogtländischen Dorfheimat von Emil Schuster. Druck und Verlag Plauen i. V., Moritz Wieprecht 1927.

Eine Wegstunde von Marieney, dem Geburtsorte des größten vogtländischen Poeten Julius Moser, mitten innen zwischen Markneukirchen und Schöneck, liegt, eingebettet in Wiese und Wald, gesäumt von Heide und Moor, das Dörflein Gunzen. In diesen weltentlegenen Waldwinkel führt der Verfasser und widmet seine beschaulichen Schilderungen „den Kindern der Großstadt“, die man beinahe bedauern möchte, daß Heimatflur und



Jugendzeit ihnen soviel weniger bieten als den Dorfkindern der Gebirgs- und Waldorte. Von Vaterhaus und Großmütterleins Stübchen, von allerlei Märlein und Sagen, von Hirten und Holzfällern und Dogelstellern, von Kirmesfreude und Weihnachtsfriede einer entschwundenen Zeit hören wir da erzählen und können es kaum fassen, daß derlei altväterische, uns fremd anmutende Welt erst ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen soll. Auch der grimme, kraftvolle Humor jener Zeiten kommt zu Worte, besonders in der geradezu grotesk wirkenden „Dorfpolizei von ehemals“.

Umschlagzeichnung und Bildschmuck stammen von dem Plauener Kunstmaler F. R. Zenker, der in der feinlinigen Darstellung ferner Höhenzüge und Horizontlinien an Ludwig Richter, in der liebevoll eingehenden Behandlung des Vordergrundes an Hermann Dogel gemahnt.

So ist das Büchlein nach Schauplatz der Handlung, Geburts- und Wohnort des Verfassers, Sitz des Verlags und Arbeitsgebiet des Illustrators ein echt bodenständig vogtländisches Heimatbuch und kann bestens empfohlen werden. P. Apitzsch.

**Das Buch der Stadt Kamenz.** Herausgegeben vom Rat der Stadt Kamenz (S. Krausch, Kamenz 1929). Anlässlich der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages ihres größten Sohnes hat der Rat der Stadt Kamenz ein Buch der Stadt herausgegeben, auf das hier ein Hinweis aufmerksam machen möge. Es ist in mehr oder minder ausführlichen Abschnitten von der Stadt, ihrer Lage, ihren Bauten, ihrer Industrie und — natürlich — von Gotthold Ephraim Lessing die Rede. Georg Witkowski, der Literaturhistoriker der Leipziger Universität, würdigt den Dichter und Denker Lessing in einem knappen zusammenfassenden Vorspruch, dann folgen die vom Kamenzener Stadtarchivar Dr. Stephan verfaßten Teile, die sich mit Lessings Dorfjahre und seinem Leben befassen, das in anspruchsloser und volkstümlicher Weise erzählt wird. Vom selben Verfasser ist das stadtgeschichtliche Kapitel. Über die Bauten und Kunstdenkmäler unterrichtet in enger Anlehnung an die amtlichen Inventare des Landesamtes für Denkmalpflege und ohne neue eigene Forschungsergebnisse Dipl.-Ingenieur W. Reif. Weitere Abschnitte sind der Landschaft, dem charakteristischen Forstfest und den Kunst- und Kultureinrichtungen der Stadt gewidmet. Im Schlußteil berichtet der Bürgermeister von Kamenz Dr. Gebauer von der anlässlich des Lessing-Jubiläums erfolgten Gründung eines Lessinghauses, welches das Städtische Museum, die Stadtbibliothek und einen Vortragsaal enthalten wird.

Was die Ausstattung des Bandes betrifft, so ist sie gewiß sorgfältig. Aber wie kommt es nur, daß solche städtischen Publikationen so leicht etwas von Geschäfts- oder Industrie-Werbeschriften und Reiseprospekten an sich haben? Liegt es an der Drucktype, an der Anordnung von Text und Abbildungen? Zu einem guten Teile jedenfalls an dem Anzeigenteil, den man dem Text hat folgen lassen. Die Abbildungen sind gut gedruckt und zum größten Teile auch gut ausgewählt. Zwei Farbtafeln sind dem Buche beigegeben. Die eine stellt ein bisher unveröffentlichtes Lessing-Bildnis von Anton Graff dar, die andere hätte besser wegbleiben sollen.





Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben

Abgeschlossen am 1. Mai 1929

## Der Stadt Meißen zur Jahrtausendfeier

### Lob der Stadt zur Tausendjahrfeier

Max Zeibig

Aus vielen tausend Jahren kommt dein Strom daher, der sich im alten Variscischen Gebirge mühevoll das Bett gegraben hat, und viele tausend Jahre haben dir die Landschaft geformt, in die du gestellt bist, festliche Stadt.

Tausend Jahre nun thronst du — einst nichts als Ort und Wille zur Wehr gegen den Ansturm der Feinde — nun aber Kraft und Gedanke des Reiches. Fürsten hast du gedient und Völker bewegt. Groß ist der Ruhm deiner Geschlechter im Lande. Um Strom und Burg und Dom webt dein Geschick. Aus Frucht und Fülle ward deiner Erde Freude, die zum Himmel greift. Das Ewige ist in dir lebendig als Kraft und Geist und wird nicht verrauschen, wie der Strom, der zu deinen Füßen geht.

Immer und ewig wird dich der Frühling beschenken, wenn die Blütenwipfel unabsehbarer Obsthaine und Fruchtgärten ihren Schnee auf die Hügel deiner Heimat schütten und die Weinberge tief die köstliche Würze aus blühenden Reben atmen. Immer reicher werden deine Sommer sein, immer schwerer, voller, und wenn die Schnitter die hohen Wiesen an den Ufern mähen, wird



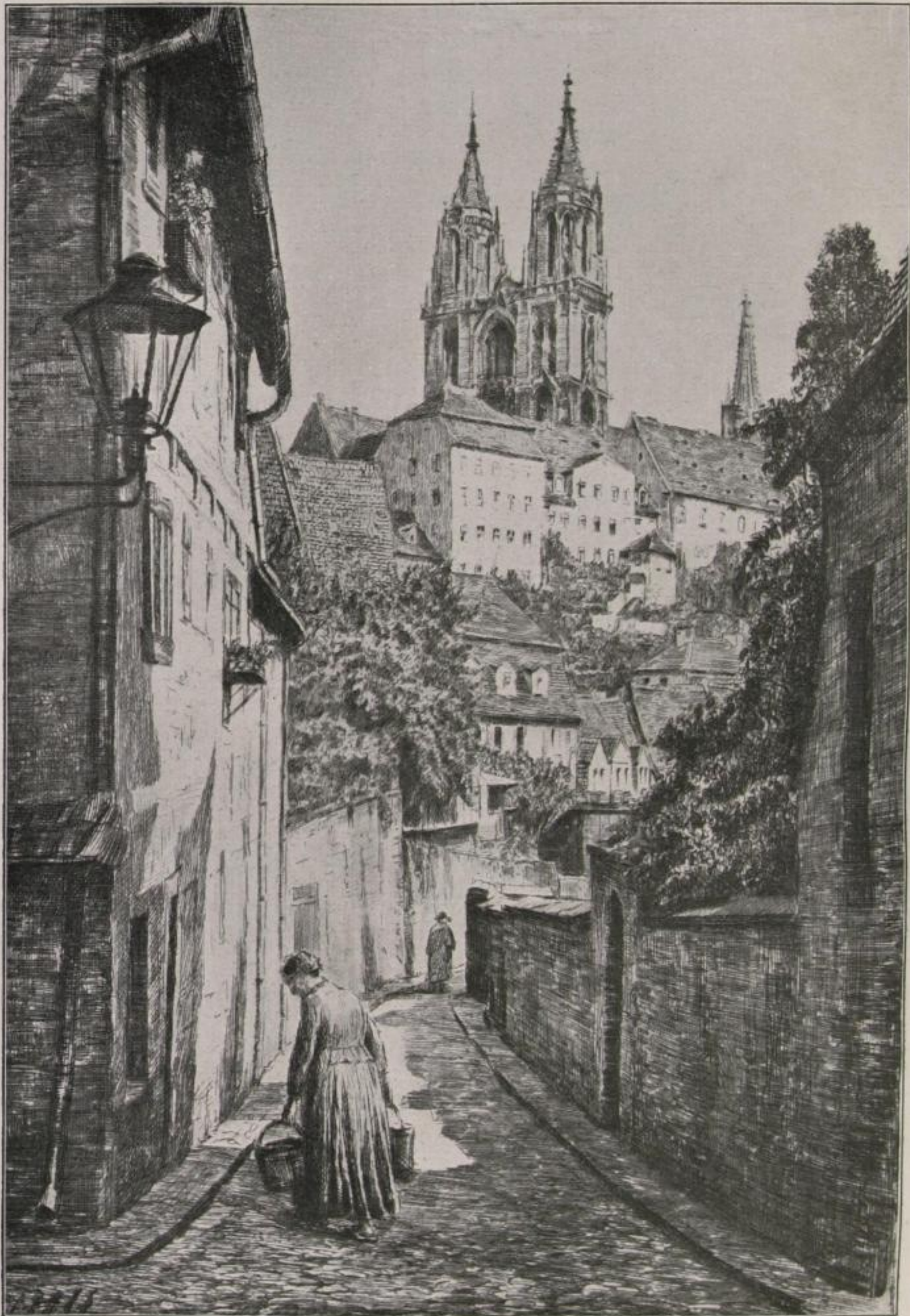


Abb. 1. Meissen. Nach einer Radierung von Georg Jahn in Dresden-Loßwitz



über dem süßen Verwehen des knisternden Heues verheißungsvoll der Duft von neuem Brot aus den Feldern deiner erntelunden Auen steigen. Und immer und ewig werden die Herbste über dir strahlen mit dem Ruch von welchem Laub und frischen Nüssen, von Most und warmem Bauernkuchen, mit den bunten Bränden auch, die goldflammend und kupferrot um Schlösser, Mühlen, Weinhäuser, Kapellen und Ruinen züngeln. Das dionysische Empfinden aber, das tausendmal in hellen Blütenlenzen aus dir geboren und tausendmal in fülligen Herbstn geübt und erprobt wurde, wird heute wie zu allen Zeiten besänftigt und versonnen in ein stilles Wesen münden, wenn der Winter seine mildernden Märchen über deine Mauern, Gassen, Giebel und Winkel in

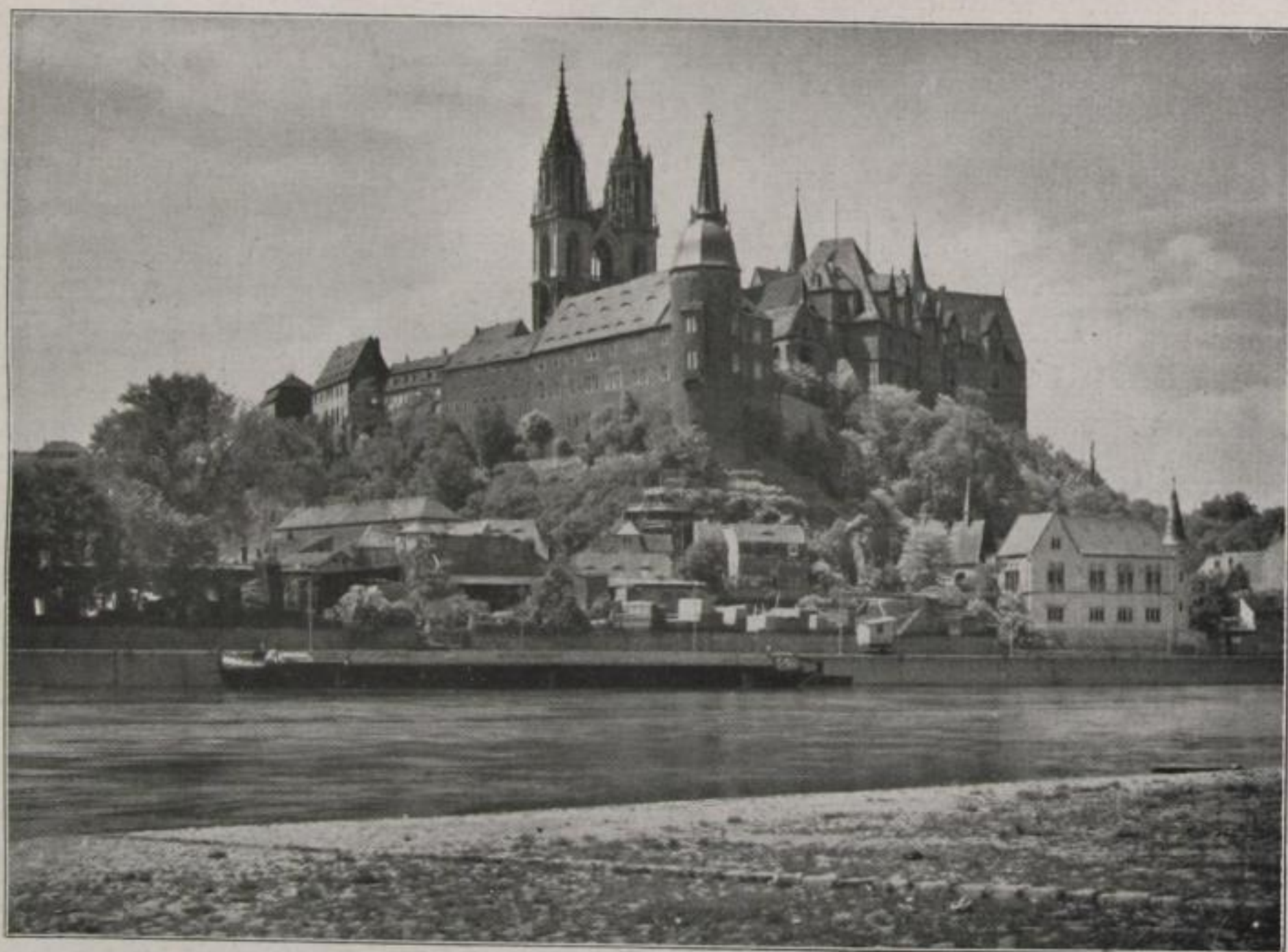


Abb. 2. Der Meißner Burgberg vom rechten Elbufer aus

weißer Ruhe dichtet. Dann ringeln aus dem Rauch der behaglich erwärmten Stuben die schönen Zeichen von Liebe, Güte, Humor und edler Menschlichkeit, und dein Geist mißt die Zeit nach Jahrhunderten.

Da siehst du deinen Gründer nachdenklich über dem Brunnen am Heinrichsplatz und weist die malerisch gruppierten Hütten und Häuser der Vasallen und Trabanten in der guten Hut des Berges. Du hörst das Lied der Minnesänger und freust dich im Ausblick zu Burg und Dom der hohen Phantasie und starken Gestaltungskraft eines Arnold von Westfalen. Ritter, Klosterbrüder, Ratsherren, Nonnen, Böttcher, Küfer und Gelehrte wandeln wieder durch die Gassen, und du erkennst, daß Ritter und Bürger mit dem ganzen Stadtvolk der Schiffer, Weinbauern und Fischer, über Turnieren, Trinkgelagen und feierlichen Fest-



spieltunden der Arbeit und des Eifers nicht vergaßen. Das alte kursächsische Wappenzeichen, das du deinen kostbarsten Werken einprägst, ist Sinnbild deines Wertes in Gelehrsamkeit, Kunst und Gewerbesfleiß.

Aus der Vielheit der bunten Gestalten, die deinen Gedanken vorüberziehen, grüßest du mit St. Afra einen Gellert, Rabener und Lessing. Du entsinnst dich der Tage, da der Korse in deinen Mauern weilte und deine Brücke vor Baschkiren und Kosaken niederbrennen mußte. Du siehst den Alten Fritz, der zur Parade auf den Markt geht und staunst in das kriegerische Getümmel, dem du längst entwöhnt warst. Unter fröhlicheren Sonnen suchten dich, vom Vater Körner heimatstolz gerufen, Goethe und Schiller, die, wie mancher Romantiker, wie auch Otto Ludwig und heute noch Will Desper den hellen Himmel deines Geländes, die Heiterkeit deiner Menschen und Kinder und all die liebe Geschäftigkeit und Heimlichkeit um Burg und Dom als glückliche Harmonie gesehen.

Kein Wunder darum, daß Ludwig Richter dein Maler ward und immer wieder das deutsche Herz in dir aufzeigte, mit dem Stadtkirchenturm im Feierabend und Turmchoral, mit dem Rathausgiebel im Dreikönigslied und mit den Gassen, Winkeln, Toren, Eltern, Kindern und Tieren in so vielen liebevollen Bildern und Szenen. Oskar Zwintscher und Sascha Schneider, ob auch im Wesen ganz anders geartet als der alte, gütige Meister, nahmen die Melodie seines Herzens und das Herz deiner Landschaft wie ein Erbe auf, und heute noch siehst du Jünger der Künste als priesterliche Verwalter vor den Altären deiner Schönheit.

Die Zeit lärmt, tobt und schreit über den Wundern deiner Vergangenheit, sie vernichtet viel und macht dein Bild oftmals häßlich und betrübend. Sie mag das Antlitz der Heimat mit bösen Zügen geschändet haben, sie besinnt sich doch, richtet auf, baut und ordnet wieder nach harmonischen Gesetzen.

So stehst du mit deinen tausend Jahren an der denkwürdigen Brücke von der alten in die neue Zeit und stehst — über den Jahrhunderten gemessen — nur wie an einem Wegstein im Marsch durch die Ewigkeit. Nicht das Zeitliche ist es darum, das wir vor allem über dir rühmen und preisen, es ist das Geistige, das Erste und das Ewige, das auch aus deinem tiefsten Wesen spricht.

In solchem Geiste wollen wir Wallfahrer sein zu deinen festlichen Toren. Vielleicht, daß uns im Tausendjahr ein Schiff an besonnten Hügeln und Geländen dahin durch deine glücklichen Auen trägt. Wenn dann über den Bergen dein strahlendes und in diesen Tagen von hohem Stolz erregtes Bild erscheint, wollen wir es mit besonderer Liebe umfassen, wollen es aus der Tiefe ergründen und wollen in Freuden das Wort des Dichters bewegen:

„Laßt unsern Kahn nur treiben,  
allum ist's fein und schön,  
hier ist vom Weltenbauherrn  
ein Meisterstück geschehn!“





Abb. 1. Mammut-Stoßzahn vom Eisenbahneinschnitt am Buschbad bei Meißen  
(Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte, Dresden-A., Zwinger)

## Zur Vorgeschichte der Stadt Meißen und ihrer Umgebung

Dr. G. Bierbaum

Aufnahmen und Zeichnungen des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen

Es war mein Wunsch, zur Tausendjahrfeier der Stadt Meißen ein abgeschlossenes Inventar der vorgeschichtlichen Altertümer der Amtshauptmannschaft Meißen vorlegen zu können. Entsprechend der Bedeutung der Stadt Meißen im Werdegang des Sachsenlandes sollte dieses Inventar zur Keimzelle für ein nach Kreishauptmannschaften bearbeitetes Inventarisationswerk der vorgeschichtlichen Altertümer des ganzen Landes werden. Aber der Gedanke ist heute noch nicht zu verwirklichen. Unsere Unterlagen im Archiv urgeschichtlicher Funde aus Sachsen reichen noch längst nicht dazu aus. Und noch immer ringt die Vorgeschichtsforschung Sachsens schwer um den Erlaß gesetzlicher Bestimmungen zum Schutze der heimischen Bodenaltertümer. Diese beiden Punkte nach ihrem ganzen Inhalt bis ins letzte verstehen, heißt zugleich meinen bescheidenen Beitrag richtig beurteilen.

Das erste Auftreten des Menschen in unserem Sachsenlande fällt in die Eiszeit (Diluvium). In dieser Erdepöche, die unserer geologischen Gegenwart (Alluvium) vorangeht, bedeckten riesige Gletscher aus Skandinavien unsere Heimat. Weithin bis gegen die nördlichen Ausläufer des Erzgebirges waren sie vorgedrungen. Über 200 Meter betrug die Höhe dieser gewaltigen Eisberge. Die Südgrenze des Eises hat jedoch mehrfach geschwankt. Auch die heutigen Gletscher der Alpen sind dauernd in Bewegung. In kälteren Jahren stoßen sie weiter vor, in wärmeren ziehen sie sich naturgemäß zurück.

Bisher kennen wir keine Reste des Eiszeitmenschen aus dem Lande. Nur die Funde von Werkzeugen aus Feuerstein verraten uns die Anwesenheit des Menschen in dem Abschnitt, den wir kulturgeschichtlich als *ältere Steinzeit* bezeichnen. Markkleeberg bei Leipzig, Zwickau, die sächsische Oberlausitz und Schmölen bei Wurzen haben solche Werkzeuge geliefert. Eine eigenartige Tierwelt, heute zum Teil längst ausgestorben, bildete damals die Gesellschaft des Menschen. Mammut, wollhaariges Nashorn, Riesenhirsch, Rentier,



Moschusochse und Wisent seien hier angeführt, um wenigstens die hauptsächlichsten Vertreter der Großtiere zu nennen. Aus der Gegend des Buschbades, und zwar aus dem Bahneinschnitt im Triebischtal, stammen zwei Stoßzahnreste des Mammuts [Abb. 1 (1)] und ein Knochen des rechten Vorderfußes des Alt-Wisents (Zw.). Der Löß von Obermeißen lieferte Knochen vom Mammut (Verbleib: ?) und aus dem Drosselgrund sind Zähne des wollhaarigen Nashornes in das Museum des Meißner Geschichtsvereins gelangt.

Die Fruchtbarkeit der „Lommascher Pflege“ ist bekannt. Sie beruht auf der weiten Verbreitung des Lößbodens, welcher zu den ertragreichsten Böden Deutschlands gehört. Auch der Löß ist eine Hinterlassenschaft der Eiszeit. Die gewaltigen Eisberge hatten das unter ihnen liegende Material zerrieben. Beim Abschmelzen der Gletscher segten heftige Stürme vom Norden in das Dorland. Durch sie wurden die feinen Bestandteile aus dem Produkt der „Gletschermühle“ herausgeblasen und weiter nach Süden verfrachtet. Das Ergebnis der Ablagerung dieser staubfeinen Bodenteilchen ist der Löß. Seine Vorzüge liegen vorwiegend auf physikalischem (Porosität), zum Teil jedoch auch auf chemischem Gebiet (Kalkgehalt). Die Porosität entstand einmal dadurch, daß sich die einzelnen Mineralkörner untereinander nur locker berühren konnten, wie sie der Wind eben aufeinander wehte; zum anderen durch feine Kanälchen, in denen ursprünglich Pflanzenteile saßen. Diese Pflanzen haben dadurch, daß sie bei der Ablagerung des Lösses immer wieder so durch die neu gebildete Staubdecke hindurchwuchsen, wie das heute noch gewisse Dünenpflanzen tun, überhaupt erst das Anheften des Lösses ermöglicht. Ganz besonders wichtig für die Vorzeit ist die Tatsache, daß der Wald den Löß meidet. Daher sind die Lößgebiete das gegebene Siedlungsland für den in der jüngeren Steinzeit auch bei uns sesshaft werdenden vorgeschichtlichen Menschen, dessen primitive Werkzeuge zu Rodungen nicht geeignet waren.

Die ältere Steinzeit endet etwa um 13000 v. Chr. Es folgt die mittlere Steinzeit (13000 bis 5000 v. Chr.). Auch sie hat bisher keine Funde im Stadtgebiet geliefert. Das wird uns nicht wundern, wenn wir erfahren, daß die sicheren Funde dieser Zeit — es sind sogenannte Spizhauen — alle südlich des jungsteinzeitlichen Siedlungsbezirkes, d. h. südlich der Lößgrenze nach dem Gebirge hin liegen. Niederschöna bei Freiberg, Rochlitz, Altstadt Waldenburg, Noßwitz bei Plauen und der Werdauer Wald kommen in Betracht.

Anders werden die Verhältnisse in der jüngeren Steinzeit (5000 bis 2300 v. Chr.). Die jüngere Steinzeit bedeutet einen erheblichen Fortschritt gegenüber den vorangegangenen Epochen. Mit dem Sesshaftwerden des Menschen kommen Ackerbau und Viehzucht auf. Die bereits in der mittleren Steinzeit beginnende Töpferei gelangt zu erster Blüte. Steingeräte fertigt man nicht nur aus Feuerstein, sondern auch aus Felsgesteinen. Und man hat auch gelernt, diese Werkzeuge zu polieren und zu durchbohren. Einzelne Steingeräte sind auch für unsere Gegend bekannt geworden. Es sind aber wohl nur auf Streifen verloren gegangene Stücke. Leider handelt es sich um alte Funde, mit denen man wissenschaftlich nichts anfangen kann, weil ihre Fundumstände



nicht gesichert sind. Nur ein Stück (Museum Meißen) ist seiner Herkunft nach einigermaßen bezeichnet: „gefunden in dem Steinbruche am Fuße der Bosel“; die anderen stammen aus der „Meißner Elbgegend“ oder sind „bei Meißen“ oder „in der Umgebung von Meißen“ gefunden. Das interessanteste Stück ist ein Axthammer mit Schäftungsrille; auch er soll „in der Gegend von Meißen“ aufgehoben worden sein (Sammlung Vinzenz Richter, Meißen, An der Frauenkirche 12 b).

Dereinzelte Feuersteingeräte wurden 1882 auf einem Felde bei den sogenannten „Riesensteinen“ in der Flur Cölln gesammelt. Es sind drei messerartige Späne mit rhombischem Querschnitt und zwei spanförmige Abfallstücke (Zw.; Abb. 2). Da anderes Beweismaterial fehlt, kann nicht entschieden werden, ob es sich um Wohnstätten- oder Werkstattfunde handelt. Ebenso unsicher ist es, ob die Funde — was nicht sehr wahrscheinlich ist — überhaupt in die jüngere Steinzeit gehören, oder ob sie nicht etwa einem späteren Abschnitt der Vorgeschichte zuzuweisen sind.



Abb. 2. Messerartige Feuersteinspäne und Abfallstücke von den Riesensteinen, Meißen - Cölln

Jedenfalls fehlen bis heute sichere Siedlungsspuren des Jungsteinzeitmenschen im Stadtgebiet. Das ist um so verwunderlicher, wenn man auf der geologischen Spezialkarte beobachtet, wie weit sich der fruchtbare Löß von Westen her elbwärts in den Stadtbereich erstreckt. Selbst wenn man die Angaben in den Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Meißen (3. Auflage, 1928, S. 95) berücksichtigt, daß der Löß, welcher auf den Nachbargemarkungen Kaschka und Schletta 11 bis 15,2 Meter mächtig ist, zu „einer verschwindend dünnen Schicht“ wird, „welche das unterlagernde Grundgebirge deutlich durchschimmern läßt“, wird man wohl an eine Forschungslücke denken müssen, ehe man in der Mächtigkeits- und der damit zusammenhängenden Fruchtbarkeitsabnahme des Lößbodens die Schuld an dem Fehlen jungsteinzeitlicher Siedlungen sieht. Auf alle Fälle bietet sich hier ein weites Feld für die Beobachtungstätigkeit der Lokalforschung durch systematisches Auf- und Absuchen jedes neuen Bodenausschlusses.

Die nächsten bekannten Siedlungen der aus Böhmen zu uns kommenden donauländischen *B a n d k e r a m i k* sind Deila, Leippen, Mauna, Diskowiß



bei Schieritz, Proßitz, Pröda, Seebshütz und Seilitz. Davon ist am besten bekannt die dorfartige Siedlung Seebshütz (Abb. 3). Sie hat Linienband- und Stichbandkeramik geliefert (Sammlung Max Andrae, Seebshütz).

Die Kugelamporenleute sind von Norden durch unser Gebiet gezogen, haben aber keine Spuren hinterlassen. Bekannt sind ihre Gräber von Tossებაude. Ebenso fehlen bis heute Überreste der nordischen Schnurkeramik, die ihrem Hauptverbreitungsgebiete nach auch als sächsisch-thüringische Keramik bezeichnet wird. Benachbarte Fundstellen sind Kötitz, Naundorf bei Zehren, Priesa, Seebshütz (2) und Weinböhla.

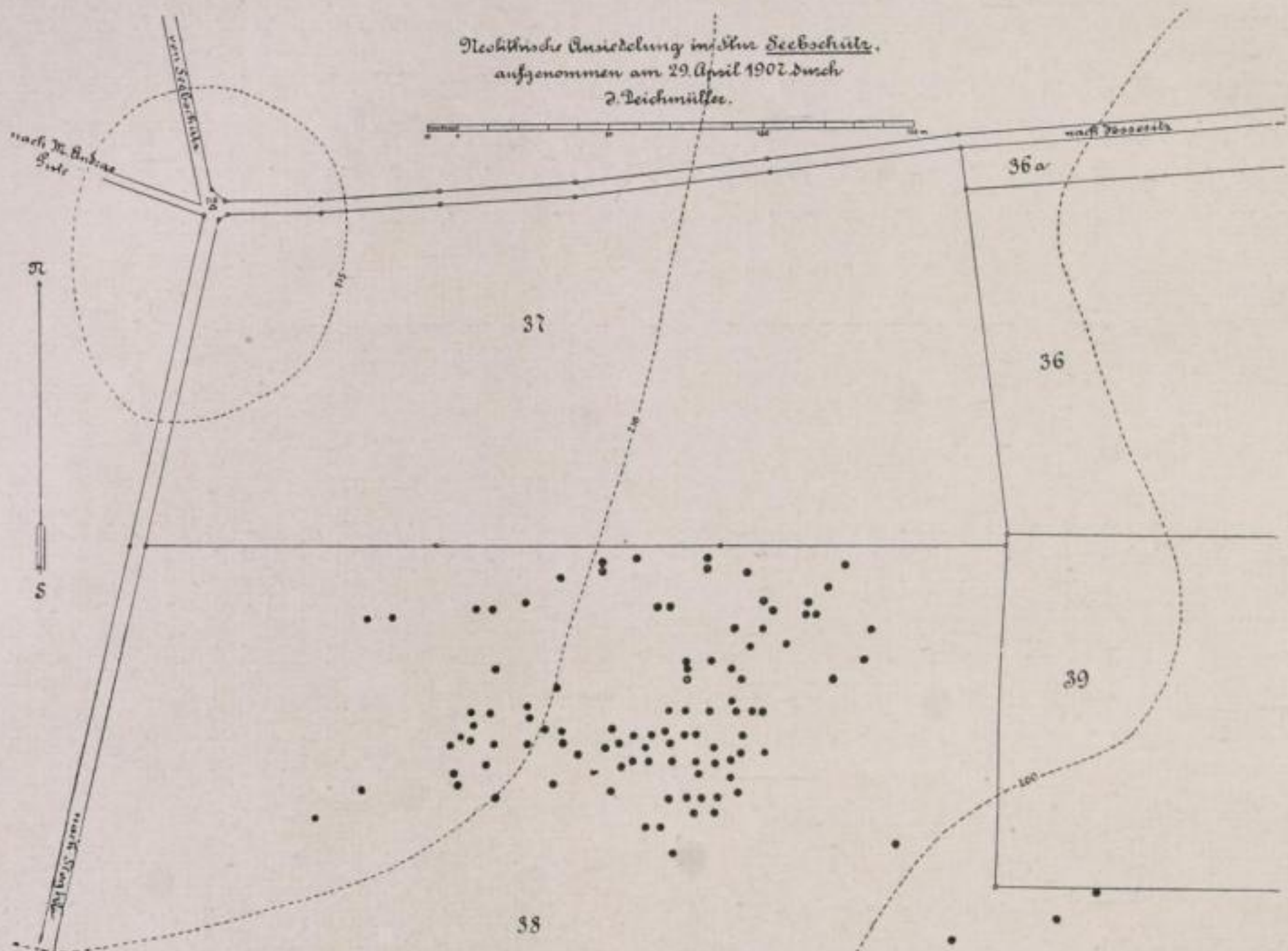


Abb. 3. Dorfartige bandkeramische Siedlung von Seebshütz

Am Ausgang der jüngeren Steinzeit steht die Glockenbecherkultur. Mit Pfeil und Bogen bewaffnet drangen ihre Träger von Böhmen und Thüringen her nach Art der Hunnen, jedoch unberitten, ins Land. Sie werden also ebenfalls unser Gebiet durchstreift haben. Leippen ist hier als eine der wenigen sächsischen Fundstellen für die von Thüringen kommenden Glockenbecherleute zu nennen.

Die älteste Bronzezeit (2300 bis 1700 v. Chr.) bringt auf dem Elbwege und über den Lückendorfer Paß bei Zittau von Böhmen her die Aunjetitzer Kultur ins Land. Wir haben ihre Siedlungen bei Nössige, Gräber in Naundorf bei Zehren (3). Die Aunjetitzer bestatteten ihre Toten so, wie es während der jüngeren Steinzeit üblich war — von ganz vereinzelt Fällen mit Leichenbrand abgesehen. Das heißt, sie übergaben sie der Erde un-



verbrannt in Hockerstellung: Kniee angezogen, Unterschenkel mit Oberschenkel verschürt, desgleichen Unterarme gegen Brust und Oberarme geschürt.

Der Übergang zur Totenverbrennung scheint sich bei uns in der älteren Bronzezeit (1700 bis 1400 v. Chr.) zu vollziehen. Die sicheren Funde aus dieser Zeit sind jedoch so spärlich, daß wir heute noch längst kein endgültiges Urteil darüber fällen können. Als Fundort aus der Nachbarschaft wäre hier Zehren zu nennen. Leider sind die Fundumstände ungenügend beobachtet. Es soll sich um eine Herdgrube handeln.

Während der mittleren (1400 bis 1200 v. Chr.) und jüngeren Bronzezeit (1200 bis 1000 v. Chr.) müssen die klimatischen Verhältnisse im Lande so günstig gewesen sein, daß es schon aus dem Grunde zu einer so dichten Besiedlung Sachsens kommen konnte, wie wir sie während der ganzen Vorzeit auch nicht einmal annähernd mehr feststellen können. Nach der Töpferware unterscheiden wir den älteren und jüngeren Saasischer Typus.

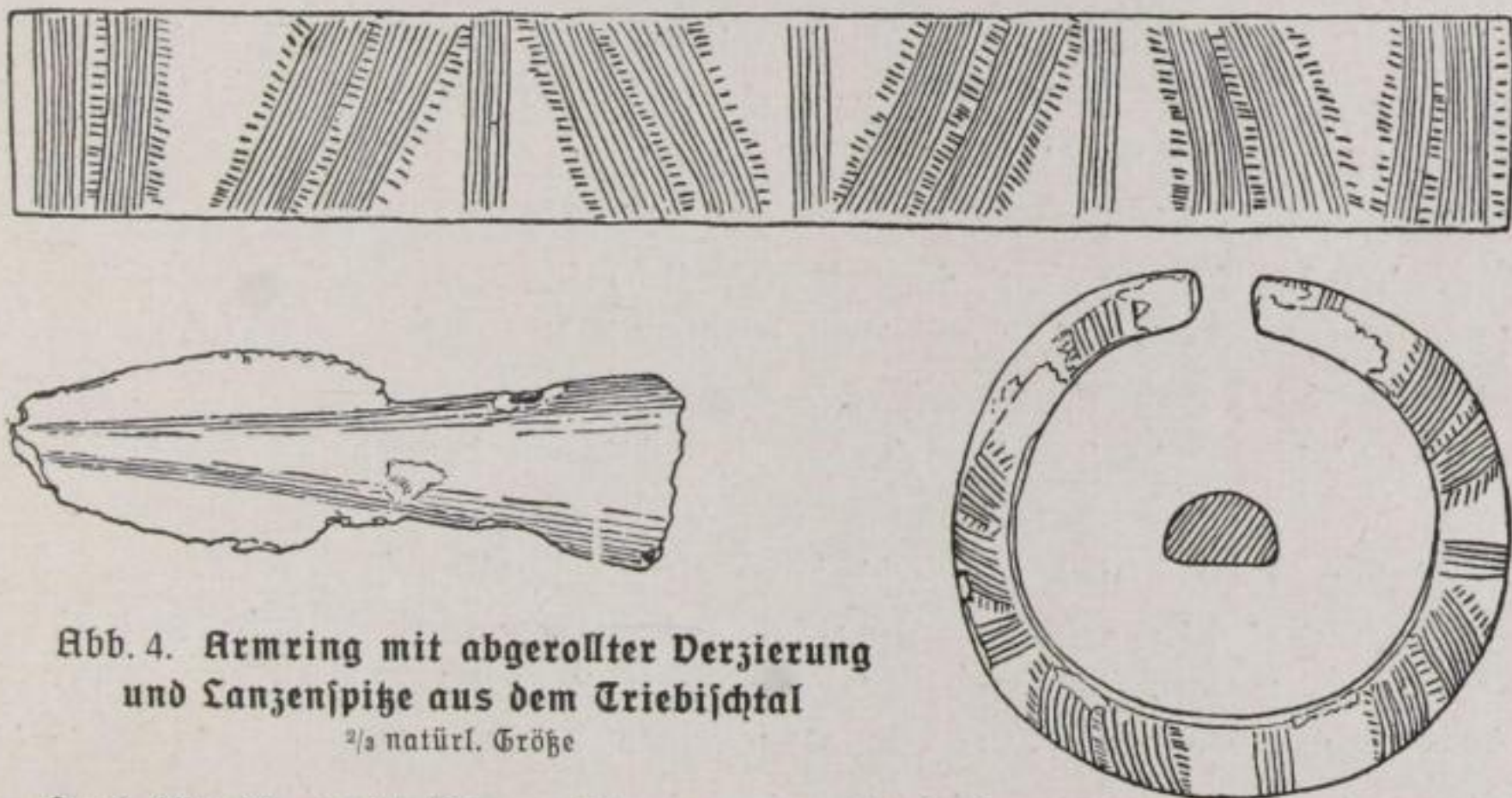


Abb. 4. Armring mit abgerollter Verzierung  
und Lanzenspitze aus dem Triebischtal  
2/3 natürl. Größe

Auch für die mittlere Bronzezeit haben wir offenbar mit großen Forschungslücken in unserem Gebiet zu rechnen. Es ist nämlich sehr auffallend, daß wir auf deren Funde erst in ziemlicher Entfernung vom Stadtgebiet treffen, wenn wir zunächst einmal vom Ortsteil Zschendorf absehen. Wir kennen Gräberfelder von den Fluren Coswig, Deila, Golk, Keilbusch, Kötitz, Proßitz, Pröda (Museum Meissen) und Schänitz; Einzelfunde, und zwar Bronzeärzte mit mittelständigen Schafklappen von der Rittergutsflur Ober-Polenz (verschollen) und Nieschütz (?; Sammlung Dinzenz Richter, Meissen). Hierher gehören ferner: ein verzierter Bronzearmring und eine bronzene Lanzenspitze (Abb. 4). Fundzeit und Fundumstände der Stücke stehen nicht fest. Die Stücke sind im August 1842 von den Eisengießereibesitzern Gebrüder Jacobi im Triebischgrunde als „in dasiger Gegend gefunden“ an das Museum des damaligen Kgl. Sächsischen Altertums-Vereines geschenkt worden und von da 1887 an das Staatliche Museum für Vorgeschichte gekommen.

Die Funde von Zschendorf wurden im Herbst 1922 in der Gärtnerei von Fritz Schönfeld, Auenstraße 7, beim Rigolen gemacht. Es handelte sich um



mehrere Gräber, darunter eines mit großer Brandurne, welche von einer Steinsetzung umgeben waren. Leider sind die Urnen bis auf wenige Scherben zerschlagen und beseitigt worden. Die spärlichen Trümmer waren nach einer Angabe J. V. Deichmüllers im Archiv urgeschichtlicher Funde aus Sachsen in der Verwahrung des Herrn Gärtnereibesizers Schönfeld. Ob das noch der Fall ist, oder ob diese inzwischen auch den Weg alles Irdenen in Privatbesitz gegangen sind, entzieht sich meiner Kenntnis.

In der jüngeren Bronzezeit ist auch das Stadtgebiet Meissen besiedelt. Sehr interessante Beobachtungen konnten nämlich im Juli und im August 1910 im Innern des Domchores gemacht werden. Durch bauliche Veränderungen wurde vor dem Ostende der Apsis des sogen. Ottonischen Baues eine „Herdgrube“ und eine Brandschuttschicht festgestellt. Aus der Herdgrube stammen bronzezeitliche, früheisenzeitliche und slawische Scherben, dazu Reste von Schwein und Hirsch. Trotzdem kann die Grube sehr wohl in slawischer Zeit angelegt worden sein, da es durchaus möglich ist, daß die älteren Scherben erst bei ihrer Anlage vom Plateau her hineingeraten sind. Die Brandschuttschicht enthielt außer Stücken starker, verkohlter Nadelholzstämmen zahlreiche Tierknochen (Pferd, Rind, Hirsch, Reh, Ziege oder Schaf und Schwein), Reste von Hohlziegeln, sehr häufig große gebrannte Stücke von mit Stroh durchknetetem Lehm, einzelne bronze- und früheisenzeitliche sowie slawische Scherben. Die meisten Gefäßreste jedoch stammten aus der Zeit der Wiederinbesitznahme des Landes durch die Deutschen (Abb. S. 218).

Aus diesem Befund und nach einer Besichtigung des Scherbenmaterials im Dommuseum möchte ich annehmen, daß während der jüngeren Bronzezeit auf dem Platz von Dom und Albrechtsburg eine erste Besiedlung stattgehabt hat.

Siedlungsfunde aus der Umgebung kommen für folgende Orte in Betracht: Ickowitz, Kötzitz, Leippen, Neu-Sörnwitz, Niederjahna (Rittergutsflur Jahna), Pröda (?), Sörnwitz und Weinböhlä. Leider können wir heute diese Funde noch nicht auf die mittlere oder jüngere Bronzezeit aufteilen, weil unsere siedlungskeramischen Kenntnisse dazu einfach nicht ausreichen. Wirklich wissenschaftlich einwandfrei ausgegrabene Siedlungen gehören wegen der hohen Ausgrabungskosten bedauerlicherweise in Sachsen immer noch zu den größten Seltenheiten!

Gräberfunde aus der Umgebung sind für die jüngere Bronzezeit für folgende Ortsfluren festgestellt, Groß-Dobritz, Niedermuschütz und Weinböhlä (4). Dazu kommt im Stadtgebiet der Fund vom 20. April 1926 auf ehemals Obermeißner Flur. Er wurde bei Ausschachtungen für die Wasserleitung im Drosselgrund in der Nähe des Gutes Vogelgesang von dem Arbeiter Hermann Maul gemacht (Museum Meissen; nach Wiederherstellung der Gefäße im Staatlichen Museum für Vorgeschichte in Dresden). Es ist ein einzelnes Grab, welches nur die beiden abgebildeten Gefäße enthielt (Abb. 5). Die größere zweihenklige Terrine stand nach Aussage der Arbeiter 0,65 Meter tief aufrecht im Lößlehm. Sie enthielt den Leichenbrand. Der Krug mit dem breiten Bandhenkel befand sich mit nach unten gekehrter Mündung auf dem



Leichenbrand, der durch den Druck des überlagernden Erdreiches teilweise in den Krug hineingepreßt war. Beide Gefäße sind auf der Schulter geschmackvoll mit Schrägrippen von links oben nach rechts unten verziert. Im Leichenbrand lagen zehn Bruchstücke von einer Bronzenadel, bei welcher der Kopf und die Spitze fehlten.

Die jüngste Bronzezeit (1000 bis 800 v. Chr.) ist von der Stadtflur und ihrer nächsten Umgebung — abgesehen von Weinböhlä — nicht belegt. Dagegen ist es die ältere vorrömische Eisenzeit (800 bis 400 v. Chr.). Brandgräberfelder kennen wir auf der Flur Tölln bei den sogenannten „Riesensteinen“ und im Ortsteil Jaschendorf. In Tölln waren bereits 1834 Funde gemacht worden, über deren Verbleib leider nichts mehr bekannt ist. Kurz vor Weihnachten 1903 entdeckte man bei Abräumarbeiten über Köhlers Steinbruch auf dem zwischen der Eisenbahn und

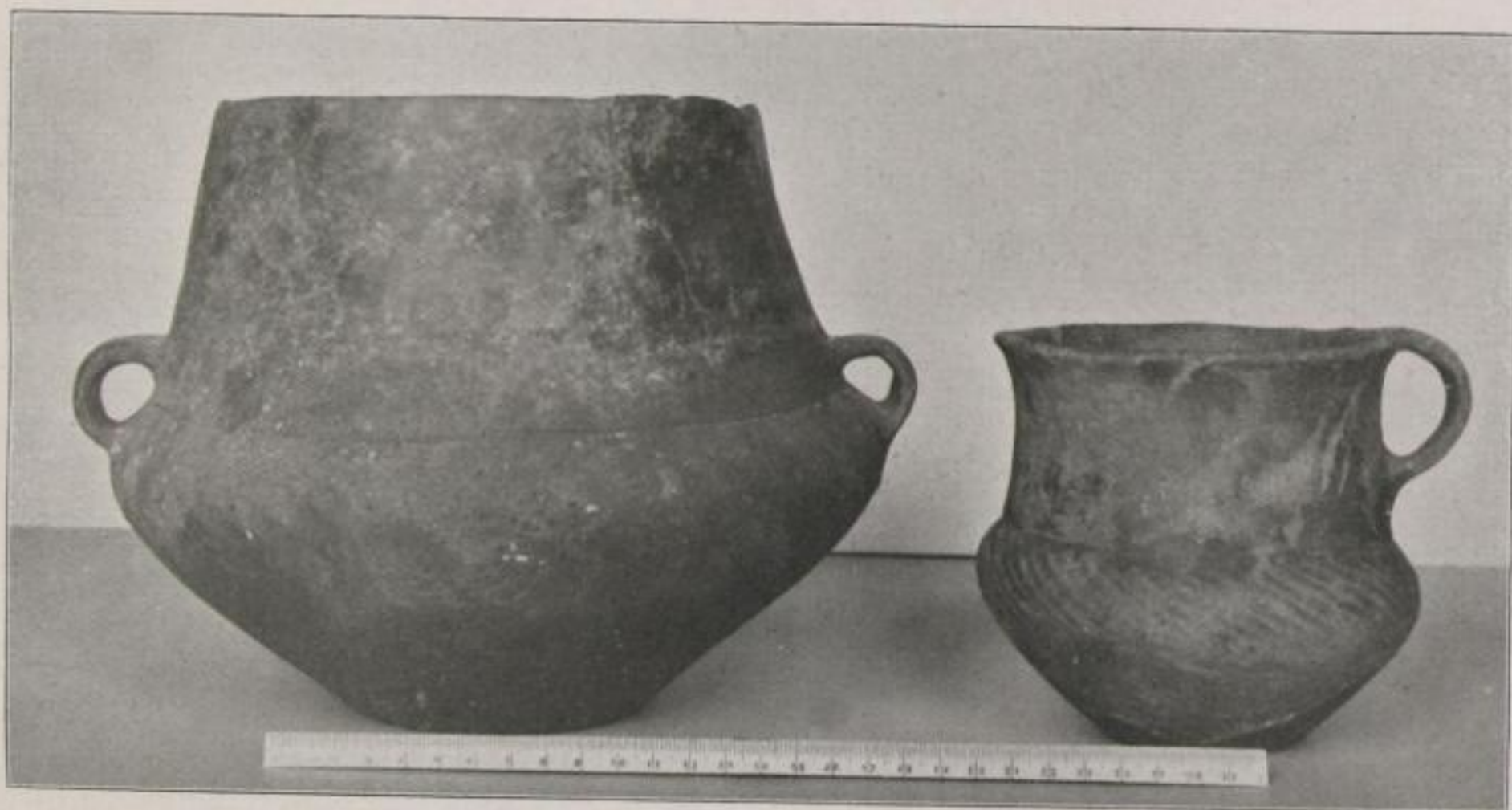


Abb. 5. Zweihenklige Terrine und Krug aus einem Grab der jüngeren Bronzezeit auf Flur Obermeiße

der Zünderfabrik gelegenen südlichen Riesensteine ein weiteres Grab, dessen Inhalt (unter anderem eine große Tonschüssel) aber leider vernichtet wurde. Im März 1904 fanden die Arbeiter beim Abräumen des die Granitkuppe bedeckenden Sandes, etwa 50 Meter südwestlich der höchsten Kuppe, wieder zwei Gräber, das eine in etwa 0,5 Meter Tiefe, das andere etwas höher, im allgemeinen ungefähr einen Spatenstich über dem Granituntergrund. Beide Gräber lagen etwa 4,2 Meter voneinander entfernt. Sie hatten keine Steinsetzungen, sondern sie waren in die mit Sand gefüllten Vertiefungen der unregelmäßig höckerigen und zerklüfteten Granitoberfläche eingebettet. Unsere Abbildung 6 zeigt die seinerzeit aus diesen beiden Gräbern in das Museum des Meißner Geschichtsvereins gelangten Gefäße, von welchen dort jedoch unlängst leider nur noch die Nummern 1, 2, 3 und 8 festgestellt werden konnten. Nur ein stark im Halsteil beschädigtes, hier unter Nummer 9 (Abb. 6) wieder-



gegebenes Gefäß ist in das Staatliche Museum für Vorgeschichte in Dresden gekommen. Es ist Töpferware vom sogenannten **Billendorfer Typus**. Am interessantesten ist das Gefäß Nummer 2 mit seinen beiden querstehenden Henkeln.

Die Funde von **Zaschendorf** sind bereits in diesen Mitteilungen (Bd. XV, 1926, Seite 405 bis 408) von Polizeioberleutnant **Fritz Göhler** angezeigt und abgebildet worden. Sie kamen Ende Mai 1926 beim Rigolen

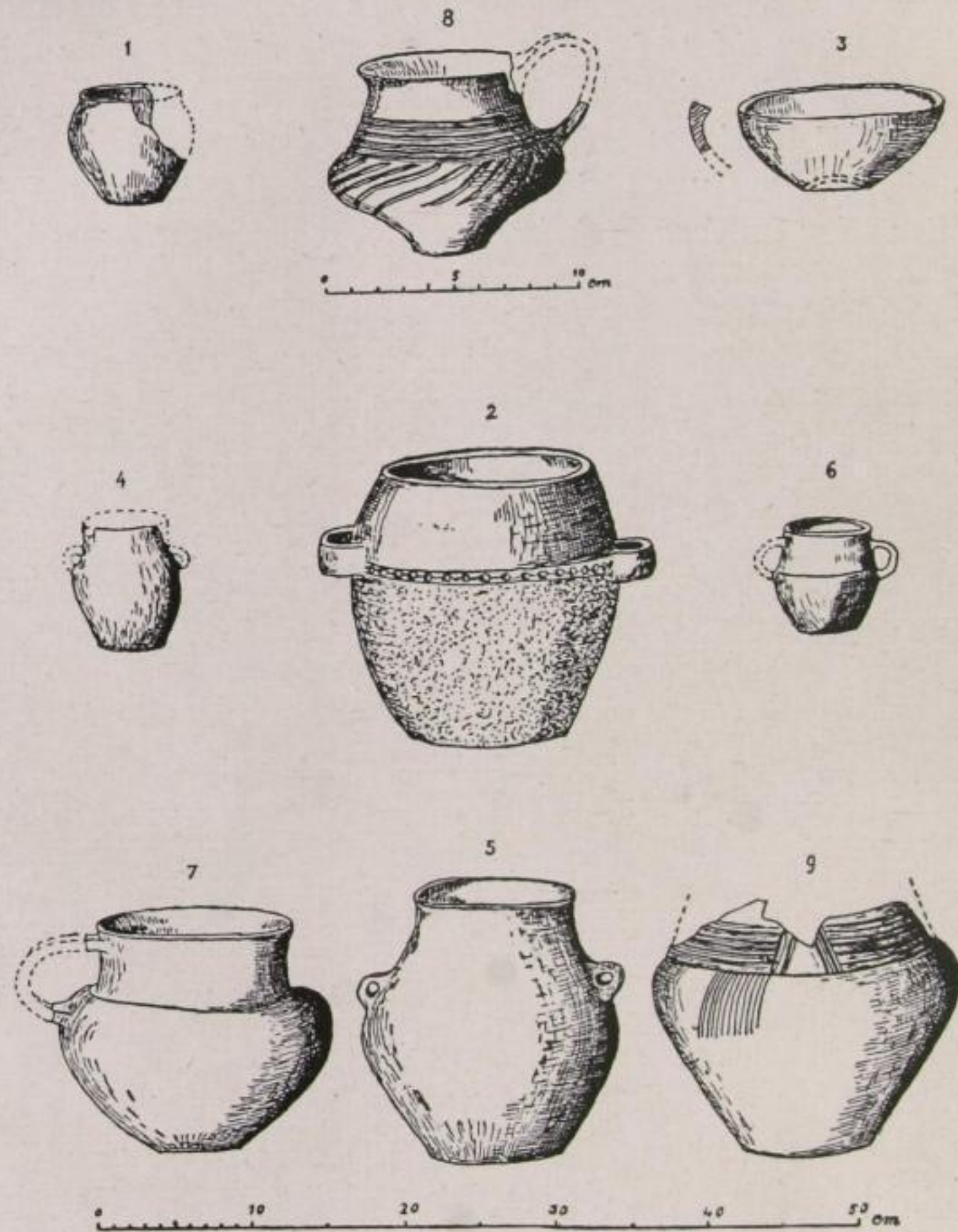


Abb. 6. Gefäße des **Billendorfer Typus** vom **Riesenstein** in **Flur Meißner - Tölln**.  
Zu Nr. 8 besonderer Maßstab

in Sandboden in einer Tiefe von 0,75 Meter zum Vorschein und sind noch in den Händen des Gärtnereibesizers **Fritz Schönfeld**, Meißner, Hospitalplatz 3.

In die Nachbarschaft gehören die Gräberfunde von **Deila**, **Gröbern**, **Kötitz**, **Leippen**, **Naundörfel** und **Schänitz** sowie die Siedlungsfunde von **Dorschütz**.

Auch aus dem Stadtgebiet kennen wir Siedlungsfunde aus der **Billendorfer Zeit**. Beim Grundgraben zu einem neuen Lagerhause der **Porzellan-**



manufaktur im Triebischtale stieß man am 23. Oktober 1912 auf eine Herdgrube. Nach den Beobachtungen J. D. Deichmüllers war diese Grube noch 0,5 Meter tief in Aulehm eingebettet und von je zwei miteinander abwechselnden Lagen von Geröllen (offenbar aus dem Rauental) und von Aulehm überdeckt. Sie hatte annähernd elliptische Gestalt und einen Durchmesser von  $1,78 \times 1,90$  Meter. Ihr Inhalt war lockerer, ziegelartig gebrannter Lehm, in welchem einzelne Holzkohlestückchen und Gefäßreste, häufiger Wandbewurfstücke verteilt waren. Die Abbildung 7 zeigt das Randstück eines topfartigen Gefäßes mit durch Fingertupfen gekerbtem Rande und drei Stücke Wandbewurf (Zw.). An den beiden auf der Abbildung 7 rechts unten befindlichen Stücken erkennt man deutlich die Leiste, die durch das Ein-

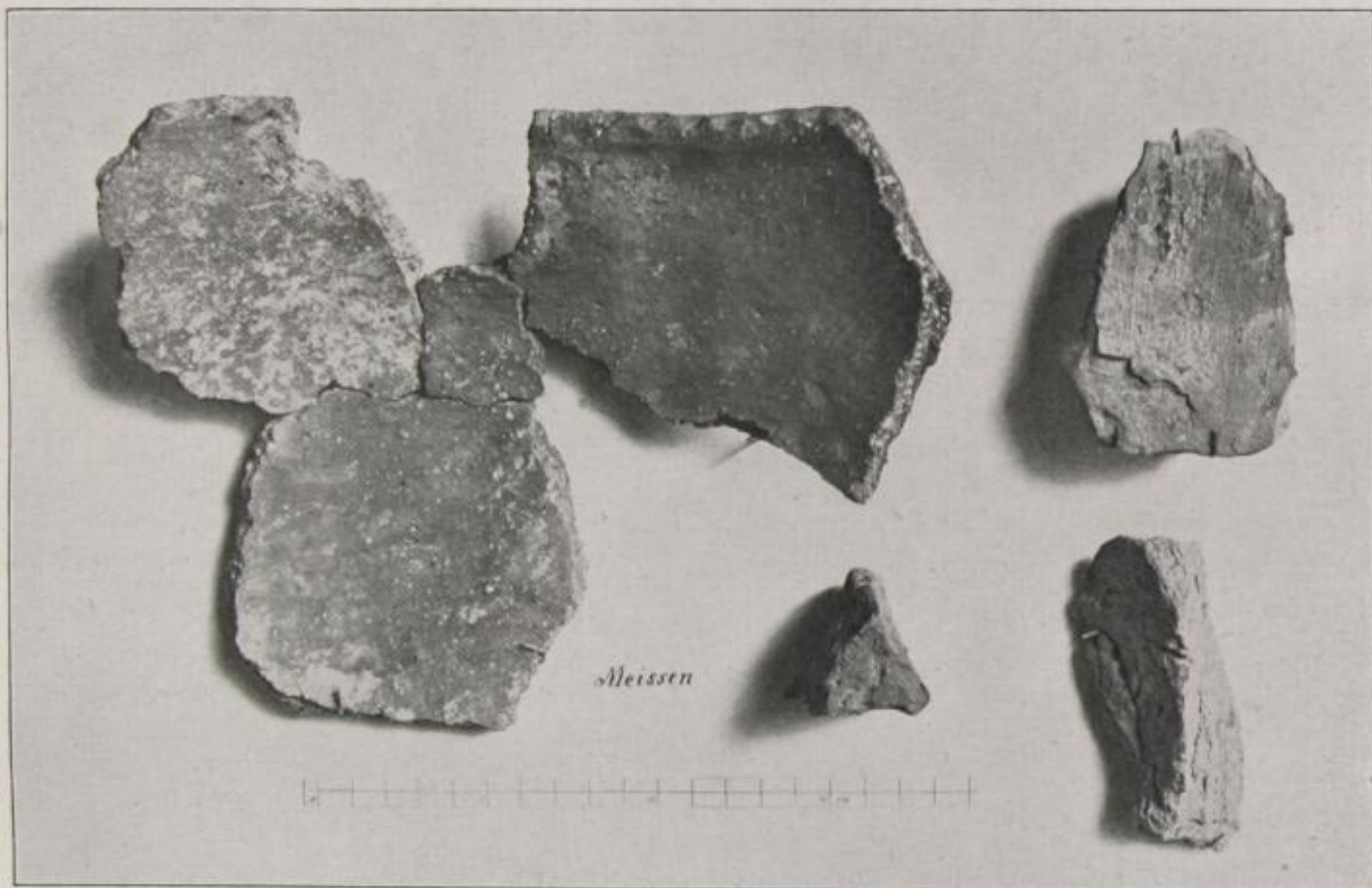


Abb. 7. Scherben und Wandbewurf (Billendorfer Typus) aus Meissen

drücken des strohdurchsetzten Hüttenlehms zwischen zwei runde Pfosten entstanden ist. Das linke Stück ist von oben gesehen, das rechte ist von vorn dargestellt.

Ich hatte oben von früheisenzeitlichen Scherben gesprochen, die 1910 unter dem Ostchor des Domes aufgefunden worden waren (Dommuseum). Wenn hier ein Rückschluß von anderen Stellen Sachsens in ähnlich beherrschender Lage gestattet ist, dann kann es nur der sein, daß der Meißner Burgberg damals vielleicht schon befestigt worden ist. Die wenigstens seit dem Beginn der mittleren Bronzezeit bis zum Ende der älteren vorrömischen Eisenzeit im Lande ansässige Bevölkerung — es waren am ehesten Illyrier — fühlte sich durch die von Norden kommenden Germanen bedroht. Sie legte einen erheblichen Teil der Burgen an, deren Ruinen uns heute als „Wälle“ im Land-



schaftsbilde begegnen. Wenn wir bedenken, daß der Burgberg im Jahre 929 von König Heinrich I. zur Keimzelle der späteren Mark Meißen gemacht wurde, werden wir uns nicht darüber wundern, daß wir nach einer kontinuierlichen Besiedlungszeit von 1000 Jahren heute oberirdisch nichts mehr von der ehemaligen Umwallung nachweisen können. Eine andere Frage ist es, wie die Dinge unterirdisch aussehen. Das kann jedoch nur durch eine Grabung entschieden werden.

Für die anschließende 1000 Jahre umfassende Germanenzeit Sachsens (400 v. bis 600 n. Chr.) ist mit Ausnahme des Münzfundes von der Bodel kein einziger Fund im jetzigen Stadtgebiet zu nennen. Die Fundstellen der Umgebung aber sind so dünn gesät, daß wir wohl wieder an Forschungslücken denken müssen. Aus der Latènezeit kommen an Gräberfeldern nur Nieschütz, Schänitz und Seebischütz in Betracht; an Siedlungen Seebischütz allein. Davon gehören Nieschütz und Seebischütz in die Jahre 400 bis 300 v. Chr., Schänitz in die Zeit zwischen 300 und 100 v. Chr. Besonders bemerkenswert ist unter der Seebischützer Keramik das Auftreten von prachtvollen Gefäßen, die sehr sauber auf der Drehscheibe hergestellt worden sind. Die Drehscheibe war den Germanen durch die Kelten bekannt geworden. Die Kelten saßen während der frühen Eisenzeit westlich des Landes bis an die Saale; während der Latènezeit, und zwar bis 60 v. Chr., finden wir sie in Böhmen, das seinen Namen von ihnen, den Bojern, erhalten hat.

Die frühe römische Kaiserzeit (Chr. Geburt bis 200 n. Chr.) ist nur durch das westgermanische, hermundurische Gräberfeld von Proßitz vertreten (5). In die spätere römische Kaiserzeit (200 bis 400 n. Chr.) gehört der Münzfund von der Bodel.

Der Fund wurde beim Kartoffelgraben auf einem Felde an der Bodel um 1900 gemacht. Die Fundstelle ist leider nicht mehr genau zu ermitteln. Die Münzen gelangten in den Besitz des Oberlehrers A. Bergmann in Dresden-Löbtau. Die 10 römischen Münzen sind (6):

- 1 Silberdenar des Münzmeisters Cn. Sucretius Trio (ca. 74 v. Chr.),
- 1 Bronze-Sesterz (oder As) des Kaisers Hadrian (117 bis 138 n. Chr.),
- 1 Bronze-Sesterz des Kaisers Antoninus Pius (138 bis 161),
- 1 Bronze-Sesterz des Kaisers Commodus (180 bis 192),
- 4 Silberdenare des Kaisers Gallienus (260 bis 268),
- 1 Silberdenar des Kaisers Claudius Gothicus (268 bis 270) und
- 1 bronzene Sterbemünze (halber Centenionalis) des Kaisers Constantin d. Gr. (323 bis 337).

Nach der jüngsten Münze könnten die Stücke in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts vergraben worden sein. Sie könnten freilich auch erst in relativ junger Zeit an den nachmaligen Fundplatz gelangt sein. Auf jeden Fall muß hier ausgesprochen werden, daß Münzfunde allein für die Siedlungsgeschichte einer Flur gar nichts besagen, so interessant sie immer sein mögen. Den Ausschlag können immer nur Siedlungs- oder Gräberfunde geben.



Der Historiker setzt den Beginn der Völkerwanderung in das Jahr 375 n. Chr. Daher bezeichnet man auch in der Vorgeschichte — etwas summarisch — die Jahre 400 bis 600 n. Chr. als Völkerwanderungszeit. Nach den wenigen bisher in Sachsen gemachten Funden aus dieser Zeit zu urteilen — die dem Stadtgebiet von Meißen am nächsten liegenden Fundplätze sind erst die Fluren Mannschütz, Riesa, Nasseböhlen mit warnischen, Nickern bei Dresden mit langobardischen Fundstücken — kann das Land nur noch sehr dünn besiedelt gewesen sein, selbst wenn man auch in diesem Falle mit recht erheblichen Forschungslücken rechnet. Man wird daher annehmen können, daß die von Osten mit dem Beginn des siebenten Jahrhunderts heranrückenden Sorben kaum auf einen sehr erheblichen Widerstand stießen, als sie das Land besetzten.

- (1) Zw. hier und im folgenden gebraucht als Abkürzung für Museum für Mineralogie, Geologie und Vorgeschichte, Dresden-A., Zwinger.  
 (2) Nordtächsisches Wanderbuch, Dresden-Wachwitz, 1925, Seite 241.  
 (3) Nordtächsisches Wanderbuch, Dresden-Wachwitz, 1925, Seite 243.  
 (4) Mitt. Der. f. Gesch. d. Stadt Meißen, Bd. XI, H. 1, 1928, S. 135 ff.  
 (5) Nordtächsisches Wanderbuch, Dresden-Wachwitz, 1925, Seite 249.  
 (6) Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, Bd. XVI, 1924, Seite 284—286; Mitt. Der. f. Gesch. d. Stadt Meißen, Bd. XI, H. 1, 1928, S. 141 ff.



Das Meißner Wassertor von innen (gezeichnet nach der Natur von Anton Balzer dem Jüngeren)  
 Kupferstich aus der Landesbücherei



## Burgwälle im östlichen Daleminzien

Dr. Werner Radig

Mit Abbildungen des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen

In einem Umkreis von etwa 6 Kilometer um die Feststadt Meissen sei ein Streifzug zu den Burgwällen, jenen würdigen Bodendenkmälern, unternommen.

Als treffliches Beispiel einer voll ausgeprägten slawischen Wallanlage erhebt sich etwa 40 Meter über dem Triebischtal der Jockischberg auf der dem Gallenbach folgenden Flur K e t t e w i k. Unterhalb der Mündung dieses tief eingeschnittenen Baches zwingt der felsige Widerstand des Jockischberges den oft gewundenen Lauf der Triebisch zu einem Bogen nach Norden, ehe er wieder in seine Nordostrichtung einbiegt. In jener Windung beherrscht der Berg das schmale Tal nach beiden Seiten und bestimmt damit den überaus geeigneten Ort zum natürlichen Fundament von zwei stattlichen Bogen-, ja beinahe Spiralwällen, deren Innenseiten einander zugekehrt sind; hierzu ließ sich in früherer Zeit ein dritter äußerer Abschnittswall und Graben am veränderten Boden ablesen. Nahen wir uns vom Osten her, dem von Natur ungeschützten Hinterland des Lößplateaus, so treffen wir zunächst auf den letztgenannten Abschnittsgraben, der nur noch am Nord- und Südhänge des Jockischberges zu erkennen war. (Abb. 1.) Kaum haben wir aber die beiden nah zusammengelegenen Gehöfte umgangen, so tut sich schon der zweite, innere Abschnittsgraben auf, an seinen deutlichen Böschungen klimmen Wiesen und Obstbäume hinauf. Ersteigen wir aber den inneren Grabenrand, so befinden wir uns sogleich auf dem die Felszungenkuppe abschließenden Bogen- und Abschnittswall. In seinem nordöstlichen Bogen ist die innere Wallböschung nicht nach den Feldern des Wallkessels zu verflacht, wie man sonst bemerken muß, sondern sie fällt wie in den Zeiten ihrer Errichtung und Benutzung steil ab; auf sie blicken wir vom Wallinnern her, wenn wir Abbildung 2 betrachten: In der jetzt von stattlichen, hochragenden Bäumen bestandenen Wallkrone erkennen wir gleichsam die mächtigen Zinnen des Oberwalles, in die der langgeschwungene Bogen des Niederwalles hineingreift; er umzieht den Westrand des Jockischberges und öffnet sich nach dem Hauptwall, dessen Übergreifen im Norden an einen Eingang denken läßt; im Süden verliert sich bald der Hang nach dem Gallenbach. Auch bei dem Westwall sind nur noch die äußeren Böschungen in altem Zustande erhalten, nach innen sind sie in flacheres Feld umgewandelt. Doch ist es gerade die Feldarbeit, die zahlreiche mittelslawische Funde noch heute zutage fördert. (Preusker, O.: Blicke in die vaterländische Vorzeit, B. III. 1844. S. 134—136; Bierbaum, G.: Nordtäsisches Wanderbuch 1925. S. 251—252.)

Wenn man vom Jockischberg über die Baumspitzen des Mischwaldes, der seinen Steilhang säumt, nach Nordwesten hinüberblickt zum anderen Steilrand des Triebischtals, so zeigen gleich einem Wahrzeichen drei Linden die hervorgehobene Felszunge mit dem einst in der Geologie umstrittenen Kalktuffbruch von R o b s c h ü k: Auf ihr erhebt sich ebenfalls eine Anlage, die zwar nur einen Wallzug aufzuweisen hat, diesen aber als mächtigen Abschnittswall



erhalten hat. (Abb. 1.) Steigen wir vom Tale her die schmale Dorfstraße hinauf, so müssen wir das große Gut rechts liegen lassen und dem Feldweg folgen, der sich am Fuße der Außenböschung entlang in den Wallkessel hinein windet. Vom Westen her also bietet sich der Eingang in das jetzt mit einem Felde ausgestattete Wallinnere, von dem aus die sichelförmige Aufschüttung leicht überblickt werden kann. Während heute über die Innenböschung Obstbäume verteilt sind, deuten auf der Wallkrone verschiedenartige Nadelbäume auf den alten Waldbestand; dieser zieht sich auch außen hinab und endet erst am Fußweg, der im Nordwesten als Hohlweg verläuft; durch ihn wird die Sohle des Abschnittsgrabens vertieft, der mit dem Wall die Befestigung nach dem von Natur ungeschützten Hinterland deckt. Auch aus dieser Anlage wurden schon

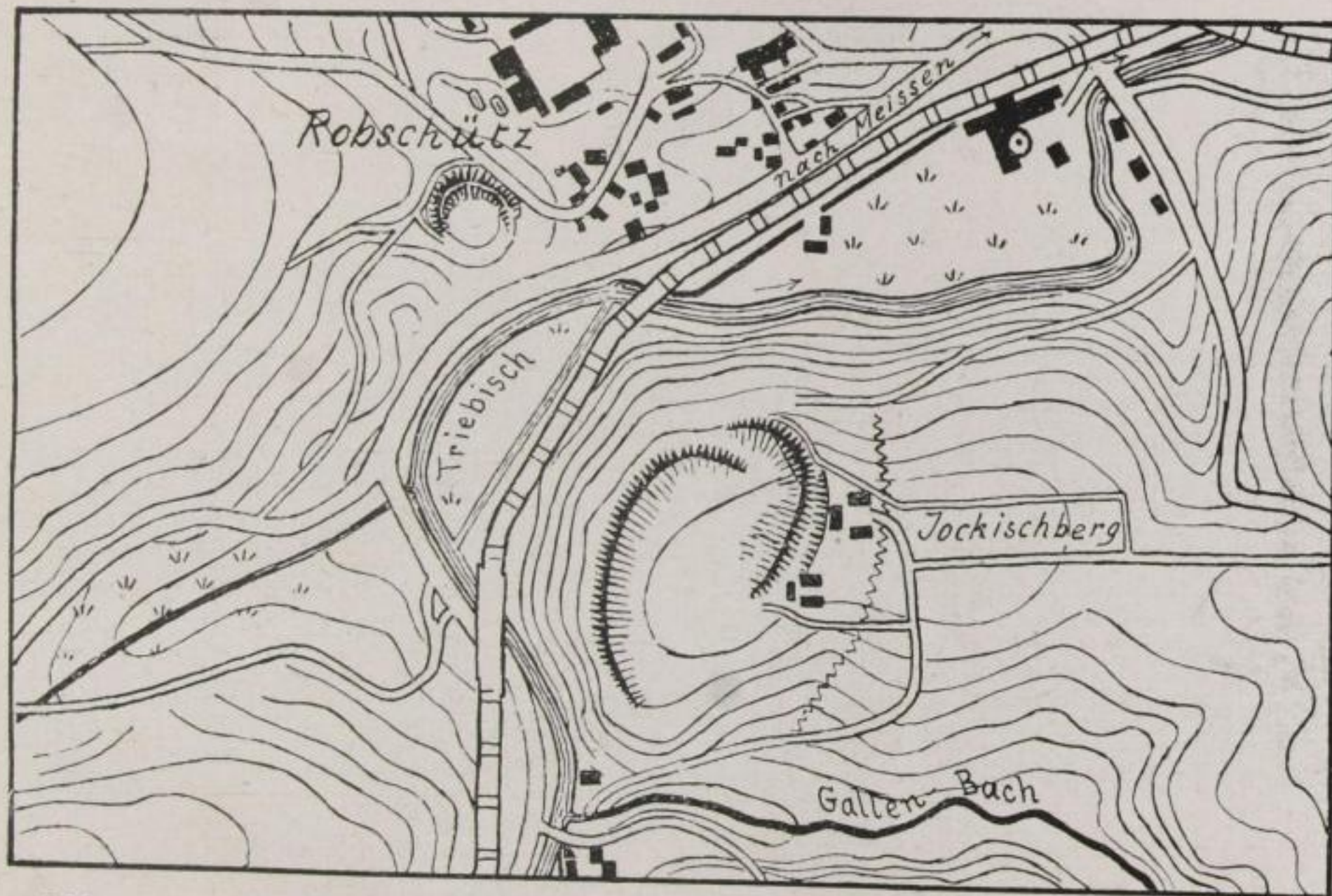


Abb. 1. Lageplan der Wallanlagen vom Jockischberg und Robschütz. Maßstab 1:10000

1870 und später mittelslawische Funde geborgen; im Gegensatz zu den Scherben vom Jockischberg ragen die Robschützer aber noch in spätslawische Zeit hinein. Soll man hierbei an Ablösung denken, da kaum beide immer nebeneinander bestanden haben mögen?

Derartige Scherbenfunde fehlen bisher von den Wallresten auf der „Hohen Eifer“, die mit ihrem talbeherrschenden, steilwandigen Hochplateau dem Forstrevier Siebeneichen zugehört und nur spärliche bronzezeitliche Reste lieferte. Ebenfalls ohne zeitbestimmende Funde sind bis jetzt die wallähnlichen oder in wirklicher Wallform auftretenden Anlagen des nahen, idyllisch-kleinen Tales des Jahnabaches in unenträtseltes Dunkel gehüllt. Jenes Dorf Niederjahna, dessen Name große, historische Erinnerungen wach ruft, zeigt am Nordausgang in einem Rittergutsgarten künstliche Böschungen, die mit ihrer Umgebung die



„Scheibe“ heißen. Auch am Großen Jahnsberg finden sich künstliche Einschnitte. Nur verdächtig und unerklärbar sind angebliche Wallreste auf dem Lämmerberg oder Ziegenrücken und der gegenüberliegenden kleinen Talrandzunge. Der „Schloßberg“ aber über der Schloß-Mühle nahe Keilbusch läßt in der Tat einen tiefen Abschnittsgraben unter seinen dichten Bäumen wiederfinden.

An der Einmündung des Grutschenbaches in die anmutige Aue des Kezerbaches erhebt sich der auf der Nordseite bewaldete Dragoner-Berg bei Schieritz, dessen westlicher Ausläufer neuerdings eine alte Wehranlage zu erkennen gab. Naht man sich von Westen her, so trifft man zuvörderst auf einen Abschnittsgraben, dessen Erdaushub zu einem dahinterliegenden, flachen Wall verwendet wurde. Die Sohle des Grabens setzt sich in einem Absatz fort, der gleichsam



Abb. 2. Der Jockischberg, Flur Kettewitz. Blick von Westen her auf den inneren Abschnittswall

als schmale Stufe den gesamten Zungenrand der Anlage umzieht. Weiter nach vorn zeigt sich ein zweiter Abschnittsgraben, über dem unmittelbar der runde Erdsokkel etwa eines Erdturmes aufsteigt. Durch Überklettern des kleinen, buschreichen Kegels gelangt man nach der schmalen Zungenspitze, die über dem obengenannten Absatz eine deutliche sichtbare Böschung aufweist. Nicht zu verwechseln sind diese Burgwälle mit hier gelegentlich auftretenden Schanzen des Siebenjährigen Krieges.

Um die Mündung des Kezerbaches schließt sich die Flur *Zehren*, die nicht nur durch zwei vermutliche Wallstellen wie den Friedhof mit den Gebäuden um die Kirche und die „Luisenburg“ im Süden des Friedhofes überrascht, sondern uns außer dem bekannten Burgberg im Spätherbst 1928 die Entdeckung des Walles über dem Spizhaus bescherte. (Die „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung der nord- und ostdeutschen vor- und frühgeschichtlichen Wall- und Wehranlagen“, Dresden, Zwinger, wurde von Gutsbesitzer M. Andrä, Seebischitz, auf diese und andere Anlagen hingewiesen.) Dort schneidet ein stark ge-



bogener Graben mit Wall die Hochterrassenecke über dem Spitzhaus nach den dahinter sanft ansteigenden Höhen ab. Die vom Pflug frisch aufgerissene Graspflanznarbe zwischen den Obstbäumen lieferte sogleich keramische Reste aus mittelflawischer Zeit. — Weit älter sind die Belege des Burgberges (Abb. 3), Zehren, der mit seinem mächtigen Felsfundament als Beherrscher des Elbtals aufzufassen ist. Die Natur hat etwa 40 Meter über den Wassern des Elbstromes schon ein langgestrecktes Plateau vorgeschaffen, das nur durch Abschnittswälle abgeriegelt zu werden brauchte: Im Norden ist ein Abschnittswall und -graben ganz verflacht noch auf dem Felde zu erkennen, fast am Südeinde kurz vor der Zungenspitze erhebt sich von Rand zu Rand des schmalen Rückens ein hoher Abschnittswall, dessen Südhang noch heute als Weinberg genutzt wird (Abb. 3).



Abb. 3. Der Burgberg Zehren a. d. Elbe. Blick von Ostnordosten her auf die Felszunge mit dem inneren Abschnittswall

Dem Burgberg und dem Spitzhaus-Wall gegenüber erhebt sich auf der steil abfallenden Hochterrasse des rechten Elbufers der Weinberg mit der weithin sichtbaren Kirche von Zadel. Die vorderste nach Westsüdwesten gerichtete Spitze des Weinberges zeigt kurz vor dem Felsabhang eine künstliche Erdaufschüttung, in einiger Entfernung hinter ihr fallen die stark verflachten Reste eines Abschnittsgrabens auf. Auch an der Südseite des Pfeifferschen Gutes befinden sich wehrhafte Böschungen und hohe Mauern. — Die rechtselbische Hochterrasse tritt, wenn man ihr stromaufwärts folgt, erst mit dem Fürstenberg in Schölla von den Ufern zurück. Hier bildet der Fürstenberg, der nicht mit dem Zschendorfer Fürstenberg zu verwechseln ist, mit seiner beherrschenden Kirche ein Gegenstück zu dem herübergrüßenden Burgberg von Meißen. Man muß den gewundenen Pfaden des Spaargebirges nachgehen oder



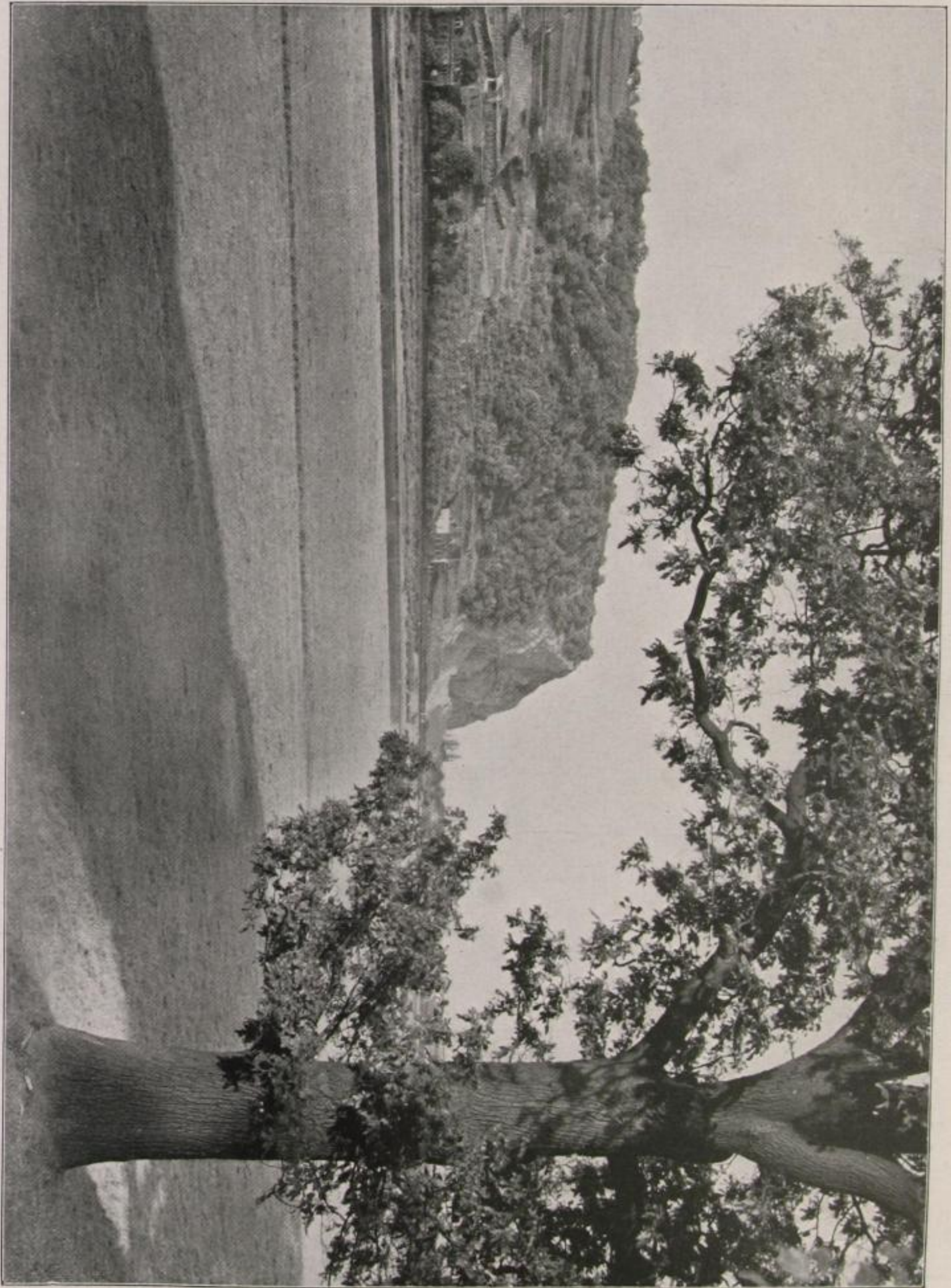


Abb. 4. Die „Deutsche Bofel“ vom linken Elbufer aus



die Elbstraße an den Weinbergen dahinziehen, um zur Deutschen B o s e l (Abb. 4) zu gelangen. Die Südspitze dieses kleinen Granitmassivs wird von einem hohen Abschnittswall, der sich im Osten als Böschung fortsetzt, geschützt. Das Wallinnere mit Feld und „Botanischer Anlage des Heimatschutzes“ muß viel Raum geboten haben; die „Bastei“ an der Südspitze etwa 80 Meter über der Elbe war ehemals wie heute ein trefflicher Auslug. Der Blick elbaufwärts streift Constappel, Gauernitz und Scharfenberg, wo sich ebenfalls noch Wälle verbergen sollen. —

Bis hierher ließen wir den Heimatboden mit seinen erdgebundenen Resten einer fernen Zeit gleichsam selbst sprechen. Was aber vermögen wir heute zu deuten und in welcher Weise lassen sich die prähistorischen Tatsachen mit den frühen Notizen geschriebener Geschichte verknüpfen? Bei dem Studium der G a u e und ihrem Grenzverlauf lassen sich die Burgwälle wertvoll verwenden. Ist doch z. B. der Verlauf der Ostgrenze von Daleminzien gegen Nisan auf dem rechten Elbufer ungeklärt. Von Süden her fällt die Grenze mit der Bachader der Wilden Sau zusammen, dessen nordwestliches Hinterland den Grenzwall trug, denn zahlreich sind dort die Rodedörfer. Von Norden her hat die Ostgrenze ebenfalls einen natürlichen Grenzsaum in dem Friedewald: Wo ist aber der markierte Grenzpunkt an der Elbe selbst? Die Kenntnis der Wälle führt leicht zur Lösung: der stattliche Abschnittswall auf der B o s e l muß die Grenzfestung gegen Nisan gewesen sein, von der Mündung des Saubaches bis zur B o s e l - bastei mag die Gaugrenze selbst mit der Elbe zusammengefallen sein.

Auch in die Frühzeit der Burgwardsverfassung vermag die Bodenforschung hineinzuleuchten, wenn sie ermittelt, daß mancher slawische Burgwall als deutscher Burgward weiterlebt. Gerade an den wehrhaften Stätten von Zehren und Zadel haften urkundliche Bezeichnungen wie: 1003 ad Cirin castellum, 1074 in burgwardo Zadili und 1079 in pago castri Zalin. Ihre reizvolle Verschmelzung mit den archäologischen Ergebnissen ist einer anderen Arbeit vorbehalten. —

Unvergessen aber bleibe die Tatsache, daß im Burgberg Meißen wie im Burgberg Zehren auch zahlreiche Gefäßreste weit höheren Alters als die slawischen Relikte geborgen wurden. Diese gehören jener frühen Zeit an, in der man von der Benutzung der Bronze zum Eisen überging; damals harrte unser Heimatboden der Besiedlung der Westgermanen entgegen.



# Die Sorbenwenden

## Die Gründung der Burg und der Stadt Meißen

Otto Eduard Schmidt

Fast ein Jahrtausend hatten germanische Stämme im heutigen Deutschland vom Rhein bis zur Weichsel gesiedelt, ehe die slawischen Stämme, um 500 n. Chr. aus den Sümpfen und Steppen am Pripet und mittleren Dniepr westwärts hervortauchend, frühestens um 570 die Elbe, frühestens um 600 die Saale erreichten. Die Einwanderung der tschechisch-slowakischen, sorbisch-wendischen und lechitischen Slawen (Polen, Kaschuben und Polaben) auf den deutschen Volksboden vollzog sich ohne Aufsehen erregende Kämpfe, da die Burgunden, Sueven, Langobarden und andere Stämme, die bisher den Ostflügel der germanischen Siedlungen gebildet hatten, größtenteils das Land verlassen hatten, um nach Süden oder Westen abzuwandern.



Abb. 1. Siegel des Königs Heinrich I. (links), des Bischofs Withego I. (Mitte) und des Markgrafen Konrad von Meißen (rechts)

Die Sorbenwenden, die damals die Niederlausitz und den heutigen Freistaat Sachsen mit Ausnahme der Gebirge besiedelten, und die Tschechen, die in Böhmen und Mähren eindrangen, kamen nicht als freie Gebieter über das neubesetzte Land, sondern herangeführt von ihren Zwingherren, dem turkottartarischen Reitervolke der Avaren, das sie unter harter, grausamer, entwürdigender Knechtschaft hielt.

Die Slawen fanden das Land nicht ganz menschenleer: Reste der ausgewanderten Germanenstämme waren vermutlich zwischen Saale und Elbe wie auch im Böhmerlande zurückgeblieben und überlieferten den Sorbenwenden und Tschechen die germanischen Namen der Gebirge und Flüsse, die sie mit geringen Umstellungen der Laute annahmen und beibehielten. So sind die Namen Fergunnia und Miriquidui für das Waldgebirge, der Bergname Reif = Rip (Georgsberg bei Raudniß in Böhmen), die Flußnamen Elbe (tschech.



Labé), March, Waag, Moldau, Beraun, Uslawa, Oskawa, Schwarzawa, Jglawa, Elster, Mulde, Spree, die Städtenamen Olmütz (germanisch Alamundis = Ort des Alamund), Brünn (Brunnen) u. a. germanischen Ursprungs. Die Fortdauer dieser Namen in deutscher Form macht es wahrscheinlich, daß nicht nur in Böhmen und Mähren, sondern auch östlich der Saale und Elbe kleinere germanische Siedlungsgebiete erhalten blieben. Diese Erhaltung vereinzelter „deutscher Horste“ (Gierach) inmitten einer slawischen Umgebung wird noch dadurch wahrscheinlicher, daß in den der slawischen Einwanderung vorausliegenden Zeiten eine langwährende Nachbarschaft zwischen Germanen und Slawen diesen wichtige Begriffe der deutschen Kultur vermittelt hatte. Aus dem Altgermanischen sind zahlreiche Lehnwörter in die slawischen Sprachen hinübergenommen worden auf den Gebieten des Ackerbaus, der Viehzucht, des Hausbaus, des Hausgeräts und des Handels, des Kriegswesens und der Verwaltung. Aber nicht nur Begriffe wie Schwert, Helm, Brünne, Barde, König, Heerbann übernahmen die von Haus aus fast aller staatsbildenden Elemente entbehrenden Slawen von den Deutschen, sondern auch die Männer, die ihnen halfen, sich von der furchtbaren Knechtschaft der Awaren zu befreien, wie den Franken Samo, Krieger und Kaufmann zugleich, der um 626 den ersten slawischen Großstaat gründete, ferner den Wikinger Rurik, der in Nowgorod am Wolgow die Keimzelle des russischen Reiches schuf, und vielleicht war auch Miseco, der Gründer des polnischen Staates, identisch mit dem Skandinavier Dago. Infolge solcher Verhältnisse und Leistungen stiegen die im Lande zurückgebliebenen Germanen sowohl bei den Sorbenwenden wie bei den Tschechen bald zu einem höheren Ansehen empor. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die sorbenwendische Lehnsreiterei der „Withasen“ (witiasj, wičaz) sprachlich mit dem germanischen Wort „wiking“ zusammenhängt und aus östlich der Saale zurückgebliebenen germanischen Warnern gebildet worden ist. (E. Schwarz, vgl. des Verfassers Buch „Die Wenden“ S. 11.) Viel deutlichere Spuren einer frühzeitigen Wiederherstellung der Geltung der Deutschen finden wir in Böhmen. Unter den fünf Fürsten, die sich im Jahre 872 gegen Ludwig den Deutschen erheben, findet sich neben vier Slawen auch ein Deutscher: Heriman. Bei der Einsetzung des ersten Bischofs von Prag, des Sachsen Thietmar, im Jahre 976 wurde die Liturgie in deutscher Sprache gesungen. Um 970 fand der arabische Reisende Ibrahim ibn Jakub in Böhmen neben einem verbreiteten Menschentypus mit brauner Hautfarbe und schwarzem Haar auch einen minder zahlreichen mit weißer Haut und blondem Haar. Es geschah vermutlich unter dem Einfluß deutscher Händler und in Böhmen angesessener Deutscher, daß sich Prag verhältnismäßig früh zu einem weitbekannten Mittelpunkt des westöstlichen Handelszugs entwickelte und daß sich ebenda ein politischer Mittelpunkt für das gesamte Böhmen und Mähren in der Herzogsgewalt der Przemysliden bildete. Denn schon 1055 war der Neid der Tschechen gegen die Deutschen in Böhmen so groß, daß Herzog Spitignew bei seiner Thronbesteigung verordnete, daß alle Deutschen, „ob reich oder arm oder Fremde“, binnen drei Tagen Böhmen verlassen sollten. Die Verordnung wurde aber, wie es scheint, nicht



ausgeführt. Und schon sein Bruder und Nachfolger Wratislaw I., der später vom Kaiser Heinrich IV. den Königstitel erhielt, schützte die Deutschen in Böhmen vor tschechischer Mißgunst durch umfassende Privilegien, die wir aus der Bestätigungsurkunde seines Enkels, des Herzogs Sobieslaw II., vom Jahre 1174 kennen. Darin heißt es: „Ich gewähre diesen Deutschen (in Prag) zu leben nach dem Gesetz und der Gerechtigkeit der Deutschen, die sie seit den Zeiten meines Großvaters, des Königs Wratislaw, gehabt haben. . . . Denn ihr sollt wissen, daß die Deutschen freie Menschen sind.“

Wenn man noch dazu erwägt, daß Böhmen eben damals durchaus als Reichsland, sein Herzog beziehungsweise König als Reichsfürst und Kurfürst zu gelten begann, so hat man wohl den Eindruck, daß das Deutschtum in Böhmen schon vor der Epoche der großen Kolonisation (seit etwa 1150) sowohl der Zahl wie dem Einflusse nach eine gewisse Bedeutung gehabt haben muß. Freilich ist dann beides erst durch die Kolonisation noch erheblich verstärkt und für alle Zeiten gesichert worden. Ich mußte diese Verhältnisse wenigstens mit einigen Sätzen berühren, weil sie natürlich auch auf die Verhältnisse des nördlichen Grenzlandes, unseres Sachsenlandes, mit eingewirkt haben. Andererseits war freilich der breite Zug des menschenleeren Wald- und Felsengebirges, der Böhmen von der nördlichen Abdachung dieser Gebirge trennt, auch eine sehr starke Scheidewand. So kann es nicht auffallen, daß die Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse der Sorbenwenden in etwas anderer Linie vor sich geht. Die Sorbenwenden, zumeist von Fischfang, Jagd, wilder Bienenwirtschaft (Zeidlerei), Tierzucht und Ackerbau in Verbindung mit etwas Weberei und Handel lebend, kannten zunächst keine anderen staatsrechtlichen Begriffe als den des Starosten, des Dorf- oder Sippenältesten, und den des Supan (zupa), des Gauvorstehers, aber die Begriffe Vogt, Ritter, Graf, Burggraf, Lehen, Fürst, Reich sind auch bei ihnen aus dem Deutschen herübergenommene Lehnwörter. Im Gegensatz zu den Tschechen sind sie aber, weil ihnen vermutlich die deutschen Helfer dazu fehlten, nicht zu einer Reichsbildung fortgeschritten. Sie haben sich auch zumeist mit dem schon vorgefundenen waldfreien oder waldarmen Siedlungsland, wie es die Urlandschaft bot, also östlich der Elbe mit den offenen Streifen zwischen Neiße, Spree und Schwarzer Elster, westlich der Elbe mit der Elbtalwanne und dem teils ebenen teils hügeligen Gelände zwischen der Elbe und der vereinigten Mulde und weiter westlich über die Weiße Elster bis zur Saale begnügt, ohne durch eigene größere Rodungen im Waldgebiet neues Ackerland zu bereiten. Der bei ihnen statt der deutschen Pflugchar übliche hölzerne Hakenpflug eignete sich nur zur Bearbeitung leichten Bodens. Deshalb haben sie nur die allerersten Vorhöhen des Erzgebirges, etwa in der Linie von Zwickau bis Tharandt, besiedelt, nirgends aber den Kamm des Erzgebirges oder das Herz des Elbsandsteingebirges erreicht. Nur im Vogtland, im Gebiet der Weißen Elster und der Göltzsch, ist ihr Wohnraum bis südlich von Plauen vorgetrieben — wohl im Zusammenhange mit den slawischen Siedlungen am oberen Main und im Pegnitztale; und beiderseits der Elbe gab es eine dünne Kette kleiner wendischer Siedlungen auf den



Flußschotterauen zwischen Copen und Rathen einerseits und zwischen Pirna und Pöhscha—Weißig anderseits, und auf einigen benachbarten Fluren, die als Ausstrahlungen der wendischen Siedlungen der Oberlausitz und des Gaues Nisan aufzufassen sind. Zwar haben sich weder im Vogtland noch an den bezeichneten Rändern des Elbsandsteingebirges Reste von slawischen Gefäßen oder Bauten gefunden, aber in Ortsnamen und in der Flurteilung (Blockform) liegen doch unverkennbare Spuren ehemaliger slawischer Siedlungen vor.

Über das Bauwesen der Sorbenwenden sind wir besser unterrichtet als früher, seitdem im Sommer 1927 und 1928 die Schanze in Köllmichen bei Mußschen von Georg Bierbaum und seinen Mitarbeitern nach allen Regeln der neuesten Technik ausgegraben worden ist. Die Sorben waren nicht ungeschickt in der Anlage von Befestigungen. Eine von Natur über das hügelige Gelände herausgehobene Quarzporphyrplatte (Köllmichen = der kleine Kolm; der große Kolm liegt ostnordöstlich gegenüber) überhöhten sie durch eine Trockenmauer mit Brustwehr, die auf einem mit Faschinen (Flechtwerk) befestigten Lehmopolster senkrecht eingetriebene Pfosten und wagrecht aufgelegte Stämme und Äste zeigt, auf denen sich wieder lose, d. h. ohne Mörtel geschichtete Steinplatten erheben. In diesem so umschanzten Raume lassen sich noch heute die verwitterten Reste eines großen hölzernen Hauses mit Herdstellen erkennen, in dem vermutlich ein Wihase, wenn nicht ein Supan seinen Wohnsitz hatte. Diese Befestigungsart, die auch in den Resten slawischer Befestigungen an der Bauzner Ortensburg wiederkehrt und ähnlich in der Beschreibung der Befestigungen von Libusa (Lebusa bei Dahme vgl. Kurs. Streifz. II<sup>3</sup>, S. 324 f.), geht im letzten Grunde auf keltische Vorbilder zurück, die die Slawen auf ihrer Wanderung kennen lernten, oder vom Westen her übernahmen. Aber der eigentliche Steinbau, d. h. die Errichtung fester, mit Mörtel gebundener Mauern, wie sie nach römischen Mustern schon in den frühesten deutschen Burganlagen sich finden, blieb den Sorbenwenden fremd.

Das wichtigste Ausführgut, das sich bei den Sorbenwenden feststellen läßt, sind aus Leinen gewebte Tücher, die sie nach dem Zeugnis des arabischen Juden Ibrahim ibn Jakub (s. oben) als Zahlungsmittel im Tauschverkehr benutzten. Außerdem ist ihre Töpferei, wenn sie auch das wichtigste Gerät dieses Handwerks, die Drehscheibe, nicht erfunden, sondern durch germanische Vermittlung aus dem Westen überkommen haben, immer geschätzt gewesen. Bezeichnend für die von ihnen hergestellten Gefäße ist außer ihrer Henkellosigkeit namentlich das sogenannte „Burgwallornament“ (Abb. 2), ein System paralleler mäanderähnlich verlaufender Linien, das sie bei der Drehung des werdenden Gefäßes durch einen daran gehaltenen Kamm in den weichen Ton einrißten. Gering war ihre Fertigkeit, Metalle zu verarbeiten. Sie verwendeten zwar eine aus Zink, Blei und Kupfer gemischte schlechte Bronze, um Finger-, Arm- und Schläfenringe, später auch kleine Götterbilder herzustellen und erzeugten kleine eiserne Messer in Lederscheiden, die wir in ihren Siedlungen finden, aber die größeren Waffen und Werkzeuge, wie Sicheln und Schwerter, bezogen sie meist aus den benachbarten deutschen Ländern. Reste





Abb. 2. Reste sorbenwendischer Gefäße aus einer Herdstelle, gefunden am 6. Juli 1910 bei Fußbodenarbeiten im Chor des Meißener Domes gelegentlich der Freilegung der Grundmauern des Baues aus der Ottonenzeit. Aufnahme des Archivs urgeschichtlicher Funde aus Sachsen, Dresden-A. (Zwinger)

Aus dem Vorhandensein dieser Scherben darf man nicht schließen, daß der Meißner Burgberg vor der Burggründung eine sorbische Siedlung getragen habe. Dem widerspricht das klare Zeugnis Thietmars (S. 209), daß der Burgberg bei Ankunft des Königs Heinrich I. „mit dichtestem Walde“ bedeckt war und erst gerodet werden mußte. Also rührte die Herdgrube mit den Scherben entweder von sorbischen Hörigen her, die hier (928—929) zur Rodung verwendet wurden oder von einer deutschen Wachmannschaft aus der Zeit von 929 bis 968 (vor dem Bau der kleinen Ottonischen Domkirche), die im Sorbenlande naturgemäß Gefäße sorbischer Herkunft verwendete



slawischer Siedlungen sind in der Umgegend von Meißen außer in Seebusch etwa an zehn Orten bis jetzt aufgefunden worden (s. Bierbaum, Nordächs. Wanderbuch 1925, S. 250 f.)

Noch wenig aufgeklärt ist der Götterglaube und Gottesdienst der Sorbenwenden. Doch haben sie vermutlich wie die Germanen Lichtgötter, insbesondere die Sonne verehrt und ähnliche Gottheiten, die sich ihnen in Weissagungen offenbarten. So erzählt uns der Bischof Thietmar von Merseburg (950—1018) in seinem Chronikon (I, 3) von dem sorbischen Heiligtum in Alt-Lommaßsch: „Glomazi ist ein Quell, nicht über zwei Meilen von der Elbe entfernt. Er bildet aus seinem Wasser einen See und zeigt, wie die Eingeborenen behaupten und viele Augenzeugen bestätigen, wunderbare Erscheinungen. Wenn holder Friede die Bewohner des Landes beglücken soll und das Feld seine Frucht tragen will, erfüllt er, mit Weizen, Hafer und Eichelu bedeckt, die Gemüter der häufig an seinen Ufern zusammenströmenden Nachbarn mit froher Lust. Wenn aber ein wilder Kriegsturm droht, so verkündet er durch Blut und Asche untrüglich das Kommende. Diese Quelle verehrt und achtet jeder Eingeborene höher, wenn er auch nur noch eine leise Hoffnung zu ihr trägt, als die christlichen Kirchen. Von ihr hat der sich von der Elbe bis zur Taminizi (Chemnitz) erstreckende Gau den Namen.“

Noch heute heißt das Gelände von Palkschen am Kepprißbach, wo der heilige See gelegen haben soll, im Volksmunde „der Tanzplatz“. Daneben freilich verehrten die Sorbenwenden auch Gottheiten, die uns als schrecken- einflößende Unholde erscheinen. Ein roh gearbeitetes Steinbild dieser Art ist durch einen glücklichen Zufall im Innern des Kirchturmes zu Zadel (5 Kilometer nordöstlich von Meißen) erhalten geblieben. Nachdem es lange Zeit fast vergessen war, wurde ich 1911 darauf aufmerksam gemacht, ließ es mit Unterstützung des Pfarrers Rebentisch durch einen Primaner der Landesschule St. Afra photographieren und veröffentlichte es zum ersten Male in dem Aufsatz „Slawische Götterbilder in Sachsen“ (NA f. S. G. XXXII, S. 350 f.).

Das Steinbild (Abb. 3) zeigt auf einem wenig ausgearbeiteten Rumpf einen breiten Kopf mit weit heraustretenden Großaugen, einer Stülpnase und einem breit geöffneten Mund, in dessen Unterkiefer noch drei Zähne angedeutet zu sein scheinen. Die Großaugen und die Formen der Nase und des Mundes ähneln denen einer Kröte oder eines Frosches, während die Zähne eher an ein Raubtier zu erinnern scheinen. Der Rumpf, dessen obere Kante überdies nicht ganz rechtwinkelig zur vertikalen Mittellinie des Kopfes ausläuft, entspricht dem Leibe eines Menschen, denn an beiden Achseln sind deutliche Ansätze von Armen vorhanden: der rechte ist allerdings abgeschlagen oder abgesprungen, der linke aber ist etwa bis zum Ellenbogen erhalten. Meine Nachforschungen über die Herkunft des Bildes, bei denen mich zunächst Herr Pfarrer Rebentisch, später (1925) Herr Pfarrer Kromayer freundlichst unterstützten, haben etwa Folgendes ergeben: Das Steinbild hat nicht zum Bestand der alten Kirche von Zadel gehört, wenigstens war es in dem alten Bau nicht sichtbar. Es ist 1842 zur Zeit des Neubaus der jetzigen Zadeler Kirche entweder aus dem Schutt der



abgetragenen Kirche oder beim Grundgraben für den Neubau zum Vorschein gekommen und wegen seiner Altertümlichkeit an der Innenseite des zweiten Turmgeschosses eingemauert worden. Selbstverständlich ist dieses fremdartige, ganz und gar aus dem Rahmen unserer Anschauungen und unserer Kultur herausfallende Steinbild dem Schicksal nicht entgangen, als eine Fälschung verdächtig zu werden. Es ist ja auch ganz gut, wenn das geschieht, weil es allen bei der Beurteilung beteiligten Faktoren die Verpflichtung auferlegt, das Für und Wider um so gewissenhafter nach allen Seiten hin zu erwägen. Aber in diesem Falle kann ich wohl sagen, daß der Prüfling seine Probe voll und ganz bestanden hat. Schon die äußeren Umstände sprechen für die Echtheit des Bildes. Oder war etwa um 1840 in dem weltentrückten Dörflein Zadel eine Ver-



Abb. 3. Das Götzengbild von Zadel

anlassung zur Herstellung einer solchen Fälschung gegeben und würde eine solche Fälschung so roh und unromantisch ausgefallen sein, so ganz und gar nicht aus dem Geiste dieser Zeitepoche? Nein, alle äußeren Umstände und das archaisch-schlichte Wesen der Steinarbeit machen es im höchsten Maße wahrscheinlich, daß wir hier ein altes, sorbenwendisches Kultbild vor uns haben, das bei der Einführung des Christentums unter oder in der Nähe des ersten christlichen Kirchleins vergraben worden war, um auch die Sorben in die Christenkirche zu locken, die ihrem alten Abgott noch innerlich anhängen. So ist in Gahlen i. d. Niederlausitz an der Außenmauer der Kirche ein schließäugiger Kopf aus schwarzem Stein eingemauert, wohl der Rest des ehemals dort verehrten slawischen Götterbildes, so ist in Altenkirchen auf Rügen im Sakristeieingang zur Kirche seitlich ein alter Suantewit und ein ebensolcher in der Kirche von



Bergen eingemauert, dem man später statt des Horns, aus dem er segnete, ein Kreuz in die Hand gegeben hat. Noch stärkere Beweise für die Echtheit des Zadeler Steines würden gegeben sein, wenn man von anderen ehemals slawischen Wohn- und Kultplätzen Bildwerke aufzeigen könnte, die uns in irgendeiner Hinsicht das, was uns am Zadeler Stein fremdartig erscheint: die Mischung menschlicher und tierischer Formen, die fast kindlich ungeschickte Gestaltung der Arme durch eine Parallele verständlich machen könnten. Auch dies ist gelungen. Ich habe in der bisher wenig beachteten Abhandlung „Bildwerke aus altslawischer Zeit“ von dem Berliner Gelehrten M. Weigel (Braunschweig 1892)

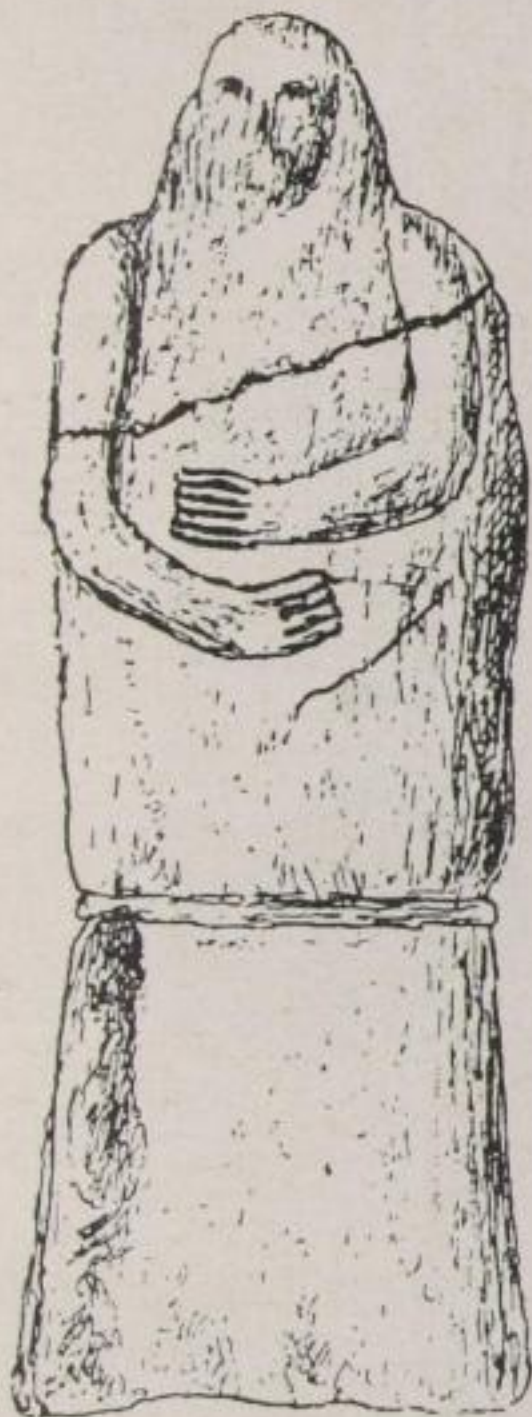


Abb. 4. Slawisches Götterbild aus dem Regnitztale bei Bamberg zu S. 221 f.



Abb. 6. Tonfigur einer slawischen Gottheit aus einer Sandgrube bei Rhinow, Prov. Brandenburg, zu S. 222



Abb. 5. Slawisches Götterbild aus dem Regnitztale bei Bamberg, zu S. 221 f.

u. a. die Bilder und Beschreibungen von drei Steinfiguren gefunden, die im Jahre 1859 bei Bamberg im Tale der Regnitz beim Bau einer Fabrik ausgegraben worden sind, mitsamt den Pfählen, Einbäumen, Gefäßen und Opfertierknochen vermutlich die Reste eines auf einem Pfahlbau errichteten slawischen Heiligtums. Bei den beiden Figuren, die ich zum Vergleiche mit dem Zadeler Stein hier nach Weigels Abbildungen wiedergebe (Abb. 4 und 5) ist außer dem die ganze Gestalt umhüllenden sackartigen Mantel und der ganz unvermittelten Art, wie der Kopf aus dem Rumpfe hervorstößt, besonders die primitive Bildung der Arme auffällig. „Nur ganz wenig erhaben und von ungleicher Länge, sind sie auf die Brust respektive auf den Bauch in der Weise gelegt, daß



die außerordentlich breiten Hände mit den fünf gestreckten, fast ganz gleich langen Fingern übereinander sichtbar sind.“ Sind nicht auch beim Zadeler Stein die Arme ganz wenig entwickelt und als ein sich kaum vom Rumpfe lösender Körperteil behandelt? Müßte man nicht auch den Zadeler Stein so ergänzen, daß die eng an den Rumpf gepreßten Arme mit gespreizten Händen übereinander auf dem Leibe liegen? Nun könnte aber jemand auf den Gedanken kommen, daß die Bamberger Steinbilder bei einer Fälschung des Zadeler Steines als Muster gedient haben könnten. Dem widerspricht die Chronologie: der Zadeler Stein steht bezeugtermaßen seit 1842 in seinem düsteren Turmgemach, die Bamberger Funde sind aber erst 1859 ans Licht gekommen.

Schließlich fehlt es nicht an einer Vergleichsfigur für die Mischung menschlicher und tierischer Formen, die wir am Zadeler Stein beobachten. Das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt das auf Abbildung 6 dargestellte 10,5 Zentimeter lange Figürchen aus hartgebranntem graubraunem Ton, das nicht allzuweit von einem wendischen Burgwall (Mühlburg) beim Sandfahren in der Nähe von Rhinow (Provinz Brandenburg, Kreis West-Havelland) gefunden worden ist. Es stellt in rohester Technik einen menschlichen Rumpf mit sehr schwächlichen, über die Brust gelegten Armen dar, über dem ein kragen- oder bärenartiger Kopf steht, während die kurzen Beine geformt sind wie die Taten eines Raubtiers. In diesem Figürchen darf man wohl das als Idol getragene verkleinerte Ebenbild einer wendischen Gottheit vermuten. Ich glaube hiernach die Erörterung über die Echtheit des Zadeler Steines durchaus im bejahenden Sinne schließen zu dürfen. In dem Bericht Thietmars über Glomazi einerseits und in dem Zadeler Abgott andererseits ist ein tragbares Fundament für die religiösen Anschauungen der Sorbenwenden geschaffen. Der Sorbenwende erfreut sich an seinen Lichtgottheiten, aber er fürchtet auch ebenso sehr die unholden angstweckenden Dämonen, die von ihm Unterwürfigkeit fordern. Möglich, daß dieser zweite Zug ihrer religiösen Empfindungen eine Folge der furchtbaren Leiden war, die sie unter der Herrschaft der Avaren erduldet hatten.

Übrigens berichtet uns der Bischof Thietmar auch, daß die slawischen Liutizen 1017 mit dem Kaiser gegen die Polen zogen und dabei das Bild ihrer Göttin auf den Fahnen hatten. Ein deutscher Krieger durchlöcherete es mit einem Steinwurf. Die Priester beklagten sich darüber beim Kaiser, und dieser bewilligte ihnen 12 Pfund als Sühnegeld. Ein anderer Geschichtsschreiber, Ordericus Vitalis, bemerkt zum Jahre 1069, daß die Liutizen außer ihren Stammesgöttern auch die germanischen Wodan, Thor und Freia verehrten. Man kann sich denken, wie sehr dieser Umweg über das germanische Heidentum die wirkliche Christwerdung der Slawen verzögerte.

Der Gedanke, den in der Ausdehnung von West nach Ost ziemlich verengerten Wohnraum der deutschen Stämme durch Rückeroberung der von slawischen Stämmen besetzten Gebiete östlich der Saale und Elbe zu erweitern,



beschäftigte schon Karl den Großen, den mächtigen Sinnierer und Ordner der noch ungelösten Zukunftsfragen. Aber gerade die Fülle der zu lösenden Aufgaben ließ den großen Herrscher verhältnismäßig spät die slawische Frage anfassen und versagte ihm die völlige Durchführung seiner Pläne. Immerhin hat er durch ein System von Marken, die sich von der Kieler Bucht zur Elbemündung und von da südwärts bis über die Donau erstreckten (sächsische, sorbische, böhmische, Ost-Mark), eine grundlegende Organisation der vorher sehr unsicheren Ostgrenze des karolingischen Reiches geschaffen. Der Eindruck davon auf die gesamte slawische Welt war ungeheuer. Sein Name „Jarl“ (slawisch Kral) bezeichnet noch heute bei vielen slawischen Stämmen den König schlechthin.

Etwa ein Jahrhundert später stand König Heinrich I. an der Spitze des ostfränkischen oder, wie es bald hieß, des Deutschen Reiches, der rechte Mann, den im Osten verlorenen Volksboden wiederzugewinnen. Er hatte schon,



Abb. 7. Idealbild der ersten Burganlage in Meissen  
Entworfen von O. E. Schmidt, gezeichnet von Zeuner

bevor ihn die Königskrone zu größerem Wagnis emporries, das Werk durch Neuordnung des Heerbannes und durch Anlage fester Burgen in der thüringisch-sorbischen Grenzmark vorbereitet. Denn ehe er mit dem Heerbann erfolgreich nach Osten vorstoßen konnte, mußte er die wichtigsten Übergänge über die zwischen Saale und Elbe strömenden Flüsse in seiner Hand haben. Bei meinen Untersuchungen über Burgen und Dorfanlagen in der Gegend zwischen Groitzsch, Zeitz und Greiz (Kurs. Streifzüge IV<sup>3</sup>, S. 109 f.) ergab sich mir, daß im Tale der Weißen Elster und ihrer Nebenbäche schon im 10. Jahrhundert die Erbauung von Steinburgen zum Teil in Mauerwerk nach römischem Muster und auch die Anlage von Festungskirchen und befestigten Kirchhöfen begonnen haben muß. Die Anfänge dieser ins Sorbenland vorgeschobenen Befestigungsbauten fallen in die Zeit Heinrichs I. Ehe er den entscheidenden Vorstoß gegen die Heveller und Daleminzier durchführte, hatte er das ganze Gelände vom Mittellauf der Weißen Elster bis zu ihrer Mündung in die Saale in einen militärisch organisierten Grenzstreifen, römisch ausgedrückt in eine Art von Limes verwandelt. Ein einzigartiges Denkmal dieser Arbeiten glaube ich in dem von mir



mehrfach besprochenen Pegauer Stein<sup>1)</sup> ans Licht gezogen zu haben: er ist als ein Grenzmal aufzufassen, errichtet etwa 920, als König Heinrich die Grenzlinie von der Saale an die Weiße Elster vorgerückt hatte. Der Stein zeigt auf der Rückseite einen roßführenden deutschen Jüngling, auf den Schmalseiten einen Schleuderer mit der Tarttsche, der seinen Stein soeben auf den an der gegenüberliegenden Seite dargestellten Drachen abgeschmetzt hat. Auf der Vorderseite aber sieht man zwei Reiter, linkerhand den deutsch-christlichen mit einer Art von Kreuzpanier, rechter Hand den sorbischen mit erhobener Speerfaust, einander gegenüber ihre Rosse parieren an einer Grenzlinie, die als von oben nach unten eingeritzte Furche die Mitte des ganzen Steines durchzieht.

Endlich kam die Zeit, in der sich der König in der Lage fühlte, den umfassenden Vorstoß nach Osten zu wagen. Man ist neuerdings übereingekommen, den Beginn dieser Unternehmung in den Winter 928/929 anzusetzen. Der erste Anprall des sächsischen Heerbannes brachte Brennaburg oder Brendanburg (ein germanischer Ortsname = Burg „auf gebranntem Waldboden“, nicht „Brennabor“, was die späte Erfindung eines tschechischen Jesuiten ist) in deutsche Hände, der zweite traf die Daleminzier, einen Gau der Sorbenwenden, an seiner schwächsten Stelle, an der ziemlich flach gelegenen Festung Gana (Jahna), die nach zwanzigtägiger Belagerung genommen und zerstört wurde. Dadurch gewann Heinrich die Straße nach Lommaßsch, dem religiösen Mittelpunkt des Gaus (S. 203), und von dort zog er auf dem alten Höhenwege über Pröda, Neu-Mohlis, Nieder-Jahna an die Elbe und erkannte mit dem Adlerauge des Herrschers in der zwischen dem Strom, der Triebisch und der Meisa-Mündung aufragenden gewaltigen Spenitplatte den Punkt für die Anlage der Großburg, die er zur Behauptung des eroberten Gaus und der benachbarten Gebiete brauchte. Er befahl, hier die Burg zu bauen, ließ eine starke Schar zur Deckung des Baues zurück und traf, nachdem er über Pirna oder Dohna ziehend den Miriquidui auf dem Nollendorfer Pässe überschritten hatte, mit dem dritten Stoße das „goldene“ Prag. Der Herzog der Tschechen mußte ihm huldigen und Tributzahlung geloben. Auf dem Rückmarsche wird der König die werdende Burg im Sommer besichtigt und ihr einen Recken aus dem thüringisch-sächsischen Adel zum Befehlshaber gesetzt haben. Diesem folgte nach verhältnismäßig kurzer Zeit ein anderer, und so ging es fast länger als ein Jahrhundert. Auch dieses System wechselnder, aus Sachsen oder Thüringen herbeiziehender Befehlshaber deutet darauf, daß die von Meißen dorthin führenden Verbindungslinien fest in deutscher Hand sein mußten. Es war ein besonderes Glück für uns, daß der gewissenhafte, scharf beobachtende Bischof Thietmar von Merseburg mindestens dreimal den Posten

<sup>1)</sup> Dieser Stein stand ehemals auf der Flurgrenze von Groß-Storkwitz bei Pegau, jetzt im Museum des Sächf. Altertumsvereins in Dresden, wurde von mir zuerst in „Kunst und Kirche“ (Leipzig und Berlin 1914) S. 20 f. und Tafel 1 veröffentlicht und erklärt (abgebildet auch M. d. L. S. H. XIII, S. 305), darnach von Felix und Nabe Beziehungen von Steindenkmälern und erratischen Blöcken zum Kultus etc. in den Sitzungsberichten der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig (1915), S. 14 f. Doch sind die dort gegebenen Deutungsversuche unbefriedigend. Zu beachten sind die volkstümlichen Bezeichnungen des Steines „Malkstein“, was aber nichts mit Melken zu tun hat, sondern aus der älteren Form „Markstein“ = Grenzstein verderbt ist, und die Bezeichnung des Flurstückes als „Steingewanne“, das ist „das Gewanne“ (Ackerstück), in dem der Stein (Grenzstein) steht.



des Befehlshabers in der Burg Meißen bekleidete: im Oktober 1012 und 1015 und seit dem 1. April 1017. Von diesem Tage meldet er in seinem Chronikon VIII (VII) 53 (39): *Pridie ego ad Misni presidio veniebam* („Tags zuvor war ich zum Burgschuß nach Meißen gekommen“). Er hat vermutlich noch mit Leuten gesprochen, die Zeugen oder Helfer des Burgbaues gewesen waren; denn er war um 950 geboren. Um so wertvoller ist sein mit klassischer Klarheit abgefaßter Bericht über diesen Burgbau: „König Heinrich rodete einen an der Elbe liegenden, damals (929) mit dichtem Walde bedeckten Berg, baute dort eine Burg (*urbem*), gab dieser von einem an ihrer Nordseite vorbeifließenden Bache den Namen Misni (= Meißen) und schützte sie in der noch heute üblichen Weise durch eine Besatzung und Befestigungsbauten. Von ihr aus unterwarf er die Milzener (Oberlausitzer) seiner Herrschaft und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen.“ Mit diesen Worten ist gesagt, daß die Burg Meißen von vornherein so stark befestigt war, wie es die Baukunst zu Thietmars Zeiten leisten konnte, also mit einem gewaltigen Bergfried in der Mitte der Plattform (dem „roten Turm“), der zugleich Sitz des Gerichtes war, und mit einer durch Ecktürme verstärkten steinernen Ringmauer.

Außerdem erheischte die Isoliertheit des Burgfelsens eine aufziehbare Verbindung mit dem Hinterlande, also eine über die tiefe Schlucht zum späteren Afraberg hinübergeschlagene hölzerne Zugbrücke und den zu ihrer Sicherung notwendigen jenseitigen Brückenkopf (s. Abb. 7). Endlich mußte unten auf der schmalen linksufrigen Stromau zur Behauptung des Elbpasses und bald auch des Elbzolles (bezeugt seit 983) eine Wasserburg vorhanden sein, die durch zwei von der Höhenburg aus sich ihr entgegenschreckende Schenkelmauern von dem übrigen Elbgelände abgetrennt und mit der Höhenburg zu einer einheitlichen Festung verbunden war. Die Wasserburg ist schon zu Thietmars Zeiten dadurch bezeugt, daß er 1015 die Hauptburg *superius castellum* oder *superposita civitas* („die obere Burg“) nennt, (VIII, 23), woraus sich als Gegensatz das Dasein eines *inferius castellum*, (Unterbürg = Wasserburg) ergibt. Er nennt die Wasserburg *suburbium*, doch schließt dieses Wort möglicherweise auch schon die vor der Wasserburg liegende dörfliche Siedlung der Frauen und Kinder der Dethenici und einige Handwerker und Händler mit ein.

Ob wohl Heinrich die Burg Meißen auch nach ihrer Fertigstellung wieder gesehen hat? Man darf es vermuten, da er, wie Thietmar erzählt, von hier aus die Oberlausitz unterwarf und da ihn im Jahre 932 ein Kriegszug noch weiter nach Nordosten führte, wo er die Festung *Liubusua* (Lebusa bei Dahme) zerstörte.

Dreißig Jahre nach König Heinrichs Tode umspannte sein großer Sohn Otto I. als „römischer Kaiser deutscher Nation“ von einem noch höheren und weiterschauenden Blickpunkte aus die Gemeinschaft der ihm anvertrauten europäischen Völker mit einem Neße kühner Entwürfe. Die noch immer bestehende Gefährdung der östlichen Grenzlande forderte die Umbildung der slawischen Stämme zu wirklich dienenden Gliedern des Reiches. Sie mußten Christen



sein und mit einer deutschen Herrenschicht durchsetzt werden, die ihre Unterordnung unter die deutsche Staatsgewalt gewährleisten. So gründete er 967 die neuen Bistümer Meißen, Zeitz, Merseburg und einte sie 968 mit den schon vorher gegründeten Havelburg und Brandenburg unter dem Erzbistum Magdeburg als Pflegstätten deutsch-christlichen Lebens, und gleichzeitig stellte er in den drei neugeschaffenen Marken (Meißen, Zeitz, Merseburg) die militärische und, soweit eine solche möglich war, auch die völkisch-wirtschaftliche Organisation unter je einen besonderen Reichsbeamten, den Markgrafen (marchio). Nachdem diese Einrichtungen getroffen waren, müssen die ersten Missionskirchen, wenn auch nur als schlichte hölzerne Kapellen, in der Umgebung der Burg Meißen errichtet worden sein: St. Afra, St. Jakob, St. Nicolai, St. Martin. Diese Reihenfolge war wohl auch die zeitliche ihrer Gründung; denn naturgemäß wurden die ersten möglichst nahe unter dem Schutz der bestehenden Befestigungen angelegt: St. Afra dicht vor dem Brückenkopf der Zugbrücke (S. 223), St. Jakob am äußersten Ostrande der Wasserburg (S. 207), St. Nicolai zur Bekehrung der wendischen Fischergemeinden an der unteren Triebisch, St. Martin für ähnliche sorbische Siedlungen an der Elbe. Erwähnt wird allerdings in früherer Zeit nur eine „ecclesia extra urbem (Burg) posita“, gelegentlich der Ermordung des „custos Rigdag“ im Jahre 984 (Thietmar IV, 5). Aber das Fehlen der geschichtlichen Nachrichten berechtigt uns nicht zu meinen, daß das Domkapitel nicht wenigstens vor dem Tore der Domsiedlung selbst seine Pflicht getan habe. Ebenso wenig dürfen wir, weil die urkundlichen Nachrichten darüber fehlen, bezweifeln, daß damals mit der Ansiedlung einzelner deutscher Burgmannen (urbani) auf Gütern oder in Dörfern des Markgrafen oder des Domkapitels ein Anfang gemacht worden sei. Solches war schon aus wirtschaftlichen Gründen notwendig, um die Getreidelieferungen für das Domkapitel und die Burgmannschaft sicherzustellen. Außerdem gibt es noch in den heutigen Verhältnissen gewisse Spuren, die ein solches Verfahren andeuten können. Denn daß gerade um Meißen zahlreiche kleine sorbische Quellweiler bei der späteren umfassenden Kolonisation des 12. Jahrhunderts nicht neu vermessen und zu größeren Kolonistendörfern zusammengeschlagen worden sind, könnte sich vielleicht daraus erklären, daß sie bereits im 10. oder 11. Jahrhundert durch die weltliche oder die geistliche Hand unter einem deutschen Herrn neu geordnet worden waren. Als solche nenne ich z. B. Windorf bei Zehren (1 Gut mit 4 Hufen), Jckowitz (Vorwerk mit 4 Gärtnern, 5 Häuslern), Klein-Kagen (4½ Hufen), Mischwitz (7⅜ Hufen), Mehren (7 Hufen), Sieglitz (8¼ Hufen), Nimitz (8½ Hufen) im Gegensatz etwa zu Zehren (5 Bauern, 6 Gärtner, 31 Häusler, im ganzen 17⅜ Hufen), Obermuschütz (6 Bauern, 2 Gärtner, 1 Häusler, 16⅛ Hufen), Niedermuschütz (6 Bauern, 12 Gärtner, 8 Häusler, 21 Hufen), Naundorf bei Zehren (7 Bauern, 7 Gärtner, 12 Häusler, 23⅞ Hufen). Die Gründungsurkunde des Afraklosters vom Jahre 1205 erwähnt ausdrücklich die Abgaben von Herrenhöfen, die sich in Dörfern befinden (decimas et scocos in villis et dominicalibus earum). Diese immerhin nicht unbedeutenden Anfänge deutschen Lebens kamen durch den



großen Slawenaufstand (seit 983) und die folgenden Einfälle der Polen und Tschechen, die sogar Teile der Meißner Burg eroberten, zunächst zum Stillstand.

Da auch die älteste Bischofskirche, der Dom der Ottonischen Zeit, nur ein Bau von sehr bescheidenen Maßen war (der Chor war, wie die neueren Ausgrabungen bewiesen, nur 5 Meter (im Lichten) breit und nur 11 bis 12 Meter lang), so war das Bild, das sich vom Meißner Burgberg in den vorübergleitenden Wassern der Elbe spiegelte, noch nicht von der überwältigenden Großartigkeit, die uns heute entzückt, und man begreift es bei der fortwährenden Bedrohung auch dieses festen Mittelpunktes der Mark, daß der Bischof Eiko († 1015) leßtwillig den Wunsch äußerte, seine Leiche möchte nicht in Meißen, sondern in Rochlitz an der Mulde zur leßten Ruhe bestattet werden.

Seit 1031 war die Polengefahr gebannt, und das Meißner Land konnte sich wenigstens für einige Jahrzehnte von den Schlägen der Kriegsfurie erholen. In dieser besseren Zeit, etwa um 1050, also in derselben Zeit, in der der kleine Dom der Ottonenzeit durch einen größeren romanischen Bau ersetzt wurde, dessen Grundmauern 1902 unter dem heutigen Dom wieder aufgefunden wurden, brach der gewaltige Böhmen-, Polen- und Ungarnsieger Kaiser Heinrich III. endlich mit dem Brauche, den Schutz der Burg Meißen rasch wechselnden Edelingen anzuvertrauen. Wie es gleichzeitig in Dohna, Leisnig und Döbeln bei Grimma geschah, wurde auch für Meißen ein besonderer kaiserlicher Burggraf eingesetzt. Zwar war dieser dem Markgrafen als dem Oberbefehlshaber des Landes untergeordnet, aber doch nur so, wie in Rom dem Konsul der Prätor, der gegebenenfalls auch ein selbständiges Kommando führen konnte. Der Burggraf bekam als Amtssitz die kaiserliche Burg. Während das Breitstück der birnenförmigen Felsplatte durch eine ostwestliche Mittellinie so geteilt war, daß die Nordhälfte die markgräfliche Burg, die Südhälfte den Dom, die Bischofspfalz und die Domherrenkurien trug, lag die kaiserliche Burg am „weißen Turme“ auf dem Schmalstück der Birne, dem zweiten Burgtor am nächsten, da, wo jetzt der „Burgkeller“ steht. Die Befugnisse des Burggrafen waren aber nicht nur militärische, sondern betrafen auch die Rechtssprechung und die Verwaltung des Burggrafenbezirks und des Burgvorortes, der sich unten im Elbtal zwischen dem Strom und dem Felsen zu bilden begonnen hatte. Das Bedürfnis dazu war vorhanden, sowie es einen Dom und kirchliche Feste gab, mit denen sich gewohnheitsmäßig Handel und Märkte verbanden. Auch die Herren des Domkapitels, die ersten sesshaften deutschen Bewohner des Burgberges, brauchten einen Markt, wo sie ihre Bedürfnisse kaufen und ihre Kleidung und Geräte fertigen lassen konnten. So mußte der Burgvorort auch einige Händler und Handwerker unter seinen Bewohnern haben, wohl vorwiegend Deutsche. Denn die sorbischen Cukeburgienses = „Turmgucker“ (Thietmar), die in ihrer Sprache Dethenici hießen, was ich mit Köhschke dem oberwendischen „weznici“ = Turmwächter gleichsetze, waren meist in der weiträumigen Wasserburg untergebracht, wo sie zugleich als Zollwächter Dienst taten, während die eigentliche Zolleinnahme, seit 983 vom Kaiser dem Bischof von Meißen verliehen, ebenda wohl von einem bischöf-



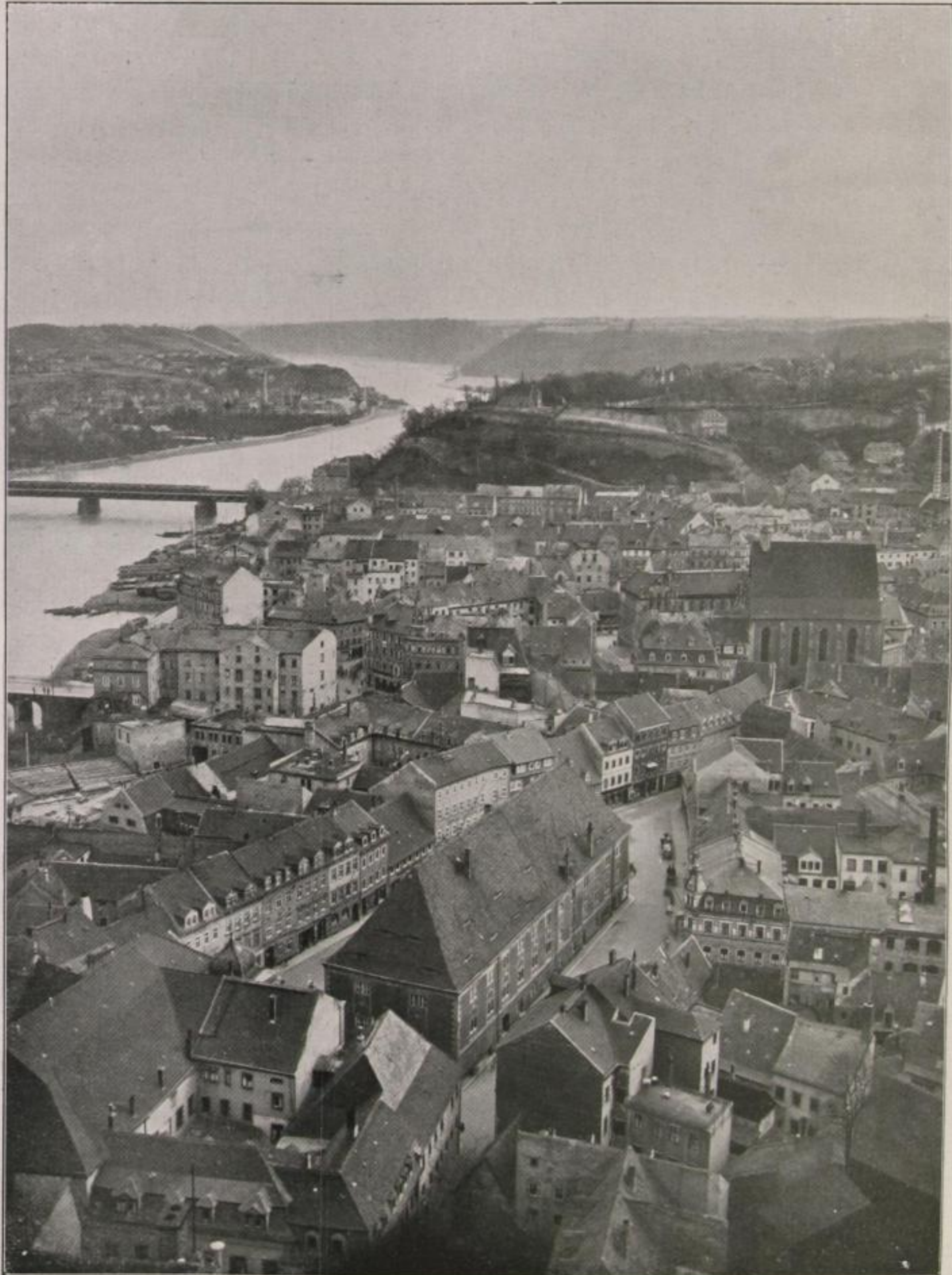


Abb. 8. Der „alte Jahrmakrt“ (Theaterplatz) vom südlichen Domturme aus



lichen Beamten besorgt wurde. Denn auch die Anlegestelle der Elbkähne (portus) und die Kontrollstelle für die Händler, die zu Lande den Elbpaß benutzten, muß in der Wasserburg gewesen sein. Es traf sich gut, daß diese dem Burgvorort so dicht benachbart war, daß er von der Wasserburg aus den nötigen militärischen Schutz erhalten konnte. Ob man den Burgvorort als sackförmigen Rundling (O. E. Schmidt) oder als oval verbreiterten Straßenmarkt (Köhschke) bezeichnen will, ist schließlich gleichgültig. Seine Gestalt steht fest. Denn sie ist in dem sackförmigen Theaterplatz erhalten, in dessen Mitte an Stelle des ursprünglichen Angers später das Gewandhaus (Kaufhaus, jetzt Theater) seinen Platz erhielt. Der freie Platz diente als Stapelplatz dem Marktverkehr, gleichzeitig aber beherbergte er über Nacht die Wagen der Händler, die im Burgvororte Schutz suchten. Für den Betrieb irgendwelcher Landwirtschaft war natürlich hier kein Raum, wohl aber für Gasthöfe und Speicher in den Höfen und in dem sich zum späteren Baderberge emporziehenden Hinterlande. Dieser Stadtteil heißt noch heute im Volksmunde „der alte Jahrmarkt“ (Abb. 8).

Wann und wie ist nun neben den auf dem Burgberge und in seiner Umgebung wirkenden weltlichen und geistlichen Gewalten und Einrichtungen die Stadt Meißen entstanden? Die Frage nach dem „wann?“ ist leicht zu beantworten. Am 1. April 1208 schenkt Markgraf Dietrich dem Augustinerchorherrnstifte St. Afra ein vor der Meißner Burg, also am Schloßberg gelegenes Grundstück und fügt zur genaueren Ortsbestimmung hinzu, daß es dicht bei der „Bürgergemeinde Meißen“ (proxima est civitati Misn) liege.

Damals war also die Stadtgemeinde Meißen vorhanden. Daß sie aber auch schon im Jahre 1205 vorhanden war, folgt daraus, daß in diesem Jahre, und zwar als ein Besitz des Afraklosters, die „die Kapelle der Heiligen Maria auf dem Markte“ (capella sanctae Mariae in foro) erwähnt wird, die heutige Frauenkirche. Man wird die Gründung der Marktgemeinde Meißen einige Jahre vorher, also um 1200 anzusetzen haben.

Weit schwieriger ist die andere Frage zu beantworten, wie d. h. von welchen leitenden Persönlichkeiten und auf welchen rechtlichen Grundlagen die Stadt ins Leben gerufen wurde.

Ein Recht zu solcher Stadtgründung an dieser Stelle hatten außer dem Kaiser nur die über den Grund und Boden verfügenden Machthaber: der Markgraf Dietrich, der Bischof Dietrich und der Burggraf Meinher I. Der Bischof kam hier nur in Betracht, soweit es sich um Anlage, Ausstattung und Eingliederung der Kirche der neuen Stadt in die Diözese handelte (s. oben). Um



Abb. 9

Das älteste Stadtsiegel von Meißen



so schwieriger ist es, zwischen dem Urheberrecht des Markgrafen und des Burggrafen die richtige Grenze zu ziehen. Heinrich Gröger, der vom Stadtrat erwählte Chronist des tausendjährigen Meißens, hat vor kurzem die Ansicht ausgesprochen, Markgraf Dietrich sei der Gründer und Stadtherr der Bürgerstadt Meißens gewesen (Meißens, S. 264), der Burggraf habe keine grundherrlichen Rechte über die Stadtflur besessen, sein Rechts- und Pflichtenkreis ist „ziemlich eng, und auch diese Enge zeigt, daß es sich nur um einen Amtsauftrag (des Markgrafen, beziehungsweise des markgräflichen Vogts „advocatus, villicus“) handelte“. Dieser Auffassung widerspricht mancherlei. Gewiß war der Burggraf ein Beauftragter, aber nicht in erster Linie des Markgrafen, sondern des Kaisers, und eben weil dies in einer Zeit, wo die obersten Beamten des Kaisers zur vollen Landeshoheit aufzusteigen suchten, eine sehr heikle Sache war, mußte seitens des Markgrafen auf die besondere Stellung des Burggrafen (s. oben) die größte Rücksicht genommen werden. Aus diesem Grunde und aus vielen anderen, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, habe ich mir (M M VII, S. 1—13) die rechtlichen Vorgänge bei der Gründung der Stadt Meißens als eine Art Kompromiß zwischen dem Markgrafen und dem Burggrafen Meinher I. zurechtgelegt u. a. a. O. gesagt: „Meißens ist von Haus aus keine rein markgräfliche Stadt gewesen, sondern wie in den militärischen und richterlichen Befugnissen der Landschaft neben dem Markgrafen mit einem engeren Amtsdistrikt der Burggraf steht, so ist dieser sicher auch bei der Gründung der Stadt mit beteiligt. Meißens ist also eine markgräfliche und burggräfliche Stadt zugleich. Nur unter dieser Annahme verstehen wir, daß der Burggraf, wie in seinem ganzen Distrikte, so auch in der Stadt Meißens von allen gerichtlichen Bußgeldern den „dritten Pfennig“ d. h. den dritten Teil bezieht, während die beiden anderen Drittel dem Markgrafen gehören, daß der Burggraf auch von den Fleischhauern (Märker, Das Burggrastum Meißens, Urkundebuch S. 547) und den Bierbrauern eine Abgabe, ja sogar einen allgemeinen Herdzins aus der Stadt erhält. Endlich zeigt uns auch das älteste Meißener Stadtsiegel (s. Abb. 9) die annähernd gleiche Stellung des Markgrafen und des Burggrafen über der Gemeinde: unter der durch vier Türme und einen romanischen Giebel angedeuteten Dom- und Burgfreiheit steht ein barhäuptiger, mit dem Schwert gegürteter Mann, der in der Linken einen Baum mit dem meißnischen Löwen des Markgrafen, in der Rechten einen Baum mit den gekreuzten Balken, dem Wappen des Burggrafen, trägt“. Rudolf Köhlschke (NAS XLV S. 18) hat sich dieser Ansicht angeschlossen, in dem er noch darauf hinwies, daß der Burggraf Meinher I. von Werben schon zu der Zeit, da Dietrich noch Graf von Weissenfels war, ihm befreundet war und ihm bei der Übernahme der Mark Meißens (1198) geholfen hatte. Seit 1199 erscheint Meinher als Burggraf von Meißens, zu diesem Amte erhoben vermutlich mittelst Belehnung durch den Hohenstaufen König Philipp. Wären die Rechte des Burggrafen nur auf markgräfliche Belehnung zurückgegangen, so würde man nicht verstehen, daß die Markgrafen bis zum Jahre 1308 keine freie Verfügung über das „Gewölbe“ (die Steinbrücke über die zwischen Burg- und Akraberg klaffende Schlucht) (Abb. 10) und





Abb. 10. Blick vom Hohlweg über die Schloßbrücke („Gewölbe“) zum Dom





Abb. 11. Blick vom ersten Burgtore zum Schleinitzer (Jahnaischen) Hof



die Burgtore (Abb. 11) hatten, sondern sich diese von dem Torwart des Burggrafen aufschließen lassen mußten, so daß der Burggraf noch 1435 verlangen konnte: „der Torwart sol den Schlüssel von unserm wegen zu dem Tore haben, und wannen sie (die Markgrafen) oder die Tren auß oder ein wollen, so sullen sie uns oder den unsern zusprechen und wir nicht in (ihnen) oder den Tren, nachdem dannen das vor alder bey den Burggraven herkommen und gewest ist.“ Man wird sich also den Burggrafen bei dem Gründungsakt in einer weit selbständigeren Rolle zu denken haben, als Gröger es tut, ohne zu verkennen, daß der Markgraf Dietrich, den ich nach Köhschkes Vorgang schon an anderer Stelle den „Städteerbauer“ genannt habe, die eigentlich treibende Kraft bei der Unternehmung gewesen sein wird.

Die Absteckung und Vermessung der Stadt war schwierig aus drei Gründen, erstens, weil der Burgvorort (Jahrmarkt) schon in festen Formen vorhanden war, zweitens weil die Stadt aus Gründen der Sicherheit unmittelbar an die Abhänge des Burg- und Afraberges angelehnt und auch wegen der Hochwassergefahr möglichst vom Elbufer zurückgezogen werden mußte. So war nur ein verhältnismäßig kleiner Raum zur Verfügung und auch dieser durch das Gelände noch so eingeengt, daß selbst die Hauptstraßen, wie die Burggasse (Abb. 12) und die Elbgasse, Krümmungen aufzeigen, die an das ältere sogenannte westdeutsche Schema des Städtebaues erinnern. Aber die Zeit, in der die Gründung erfolgte, mahnt uns doch, der neueren Forschung recht zu geben und festzustellen, daß Meißen wenigstens im Prinzip eine Marktsiedelung der ostdeutschen Kolonisation darstellt. Der bedenklichste Punkt im Meißner Stadtverkehr, die sogenannte Hornsche Ecke am Heinrichsplatz, ist ein topographischer Beweis dafür, daß hier der Eingang eines rundlingsartig gestalteten Dororts erhalten ist, der älter war als die Stadt Meißen. Denn nie hätte ein solcher Meister der Stadtgründung wie Markgraf Dietrich den verkehrstechnisch eigentlich unmöglichen spitzen Winkel zugelassen, in dem hier der große Leipziger Verkehr auf die Elbgasse mündet, wenn eben nicht diese Mündung schon vorhanden gewesen wäre.

Ich kann auf das Wachstum der Stadt nicht im einzelnen eingehen. Nur so viel sei bemerkt, daß das Aufblühen der Stadt nicht denkbar war ohne die regsten Wechselbeziehungen zu der anmutigen und reich angebauten sie umgebenden Landschaft. Die Stadtgründung war auch hier wie in Dresden die Bekrönung einer vorausgegangenen durchgreifenden deutschen Kolonisation, die das Land beiderseits des Stromes, stromabwärts und stromaufwärts vom Burgfelsen umfaßte und sich nach West und Ost auch weit ins Innere erstreckte. Die Bürger der Stadt waren Deutsche. Für die Bedeutung ihres Handels ist das beste Zeugnis, daß noch in der ersten Blütezeit der Stadt, unter Markgraf Heinrich (1221—1288), allerdings erst gegen Ende seiner Regierung, die Elbfähre durch eine Brücke mit steinernen Pfeilern ersetzt wurde, und daß seit 1270 jenseits der Triebisch am Neumarkt eine Judengemeinde bestand, die ihren Begräbnisplatz auf dem Jüdenberg und auch eine jüdische Schule besaß, bis sie 1349 der allgemeinen Judenverfolgung in der Mark Meißen zum Opfer fiel.



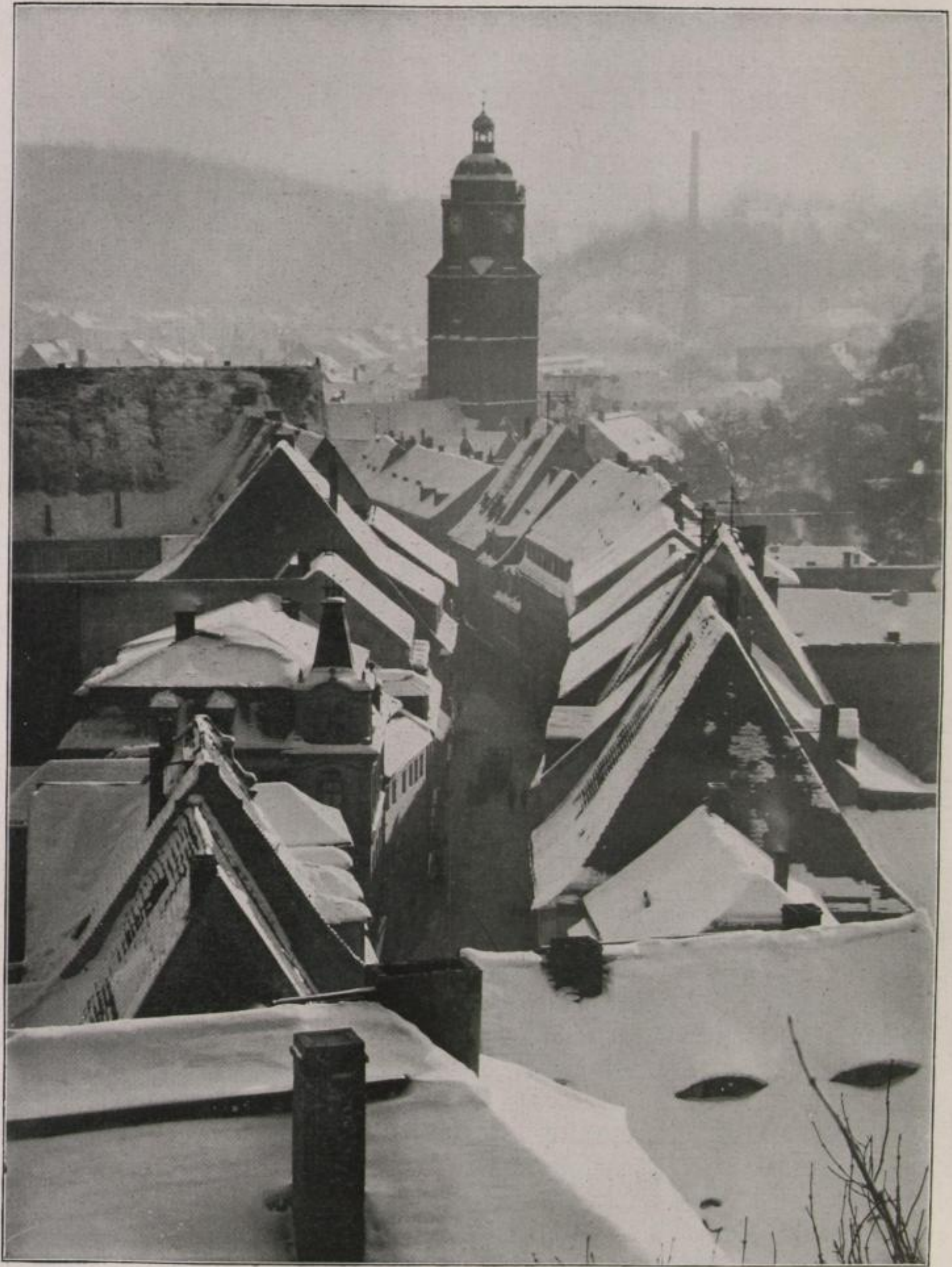


Abb. 12. Burggasse in Winterstimmung





Abb. 13. Alte Domherrenkurie (jetzt afranische Pfarre)



In dem Gesamtbilde von Meißen in jener Zeit darf das kirchliche Element nicht vergessen werden, dem außer dem Gottesdienst und der Fürsorge für Bildung (Domschule) auch die gesamte soziale Wohlfahrtspflege oblag. Diesen Verpflichtungen genügten außer dem Domkapitel (Abb. 13 u. 18) drei Klöster: das reich ausgestattete Augustinerchorherrnstift zu St. Afra (seit 1205), das Benediktinerinnenkloster zum heiligen Kreuz, dessen malerische Ruinen in der Stromaue etwas abwärts der Stadt noch heute ein bemerkenswertes Denkmal romanischer Baukunst bilden (Abb. 14) und das 1272 geweihte Franziskanerkloster, dessen spätgotische Kirche mit Teilen der Kreuzgänge am Heinrichsplatze erhalten



Abb. 14. Efeubewachsene Ruinen des Klosters zum heiligen Kreuz

sind (Abb. 17); außerdem noch das vom Domkapitel 1221 gestiftete Laurentius-hospital am Baderberg. In dieser ersten Blütezeit der Stadt begann auch Bischof Withego I. um 1270 den romanischen Bau des Doms niederzulegen und durch einen gotischen Dom zu ersetzen. Die Markgrafenburg (Abb. 16) war schon unter Dietrich ein Sitz regen politischen Lebens und höfischer Kunst: Walther von der Vogelweide war eine Zeitlang im Dienst des Markgrafen und sein berühmtes Lied der Winterfeindschaft und der Frühlingssehnsucht:

„Eh daß ich lang in solcher Truh  
Beklemmet wäre, als ich bin nu:  
Ehe würd ich Mönch zu Toberlu (Dobrilugk)“

ist vermutlich in Meißen gedichtet.



Das gute Verhältnis, das anfangs zwischen dem Markgrafen und dem Burggrafen geherrscht hatte, verschlechterte sich allmählich in dem Maße, in dem der Markgraf seine Landeshoheit und der Burggraf seine Stellung als unmittelbarer Vasall des Kaisers betonte, bis schließlich Burggraf Meinher III. 1293 zur Partei des Königs Adolf übertrat, der die Mark Meißen als erledigtes Reichslehen einzog und 1296 eroberte. Dabei war Meinher III. sein Helfer, und als Heinrichs Enkel, Friedrich der Freidige, ins Ausland flüchten mußte, der eigentliche Gebieter in der Mark und Stadt Meißen. Aber als das Heer des Königs Albrecht, des Nachfolgers Adolfs, 1307 bei Lucka von den



Abb. 15. Fachwerkerker am Jahnschen Hofe in Meißen

Wettinern geschlagen und König Albrecht 1308 ermordet worden war, mußte Meinher III. am 18. August 1308 den Markgrafen um Verzeihung bitten und ihm zur Buße den „weißen Turm“, der innerhalb der Ringmauer des Burggrafenhofes (jetzt Garten des Burgkellers) stand, abtreten, seine Nachkommen später auch das Torhaus und die Tore zur Burg, und als am 16. Juni 1426 der letzte Meinheringer in der Hussitenschlacht bei Aussig gefallen war, verkaufte der vom Kaiser Sigismund mit der Burggrafschaft Meißen belehnte Heinrich Reuß von Plauen 1440 alle seine aus diesem Amte herzuleitenden Rechte gegen 16 000 Gulden an den Wettiner Kurfürsten Friedrich.

Aber schon gleich nach der ersten Katastrophe des Burggrafen im Jahre 1308 war die erstarkende Bürgerschaft der Stadt beflissen gewesen, sich schrittweise die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten zu erringen: 1316 begegnen



uns zuerst in einer Urkunde der Bürgermeister (magister civium) und die Stadträte und Geschworenen (consules et jurati) von Meißen, 1423 verpachtet ihnen Friedrich der Streitbare die ihm zustehenden zwei Drittel des Einkommens vom Stadtgericht. Fast gleichzeitig, im Jahre 1424, wird der Gebrauch der wendischen Sprache vor Gericht im ganzen Gebiet der Mark Meißen verboten. Man muß also annehmen, daß damals die Eindeutschung der ehemaligen slawischen Gaue Daleminzi und Nisani vollendet war. Endlich verkaufte Kurfürst Friedrich der Sanftmütige 1446 gegen jährliche Zahlung von 12 Schock Groschen dem Meißner Räte auch das Gericht und die Verwaltungsrechte über die vormals dem Burggrafen unterstehenden Einwohner der Schloß-



Abb. 16. Der Kirchensaal in der Albrechtsburg vor der Bemalung  
Aufnahme um 1870. (Original in der Landesbibliothek)

freiheit und des Jahrmarktes. Damit war aber noch nicht die Verwaltungseinheit des ummauerten Stadtgebiets völlig hergestellt: die Domsfreiheit (d. h. die dem Domkapitel gehörigen Häuser und deren Einwohner) und die afranische Freiheit blieben in geistlicher Hand, später kleine Sondergemeinden, bis endlich 1847 nach langen Verhandlungen auch ihre Einverleibung in die Stadt Meißen erreicht wurde. Noch um 1910 las man am Türstein eines Hauses am Baderberg in schön verschörkelten Buchstaben die Inschrift: „Unter des hochwürdigen Domkapituls Gerichtsbarkeit“.

Seitdem ist die Stadt Meißen, seit 1860 an das sächsische Eisenbahnnetz angeschlossen, seit 1868 auch durch die Linie über Döbeln mit Leipzig verbunden,





Abb. 17. Die Schleiniger Ecke in den Kreuzgängen des Franziskanerklosters



als Sitz wichtiger und weitausgreifender Industrien nach allen Seiten über ihr ursprüngliches Weichbild hinausgewachsen: 1901 wurde ihm Cölln mit Niederfähre und Dorbrücke (insgesamt 11 309 Einwohner) einverleibt, 1907 Niederspaar, 1911 Oberspaar und Zschendorf, 1914 Zscheila und Bohnitsch, 1913 Neudörfchen, 1923 Questenberg und Korbitz. So umfaßt die Stadt, die ihr Dasein mit etwa 150 bis 200 Herdstellen begann, jetzt auf 1628 Hektar Wohnfläche fast 48 000 Einwohner.

Von neuerer Literatur wurden benutzt außer den eigenen Arbeiten des Verfassers: Wilhelm Dolz, „Der ostdeutsche Volksboden“ (Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1926), und zwar daraus die Aufsätze von Rudolf Köhlschke, Alfons Dopf, Robert Holzmann, Max Dasmer und Erich Gierach, ferner Rudolf Köhlschke, Markgraf Dietrich NAS XLV, S. 1—46; und Heinrich Gröger, Meissen, S. 236—266 aus dem Buche „Deutsche Siedlungsforschungen“ (Leipzig-Berlin 1927).



Abb. 18. Im Hofe der Dompropstei, des Sitzes des Domkapitels





Abb. 1. Links: Siegel des Domkapitels mit dem Evangelisten Johannes und dem Heiligen Donatus. Rechts: Siegel des Bischofs Gerung (1154)

## Der Dom zu Meissen im Wechsel der Jahrhunderte

D. Artur Neuberger

Der Meißner Burgberg ist ein Denkmal ohnegleichen, Burg und Dom in enger Verbundenheit — sie bezeugen, trotzig auf ihrer Klippe über dem Elbtal, nunmehr ein Jahrtausend: Hier steht der deutsche Gedanke fest, und mit ihm das Kreuz.

Wenige Stellen sind in der Welt, die so kühn und klar die kulturelle Ausdehnungskraft und Überlegenheit des alten Deutschtums und zugleich die sieghafte Kraft des christlichen Gedankens im zweiten Jahrtausend darstellen. Hier deutsch — hier christlich!

Im fruchtbaren Lößboden ruhen noch überall die Reste der mühsamen, aber im Grunde ärmlichen Kultur, die mehrere Jahrhunderte lang der Slawe im altgermanischen Lande angebaut hat. Der Ackerpflug legt sie immer wieder einmal in Scherben zutage, aber wenn wir tiefer graben, so finden wir sie unzerstört. Sie zeigen, wie schonend und duldsam der Deutsche die schwachen Wendenbauern in ihrer Kultur beließ. Übernahm er doch ihre Dorfnamen, ihre Organisation mit den Dorfrichtern (Supanen) und Dienstmannen (Withasen), tragen doch sogar die zu Rittern erhobenen Ministerialen, aus denen der altmeißnische Adel hervorgegangen ist, die von Miltitz und von Maltitz, von Heynitz, von Schleinitz und von Ziegra anstatt ihrer deutschen Namen die der neuen Lehensgüter. So schonend ging der Deutsche um. Doch seine Herrschaft hat er aufgerichtet, nachdem König Heinrich mit dreifachem Vorstoß die Heveller im Havellande, die Daleminzier im Elblande und die



Böhmen überm Gebirge geworfen. Ein Menschenalter später fügte dann sein großer Sohn Otto die festgefügte Organisation hinzu, die er auch kirchlich festlegte. Es war noch Saat auf Hoffnung, Zukunftsland und Kampfgebiet. Wie in der „Gegend an Waffen, Männern und Früchten reich“ (Adam von Bremen) tapfere Markgrafen den heißumstrittenen Boden noch in langen Kämpfen zu behaupten hatten, besonders seit dem großen Slawenaufstand von 983, so zog auch die Predigt des Kreuzes noch lange Jahrhunderte missionierend in das „Land der heiligen Haine“ hinaus, wo die Slawen zähe an ihren alten Höhenkulten und an ihren hölzernen oder erzenen, nach Helmolds Chronik fraßenhaften und mehrköpfigen Götterbildern festhielten. Die teilweise furchterregenden Unholde, die bis auf heute noch im Aberglauben fortleben, waren durch die Kunde von dem milden Himmelskönig nicht so leicht zu vertreiben. Es war auch kirchlich heißumstrittener Boden, noch ganz Feindesland.

Es mag also das erste Domkirchlein, das noch zu Ottos Zeiten hier oben stand, ein bescheidenes Wahrzeichen gewesen sein. Aus diesen uralten Zeiten ist noch ein Stück erhalten, eine Eibe im Garten der Superintendentur auf der Freiheit, wo der an der Burg beginnende Bergkranz das Halbrund über der Stadt abschließt. In den Zweigen dieses schönen Baumes, den Fachleute für tausendjährig erklärt haben und der neuerdings unter Heimatschutz steht, rauscht es von tausendjähriger Geschichte. So wie man dort über die Stadt und das Elbland hinausieht nach Osten, so haben wohl einst deutsche Augen wachsam hinübergeschaut und die Augen christlicher Männer sorgenvoll auf das siedlungsreiche Land.

In klarer Erkenntnis des Notwendigen erhob Kaiser Otto den Platz zum Bistum, indem er am Christfest 968 den Mönch Burchard zum Bischof berief. Das Bistum wurde zwei Heiligen ans Herz gelegt, dem Evangelisten Johannes und Bischof Donatus (Abb. 1); letzterer ein unbekannt gewordener, damals wohl modischer Heiliger, sagenhafter Priester und wundertätiger Bischof von Arezzo in Tuszien. Eine kleine erste Burgkapelle war die Keimzelle des Meißner Domes. „Burgkapellen sind die Ahnen unserer Kirchen; die ersten Christengemeinden, die sich hier sammelten, waren Soldaten“ (Hauck).

Ein Jahrhundert später. Die kirchliche Organisation des Bistums ist ausgebaut. Der Sprengel war weit, 400 Quadratmeilen groß, und reichte von der Spree bis zum Erzgebirge, dem alten Miriquidwalde, von der Oder bis zur Saale. Nach und nach entstanden an die tausend Kirchen, zuerst die großen Urfarreien, die meist mit den Burgwarden zusammenfielen: Zehren, Boritz, Gröba, Mochau, Döbeln, Strehla, Oschätz, Mügeln, Jahna, Zschaitz, Schrebitz, Leuben, wohl auch Rüsseina, Staucha, Ziegenhain oder Planitz; jede mit zwei bis drei Duzend Dörfern. Wohl erst später wurden die kleineren Kirchspiele als Patronatsgründungen eingeschoben, wie Neckanitz, Heynitz, Miltitz, Beicha, Dörschnitz, Bora. Langsam wird das Land kulturell und politisch und kirchlich erobert. In Wortverkündigung, Unterricht und Seelsorge, Verbreitung christlicher Sitte, Feste und Sonntagsruhe arbeiten treu unzählige namenlose Pfarrer. Die Stadt Meißen entsteht als Gründung der um 1150 kräftig



einsetzenden deutschen Kolonisation; zuerst der Burgvorort als Zollplatz des Bischofs, später der Markt mit der rechtwinkligen Straßenanlage. Landbevölkerung zog sich in die Stadt. Der altmeißner Adel entwickelt seine Kräfte und steigende Bedeutung für die Eindeutschung des Landes. Die Überschussbevölkerung des Westens zieht herüber in das siedlerisch hoffnungsreiche Gebiet, und aus all den Franken, Thüringern, Hessen, Sachsen und Dänen entsteht eine Bevölkerung, die den Charakter eines Mischvolkes trägt, aber eben deshalb auch schon eine allgemeine deutsche Sprache und Kultur ausbildet, ein Dölkchen, von dem Bartholomäus Anglicus in Magdeburg um 1230 sehr hübsch sagte: „Das Land Meissen, nach der Veste Meissen genannt, ist weit und geräumig, teils eben, teils gebirgig, sehr fruchtbar und weidenreich, von trefflichen Wassern benetzt; der berühmte Elbfluß durchströmt es ja in seiner Länge größtenteils. Es hat starke Städte und Flecken und starke und befestigte Burgen. Sein Volk ist begütert mit Reichtümern, Feldfrüchten, Vieh und Bergwerken; und ist auch das Volk von großer Tapferkeit, Schönheit und anmutiger Schlankheit, so ist es doch ein gütig gesinnter und friedlicher Volksstamm, der von Natur in allem weniger Wildheit hat, als sonst bei Deutschen üblich ist.“

Die zielbewußte Ostmarkenpolitik hier an der Reichsgrenze war ein glückliches Gegengewicht gegen die ideologische Kreuzzugspolitik, die sonst so viel deutsches Blut verspritzt hat. Deren glühendster Vertreter Bernhard von Clairvaux, den Hauck den unglücklichsten Politiker der abendländischen Welt genannt hat, wollte mit seiner ganzen Beredsamkeit den Kreuzzugsgedanken auch ins Ostmarkenland tragen, erzielte aber nur schlechte Erfolge. Hier wurden vielmehr durch schlichte Arbeit wahrhaft deutsche Werte geschaffen, ein deutsches Herrscherhaus in der Mark Brandenburg, ein deutsches Schlesien, starke norddeutsche Fürstentümer, im Preußenlande die herrliche Schöpfung des Deutschherrenordens, ein deutsches Böhmerland und die kolonisierte Mark Meissen. Man kann nicht groß und froh genug denken von dieser nationaldeutschen Politik an der Ostmark. Stattlich hob sich die Fürstenmacht der Wettiner u. a. empor, während die idealistischen Staufer zusammenbrachen. Auch die Bistümer standen gut national zur deutschen Krone und verwirklichten an ihrem Teile Ottos des Großen Gedanken an eine wahrhaft nationale, selbstständige deutsche Kirche; dadurch, daß die Bischöfe unmittelbar von der Krone abhängig waren. Erst in den großen Konfliktsjahren des Kampfes zwischen König Heinrich IV. und Papst Gregor VII. begann die Loslösung der Bischöfe von der Krone und ihre Neigung zur päpstlichen Kurie. Es sah aus wie ein Sieg des Papstes, in Wahrheit war die Politik Gregors seit dem Siege, den der König durch den großen Gedanken des Ganges nach Canossa erzwang, ein Mißerfolg. Dieses Drama hat auch den Meißner umspielt. Eben damals lebte hier der bekannte Bischof Benno, einer der deutschen Bischöfe, die ihren König im Stiche ließen; er wurde gefangen genommen, und seine Bischofsherrlichkeit erlebte denselben Zusammenbruch wie die Politik seines römischen Meisters.



Ein Sommertag 1208. Der Blitzstrahl zerstört den Dom. Von diesem romanischen Dom, der sicherlich schön gewesen sein wird, ist nichts mehr erhalten als wenige Grundmauern unterm jetzigen Fußboden und vielleicht noch das schöne Steinkreuz am Burgkeller. Auf eine ganze Reihe von Kirchen und Kapellen, auf eine christlich gewordene Stadt schaute der Dom jetzt herab. Von Bedeutung aber wurden jetzt vor allem die Klöster. Aus dem beschaulichen Mönchtum der alten Benediktinerzeit hatte sich ein anderes Mönchtum entwickelt, ein ernstes, asketisches, straff organisiertes. Die neuen Mönchsorden des 12. Jahrhunderts wollten nicht vom Betteln leben, sie strebten nach Arbeit. Die tüchtigsten, die Zisterzienser oder „grauen Mönche“, hatten wir hier in Meissen nicht, aber in Altzella bei Nossen waren sie seit 1162 angesiedelt und trugen Kultur in die Einöde des Miriquidwaldes. In Meissen lebten dafür die „weißen Mönche“, die Augustiner-Chorherren, Priester, die nach der Mönchsregel lebten und darum Regulierte hießen. Sie wurden durch den Bischof vom Petersberg bei Halle herbeigezogen, um anstelle der mehr weltlichen Domherren das Stadtvolk mit Seelsorge und Unterricht zu versorgen, und gründeten das Akrakloster. Für Nonnen entstand das Heiligkreuzkloster, eine ziemlich aristokratische, wohlhabende und kunstreiche Stiftung nach Art der von Maulbronn und Walkenried, wie noch jetzt die schönen Ruinen bezeugen. Noch entschiedener setzte die heroische Epoche des Mönchtums ein, als gegen 1260 die Franziskaner einzogen, die nach der Armutsregel des frommen Heiligen von Assisi lebten. Diese „minderen Brüder“ (Minoriten) oder Barfüßer (Barfotten) bauten sich auch hier wie überall mitten hinein ins Stadtgewühl, errichteten um 1270 am Heinrichsplatz die Kirche nach Art ihrer ganz auf die Predigt eingestimmten großräumigen Gotteshäuser und widmeten sich dem Unterricht des armen Volkes.

Das große kirchliche Netz war ausgesponnen, das Werk vollendet, das einst Bonifazius zielbewußt begann. Man hat gemeint, es sei das Unglück Deutschlands gewesen, durch Bonifazius und seine Jünger von vornherein in das kirchliche Netz der römischen Organisation verknüpft und an der Entwicklung eines selbständigen deutschen Kirchentums gehindert worden zu sein. Das ist wohl nicht richtig. In die auseinander strebenden, zerfahrenen und unpolitischen Germanenstämme, in diese ungefügigen nordischen Menschen mußte erst Disziplin gebracht werden und Sinn für Norm. Wenn nach einem Worte von Belows die Wechselwirkung von Kirche und Germanentum das große Thema des Mittelalters ist, so hat zunächst das Frühmittelalter im Geiste des starken Römertums, das sich zum kirchlichen Römertum umgewandelt hatte, die beiden Mächte fest zusammengestellt, und die kirchliche Macht war, weil die klügere, die herrschende. Vom 13. Jahrhundert ab beginnt dann die Befreiung zur Selbständigkeit, und im 16. wird die Durchdringung mit dem innerlichen paulinischen Christentum erreicht, dem der germanische Mensch zustrebte. Unter diesem Gesichtspunkt der Disziplinierung eines Volkes muß man das ganze große Gebäude der kirchlichen Disziplin verstehen, vom Weltanspruch des Papsttums bis zum strengen Schweigen der Mönchsorden, zur Erziehung des Volkes



in einer einheitlichen Sitte, die den Lauf des Tages, des Jahres und des ganzen Lebens regelte und mit einer Welt von Glanz und Würde umgab, und bis zu der straffen Bußdisziplin, die imstande war, über eine ganze Stadt das Interdikt, d. h. die Versagung alles kirchlichen Dienstes, zu verhängen, wie es mehrmals auch der Stadt Meissen widerfahren ist. Man darf das Verdienst der römischen Kirche, die große Disziplinierung geleistet zu haben, nicht unterschätzen. Derselbe Anspruch, der heute ein Anachronismus und eine Anmaßung ist, war ehemals ein Verdienst.

Der romanische Mensch des Frühmittelalters wurde so zur gebundenen Kraft, aber er bekam Stil. Dieses gebundene, wohlgeleitete Wesen symbolisiert die romanische Kunst. Ihre Grundlage ist der wuchtige Ernst des nordisch-germanischen Menschen, ihre Form die Zucht und Schönheit des Südens. Und so ist auch noch der frühgotische Stil, den man auch *Ü b e r g a n g s s t i l* genannt hat. Der Tag, an welchem Bischof *W i t e g o* († 1293) den frühgotischen Bau begann, von dem heute noch der *H o h e T h o r* des Domes erhalten ist, gehört zu den denkwürdigen Tagen unseres Domes. Witego I., noch einer von den kriegsgewohnten, weltlichen Beschöfen der alten Zeit, begann um 1270 den Dombau im neuen Stil. Wir sehen schon das spitzbogige Strebensystem der Gotik, ja am Gewölbe eine kunstvolle sechsteilige Wölbung, wie es die Zisterzienser aus Frankreich gelernt hatten, aber wir haben noch ganz die gehaltene, gebundene Kraft, die mächtigen Mauerflächen, das „schwere Schweigen“ (Rodin), die starke Ruhe, die dem großen Garantiesystem der Kirche entspricht. Die Säule ist noch Zierglied, nicht Tragglied. Ein kräftiger Lattner schließt den Chor ab und verstärkt die intime Wirkung des Raumes, dem noch die große Freiheit fehlt (Abb. 4 u. 5).

Denselben Geist beherrscher Kraft atmen auch die sieben herrlichen Steinfiguren, die an den Wänden des Hohen Chores und in der Achteckkapelle aufgestellt sind: das Kaiserpaar Otto und Editha (oder Adelheid), die beiden Domheiligen Evangelist Johannes und Bischof Donat (Abb. 5), Maria mit dem Kinde, der Täufer und ein räuchernder Priester. Diese Plastiken schließen die große Entwicklungsreihe sächsischer Bildnerei des 13. Jahrhunderts ab, die mit den wundervollen Reliefs in der Liebfrauenkirche von Halberstadt und den Figuren von Magdeburg beginnt, über Bamberg, die Goldene Pforte von Freiberg, die Wechselburger Kreuzigungsgruppe geht und ein Menschenalter später mit den Bildwerken der Naumburger Hütte Ziel und Höhe findet. In Naumburg hat der unbekannt große Meister die berühmten Stiftergestalten geschaffen, in Meissen, wenn nicht er selbst, so doch der größte seiner Schüler die sieben Figuren. Sie stehen vor uns in schlichtem Realismus, voll Hoheit, Würde und Ernst und heimlichen Lebens, kräftig mit beiden Füßen auf dem Erdboden, wirklich „im Irdischen gebundene Kraft“, und schließen das Frühmittelalter auf das Würdigste ab.

Inzwischen war mit dem gotischen Menschen der Geist erwacht. Der Mensch ist vom 13. Jahrhundert ab ein anderer. Er macht sich los vom Gängelbände und ringt nach Freiheit. Noch ist es nicht die Freiheit von der Kirche



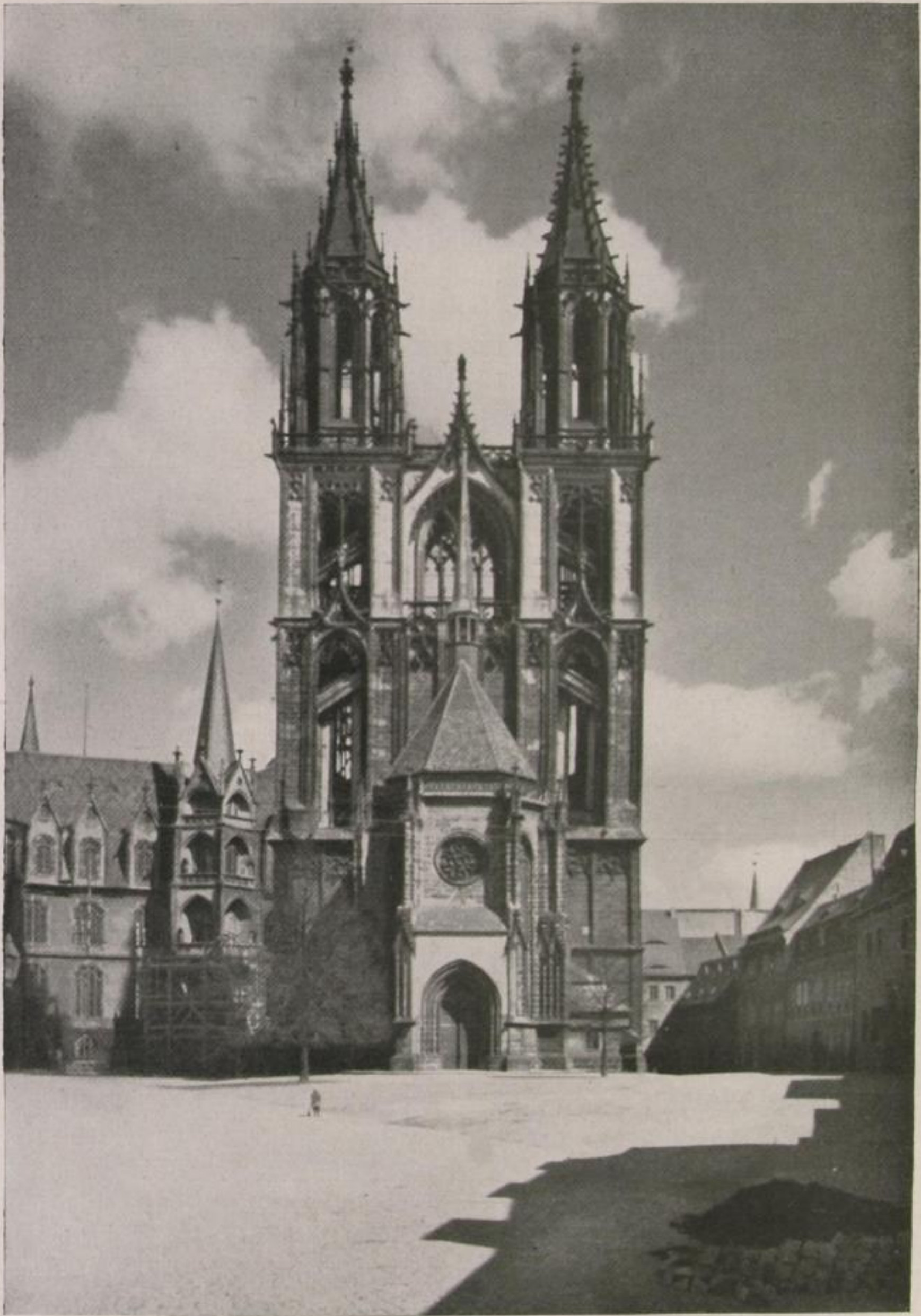


Abb. 2. Die Westfassade des Domes. Links die Albrechtsburg, rechts Domherrnkurien und der Eingang zur Bischofsspalz



und ihrem Glauben, man lebt noch in der Gedankenwelt der katholischen Kirche, und nur einige wenige gotische Menschen wie Kaiser Friedrich II. sind in die Skepsis geraten. Aber man nimmt den Glauben nicht mehr einfach hin, sondern erfaßt und durchdringt ihn selbständig. Das innerliche Wesen des nordischen Menschen kommt heraus, besinnlich und willenskräftig, voll Weltangst und Weltsehnsucht. So tritt in den Vordergrund auf einmal die Volkspredigt, wie sie die großen Franziskanerprediger pflegten, besonders Berthold von Regensburg, der immer auf persönliche Verantwortung pocht und das Ich aufruft zur Sorge um sein Seelenheil. Ein solcher Franziskaner, Capistranus, hat einmal auch in Meissen kräftig gewirkt. In der Wissenschaft baut die Scholastik ein Himmel und Erde umspannendes Weltssystem auf, noch ganz kirchlich, aber doch selbständig, ein wahres „Rittertum des Geistes“. Eine andre Eigenheit des nordischen Menschen, die Gründlichkeit, kommt in der Mystik heraus. Alle Frömmigkeit wird schwärmerisch. Vorher ganz sachlich und männlich, sucht sie jetzt weibliche Formen. Maria tritt hervor, deren Dienst die Zisterzienser pflegen. Die Worte, die Bernhard von Clairvaux im Dom zu Speyer verückt ausrief, sind charakteristisch für den gotischen Menschen: O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria! Immer leidenschaftlicher wird die Frömmigkeit. Es ist eine ungeheure religiöse Erregung, die den Menschen des Hochmittelalters ergriff, zumal den leidenschaftlichen Menschen des 14. Jahrhunderts. Geißler durchzogen die Welt, halbnackt im roten Gewand, paarweise und verhüllten Hauptes; deutsche Lieder singend, werfen sie sich kreuzförmig auf den Boden und schlagen den Rücken blutig mit Eisenketten.

Ihr slacht euch here  
in Christus ere.  
Durch Gott so lat  
die sunde mere! (= nunmehr)

Auch visionäre Schwärmer zogen um 1340 einher und weissagten den Weltuntergang. Der religiöse Stoff, an dem man sich erbaute, wandelte sich. In den Vordergrund tritt das jüngste Gericht. Friedrich der Freidige wurde 1323 beim Spiel von den zehn Jungfrauen so erschüttert, daß er in geistige Umnachtung fiel. Die Liebe zu Christus wendet sich seiner Marter zu. Nicht mehr der stille, große Imperator am Kreuze, der die Arme sieghaft ausbreitet, wird angebetet, sondern der Leidende, gequälte Schmerzensmann am Kreuze. Vielleicht sind es die schweren Pestzeiten, die die Menschen so erregt haben, und das viele Elend überhaupt, Krankheit und Mißwachs, Hungersnot und Wölfe und Unsicherheit im Lande. Doch genügt dies noch nicht, um die Erschütterung der Seelen zu erklären. Die allgemeine Regsamkeit des Geistes liegt zugrunde, die große Unruhe und die Befreiung der leidenschaftlichen Seele. Zeigt sich doch auch sonst überall dieses Regen des Geistes: in der ritterlichen Sangeskunst, wie sie nicht bloß auf der Wartburg gepflegt wurde, sondern überall an Fürstenhöfen, auch hier in Meissen zur Zeit Heinrichs des Erlauchten. Walther von der Vogelweide war einmal hier, doch ohne sich wohl zu fühlen. Auch Musik und Kunst blühten. In jeder Hinsicht strebte der gotische Mensch hinaus aus dem engen Häuschen ins Freie, ins Weite, ins Unendliche. Er war immer



in „Ekstase“. Sein Lieblingswort war: hochgemut. „In hochgemoute ze sweben“ — das war gotische Art.

Etwas Leidenschaftliches hat nun auch der Bau des Meißner Domes gewonnen. Steigen wir durch den Lettner die Stufen ins Langhaus herab, so umfängt uns die neue reiche Welt der Hochgotik. Witegos Bau war zur Ruhe gekommen. Die Wirren in Sachsen und im Reiche, die noch in die letzten Jahre Witegos fallen, die Kriege der Markgrafen Friedrich und Diezmann gegen ihren Vater und gegen den Markgrafen von Brandenburg ließen alles erlahmen. Krieg um Krieg, Mord über Mord. Erst 1317 gab es Frieden. Da begann Witego II. die Fortführung des Dombaues. Das Land atmete auf, und dieser Geist des Aufatmens beherrscht den großzügigen Bau des Langhauses, den ein genialer Baumeister ersonnen hat. Aus der Basilika, die der erste Witego begonnen, wurde eine mächtige Hallenkirche mit drei gleich hohen Schiffen, geräumig und lichtdurchflutet, ein „Fortissimo der Raumwirkung“ (Abb. 3). Aber der leidenschaftliche Drang in das Weite und Hohe ist doch noch beherrscht von einem wohlgedachten System, ganz tektonische Zucht, alles Maß und Gesetz, alles „Dienst“. Der gotische Pfeiler sagt, daß er zu stützen hat; die Säule sagt, daß sie zu zieren hat. Und doch ist nichts mechanisch, sondern alles durchgeistigt, beseelt, entmaterialisierter Stein; er lastet nicht, er steigt, er schwebt. Steingewordene Sehnsucht, hat es einmal die Ebner-Eschenbach genannt. Ich kenne keinen Bau, der so klar wie hier das Aufatmende und Großzügige der Hochgotik unmittelbar neben dem gebundenen Geiste zeigte (Abb. 4). Aber auch die gotischen Skulpturen wollen beachtet sein, wie sie am Südportal und in der Fürstenkapelle stehen: Heilige und Jungfrauen, Maria mit dem Kinde und die drei Könige, alle bewegt mit ausgebogenen Hüften und geneigten Köpfen, durchgeistigt, entkörperlicht, wie der Alte unter den drei Königen, am liebsten recht jugendlich wie der Balthasar. Man könnte die drei Lieblingszüge des gotischen Menschen so bezeichnen: jugendlich, schwächig, beweglich. Und doch ist alles Geist und Leben (Abb. 6).

Wir sind da aber schon in die Spätgotik geraten, in deren Geiste das 15. Jahrhundert die Fürstenkapelle gebaut hat. Die „Fontäne der Vertikale erlahmt“. Aber kirchlich war noch Hochmittelalter, der Glanz des Bistums, der Glanz des Domes als der Kathedrale (von der cathedra des Bischofs) mit ihren 56 Altären und zahllosen Geistlichen. Die Anzahl derselben wird zuletzt angegeben mit 14 oder 15 Domherren (Kanonikern), über 60 Vikaren und Kaplänen, darunter den sieben „Schotten“; so nannte man die Priester der Fürstenkapelle, weil es Benediktiner-Schottenmönche aus Regensburg waren. Dazu kamen noch 12 Choralisten und 15 Grabati, d. h. Geistliche, die an der Bahre (grabatum) der Fürsten zu beten hatten. 1480 wurde der Ewige Chor eingerichtet, d. h. zu jeder Stunde des Tages und der Nacht war im Dome Gottesdienst, daß also, wie Hieronymus Emser rühmte, „ohn unterlaß alle Stunden des Tages kontinuierlich durch und durch ohn Aufhören der Gottesdienst hier auf Erden singend verrichtet, wie im Himmel die Cheru-





Abb. 3. Das Hauptschiff des Domes vom Westportal aus. Blick über den Lettner in den hohen Chor





Abb. 4. Blick vom Hochaltar durch den Chor und über den Lettner in das Hauptschiff  
des Domes



bine und Seraphine ohn Aufhören Tag und Nacht einer gegen den andern sein Heilig, Heilig, Heilig singet.“

Es war zugleich die Glanzzeit des Wettiner Fürstengeschlechts, das die Markgrafschaft Meißen seit 1089 führte. Während die ältesten Wettiner in Altzella ruhten, faßte Friedrich der Streitbare den Plan, für sich und sein Geschlecht am Dom zu Meißen eine Grabkapelle zu erbauen. Schon sein Vater Markgraf Wilhelm hatte dem Dome und Bistum mehr Glanz und weltliche Freiheit verliehen und deshalb mit seiner Gemahlin Elisabeth die Ehre erlangt, vor dem Hochaltar des Domes bestattet zu werden (1407). Friedrich erbaute im Stile der Spätgotik, in welcher die gotische Vertikale erlahmte, die schöne Fürstenkapelle (Abb. 6) vor dem Westportal des Domes, und hier ruht er inmitten seiner Söhne Friedrich des Sanftmütigen und des Bischofs Siegismund von Würzburg, seiner Enkel Ernst und Albrecht, der fürstlichen Frauen Herzogin Sidonie und Herzogin Amalie von Bayern und seiner Urenkel. Die edlen Messingplatten, manche aus der berühmten Nürnberger Gießhütte, stammen teilweise von Peter Vischer selbst. Glanzzeit, und doch schon Abstieg und letztes Leuchten. Mit der unglückseligen Teilung des Landes im Jahre 1485 zwischen Ernst und Albrecht begann der politische Niedergang. Als Albrecht der Beherzte, „die rechte Hand des Reiches vom Papste“, in Friesland gestorben war, erfuhr unser Dom zur Leichenfeier am 25. Januar 1501 einen Tag schweren Gepräuges. Der Katafalk, bedeckt mit „güldenem Stück, schwerem Sammet, Damasko und Zündel“ und umleuchtet von 114 Kerzen mit Wappenschildern, umstanden von einer erlesenen Trauerversammlung. Auch 13 Rosse wurden hereingeführt, schwarz behängt und eines geharnischt. Früh 4 Uhr begann die erste Messe, dann die Gebete an 36 Altären und das feierliche Requiem. Bei dem Sancte Deus zerbrach der Marschall seinen Stab, der Kanzler zerschlug das Siegel, und 6 Fahnen senkten sich, beim Sancte fortis die 6 anderen, beim Immortalis stürzten die Grafen von Stollberg und Hohenstein den großen Wappenschild um, und der Graf von Gleichen senkte die Hauptfahne. Es ist wie eine Schlußfeier des Mittelalters, nach katholischem Urteil „als wie eine Ankündigung, daß die bessere Zeit des deutschen Reiches zu Ende gegangen sei“. Sagen wir etwas anders: des romantischen Mittelalters.

Dreiundzwanzig Jahre weiter. Im Herzogtum Sachsen regiert Albrechts Sohn, ein ernster, tüchtiger Fürst Herzog Georg, dessen Andenken mit dem Dome eng verknüpft ist. Von jenem ernsten Sinn beseelt, der die Menschen um 1500 beherrschte und in Florenz Charaktere wie Savonarola, in Deutschland Männer wie Albrecht Dürer bildete und auch aus den Grabtafeln der Zeit spricht mit ihrem häufigen Miserere mei! Dabei ehrlich, wahrhaftig und wohlgesinnt, ein guter Fürst für sein Volk. Sein Standbild in der Albrechtsburg kennzeichnet ihn gut: schwer und ernst, das Schwert in der einen Faust, in der andern das Gebetbuch. Bekanntlich war er, anders als seine ernestischen Vettern in Wittenberg, der grimmigste Gegner des „Apostels der Deutschen“. Anfänglich zwar für Luther interessiert, weil auch er klar und ernst die schweren Mißstände der Kirche erkannte, wandte er sich seit der





Abb. 5. Der frühgotische Chor des Domes mit den Gestalten der Stifter (links) und der Schutzheiligen (rechts)





Abb. 6. Das spätgotische Westportal des Domes mit der davor gebauten Fürstenkapelle und den Grabplatten der Wettiner



Leipziger Disputation von 1519 von dem allzu freiheitlichen Manne und der werdenden Volksbewegung ab; er wollte nur eine aristokratische Reformation durch die geordneten kirchlichen und fürstlichen Gewalten, wollte strenge Zucht und nicht Freiheit für das Volk, weil es sonst „ruchlos werde“. So hat er das Dordringen des neuen Glaubens und die neue Bibelübersetzung in seinem Lande grimmig verfolgt, auch vor den grausamsten Mitteln nicht zurückschreckend (Hinrichtungen in Leipzig). Erreicht hat er nichts; niemand kann das Rad der Zeit zurückschrauben. So steht er in der Geschichte als einer von denen, die mit dem Kopfe durch die Wand wollten. Aber heute am 16. Juni 1524 feiert er im Dome einen stolzen Tag des Sieges. Nach langen mühseligen Verhandlungen, vielen Geldkosten und manchem Seufzer, wie schwer es sei, in Rom die Heiligsprechung eines Mannes zu erreichen, der „nicht ein Franzos oder Florentiner gewesen“, hat er endlich die Kanonisation Bennos von Meissen durchgesetzt. Man begreift nicht recht, welche Wundermärchen dafür aufgeboten und aufgewärmt werden mußten. Die Gebeine im Hohen Thor werden mit silbernen und vergoldeten Spaten ausgegraben, und wie sie sichtbar werden, fällt alles Volk auf die Knie: „heiliger Benno, bitte für uns!“ In großer Prozession unterm Geläut aller Glocken werden die heiligen Gebeine durch die Stadt getragen und in die Marmortumba im Langhaus des Domes zurückgebracht. Das Festlied, in einer Breslauer Handschrift erhalten, „Benno, du viel heiliger Mann“, soll vom Herzog selbst gedichtet gewesen sein. „Aber das Herzergreifende“, sagt eine alte Chronik, „die wahre Weihe jedes frommen Festes, fehlte.“ („Die einen hatten Andacht dabei, die andern ihren Spott“.)

Wieder 15 Jahre später. Herzog Georg war gestorben, ein einsamer, trauernder Mann, dem alle seine 9 Kinder und die Gattin Barbara vorausgegangen waren. Für sich und seine Barbara hatte er schon vor 5 Jahren der großen Grabkapelle die kleine *G e o r g s k a p e l l e* angebaut, in der er nun abseits ruht. Mit großem Pomp der alten Kirche wurden mehrere Tage lang im Dom die Exequien gefeiert. Alles war aufgeboten, was noch im sinkenden Glanze des alten Glaubens stand. Auch der neue Herzog, des Verstorbenen Bruder Heinrich von Freiberg, fehlte nicht, obwohl er lutherisch war. Er hielt es aber nur bis zum ersten Psalm aus, stand dann auf und ging in die Burg hinüber, wo er sich von seinem Hofprediger Paul Lindenau eine evangelische Trostpredigt halten ließ. War Herzog Georg auch „des alten Glaubens beständiger Beschützer und der Kirche gehorsamster Sohn“, wie er einmal auf eine Münze prägen ließ, so soll doch sein Gedächtnis auch bei uns geehrt sein. So oft ich an seiner Gruft stehe, denke ich daran, daß hier der deutsche Fürst liegt, der auf dem Reichstag zu Worms 1521 den welschen Einflüsterungen, man brauche einem Keßer kein Wort und freies Geleit zu halten, das deutsche Wort entgegengehalten hat, solche Schande dürften deutsche Fürsten nicht zulassen, die alte deutsche Redlichkeit erfordere, zu halten, was man versprochen habe.

Einige Monate weiter —. Wieder läuten alle Glocken der Stadt. Am 14. Juli 1539 zieht der neue Glaube in Meissen ein, und im Dome wird der erste *e v a n g e l i s c h e* Gottesdienst gehalten. Von Wittenberg sind zur Disputation





Abb. 7. Blick durch die Kreuzgänge am Dom zu Meissen  
Links im Hintergrunde ein Teil des Chorumgangs im romanisch-gotischen Übergangsstil



die Theologen Spalatin, Justus Jonas, N. Amsdorf und M. Cruziger, von Dresden die Juristen Caspar von Schönberg und Rudolf von Rechenberg da, um im Auftrag der neuen Regierung das Stift, die Stadt und das Land evangelisch zu reformieren. Großer Festzug in den Dom, mit Herzog Heinrich und seinen Söhnen Moriz und August, dann die Ritterschaft und die Bürgerschaft unter Führung der beiden Bürgermeister Faust und Waldklinger. Alles atmete auf und begrüßte freudig die neue Zeit. „Ecce florent valles cum evangelio“ — seht, es blühen die Täler unterm Evangelium! So begann damals jubelnd der Joachimstaler Pfarrer Matthesius eine seiner Lutherpredigten. Es folgte die erste der berühmten Visitationen, die eine Prüfung der Geistlichen und Lehrer, Pensionierung Untüchtiger, Festlegung der vorhandenen Mittel und Pflichten, Abschaffung der Privatmessen (Winkel-messen) und unbiblischen katholischen Gebräuche, Einführung evangelischen Gottesdienstes und des Abendmahls in beiderlei Gestalt durchzuführen hatte. Außerdem mußte man daran denken, was aus den verödeten Klöstern werden sollte. In vielen waren nur noch einige wenige Mönche, in manchen keiner mehr. Schon bestand die Gefahr, daß eine heutigetierige Ritterschaft sich des herrenlosen Gutes bemächtigen könnte. Da tritt auf Luthers Anraten der junge Herzog Moriz ein und bestimmte das Atrakloster in Meißen zur Fürstenschule 1543.

Das Domkapitel war noch altgläubig. Als Kaiser Karl V. im Bunde mit dem Herzog Moriz den Kurfürsten Johann Friedrich besiegt und gefangen genommen hatte, wurde im Dom zu Meißen auf Anordnung des Kapitels mit den hier lagernden Spaniern und Ungarn am 25. April 1547 ein Dankgottesdienst gehalten und das Tedeum gesungen. Der Himmel gab aber eine merkwürdige Antwort darauf. Gegen Abend zog ein mächtiges Gewitter auf, zwei Blitzstrahle zündeten, der eine den Stadtkirchturm, der andre den Dom, dessen Westtürme mit Orgel und Glocken zusammenbrachen. Seitdem war die Westfassade eine Ruine, wie wir sie aus unserer Kinderzeit kannten.

Am 20. Oktober 1581 verzichtete der letzte Bischof Johann von Haugwitz auf das Bistum; er war schon evangelisch, hat sich dann verheiratet und auf seine Burg Mügeln zurückgezogen. Das Stift wurde in förmlicher Kapitulation der kurfürstlichen Regierung übertragen. Es war das Ende des alten Bistums Meißen. Das letzte Bollwerk des Katholizismus in Sachsen war gefallen. Sachsenland war ganz lutherisch, und noch 1703 berichtete Kurfürst August nach Rom: „Es gibt kein Land, wo der Eifer für das Luthertum so mächtig wäre, wie meine Erblande Sachsen.“ Das Reformationsfest, zuerst 1617 in Sachsen gefeiert, seit 1668 stehende Einrichtung, wurde regelmäßig auch in unserem Dome begangen.

Die Jahrhunderte rauschen dahin. Wir können hier nur vorübergehend hinweisen auf die Nöte des Dreißigjährigen Krieges und den Schmerzenstag Meißen, den 6. Juni 1637, als die schwedischen Scharen Baners die Stadt in Trümmer legten. Wir wissen nicht, wie weit der Dom in Mitleidenschaft





Abb. 8. Das Innere des Chorumgangs (romanisch-gotischer Übergangsstil) und (im Vordergrund) gotische Halle



gezogen wurde. Nur das wissen wir, daß die Grabplatte des Markgrafen Wilhelm vorm Hochaltar durch die Schweden ihres Edelmetalls beraubt wurde. Seitdem hat der Meißner Dom seine Narbe.

Es folgte die Zeit langsamen wirtschaftlichen Wiederaufbaus. Merkwürdige Grabtafeln, im Langhaus aufgehängt, geben von dieser Zeit Zeugnis mit zierlichem Barockschneitzwerk im Schnecken- oder Ohrmuschelstil und mit ihren wortreichen, ruhmredigen Inschriften, alles breit ausladend und großmächtig im Geiste der Zeit und im Stil der Allongeperücke. Die Zeit der „Sonnenkönige“ nach Pariser Muster nahte, in Sachsen die Zeit Augusts des Starken.

Der Dom wird wenig erwähnt. Er trat in die Stille zurück, und die Stadtgeschichte zieht durch die Burg und Manufaktur, die kirchliche durch die Stadtkirche am Markte.

Im Siebenjährigen Kriege war der Dom eine Zeit lang Gefängnis für 400 Kaiserliche, die Friedrich der Große da einsperren ließ, 1813 war er Lazarett. Sonst schweigt die Geschichte. Nur der fleißige Pfarrherr von Borsitz, Ursinus (um 1770), ging jahrelang in den verfallenden Hallen umher und kroch am Fußboden herum, um die zertretenen Grabsteine aufzunehmen. Am 20. April 1813 war einer im Dome, den fesselte „das schlankste und schönste aller Gebäude jener Zeit, durch keine Monumente verdüstert, durch keine Emporkirchen verderbt, gelblich angestrichen, durch weiße Glascheiben erhellt“. Im hohen Thor zog er sein Skizzenbuch heraus und zeichnete sich die interessante Baldachinreihe über dem Gestühl ab. Ins Fremdenbuch des Domes trug er seinen Namen ein: Goethe.

Die Albrechtsburg wurde im 19. Jahrhundert erneuert, der Dom ruhte. Erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts kam neues Leben, die Werkleute und Künstler ziehen ein, die Türme wurden neu aufgebaut. Ob glücklich oder nicht, steht für immer dahin. Jedenfalls steht der Dom seitdem sauber und würdig, eine evangelische Kathedrale von Sachsen, vom Domkapitel treu gewahrt und für die Gottesdienste seit 1917 und 1924 der Superintendentur als Dompfarramt und dem Domprediger ans Herz gelegt. 1917 hat auch er sein Kriegsoffer gezahlt und zwei seiner herrlichen Glocken hergeben müssen. Sie sollen ersetzt werden und bei der Jahrtausendfeier der Stadt wieder mit einstimmen ins Festgeläut. Meißner Domgeschichte ist sächsische Volksgeschichte, der Dom ein Symbol, in Wahrheit, wie ihn Gottfried Semper genannt hat, ein Palladium Saxoniae.



## Eine Meißner Schnitzerwerkstatt um 1500

Dr. Walter Hentschel

Wie ein Symbol seiner gewaltigen kulturellen Bedeutung erscheint der Meißner Dom auf dem ragenden Felsen des Burgbergs. Der Dom ist aristokratisch in seiner Lage, in seiner kirchenpolitischen Stellung, in seinen Kunstformen; er ist nicht erdgebunden, wie die Stadt zu seinen Füßen. Ihrer Stellung in der stolzen Hierarchie der mittelalterlichen Kirche entsprechend verstanden es die Bischöfe des hohen Mittelalters, den Dom als den Repräsentanten ihrer Diözese anzugliedern an jene Kette von künstlerischen Beziehungen, die sich vom Westen Deutschlands her von Bistum zu Bistum, von Dom zu Dom spannt, jene Kette, die uns heute als ein System von Einflüssen erscheint, deren reale Träger aber die Steinmetzen und Bildhauer der großen Dombauhütten waren, die sich in langer Tradition zu einer Berufsaristokratie entwickelt hatten. In ihren Reihen ist der unbekannte Baumeister des Doms im Ende des 13. Jahrhunderts zu suchen; zu ihnen zählt der Bildhauer der berühmten Statuen im Chor und in der Achteckkapelle, dessen Weg, besonders deutlich, über Naumburg, Mainz, Meß bis zu seinen Lehrmeistern, den französischen Domen, verfolgt werden kann; der Meister der Lettnerbrüstung um die Mitte des 14. Jahrhunderts ist wohl von süd- oder westdeutschen Hütten gekommen, der Bildhauer des figurenreichen Westportals entstammt einer ausgedehnten Werkstatt, deren Werden und Vergehen sich in fast allen Gegenden des mittleren Deutschland abspielte.

Diese aristokratisch-internationalen Hüttenorganisationen begannen im Laufe des 15. Jahrhunderts sich zu zersehen, zu zerbröckeln, sie erlagen dem Andrängen der frischen, meist bodenständigen Künstler, die, in den größeren Städten zu Zünften zusammengefaßt, im Handwerksbetrieb wurzelten und ihre Kunst selbst ausübten. Hierarchie und Hütte einerseits, Bürgertum und Zunft andererseits standen sich nunmehr gegenüber, und es setzten sich diese Gegensätze auch in den Erscheinungsformen der Kunst fort: Bauplastik gegen Schnitzaltar, Stein gegen Holz, die starr gewordenen, verbrauchten Formen der Hochgotik gegen die lebendigen naturalistischen der Spätgotik. Als beredte Zeugen dieser Umwälzung stehen auf den Diensten der gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts fertig gewordenen Fürstenkapelle am Dom nicht etwa Steinfiguren, wie man erwarten sollte, sondern Holzfiguren, kräftige derbe Werke, die einen deutlichen Gegensatz zu den feinlinigen Gestalten der Hüttenplastik, etwa am Westportal, bilden und vielleicht als erste bodenständige Kunstwerke der Stadt Meißen anzusehen sind. Denn die Stadt unten im Tal ist es, die nunmehr die Führung übernimmt, die die fremden zu- und abwandernden Werkleute verdrängt und ihre eigenen Kräfte dem Dom darbietet. So finden wir denn den bedeutendsten Bildschnitzer Meißens um 1500 und seine Werkstatt nicht nur für städtische und ländliche Gotteshäuser arbeiten, sondern auch im Dienste des Bischofs beschäftigt.



Wir nennen diesen Schnitzer nach seinem Hauptwerke den *M e i s t e r d e s M e i ß e n e r F r a u e n k i r c h e n a l t a r s*, denn noch hat sich sein Name nicht feststellen lassen, ja vielleicht ist er für alle Zeiten in das Dunkel der Anonymität gehüllt. Aber was würde ein Name, einige Daten eines bürgerlichen Lebens, so willkommen sie wären, bedeuten gegen seine Kunstwerke, die auf uns gekommen sind? Er würde gewissermaßen die Firma bezeichnen, nicht mehr. Nur seine Werke sichern dem Künstler Fortleben.

Der Altar der Frauenkirche ist als Torso auf uns gekommen, spätestens im 18. Jahrhundert hat man ihn seiner Flügel und seiner gewiß sehr reichen Bekrönung beraubt und eine Umrahmung gegeben, die auf einer alten Ansicht des Kircheninnern noch zu erkennen ist. Erst das Jubiläumsjahr hat dem ehrwürdigen Kunstwerk wieder eine Auferstehung gebracht: es wurde durch Flügel, die in den Maßen und dem Goldton dem Alten sich anpassen, aber jede Konkurrenz mit ihm vermeiden, und durch ein kräftiges Gesims ergänzt und zur Einheit zusammengeschlossen. Jene verlorenen Flügel mögen fortgesetzt haben, was der Schrein in seinen Reliefs uns noch heute zeigt: Szenen vom Leben und Sterben Christi und Mariens. In der Mitte des Schreins prangt, eine feierliche Repräsentation, die Krönung Marias durch Vater und Sohn (Abb. 1), die gleiche Szene, die Michael Pacher an seinem berühmten Altar von St. Wolfgang, wenn auch ungleich bedeutender, dargestellt hat. Unseres Meißner Schnitzers Kunstmittel sind geringer, er beschränkt sich auf eine einfache symmetrische Komposition, der er aber durch klug verteilte Ornamente, durch liebevolle Wiedergabe aller Details ein gewisses Maß von Reichtum und Pracht zu geben verstanden hat. Vielleicht noch mehr als diese Szenen vermögen die kleineren Darstellungen in ihrem naiven, ja drastischen Erzählerton einen Begriff von seiner Wesensart zu geben, vor allem die Grablegung in der Predella oder die Kreuztragung (Abb. 2). Welcher Strom herzlichen Mitfühlens umgibt doch die zarte zerbrechliche Gestalt Christi, der unter der Last des schweren Kreuzes zusammenbricht, wie fein ist die Hilfsbereitschaft des Simon von Kyrene, der das hintere Kreuzende ansaßt, zur Darstellung gebracht, mit welcher Zartheit wird geschildert, wie sich Maria und Johannes im gemeinsamen Leid zusammenfinden! Dagegen überzeugt uns der Meister nicht so recht von der Grausamkeit der Schergen: dies darzustellen lag ihm, dem fein Empfindenden, nicht.

Die einzelnen Formen des Altars lernen wir im Vergleich mit den weiteren Arbeiten des Meisters kennen. Wo aber sind diese zu suchen? In Meißen selbst und seiner näheren Umgebung, die doch zunächst in Frage kommen, finden wir nichts; erst die ausreichende Durchforschung aller Gegenden unseres Sachsenlandes förderte die Schnitzwerke zutage, die durch Stilvergleichung dem Meister des Frauenkirchenaltars oder seiner Werkstatt zugeschrieben werden müssen.

Am nächsten dem Altar verwandt erscheinen drei Holzfiguren, die heute unter allerlei „Urväter-Hausrat“ in der Heimatsammlung zu Bischofswerda stehen: eine Mutter Gottes (Abb. 3), eine Barbara und ein kleiner Engel. Trotz aller





Abb. 1. Meissen, Frauenkirche: Mittelstück des Hochaltars



Beschädigungen ihrer farbigen Fassung finden wir in diesen Gestalten wieder jene Zartheit des Empfindens; wie von einem leisen Windhauch getragen schwebt die schlanke Gestalt Mariens empor, wie eine Blume blüht uns ihr feines Köpfchen entgegen, wie dünne Ranken spreizen sich die feingliedrigen Finger der Rechten, die das Zepter hielt. Die rundliche Form des Gesichtes wiederholt sich in schlagender Ähnlichkeit bei der Maria der Krönungsszene in Meißen, ebenso die gerade schmale Nase, das leicht angedeutete Doppelkinn,



Abb. 2. Meißen, Frauenkirche: Kreuztragung am Hochaltar

der üppig knospende Mund, dessen Winkel in feinem Strich auslaufen, die neben der Stirn fast wagerecht beiseite gestrichenen Haarsträhnen. Das gleiche gilt für die heilige Barbara, und der kleine Engel wiederholt in Haltung und Gewand fast Zug um Zug die Gestalt Christi von der Kreuztragung in Meißen.

Diese drei Figuren haben nun eigentlich nichts mit Bischofswerda zu tun, sie kamen erst dort hin, als König Friedrich August der Gerechte der in den Freiheitskriegen niedergebrannten Stadt die Ausstattung der Stolpener Schloßkapelle schenkte. Dort in Stolpen hat sie noch Magister Gercken (Historie der





Abb. 3. Bischofswerda, Heimatmuseum: Mutter Gottes aus Stolpen



Stadt und Bergvestung Stolpen, 1746) gesehen, wie sie zusammen mit einem jetzt verschwundenen heiligen Erasmus im Hochaltar standen. Die gemalten Flügel dieses Altars gelangten in das Altertumsmuseum im Großen Garten zu Dresden; sie geben uns zweierlei wichtige Hinweise: erstens durch ihre Jahreszahl 1486 (Gercken berichtet von einer Zahl 1487, die vielleicht am verschwundenen Schrein gestanden hat), womit nicht nur die Entstehung der Figuren von Bischofswerda festgelegt ist, sondern auch Aufschluß über die Entstehungszeit des Meißner Altars gegeben wird, der bisher viel zu spät in das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts versetzt wurde, aber, wie auch aus trachtlichen Einzelheiten (zum Beispiel den knapp anliegenden Gewändern der Schergen) hervorgeht, kaum viel später als um 1490, in engem Anschluß an den Stolpener Altar entstanden sein muß. Zweitens aber erinnert uns die auf dem einen Bilde angebrachte Figur des bischöflichen Stifters, Johann V. von Weißenbach daran, daß Stolpen die bevorzugte Residenz der Meißener Bischöfe in jenen Jahren war: damit ergibt sich ein weiterer bedeutender Zusammenhang mit Meißen, denn wo sollten die Bischöfe den Hochaltar ihrer Hauskapelle anders in Auftrag gegeben haben als bei einem Meister der Hauptstadt ihres Bistums? Und ein letzter Beweis: auf dem Bilde der Anbetung der heiligen drei Könige erblickt man im Hintergrund winzig klein, aber deutlich, eine Ansicht Meißens mit den Türmen des Domes, der Burg, der Frauenkirche und des Dorortes Scheila: damit steht Meißen als Ursprungsort dieses Altars fest.

Wo alles urkundliche Material fehlt, müssen wir auch unscheinbaren Spuren nachgehen. Sollte nicht auch an anderen Orten, die in engerem Zusammenhang mit den Bischöfen standen, sich noch Werke unseres Meisters finden? Suchen wir auf diesem Wege, so ergibt sich eine ganz stattliche Ausbeute. So befindet sich im Dresdner Altertumsmuseum eine Figur aus Göda, jenem Orte, dessen hochragende Kirche zur Bahnlinie Dresden—Bauzen herübergrüßt, und der einst der Hauptort des wendischen Kreises der meißnischen Besitzungen war. Diese Beziehung ist es, die das Vorkommen eines Werkes unseres Meisters so weit von seinem Wohnsitz und unmittelbar vor den Toren Bauzens erklärt. Es handelt sich um den Rest eines „Gnadenstuhles“: Gottvater, würdevoll thronend (Abb. 4) hielt einst in seinen Händen den Gekreuzigten (vgl. Abb. 5). Was uns zunächst an den Gottvater im Meißner Altar denken läßt, ist die Behandlung des Bartes mit seinen ungemein sorgfältig und regelmäßig gebildeten Strähnen, die sich dort fein säuberlich umeinander schlängelten, hier sich wie Glieder einer Kette ineinander verschränken; während das Schnißmesser die tiefer gelegenen Partien mit scharfem Grat herausarbeitete, ließ es die am weitesten hervorstehenden Haarsträhnen in breiterer Fläche stehen — eine Eigentümlichkeit, der wir bei unserem Meister noch oft begegnen werden, und die als ein ganz besonderes Kennzeichen anzusprechen ist. Aber noch mehr, bei beiden Gottvaterdarstellungen setzt sich die Augen-grube als tiefe Einsenkung über die Wange fort; das Profil des Kronreifes ist übereinstimmend, wie auch die schweren Falten über der Brust; und endlich



sind beide Gestalten von der gleichen zwar würdevollen, aber gutmütigen Wesensart, die sich trefflich in das Charakterbild unseres Schnitzers einfügt. Die Ähnlichkeit würde noch viel auffallender sein, wäre die Gödaer Figur nicht so übel erhalten: das Fehlen des Kruzifixes und der ganzen umliegenden Gewandpartie, sowie der Nase, gibt ihr etwas Breites, Flachgedrücktes, was noch verstärkt wird durch den gänzlichen Verlust der Fassung, mit der zugleich auch die letzten Feinheiten plastischer Oberflächenmodellierung verschwunden sind.



Abb. 4. Dresden, Altertummuseum: Gottvater aus Göda

Die stärkere Stilisierung der Einzelformen gebietet übrigens, die Entstehungszeit mehrere Jahre nach dem Meißner Altar anzusetzen.

Im engsten Zusammenhang mit dieser Figur steht eine Altargruppe in Kleinröhrsdorf bei Radeberg (Abb. 5), die zwar neuerdings etwas grell bemalt wurde, aber sonst gut erhalten ist und eine Vorstellung gibt, wie der Gottvater von Göda zu ergänzen ist. Eine schöne Bereicherung der eigentlichen Figur bildet das Motiv der beiden einen Vorhang haltenden Engel, welches in gleicher



Weise hinter der Marienkrönung in Meißen angewandt worden war und wohl auch für Göda angenommen werden kann. Freilich sind die kleinen Engel viel roher als in Meißen gearbeitet, ebenso auch der Kruzifixus. Das ist das Merkwürdige an diesem Kunstwerk, daß man mit aller Deutlichkeit zwei ausführende Hände unterscheiden kann. Der Gottvater ist hier von einem ganz anderen Geist beseelt, leidenschaftlich, in große Flächen gelegt, flutet das Gewand, Leidenschaft glüht in dem asketisch mageren Kopf



Abb. 5. Kleinröhrsdorf, Kirche: Gnadenstuhl

mit der schmalen Nase und den eingesunkenen Wangen, Leidenschaft bestimmt sogar die Formen des Bartes, der, dem der Gödaer Figur in der allgemeinen Anordnung ähnlich, mit seinen tiefen schattenden Unterschnidungen, seinen wie ungeduldig zappelnden Endungen die andere Hand verrät. Zeugt also die Komposition für unseren Meißner Künstler, so ist die Ausführung keinesfalls seiner Hände Werk, sondern das zweier anderer, untereinander ganz verschiedenen Schnitzer. Wie ist diese



merkwürdige Teilung zu erklären? Man muß sich hier vor Augen halten, daß die Kunst des Mittelalters durchaus noch nicht den Originalitätsbegriff unserer Zeit hatte. Wie es auch guten Meistern nicht darauf ankam, Holzschnitte oder Kupferstiche weitgehend zu benutzen, oder Werke, die ganz von Gesellen gearbeitet waren, mit dem eigenen Namen zu signieren, so können wir uns wohl vorstellen, daß auch in unserem Falle der Meister des Meißner Altars verantwortlich ist, daß er aber vielleicht in einer Zeit gehäufter Aufträge die Ausführung seines Entwurfs — vielleicht einer feststehenden Komposition — seinen Werkstattgenossen übertrug: die Hauptfigur einem vielversprechenden, begabten Gesellen, die kleinen Figuren aber einer ungelinkteren Hand. Letztere finden wir in Meißen-Cölln an einem unterlebensgroßen Kruzifixus der Urbanskirche wieder, der zum Beispiel die gleichen, etwas leblosen, wulstartigen Haarsträhnen und die ungeschlachte Körperbildung aufweist. Ein anderer Kruzifixus im Dresdner Museum, schlanker und lebensvoller als jener, aber in den Grundformen (Kopfhaltung, Lententuch) ebenfalls dem zu Kleinröhrsdorf gleichend, steht dem Meister selbst bedeutend näher. Wir erwähnen diese beiden Werke als Beweis, daß unser Schnitzer eine mehrköpfige Werkstatt führte. Darüber hinaus geben sie uns, wie auch die Kleinröhrsdorfer Gruppe, Gelegenheit, mit ihren Abweichungen die Eigenart der bisher aufgezählten eigenhändigen Werke des Meisters in größerer Deutlichkeit zu erkennen.

Ein weiteres Werk brachte schon vor 30 Jahren Eduard Flechsig (Die Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins, Seite 37b) in Zusammenhang mit dem Meißner Frauenkirchenaltar: den aus der kleinen abgebrochenen Bartholomäuskirche zu Dresden stammenden Altar, heute im Dresdner Altertumsmuseum. Flechsigs vorsichtige Vermutung können wir heute, wo uns eine ganze Menge Zwischenglieder bekannt geworden sind, mit erheblich größerer Bestimmtheit aussprechen. Der Altar zeigt im Schrein die Anbetung der heiligen drei Könige (Abb. 6), in den Flügeln die paarweise angeordneten Gestalten von Katharina und Barbara, Andreas und Laurentius; auf der Rückseite der Flügel befinden sich Gemälde der Heiligen Martin und Stephanus. Im Gegensatz zu der feierlichen Repräsentation des Meißner Altars ist die Dreikönigslegende mehr als lebendige Erzählung gegeben; hinter der Szene schweift der Blick in eine teils geschnitzte, teils gemalte Landschaft. Auch die einzelnen Gestalten sind viel realistischer, zum Beispiel der etwas mißtrauisch auf die vornehmen Ankömmlinge blickende Josef. Die sitzende Mutter Gottes ist von einer holden Fraulichkeit, wie man sie selten bei sächsischen Schnitzwerken antrifft; sie reiht sich darin ganz den Marienfiguren vom Meißner und Stolpener Altar an, nur daß das weiße Kopftuch, welches sie an Stelle der Krone trägt, und die vollere Form des Gesichtes sie viel bürgerlicher und zugleich mütterlicher erscheinen läßt. Ebenfalls ein alter Bekannter ist der Mohrenkönig: sein Typ begegnete uns schon in dem einen Schergen der Meißner Kreuztragung. Und auch die Köpfe der beiden anderen Könige bieten uns nichts Fremdes: für ihre Bärte trifft die für die Gödaer Figur gegebene Charakteristik zu, zwar sind sie weniger lang, weniger feierlich, aber die eigen-





Abb. 6. Dresden, Altertumsmuseum: Dreikönigsaltar

tümlische Führung des Schnitzmessers ist unverkennbar die gleiche. Noch viel deutlicher läßt sich dies bei dem heiligen Andreas im linken Flügel erkennen, ein Zweifel an der Zuschreibung kann hier gar nicht aufkommen. Im übrigen sind die Flügelfiguren, besonders die weiblichen, nicht besonders charaktervoll, ja beinahe etwas langweilig; zu loben ist aber die ungemein sorgfältige Aus-



stattung des ganzen Werkes, zum Beispiel die in feinen Lasurfarben aufgetragenen Muster auf den Gewandsäumen.

Es spricht für den guten Ruf unseres Meisters, daß wir ihn sogar in einer Stadt finden, die selbst Bildschnitzerwerkstätten hatte, freilich, soweit die auf uns gekommenen Reste erkennen lassen, keine sehr bedeutenden; und nicht nur die Schnitzereien des Altars sind in Meißen gefertigt, sondern auch die Flügelgemälde, die von der gleichen Hand sind, wie die des Stolpener Altars. Einige Schwierigkeiten verursacht die genauere Datierung des Werkes. Nach der Darstellung im Schrein zu schließen dürfte es aus der Dreikönigskirche in Neustadt stammen, wo in der Tat der Dresdener Chronist Weck um die Mitte des 17. Jahrhunderts einen Schnitzaltar gleichen Inhalts sah; aber dieser hatte doppelte Flügel mit biblischen und anderen Darstellungen, was, wenn es stimmt, nicht recht zu den erhaltenen Teilen passen würde. Daher ist auch die Jahreszahl 1509, die Weck gelesen haben will, mit Vorsicht aufzunehmen, zumal sie für den Stil des Altars reichlich spät erscheint; hat Weck vielleicht eine gotische 4 als 9 gelesen? 1504 würde schon eher passen. Mit Sicherheit wird diese Frage nicht zu beantworten sein; nehmen wir als greifbares Ergebnis hin, daß der erhaltene Dreikönigsaltar aus unserer Meißner Werkstatt stammt.

Die Andreasfigur im linken Flügel führt uns zu einem anderen Andreas (Abb. 7); wieder tritt uns hier die genugsam geschilderte Bartbehandlung entgegen. Die Stilisierung ist ähnlich wie in Göda, aber mit ungleich mehr Vehemenz durchgeführt: während sich dort die einzelnen Strähnen ruhig übereinander legten, greifen sie hier geradezu zangenartig ineinander. Diese Steigerung beherrscht den ganzen Kopf; man denkt an den ähnlich leidenschaftlichen Gottvater zu Kleinröhrsdorf, aber während dieser in seiner Formenbehandlung aus der Kunstweise unseres Meisters herausfiel und eine innerlich anders geartete Persönlichkeit verriet, kann man sich den Andreas durchaus in diesem Zusammenhang denken, als Vertreter einer sich stetig und folgerichtig weiter entwickelnden Kunst: den Verlust an Feierlichkeit gegenüber den älteren Werken macht eine unleugbare stärkere Individualisierung wett. Fast noch mehr tritt dies bei dem Gegenstück der Andreasfigur in Erscheinung, dem heiligen Hieronymus (mit Kardinalshut und einem Löwen), der mit seinem durchgearbeiteten Priesterkopf einen ganz neuen, bisher nicht vergleichbaren Typ darstellt. Auch die Mutter Gottes, die ihren Platz zwischen den beiden männlichen Heiligen hat, ist individualisiert gegenüber dem mehr idealen Schönheitstypus der Himmelskönigin von Stolpen. Bei ihr heißt dies aber: verbürgerlicht; ist ihr Kopf auch abgesehen von der übereinstimmenden Haarbehandlung im Grunde der gleiche, wie der der älteren Figuren, so erhält er doch durch die hohe Stirn, die weit aufgerissenen Augen, den lächelnden Zug um den Mund einen besonderen persönlichen Ausdruck. So liegen diese drei Figuren ganz in der Linie, die von den älteren Werken über den Dreikönigsaltar führte. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach gehören sie in einen Schrein, aus dessen Flügeln zwölf kleine Apostelfigürchen erhalten sind, die trotz sorgfältiger Ausführung nur die Typen der beiden Männerköpfe des Schreins wiederholen.



Die Entstehungszeit dieses Werkes ist wohl schon in das zweite Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts zu setzen, darauf weisen außer den angeführten Charakterzügen die von breiten glatten Flächen und scharf geknickten harten Falten gebildete Gewandung; bei dieser findet man, abgesehen von den mit Göda überein-



Abb. 7. Dresden, Altertummuseum: Figuren aus Ischoppach

stimmenden Falten auf der Brust des Andreas, kaum etwas, was mit den anderen Werken vergleichbar wäre, wie denn überhaupt festzustellen ist, daß der Meister nie eine besonders ausgesprochene Gewandbildung angewendet hat.

Diese Reste, heute ebenfalls im Dresdner Altertummuseum — welches zufälligerweise die Mehrzahl der erhaltenen Werke des Meißner Schnitzers



bewahrt — stammen aus Zschoppach nördlich von Leisnig. Das Vorkommen Meißener Schnitzwerke in dieser Gegend, die von anderen, näher gelegenen Werkstätten versorgt wurde, würde auffällig sein, wäre nicht auch hier wieder, wie bei Göda und Stolpen, eine enge Beziehung zu den Meißener Bischöfen vorhanden. Diese waren nämlich die Patronats Herrn der Kapelle des Nachbarortes Nauberg, der sogar zu den bischöflichen „Küchendörfern“ gehörte, das heißt bestimmte Naturalien für den Haushalt des Bischofs zu liefern hatte. Nach der Einführung der Reformation wurde die Nauberger Kapelle nach Zschoppach geschlagen, „also, daß das vorhandene Gebäude daselbst und anders, so in der Kapelle vorhanden gewesen, dahin hat gewendet werden sollen“ (nach Sächs. Kirchengalerie, Ephorie Leisnig. S. 911 f.). Es wurde also die Ausstattung der Kapelle nach Zschoppach verbracht und darunter muß auch der Altar gewesen sein, den die Nauberger wohl durch Vermittelung ihres hohen Patrons bei dem hervorragendsten Schnitzer Meißens hatten anfertigen lassen.

Die letzte Schnitzerei der Meißner Werkstatt stammt wieder aus der Lausitz, und zwar aus Burkau, nördlich von Bischofswerda, einem Orte, der zwar nicht bischöflicher Besitz war, aber doch so nahe an dessen Grenze lag, daß Beziehungen auch hier nicht von der Hand gewiesen werden können; so ist z. B. anzunehmen, daß die Burkauer das Schnitzwerk von Göda, dem Nachbarort, kannten, und schon deshalb auf dessen Meister aufmerksam wurden. Es handelt sich in Burkau um eine „heilige Sippe“, eine Darstellung der Familie Christi, nämlich seiner Eltern und seiner Großmutter Anna mit den drei Männern, mit denen sie der Legende nach verheiratet gewesen sein soll. Die Komposition (Abb. 8) ist eine feststehende Form und kommt sehr häufig vor, z. B. an einem Altar der Kamenzer Klosterkirche, der deshalb zu Unrecht als Werk der gleichen Hand angesehen worden ist. Die stilistischen Beziehungen zu unserem Schnitzer sind trotz etwas derber Machart sehr enge, besonders zu Zschoppach. Ist doch z. B. der Kopftypus des Mannes mit der südwesterartigen Kopfbedeckung ganz der des dortigen Hieronymus; sein Nachbar mit dem Turban zeigt klar die genugsam geschilderte Haarbehandlung, nur daß sein Bart kürzer und einfacher gehalten ist. Der Josef des Dresdner Altars erscheint wieder in dem Mann am weitesten rechts. Der Typus der Maria (ihr Gesicht ist leider ungünstig übermalt) ist der bekannte. Trat uns in Meißen und Stolpen eine hold blühende junge Frau, im Dreikönigsaltar eine schon reifere Gestalt von zarter Mütterlichkeit entgegen, trug die Maria von Zschoppach bereits mehr die Spuren des Alltagslebens, so sitzt in der Burkauer Familiengruppe eine Matrone, eine Frau von satter Behaglichkeit. Diese Wandlung ist nichts ungewöhnliches in der Kunst jener Zeit; man kann sie etwa auch bei dem Zwickauer Schnitzer Peter Breuer verfolgen, dessen zuerst wirklich liebliche Frauengestalten in seinen Spätwerken müde, welk, säuerlich erscheinen; und warum sollten die Schnitzer vor 400 Jahren nicht mehr oder weniger bewußt ihre Ehefrauen sich zum Vorbild genommen haben, wie dies von so vielen neueren Meistern bekannt ist? So würde das Burkauer



Sippenrelief als das späteste Werk des Meisters — etwa um 1515 bis 1520 — zu gelten haben, was auch die sonstigen Stilformen bestätigen, vor allem die dicken, knorrig verlaufenden und oft eingedrückten Faltenzüge, die übrigens in der Partie links vom vorgestellten Bein Marias mit den Schoßfalten der Zschoppacher Figur übereinstimmen. Als weitere Stütze des Zusammenhanges



Abb. 8. Dresden, Altertumsmuseum: Heilige Sippe aus Burkau

sei darauf hingewiesen, daß Zschoppach und Burkau auch durch die gleiche Bemalung verbunden sind. Während nämlich die Figurenmaler jener Zeit fast nur ein reines Kobaltblau anwendeten, ist hier das Blau durch Zusatz von etwas Weiß und Grün zu einem auffallend hellen Ton gemischt, eine Eigentümlichkeit, die ich sonst nur an einigen Figuren aus Neckaniß bei Lommaßsch wiederfand, die zweifellos auch in Meißen, wenn auch in einer anderen



Schnitzerwerkstatt, entstanden sein müssen. So werden die von entlegenen Orten stammenden Bildwerke auch auf diesem Wege nach Meißen lokalisiert.

Damit ist die Zahl der zurzeit bekannten Werke unseres Meisters erschöpft; möglich immerhin, daß noch dieses oder jenes sich dazu findet, z. B. in der noch wenig durchforschten Gegend von Wurzen, die ja ebenfalls bischöflicher Besitz war. Die bevorzugte Heranziehung des Meisters seitens der Bischöfe läßt vermuten, daß unter der fast ausnahmslos verlorenen Ausstattung des Domes und seiner Nebenkapellen manches Werk von ihm gewesen ist. Besaß doch der Dom allein etwa 50 Altäre, sicher ebensoviel die anderen Kirchen Meißen zusammen, besaß doch sogar jede Dorfkirche wenigstens zwei Altäre, von Andachtsbildern, Kruzifixen usw. ganz zu schweigen. Hält man diese ungeheueren Mengen des einst Vorhandenen neben das Erhaltene, so ergibt sich ein Verhältnis der Einbuße, welches unbedenklich auch auf das Lebenswerk unseres Bildschnitzers angewendet werden kann. Die erhaltenen neun Arbeiten — einschließlich jener, die von Gesellen oder Schülern geschaffen wurden, wie die Kleinröhrsdorfer Gruppe — verteilen sich auf einen Zeitraum von mindestens 30 Jahren. In der Kette von Werk zu Werk fehlen also gar viele Zwischenglieder, die uns die stilistische Verknüpfung wesentlich leichter machen würden. Und noch ein anderes läßt diese Überlegung bedenken. Wie viele Gesellen mögen in diesem langen Zeitraum durch die Werkstatt passiert sein und an den auf uns gekommenen Arbeiten teilgenommen haben; wie leicht ist es möglich, daß dem Meister Söhne heranwuchsen, die, der Gepflogenheit der Zeit folgend, das väterliche Handwerk erlernten. Solch jüngere Einflüsse muß man in Betracht ziehen, wenn plötzlich in den beiden männlichen Heiligen von Schoppach bei gleicher handwerklicher Machart, der Geist einer anderen Zeit zu sprechen scheint, der Zeit Dürers, welcher das vorangegangene Zeitalter Schongauers, verkörpert im Meißener und Stolpener Altar, Platz gemacht hat. Aus diesen Erwägungen heraus und eingedenk der Lückenhaftigkeit unseres Wissens sprechen wir besser von einer Werkstatt als von einem Meister, einer Werkstatt aber, der eben eine Meisterpersönlichkeit ihren Stempel aufgedrückt hat.

Hat diese Meisterpersönlichkeit nun, die aus der Stadt Meißen hinaufdrängte in die so lange verschlossenen bischöflichen Bezirke und die fremden Meister endgültig von dort vertrieb, wirklich etwas bodenständig Meißnisches an sich? Über ihre Herkunft, ihren Geburtsort wissen wir ja nichts. Aber ihre Kunstart sagt doch etwas darüber aus, wenn man sie in Vergleich stellt mit den vielfältigen Kunsterzeugnissen etwa des Erzgebirges, besonders Freibergs. Wenn aus diesen ernsten herben Werken ganz die rauhe Landschaft des Erzgebirges spricht, was gibt sich dann in der Lieblichkeit und Lebenswärme der Frauengestalten unseres Meisters, in seinen heiligen Männern, die trotz ihrer dräuenden langen Bärte so gutmütig dreinschauen, in der offenkundigen Freude an schmuckreicher Repräsentation und leuchtend bunter Farbigkeit anderes zu erkennen, als das lachende Elbtal, die heitere Landschaft um Meißen?



## Meißener Frührenaissance

Dr. Walter Hentschel

Der Bau der Albrechtsburg war ein gewaltiger Schritt nach vorwärts in der Entwicklung der profanen Baukunst. Ist sie doch kaum noch eine Burg, deren ganze Anlage von der Verteidigungsmöglichkeit bestimmt wird, sondern ein Schloß, mit der alleinigen Bestimmung, den fürstlichen Besitzern bequeme Wohnungen und festliche Repräsentationsräume zu gewähren. Darin ist sie, obwohl ganz aus nordischer Tradition heraus gestaltet, doch ein Erstling der Renaissance, und nicht mit Unrecht wird sie an die Spitze jener stolzen Reihe kursächsischer Schloßbauten gestellt, deren glänzendste Vertreter in Torgau und Dresden stehen. Diese freilich haben auch schon im Äußern ganz das reiche Kleid der aus Italien entlehnten Formen überworfen. Die Albrechtsburg dagegen ist ganz gotisch in ihren Bauformen, ja im Gegensatz zu jenen Schlössern entbehrt sie fast völlig der eigentlichen Schmuckformen. Nur an zwei Stellen sind etwa ein Menschenalter nach ihrer Erbauungszeit plastische Dekorationen des neuen Stils hinzugekommen, die dem Meißner Bau trotz ihrer Bescheidenheit eben auch in dieser Hinsicht eine führende Rolle in der Renaissancebewegung zuweisen.

Ein Teil des Innenbaues war um 1480 unvollendet liegen geblieben. Ihn zu besichtigen und Ratschläge über seinen Ausbau abzugeben, wurde 1521 ein Meister Jakob von Herzog Georg angewiesen. Nach Gurlitts einleuchtender Vermutung ist er der Baumeister Jakob Heilmann aus Schweinfurt, der Vollender des Riesenbaues der St. Annenkirche zu Annaberg. Denn das, was sich als Erzeugnis dieser späteren Zeit zu erkennen gibt, das Gewölbe des Wappensaales im zweiten Obergeschoß, entspricht in seiner reichen Figurierung ganz den verschiedenen Gewölben zu Annaberg, und nicht nur das, auch die Bildhauerarbeiten weisen dorthin. In den vier Ecken des Raumes sitzen die Rippen auf Tragsteinen auf, die als weibliche Büsten ausgestaltet sind und, etwa in der Art der Leuchterweibchen, ein Wappenschild (Meißen, Kursachsen, Thüringen, Landsberg) halten (Abb. 1). Sie sind sämtlich in Zeittracht gekleidet, mit geschlitzten Pufferärmeln, enggeschnürtem Mieder, Hauben und Mützen, sowie reichem Schmuckwerk um den Hals. Sonst entbehren sie näherer Charakterisierung. Nur die Gestalt, die das Kurwappen hält (Abb. 3), macht eine Ausnahme, sie stößt sich einen Dolch in die entblößte Brust, ist also dadurch als Lucretia gekennzeichnet. Die an dieser Stelle befremdende Darstellung erklärt sich daraus, daß Lucretia als empfindlichste Wahrerin der Ehre galt, also sich als Wappenhälterin besonders eignet. Auch dieser Gedanke kommt bei den Leuchterweibchen vor, die ja meist auch ein Wappen halten, wie z. B. das prachtvolle Stück im Rathaus zu Sterzing in Tirol.

Der Gedanke der figürlichen Tragsteine ist noch durchaus gotisch. So sind an dem reichen Gewölbe der Annaberger Kirche 44 Büsten von Propheten und alttestamentlichen Königen in ähnlicher Funktion angebracht, als Endigungen von aufsteigenden Rippen. Diese Verbindung mit Annaberg erscheint aber



noch enger, denn die Meißener Wappenhalterinnen sind den Annaberger Büsten (Abb. 4) so verwandt, daß man sie dem gleichen Bildhauer zuschreiben muß. Diese vier Meißner Büsten scheinen aber schon fortgeschrittener, renaissancemäßiger in ihrer sehr knappen prägnanten Formulierung mit dem festen sockelartigen Abschluß durch das Wappen, während die um 1519 entstandenen Büsten in Annaberg mit ihren unruhig züngelnden Schriftbändern, ihren lebhafteren Bewegungen, ihrer etwas unklaren Endigung in Laubwerk oder Wolken noch viel stärker in der Spätgotik wurzeln.

Viel ausgesprochener tritt der neue Stil an einer anderen Stelle der Albrechtsburg auf, an den Brüstungen der beiden unteren Umgänge des Wendelsteines. Auch diese waren unvollendet geblieben, während der Schmuck des darüber liegenden Umgangs mit seinen bekannten derben Darstellungen laut Inschrift schon 1485 gefertigt worden war. Die Zeit der Vollendung der beiden Untergeschosse gibt eine Jahreszahl auf einer der Brüstungsplatten an: 1524 — diese Zahl wird man auch auf die Vollendung des Wappensaales beziehen können. Während der Schmuck des zweiten Geschosses lediglich in Ornamenten und Wappen besteht, zeigen die Füllungen des ersten Geschosses (Abb. 5) figürliche Reliefs lehrhaften Inhalts: Darstellungen der Folgen des Trunkes (Noah, Loth usw.) und der verderblichen Macht des Weibes (Simson und Delila, David und Bathseba, Judith und Holofernes, Josef und Potiphars Weib, Pyramus und Thisbe, das Parisurteil usw.); neben den alttestamentlichen Stoffen treten also auch solche aus dem klassischen Altertum auf, die als Beispiel der „Weibermacht“ auch schon in der Spätgotik, z. B. in der Graphik, vorkommen. Man denkt hierbei an die der gleichen Gedankenwelt entstammende Lucretia des Wappensaales. Der ausführende Bildhauer ist jedenfalls derselbe, wie die Übereinstimmung der weiblichen Figuren beweist. Wie die Büsten, so zeigen auch die Reliefs in ihrer klaren, knappen Fassung einen deutlichen Fortschritt gegenüber der Spätgotik. Doch das wichtigste an ihnen dürfte die Umrahmung sein, die neben Rundbogennischen in schlanken Pilastern mit einer Füllung von kolben- und kugelähnlichen Bildungen besteht: also ein erster tastender Versuch der Einführung architektonischer Renaissanceformen.

Freilich war am Wendelstein kaum Gelegenheit, mit der eingehenden Kenntnis des neueren Stils zu prunken, handelte es sich doch hier nur um die nachträgliche Ausschmückung eines schon fertigen gotischen Bauwerkes. Aber ein anderes Werk aus dem gleichen Jahr 1524 zeigt, daß der Meister immerhin schon tief in das Wesen des neuen Stils eingedrungen war: das schöne Epitaph (Abb. 7), welches der Dechant Johannes Hennig sich laut Inschrift noch zu Lebzeiten setzen ließ (an der Südwand des Domes). Es zeigt in einer ädikulaartigen Umrahmung mit krönendem Halbrund den Stifter, vor einem Altar knieend, auf dem sich das Messwunder vollzieht. Gewiß ist dem Meister das Wesen des klassischen Gebälkes noch nicht klar geworden, er bildet es ähnlich, wie das Stabwerk der Gotik: statt Tragen und Lasten ein Sich-Durchdringen; aber in den Einzelformen ist das Denkmal sehr klar und die Abkehr von den gotischen Formen ist vollkommen. Das Epitaph ist gleichsam der Stammvater





Abb. 1. Meißen, Albrechtsburg: Konsolfigur mit dem Wappen von Landsberg



einer stolzen Reihe ähnlicher Denkmäler, von denen als das am nächsten verwandte das des Johann von Schleinitz († 1526) in St. Afra zu nennen ist. Es hat den gleichen oberen Abschluß, wie das Hennig-Denkmal, die gleiche Pilasterfüllung, wie die Wendelsteinreliefs und die gleiche perspektivisch dargestellte Nische wie beide früheren Werke. Die prachtvoll lebendige Gestalt des knieenden Verstorbenen führt dann zu dem Denkmal des 1531 verstorbenen Johann



Abb. 2. Dresden, Neustädter Friedhof: Bürgersfrau aus dem Totentanz

Karras von Mayen in Pirna und weiter zu einer ganzen Reihe ähnlicher Werke, die aufzuzählen hier nicht der Ort ist (vgl. Hentschel, Sächs. Plastik um 1500, S. 52 ff.). Aber auch in Meissen selbst sind noch zwei Denkmäler vorhanden, die, trotz etwas derberer Ausführung, doch auf den gleichen Bildhauer zurückgehen müssen: das des Domvikars Kölbingen († 1532) in der Frauenkirche, bei einfacherer Umrahmung an das Hennig-Denkmal erinnernd, und das des Wolf von Schleinitz († 1523) mit der unheimlichen Darstellung des verfaulen-





Abb. 3. Meißen, Albrechtsburg: Konsolfigur (Lucretia) mit dem Kurwappen





Abb. 4. Annaberg, Annenkirche: König Jotham



den, von Schlangen zerfressenen Leichnams des Verstorbenen innerhalb einer Architektur, die reicher als bei den übrigen Werken, aber auch unklarer ist (vgl. zu diesem Werk O. E. Schmidt, Kursächs. Streifzüge III, S. 88).

Während all diese Denkmäler den Schmuckformen nach Vertreter einer neuen Kunstrichtung sind, dem Inhalt nach aber die alten Traditionen nicht wesentlich verändern, blüht eben in jenen Jahren die liebenswürdige, schmuckfreudige weltliche Kunst auf, die so charakteristisch für die deutsche Renaissance



Abb. 5. Meissen, Wendelstein der Albrechtsburg : Salomos Götzendienst

ist. Die Dekoration des Wendelsteins kann schon als erster Vertreter genannt werden; ihm folgt unmittelbar ein prächtiges Wappen, welches der gleiche Auftraggeber, der Herzog Georg, im Jahre 1525 an der Kirche zu Altenberg i. E. anbringen ließ, nach Ausweis der Form seiner Umrahmung ein weiteres Erzeugnis des Meisters der Wendelsteinreliefs. Noch bedeutsamer aber war der plastische Schmuck eines Erkers am ehemaligen Holzmarkt zu Meissen, dem jetzigen Heinrichsplatz (Nr. 7), der glücklicherweise wenigstens in seinen wesentlichsten Teilen am Neubau des Hauses wieder verwendet wurde. Die Brüstungen des Erkers waren durch die bekannten, ornamentgefüllten



Pilaster aufgeteilt; die so entstehenden Felder enthalten im ersten Geschoß jene Nische, die unser Meister so bevorzugt und darin, ganz analog dem Wendelstein, je eine Wappenkartusche; im zweiten Geschoß aber in Medaillons die Reliefbildnisse Kaiser Karls V. und Herzog Georgs (Abb. 6), dieser hier noch ohne den Bart, den er sich erst nach dem Tode seiner Gemahlin Barbara (1534) stehen



Abb. 6. Meissen, Relief am Neuen Heinrichsplatz 7: Herzog Georg

ließ, und dem er seinen Beinamen verdankt; ferner in den seitlichen Feldern die etwas kleineren Bildnisse von Herzog Moritz und seiner Gemahlin Agnes von Hessen (diese letzteren wohl später hinzugefügt, vgl. Bau- und Kunstdenkmäler 39, S. 251). Von diesen Porträts ist vor allem das Georgs zu rühmen: barhäuptig, ganz ins Profil gesetzt, angetan mit der Kette des goldenen Dlieses erscheint der Fürst vor uns; aus seinen durchgearbeiteten Zügen spricht die ganze Härte und Unbeugsamkeit, mit der sich dieser Herrscher gerade damals





Abb. 7. Grabmal des Dechanten Johannes Hennig im Meißner Dom  
Nach einer Aufnahme von Brück & Sohn in Meissen



dem mächtig andringenden Luthertum entgegenstemmte. Kein Zweifel: hier schuf der Meister, der Karls V. Kopf recht gleichgültig behandelte, ein tief erfassendes Porträt seines fürstlichen Brotherrn, der ihm nicht nur in Meißen Aufträge gab, von dem er auch, wie wir noch sehen werden, schon vorher und noch mehr späterhin zu wichtigen Leistungen herangezogen wurde.

Wer war nun dieser Künstler? Der Erker am Heinrichsplatz gibt uns den ersten Hinweis. An ihm sah nämlich Gurlitt im Jahre 1880, vor der entscheidenden Veränderung des Hauses, neben der Jahreszahl 1533 die Buchstaben C. W., die er auf ein Mitglied der vielköpfigen, anderthalb Jahrhundert in Dresden wirkenden Bildhauerfamilie bezog. Den hier in Frage kommenden Meister, den man zum Unterschied von mehreren Gleichnamigen C h r i s t o p h W a l t h e r I bezeichnet, hat dann später F. Fichtner als den Meister eines der berühmtesten, zum mindesten volkstümlichsten Werkes jener Zeit erkannt: des Dresdner Totentanzes (was freilich nicht hindert, daß Jahr für Jahr um den Totensonntag herum in den Tageszeitungen mehr oder weniger rührselige Artikel über den damals wahrscheinlich längst verstorbenen Baumeister Schickentanz, den eine mißverständene Überlieferung zum Bildhauer des Totentanzes gemacht hat, erscheinen). Dieser Christoph Walther I, der also in den dreißiger Jahren in Dresden festgestellt ist und dort mancherlei Bildwerke, so z. B. die Türbekrönung des ehemaligen Rennerschen Hauses am Altmarkt, den Kinderfries am Hause Frauenstraße 14, ferner den Schmuck der Oschäzer Rathhaustreppe geschaffen hat, konnte ich vor Jahren auch in Annaberg nachweisen, wo er seit 1517 sich aufhält, vielerlei kirchliche Werke schafft, wie z. B. ein Kruzifix für den Gottesacker, die oben erwähnten Büsten am Gewölbe der Annenkirche, sowie mehrere Altäre und Einzelfiguren, und wo er schließlich im Jahre 1525 sein Haus verkauft. Bis zum Jahre 1536, in dem er Dresdner Bürger wird, fehlte dann bislang jede Nachricht von ihm, und nur die oben beschriebenen Meißner Werke, die auf stilvergleichendem Wege als Arbeiten seiner Hand zu erkennen waren, ließen vermuten, daß er in Meißen in der Zwischenzeit gelebt hat. Schließlich gelang mir vor wenigen Wochen im Meißner Ratsarchiv ein Fund, der diese Vermutung voll bestätigte: nach einem Eintrag in dem 1531 beginnenden Stadtbuch hat Montags nach Trium regum 1536 „Christof Walther Jacosen Geiß dem Goltschmiede sein Hewßlein in der Burggassen am steige (= Rote Stufen) gelegen“ für 230 Gulden verkauft, und aus einer der Quittungen — auch damals gab es schon Ratenzahlungen — geht hervor, daß er sich nach Dresden gewandt hat, wo er ja, wie wir wissen, im gleichen Jahre, Freitag nach Exaudi, Bürger wurde, wo er aber wahrscheinlich schon einige Jahre zuvor tätig war. Sowohl bei der Übersiedlung von Annaberg nach Meißen, wie bei der von Meißen nach Dresden also, wartet der Meister vorsichtig einige Zeit mit dem Verkauf seines Hauses, bis er die Überzeugung gewonnen hat, daß ihm der neue Wohnsitz sichere Verdienstmöglichkeiten gewährt. In beiden Fällen aber ist es ein Auftrag des Landesherrn, der den Ortswechsel verursacht: 1524 die Vollendung des Schmuckes der Albrechtsburg, um 1533 der Bau des Georgentores zu Dresden mit seiner



überaus reichen Dekoration von figürlichen, heraldischen und ornamentalen Skulpturen. Es ist übrigens nicht einmal unmöglich, daß letztere, zu denen ja auch der Totentanz gehörte, in Meissen gearbeitet und fertig nach Dresden gebracht worden sind; ist doch Christoph Walthers mindestens noch im Jahre des vermutlichen Beginnes des Georgenbaues, 1533, in Meissen tätig, wie der Erker am Heinrichsplatz beweist. Und zwischen Georgenbau und Albrechtsburg spinnen sich noch einige besondere Fäden durch die Übereinstimmung der Wappenfriesse, durch den — allerdings wohl auf den Bauherrn zurückzuführenden — lehrhaften Inhalt der figürlichen Darstellungen, und schließlich, als ein besonderer Beweis für die Identität des ausführenden Bildhauers an beiden Orten, die Wiederkehr des Wappenweibchens mit dem Schilde von Landsberg (Abb. 1) als die Bürgersfrau im Zuge des Totentanzes (Abb. 2). Auch von den anderen Meißner Werken führen zahlreiche Gemeinsamkeiten sowohl zu den früheren Arbeiten des Meisters in Annaberg wie zu den späteren in Dresden, wo Christoph Walthers vermutlich um 1545 gestorben ist.

In den Annaberger Arbeiten erscheint der Meister noch durchaus als Spätgotiker, wenn auch langsam schon das Eindringen von Renaissanceornamenten beginnt. In Meissen aber ist der Umschwung ein vollständiger, die alten Formen klingen nur dort nach, wo die noch ungenügende, wohl durch Zeichnungen, Holzschnitte usw. vermittelte Kenntnis des neuen Stils zu Kompromißlösungen führt, wie etwa bei der Bildung der Gebälke. Auch im Figürlichen ist der Wandel zu spüren; erkennbar schon an dem Unterschied zwischen den Annaberger Prophetenbüsten und den Wappenhalterinnen der Albrechtsburg, gipfelt er schließlich in der glänzenden Beherrschung der vordem etwas unbekümmert angewandten Reliefbehandlung an den Medaillons am Heinrichsplatz (Medaillen, wie z. B. die des Nürnberger Meisters Hagenauer, mögen hier den Weg gewiesen haben). An Stelle der vorwiegend gefühlsmäßig bedingten spätgotischen Gestaltungsweise tritt die mehr verstandesmäßige, normierende der Renaissance und zwar mit einer für Zeit und Gegend überraschenden Vollkommenheit; man muß schon bis Nürnberg und Augsburg gehen, um Ähnliches zu finden. Gewiß, gegenüber dem so lebenswarmen, immer so ganz in der Persönlichkeit wurzelnden spätgotischen Stil erscheint vielfach der Verlust größer als der Gewinn; schließlich aber war diese Entwicklung der erste Schritt auf einem Wege, der zu der glanzvollen Blütezeit des deutschen Barocks führte; der Zwiespalt, der sich darin kundgibt, ist tief in der deutschen Wesensart begründet: er hat sein klassisches Beispiel in dem Wandel des für gotische Baukunst begeisterten Goethe zu dem Goethe, der die Iphigenie dichtete, gefunden.

Historisch betrachtet, erscheint die Bedeutung jener frühen Meißner Renaissancewerke als eine recht große. Die Anregungen, die Christoph Walthers hier gegeben hatte, wirkten auch nach seinem Fortgang weiter. Der Typus der Erkerdekoration findet sich schon 1535 an dem kleinen Erker des Pfarrhauses von St. Afra nachgebildet; die beiden Wappenreliefs am Kaufhaus, dem jetzigen Stadttheater, von 1545, sind unmittelbare Abkömmlinge von Walthers Kunst. Noch mehr wirkten seine Grabmäler fort: als Beispiele seien nur



genannt die Denkmäler der 1536 verstorbenen Anna v. Kommerstädt in der Frauenkirche, das des bei Sievershausen gefallenen Michael von Schleinitz in St. Afra und das des 1555 verstorbenen Rudolf von Rechenberg in Leuben, von verschiedenen Händen gefertigt, aber ganz im Typus jener Grabmäler der zwanziger Jahre. Noch bedeutsamer ist naturgemäß des Meisters Nachfolge in Dresden, wo er seine letzten und wichtigsten Werke schuf.

Aber noch von einem anderen Gesichtspunkt aus betrachtet ist Christoph Walthers Meißener Zeit historisch wichtig. In jenen Jahren, 1525 bis 1535 etwa, kam der ganze, so unendlich reiche Kunstbetrieb der Spätgotik, der sich am glanzvollsten in den Erzgebirgsstädten entwickelt hatte, zu einem fast plötzlichen, fast völligen Erliegen. Was in jenem bilderfeindlichen, ja oft bilderstürmerischen Jahrzehnt in Sachsen an Werken plastischer Kunst geschaffen wurde, kann man fast an den Fingern einer Hand aufzählen. Allenthalben gerieten die Künstler in Not und Elend, wanderten ab, ergriffen andere Berufe. Christoph Walther ist tatsächlich der einzige Bildhauer, der weiter schaffen konnte, der etwas von dem hohen Können der Spätgotik in figürlicher Darstellung hinüberrettete in eine Zeit, wo die Kunst wieder aufblühen konnte. Ihm ist es hauptsächlich zu danken, daß die Renaissanceplastik in Sachsen sich so hoch über die fast aller anderen deutschen Gebiete erhebt. Diesem Künstler aber in schwerer Zeit reiche Aufgaben geboten zu haben, ist zweifellos ein Verdienst Meißens; unter den vielen, die es sich um Sachsens Kultur erworben hat, sicher nicht das geringste.



Meißen mit der Elbbrücke und Schiffsziehern. Stich von G. C. Ehrlich 1770  
(Original in der Sächsl. Landesbibliothek)



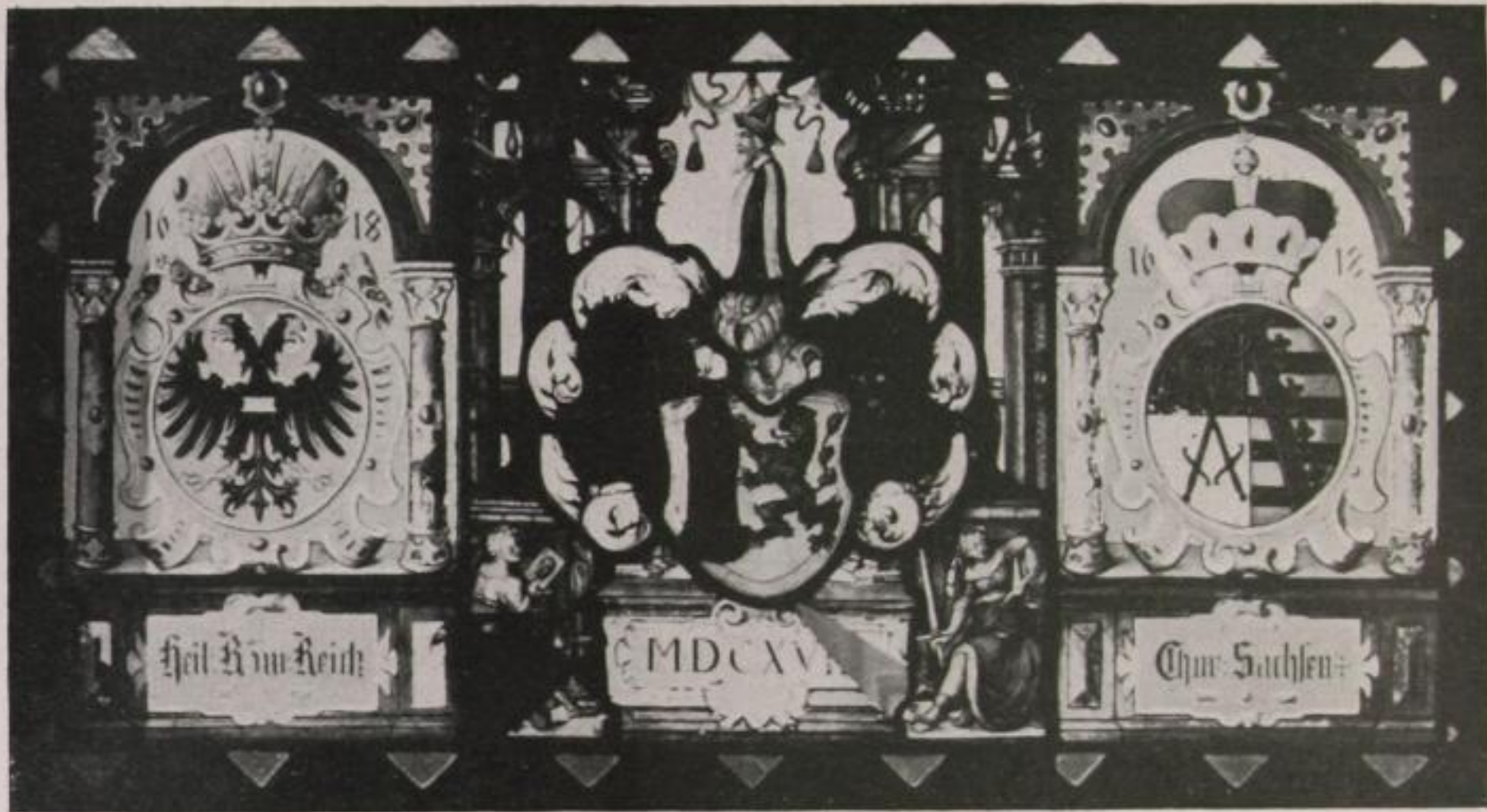


Abb. 1. Obere Scheiben in einem Fenster des Ratsitzungszimmers  
In der Mitte das Meißner (1618), links das Reichs- und rechts das Sächsische Wappen

## Kriegsdrangsale und Bürgerleben in Meissen 1618–1815

Dr. Paul Markus, Zwickau

Wie doch die von den großen Weltbegebenheiten erregten Wellen auch zu den Toren der kleinen Stadt hereinschlagen! Meißens Kriegsgeschichte ist geradezu ein Spiegel der sächsischen, ja der deutschen.

Als der Prager Fenstersturz den Dreißigjährigen Krieg eröffnete, war unter den drei Hinabgeworfenen auch ein Sohn einer Meißner Familie, der kaiserliche Geheimschreiber Fabricius, ein Enkel des berühmten afranischen Rektors. Er landete glimpflich auf einem Düngerhaufen, und sein Sohn wurde geadelt als „Herr von Rosenfeld und Hohenfall“. — In Meissen herrschte von Anfang an eine Art Belagerungszustand. Unter den Toren mußte eine verstärkte Bürgerwache gehalten werden; wiederholt war die Stadt Musterplatz für neugeworbene Regimenter. Fast jeden Winter lag eine Garnison in Meissen; öfter waren es Reiterkompagnien: eine vornehme Truppe, zum großen Teil aus Adligen bestehend, die dann Offiziere werden wollten, die aber hochfahrend und anspruchsvoll auftraten und feudale Schulden hinterließen. Zur Deckung der Kosten wurden immer neue Formen der Natural- oder Geldverpflegung vorgeschrieben, aber sie liefen alle darauf hinaus, daß der Bürger und der Rat den Löwenanteil zuzubüßen hatte, der Rat in manchem Winter mehr, als eine durchschnittliche Jahreseinnahme der Stadtkasse betrug. Dazu kamen außerordentliche Kriegssteuern, die 1626 das Doppelte einer solchen Summe erreichten, während die von der Stadt gepachteten Elbzölle, statt einen Gewinn zu bringen, noch einen größeren Zuschuß erforderten. Denn alle Lieferungen für die im Norden stehenden Truppen Wallensteins und Tillys und für die Festungsbauten in Torgau und Wittenberg



mußten zollfrei durchgelassen werden, und der gewöhnliche Handel und Verkehr auf dem Strom war gänzlich brach gelegt. Das und unzählige andere Leistungen und Lieferungen ergaben bei der wachsenden Teuerung und der damals beliebten Geldverschlechterung im Lauf der Jahre eine unerträgliche Belastung und zunehmende Verelendung, und es bedurfte nicht erst der Pest, die seit 1626 regelmäßig in jedem Sommer auftrat, um die Häuser veröden und das Häuflein der Tragfähigen immer mehr zusammenschmelzen zu lassen. Eine Ahnung schlimmerer Möglichkeiten gaben die vielen vom Krieg oder Fanatismus aufgeschreckten Flüchtlinge, die Mitleid heischend anklopfen: die städtischen Rechnungen für das Jahr 1628 bis 1629 verzeichnen mindestens 220 Almosen allein an vertriebene Pfarrer, z. B. an „Georgius Jäger aus dem Lande Steier, so sechsmal vertrieben, seines Alters 90 Jahre“. Eine Anzahl böhmischer Adliger flüchteten mit landesfürstlicher Erlaubnis ansehnliche Vermögen nach Meißen und vertrauten sie dem Schutze geachteter Bürger an; aber es zeugt von der finanziellen Ratlosigkeit jener Zeit und der Verwirrung der sittlichen Begriffe, daß diese Vermögen dann durch die Regierung beschlagnahmt und die vielleicht anfänglich bestehende Absicht der Rückgabe nie verwirklicht wurde (Abb. 2).

Den Feind sah Meißen zuerst am 20. Oktober 1632: Wallensteinsche Dragoner unter dem durch Schiller berühmt gewordenen Oberst Butler. Sie fanden ein fast leeres Nest. Seitdem die Holkischen Reiter, die im Vogtland so entsetzliche Greuel verübt hatten, auch in Wilsdruff, Nossen, Lommaßsch eingefallen waren, hatte sich, wer irgend konnte, aus dem Staube gemacht, auch die letzten zehn Fürstenschüler samt ihrem Rektor, auch der Apotheker, obwohl die halbe Stadt verseucht war und in diesem schrecklichsten Pestjahre 936 Personen starben, von denen 412 nicht einmal kirchlich bestattet werden konnten. Selbst die Defensioener waren verschwunden bis auf den letzten Mann, trotz der geschlossenen Tore, trotz des angedrohten Vermögensverlustes. Ihr Kommandant v. Heiniß hielt zwei Nächte mit seinen drei Leibschützen persönlich die Brückenwacht, bis er zuletzt einige Fache in Flammen aufgehen ließ. Da die wehrlose Stadt keinen Widerstand versuchte, wurde sie mit Feuer verschont, aber ein von General Gallas ausgestellter Schutzbrief hinderte keineswegs die größten Ausschreitungen. Die Häuser, und zwar nicht nur die verlassenen, wurden erbrochen und ausgeraubt, Türen und alles in Stücke geschlagen; „mit dem Weibsvolk aber hausten die Unchristen gar übel, schonten auch die Mägdlein von zehn Jahren nicht“. Der im Ruhestand lebende Fürstenschulrektor Bachmann wurde von einem betrunkenen Fähnrich so gefährlich verwundet, daß er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab. Butler selbst eignete sich aus dem Heinißschen Hause zwei Kutschwagen an; die Weinvorräte aus des Rates Keller wurden auf das Schloß entführt — soweit der Kellermeister nicht listigerweise die hinteren Räume mit leeren Fässern verbaut hatte; auch wurden gleich in den ersten Tagen 2000 Dukaten „zur Ranzion angekündigt, dieselben eilends aufzubringen, oder es solle die Stadt mit Feuer und Schwert





Abb. 2. Blick aus dem Ratsitzungszimmer in das schön gewölbte Archiv mit zwei alten Schränken. Beachte das starke Eichengebälk und links den Bronzeabguß der „Mutterliebe“ des Meißner Bildhauers Wittig



verderbt und der Kämmerer über die Mauer hinaus gehängt werden“ — schließlich gab man sich mit einer größeren Tuchlieferung zufrieden. Nach der Schlacht bei Lützen zog Butler ab und räumte das Feld den Schweden. Allein diese, die doch Freunde und Beschützer sein sollten, behandelten die Leute mit Prügeln und Schänden, Rauben und Plündern genau so übel.

1637 erschienen die Schweden wiederum, aber nach dem Frontwechsel Sachsens als erbitterte Feinde. Baner, „die Geißel Deutschlands“, hatte sich in Torgau eingenistet, von wo seine raschen Reitercharen, jede Schwäche des Gegners erspähend, bald links, bald rechts der Elbe gegen Dresden zu vorstießen. Im Februar erschienen vier Regimenter vor der Stadt „am Gerichte“, entführten den Bürgermeister und drei andere Herren, erpreßten eine Summe von 5700 Talern, für die, soweit sie nicht sofort bar erlegt werden konnte, auch noch ein sächsischer Oberst mit seinem Offizierswort bürgen mußte, und schleppten die Geiseln ein Vierteljahr lang von Ort zu Ort. Im März rückten zwar die Kaiserlichen nach Meißen vor, aber sie hausten derart, daß General Götz vier seiner eigenen zuchtlosen Leute vierteilen und sechzehn rädern ließ. Inzwischen schwärmten die Schweden auf dem andern Elbufer und verbrannten Zadel, Weinböhl, Coswig, ja das noch stehende große Fach der Meißner Brücke. Viele Bauern suchten auf den Elbwerdern unterhalb der Fischergasse Schutz, wo sie wochenlang ein kümmerliches Dasein fristeten. Als dann die Kaiserlichen in weitem Bogen in Baners Rücken zu kommen suchten, benutzte dieser eine letzte Gelegenheit zu einem unvermuteten Handstreich auf Meißen, wo nur auf dem Schlosse noch eine Abteilung Musketiere lagen. Nach schlankem Nachmittags- und Nachtritt standen am 6. Juni früh 4 Uhr plötzlich 28 Fähnlein, etwa 4000 Mann, unter Oberst Slang und Generaladjutant Lefle vor dem Lommaßscher Tor. Die Bürgerwache war statt mit 22 nur mit 3 Mann besetzt; eine Alarmierung gelang in der Eile nicht. Die Stadtmauer war gerade da oben besonders morsch; im Vorjahr war ein über 40 Ellen langes Stück eingestürzt und einstweilen nur durch Palisaden ersetzt worden. Dort, in der Nähe der Fürstenschule, drangen die ersten Schweden ein, sodann ganze Scharen durch das mit Äzten aufgehauene Fleischertor. Das Schloß, aus dem Oberstleutnant Meurer geschickte Ausfälle machte, konnte nicht bezwungen werden. Um so schlimmer ließ der Feind seine Wut an der Stadt aus. Das arme Volk wurde „gleich dem unvernünftigen Vieh über den Haufen getrieben, bis auf das Hemd ausgezogen, gerüttelt und geschnürt, böse Tränke eingegeben“ usw. Ein Lehrer der Stadtschule wurde an der Wand aufgehängt; zum Glück gab der Nagel nach und der bereits Bewußtlose konnte zum Leben zurückgebracht werden. Es gab reiche Beute, da die Kaiserlichen wochenlang viel Diebesgut vom Lande eingeholt und billig losgeschlagen hatten. Auf dem Rathaus wurden die Kassen gesprengt; in der Stadtkirche raubten die Vorkämpfer des Protestantismus die schönen silbernen Kannen, Kelche und Patenen, ja die Ornate. Alle Schiffe, alle Wagen, deren man eine auffallend große Zahl in der Stadt fand, wurden beladen und mitgenommen. An den Weinvorräten aber sossen sich Mannschaften und Offiziere toll und blind voll,



daß selbst die Fahnenwachten auf dem Galgenberg besinnungslos im Korn lagen. Am Nachmittag flammten an den Frauenstufen, am Markt, in der Burggasse die Feuersbrünste auf, die allmählich zwei Stadtviertel von der Elbgasse und dem großen Markt bis zu den Höhen hinauf fast vollständig in Asche legten. Mancher Unglückliche erstickte im Keller, seiner letzten Zuflucht. Das Rathaus brannte schon, konnte aber noch gerettet werden. Sehr schlimm erging es dem Ratskollegium. Der Bürgermeister konnte von Glück sagen, daß er nur abbrannte; ein zweiter Rathsherr wurde gänzlich ausgeplündert, „daß er weder um noch an hatte“, brannte ab und wurde so gemartert, daß er an den Folgen starb; zwei andere erlagen gleichfalls den Mißhandlungen; einer verlor Verstand und Sprache, und dem Stadtrichter wurde sein Sohn gefangen fortgeführt (Abb. 3).

Meißen war und blieb ein Trümmerhaufen. Niemand hatte Mut zum Bauen; auch die noch vorhandenen Häuser standen größtenteils leer, verfielen und waren nicht einmal um den Preis der rückständigen Steuern zu verkaufen. Trotzdem mußte es unter anderem 1643 an Torstensohn, als dieser Freiberg belagerte, über 160 000 Pfund Brot, 243 Faß Bier und vieles andere liefern. Im Juni 1645 sammelten sich in und um Meißen große Truppenmassen zu einem Vorstoß gegen die Schweden nach Westen; manches Haus hatte 24 Pferde und bis 20 Mann zu herbergen. Der Vorstoß blieb ergebnislos; die Schweden aber waren wieder auf Meißen aufmerksam geworden. Am 8. August besetzte Königsmark die Stadt, während sich die Burg mit 120 Mann unter Kapitänleutnant von Waldt ihm verschloß. Königsmark hatte übrigens mehr diplomatische als militärische Absichten. Schon am Morgen dieses 8. August, auf dem Marsche, hatte er in einem eigenhändigen Schreiben an den sächsischen Kurprinzen die Anknüpfung von Friedensverhandlungen vorgeschlagen. Am 13. August hatten beide eine Zusammenkunft in Cossებაude, aber Königsmark fand wohl noch nicht das gewünschte Entgegenkommen. Da eröffnete er am 14. August früh 3 Uhr ein mörderisches Granatenfeuer auf die Meißner Burg, die um 9 Uhr bereits mit stürmender Hand genommen war. Sofort kamen die Friedensverhandlungen in besseren Fluß. Gleich vom 15. August an fanden, von Meißen und Dresden beschickt, neue Besprechungen statt, erst in Cossებაude, dann in Kößschenbroda, und dort im Pfarrhaus wurde am 27. August der Waffenstillstand unterzeichnet, der für Meißen den Frieden bedeutete, da es in den Bezirk einbezogen war, der von schwedischen Durchzügen nicht mehr berührt werden sollte.

In drei Menschenaltern waren die vom Dreißigjährigen Kriege geschlagenen Wunden langsam geheilt (Abb. 4), da genau nach 100 Jahren begannen die Drangsale der schlesischen Kriege. Am 12. Dezember 1745 hatte Meißen, wenn auch nur auf eine Nacht, 26 preußische Bataillone — auch die kleinsten Häuser 100 bis 150 Mann — aufzunehmen und zu verpflegen, ohne daß die geringste Entschädigung gewährt wurde. Nach der nur zwei Meilen von Meißen geschlagenen Schlacht bei Kesselsdorf aber mußte die Stadt auf drei Monate das ganze preußische Lazarett mit einer starken Bedeckungsmannschaft, etliche





Abb. 3. Grabmal der Frau Brigitte Schumann († 1644), als Bild einer vornehmen Meißnerin aus der Zeit des Großen Krieges, in den Kreuzgängen des Franziskanerklosters



tausend Mann, beherbergen. Lessing, der damals Fürstenschüler war, verglich Meißen mit einer Totengrube: „alles ist voll Gestank und Unflat; es liegen in den meisten Häusern 30 bis 40 Verwundete“. 754 Soldaten verstarben, von denen 277 nur in drei großen Gruben vor dem Lommatzcher Tor beerdigt wurden.

Im Siebenjährigen Kriege waren die Preußen schon am achten Tage in Meißen, und nun hörten die Einquartierungen, Lieferungen, Zahlungen und Aushebungen nicht wieder auf; alle Kräfte des Staates und Volkes wurden für Preußen eingespannt und mit den Jahren die Zügel immer straffer angezogen.



Abb. 4. Die Kanzel der Apsiskirche von Valentin Otte (1657)  
mit geschnitzten Gestalten der Familie von Schleinitz

Nach König Friedrichs Niederlage bei Kolin, als österreichische Reiter in Sachsen streiften und ein in Roßwein liegendes Freibataillon sich vor ihnen mit Verlust seines Gepäcks nach Meißen zurückzog, ließ dessen Führer, der auch sonst sehr eigenmächtige Major von Chossignon, am Abend des 28. August 1757 das große Fach der Brücke verbrennen (wobei auch 26 Häuser auf dem rechten Elbufer in Flammen aufgingen). (Abb. 5.) Es war eine unnötige und mindestens übereilte Maßnahme. Denn erst nach vierzehn Tagen erschienen ein paar Kroaten und Husaren, die, ohne etwas zu unternehmen, bald wieder verschwanden. Ernsthaft wurde die Lage Meißens, seitdem am 4. September 1759 Dresden in die Hand der Österreicher fiel und nun ein erbittertes Ringen um dessen Zurück-



gewinnung einsetzte. Jetzt wurde die Meißner Gegend wirklicher Kampfplatz und die Stadt ein Zankapfel, der in vierzehn Monaten dreimal den Österreichern und dreimal den Preußen gehörte und erst nach dem dritten Anlauf preußisch blieb. Da gab es kritische Tage erster Ordnung. Erst kamen von Torgau her die preußischen Generale Wunsch und Fink und verschanzten sich bei Siebeneichen und namentlich bei Korbiß; 800 Schanzarbeiter wurden aus Stadt und Umgegend aufgeboten, Säumige durch Husaren herangeholt. Ein zehnstündiger hitziger Angriff des österreichischen Generals Hadik wurde siegreich abgewehrt (Schlacht bei Korbiß 21. September 1759), 600 Gefangene,



Abb. 5. Die Meißner Elbbrücke. Nach Schramm, Brückenbuch, Leipzig 1735  
Original in der Landesbibliothek

natürlich auch zahlreiche Verwundete in die Stadt eingebracht. Am 25. September früh 8 Uhr kam der Oberst von Wolfersdorf aufs Rathaus, ließ auch die Amtleute und die Abgeordneten des Adels herzurufen, vor dem Rathaus und vor, ja sogar in der Ratsstube starke Soldatenwachen aufziehen und verlangte „aufs schärfste mit Bedrohung, die Herren bei dem mindesten Widerspruch kreuzweise schließen und in die brandenburgischen Lande führen zu lassen“, die Wiederherstellung der Brücke binnen drei Tagen. Keiner durfte gehen, bevor die erforderlichen Arbeiter und Lieferungen ausgeschrieben waren. Alle Maurer, Schmiede, Zimmerleute usw. hatten bei Strafe der Plünderung und des Todes anzutreten; aus der ganzen Gegend wurden sie



zwangsweise und mit Schlägen herbeigetrieben. Alle Vorräte an Balken und Brettern wurden beschlagnahmt, 450 Stämme aus dem Zellwald und Friedewald angefordert, alle Pferde und Geschirre zur Anfuhr, 25 Schiffe zum Rüsten aufgeboden. Bereits um Mittag wurde der Bau begonnen. Am nächsten Morgen um 7 Uhr gab es einen neuen Auftritt auf der Ratsstube. Wolfersdorf machte die heftigsten Vorwürfe wegen Säumigkeit, fluchte und schimpfte namentlich auf den Kreisamtmann ein und drohte, ihn an die verreckten Pferde schließen zu lassen, deren einige noch bei Siebeneichen auf dem Schlachtfeld lagen. Mit übermenschlicher Anstrengung wurde, zwar nicht in 3, aber doch in 7 Tagen, das fehlende Brückenjoch, 76 Ellen lang, fertiggestellt, freilich mit Hilfe von ins Wasser gesetzten Böcken. Am späten Abend aber rückten plötzlich die Preußen in aller Stille aus, sperrten die Tore, nahmen die Schlüssel mit und marschierten — nicht über die Brücke, sondern auf dem linken Ufer — nach Torgau ab. Früh 6 Uhr kamen kaiserliche Husaren und schlugen die Tore auf; Feldmarschall Daun mit seiner Generalität besichtigte die neue Brücke, ritt hinüber und herüber und — ließ sie wieder abbrechen! Sechs Wochen später, am 14. November 1759, waren die Preußen abermals da, diesmal unter Prinz Heinrich. Die Stadt gehörte ihnen jedoch erst nach einer starken Kanonade, die vielen Schaden an Gebäuden verursachte. Auf den Höhen an der Plossener Straße, von Meisa bis Schletta, wurde ein Winterlager aufgeschlagen. Meissen selbst wurde mit Schanzen umgeben, drei Tore ganz gesperrt, drei Häuser zwischen dem Judentor und Fleischertor durch Abtragung der Dächer und durch Brustwehren „zu einem Wall zugerichtet“, alle Zugänge zu dem Schlosse durch Erdkästen versezt, der Kirchhof zu St. Afra verpalisadiert, an vielen Orten Haubitzen und Kanonen aufgeführt, kurz eine kleine Festung geschaffen, natürlich unter steter Hilfe zahlreicher Arbeiter und Handwerker. Als im August 1760 die Kaiserlichen ein letztes Mal mit überlegenen Kräften herandrängten, konnten sie die Stadt in dreitägigem heftigem Feuerkampf nicht zwingen. Traurig war damals das Los der Dorfstädte: die Kroaten plünderten, die Preußen schossen mit Granaten unter sie und steckten 11 Häuser am Jüdenberg nachts in Brand; ein heftiger Wind trieb die Glut und die Funken über die Stadt und bis über die Elbe, so daß leicht noch größeres Unglück entstehen konnte. Unbesiegt, aber in Gefahr umgangen und abgeschnitten zu werden, räumten die Preußen nochmals die Stadt in stiller Nacht, um erst nach ihrem Siege bei Torgau, dann aber dauernd, wiederzukommen. Die Nacht vom 7. zum 8. November 1760, wo das bei Torgau geschlagene, hart verfolgte Lacysche Korps in größter Unordnung durch Meissen flüchtete, war eine der schrecklichsten des ganzen Krieges. Die Straßen hatten sich verstopft, die Bewegung stockte; die Soldaten traten aus dem Gliede, drangen in die Häuser, verlangten Brot, da sie in vier Tagen keins bekommen hätten, schlugen Türen und Fenster, Kisten und Kasten auf, plünderten und ängstigten die Leute, so daß auf den Gassen ein beständiges Hilfesgeschrei zu hören war.

Bis zum Ende des Krieges bildete nun der Höhenzug westlich des tiefeinschneidenden Triebischtals von der Elbe bis zur Mulde, mit den älteren



Schanzen bei Korbitz und den jüngern beim Katzenberge (Lessings „Katzenhäusern“) einschließlich Meißen als Eckpunkt und Brückenkopf eine wichtige Rolle. Er wurde zu einer riesigen Festung ausgebaut. Ein Frontangriff von der Triebischseite war so gut wie aussichtslos; Daun konnte am 5. November 1761 mit Einsatz bedeutender Kräfte nur ein Außenwerk, die Schanze bei Lercha, nehmen. Meißen litt damals viel; am meisten unter uner-schwinglichen Geldforderungen. Am 1. Dezember 1760 wurden ihm 30 000 Taler aufgebürdet, am 29. Januar 1762 wieder 30 000 Taler, am 18. Dezember 1762 gar 60 000 Taler. „Die Gewölbe der Kaufleute wurden sämtlich versiegelt und diese in Arrest genommen, bis sie ansehnliche Vorschüsse bewilligt hatten.“ Die Landschaft nach Lommatzsch zu aber wurde bis zur Erschöpfung ausgepumpt und verödete in einer Weise, die der Oberbefehlshaber Prinz Heinrich selbst als eine Gefahr bezeichnete. Es war höchste Zeit, daß dieser, aus seiner Festung vorbrechend, dem Feind nach mancher empfindlichen Schlappe am 29. Oktober 1762 den entscheidenden Schlag bei Freiberg versetzte.

Meißen sah den Prinzen selten, sein Hauptquartier war in Schletta. Dagegen war der König wenigstens achtmal und gleich wochenlang in der Stadt; er wohnte regelmäßig in dem Hause des hessischen Kammerherrn von Hachenberg zwischen Burgkeller und Domkeller. Oft erschien er auf der Parade. Ein starker Magnet für ihn war die seiner Wohnung benachbarte Porzellanfabrik. Ihr galt gewöhnlich sein erster Gang, er wurde ihr Hauptabnehmer. Leider machte er ihr schließlich eine Anzahl wertvoller Kräfte abspenstig für seine eigene neugegründete Fabrik in Berlin; Kändler aber, der unerreichte Meister des Rokoko, blieb seiner Heimat und der Stätte, deren Weltruf er begründet hatte, trotz verlockender Anerbietungen treu. Da oben, im Hachenbergischen Hause, tat der König auch den entscheidenden Schritt zum Frieden. Als ihm dort am 29. November 1762 der sächsische Geheimrat v. Frißsch ein auf dieses Ziel gerichtetes Handschreiben des Kurprinzen überbrachte, gab er ihm am folgenden Tage eine eigenhändige entgegenkommende Antwort mit, worauf dann bald die Verhandlungen zu Hubertusburg begannen. Die Meißner ahnten hiervon nichts. Beim Friedensfeste sangen sie vor diesem Hause am frühen Morgen und nochmals am Abend andächtige Lieder, doch nur in schauernder Erinnerung „der erschrecklichen Stimmen“ und des ungeheuren Druckes, der von dort ausgegangen war und dem die Stadt, um nur dies eine noch zu erwähnen, Einquartierungen in Höhe von 150 000 Mann und 60 000 Pferden zu verdanken hatte (Abb. 6).

Napoleon, der große Unruhestifter — wieviel Leiden hat auch er über Meißen gebracht! Schon im November 1805, vor der Dreikaiserschlacht, begannen allerlei Truppenverschiebungen selbst in neutralen Ländern, da es ratsam erschien, bewaffnete Grenzwachen aufzustellen: preußische und sächsische Regimenter bewegten sich durch Meißen erst nach Westen, dann wieder heimwärts. Neue Durchmärsche führten nach Jena: Sachsen wurde mit geschlagen, aber begnadigt, d. h. in die große französische Kriegsmaschine eingegliedert. Der Meißner Kreis allein hatte 5¼ Millionen Frank zu zahlen; Meißen an





Abb. 6. Bürgerhaus mit Hof und Holzgalerien aus dem 17. Jahrhundert  
(Burggasse Nr. 8)



der Kreuzung zweier wichtiger Heerstraßen wurde Etappe und Magazin. Und nun wälzten sich in sieben und mehr Jahren ganze Armeen durch die Stadt.

Was für Gäste kehrten da ein! Leute aus drei Erdteilen: Italiener und Spanier, Mameluken in malerischer türkischer Tracht, Baschkiren und Kirgisen mit asiatischem Gesichtsschnitt, Bogen und Köcher führend und zur Mahlzeit mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen niedersitzend. Am 22. Juli 1807 hielt sich Napoleon auf der Rückreise von Tilsit, wo er Preußen den Frieden diktiert hatte, eine Stunde im Posthaus zu Meißen auf. 300 Pferde standen zu seiner Weiterbeförderung bereit. Mit Glockenklang und Musik, Militär- und Bürgerparade wurde dem „Mann, dem auf Erden keiner gleicht“, in der festlich geschmückten Stadt ein warmer Empfang bereitet. Freundlich bat er die 14 weißgekleideten jungen Mädchen, die ihm beim Aussteigen einen Rosenkranz überreichten, in das Wartezimmer und bot ihnen huldvoll seine Hand zum Kusse; gnädig trat er auf die Freitreppe hinaus und zeigte sich eine Weile der Volksmenge. Im April 1809 übernachtete im Hirsch Marschall Bernadotte (bald Kronprinz von Schweden), der das sächsische Heer als „9. Armeekorps“ durch Meißen an die Donau führte und durch seine königliche Erscheinung auf seinem arabischen Hengst allgemeinen Eindruck machte. Im Juni weilte in der Stadt sechs Tage der Herzog von Braunschweig-Öls und seine „schwarze Schar“ mit dem Totenkopf am hohen Hut. Ein Werbehaus wurde am Brückentor eröffnet, Aufrufe zu einer großen Volkserhebung gedruckt und verteilt. Die mitgebrachten Freiwilligen waren freilich keine Auslese wie später die Lützower; bei ihrem Durchzug durch Wilsdruff hatten sie greulich gehaust. In Meißen traten zwar drei Schillsche Offiziere ein; unter den 100 Gemeinen aber, die sich hier anwerben ließen, war viel Gesindel, Leute, „die bei keinem Meister gut tun wollten, nichts zu verlieren und nichts zu beißen hatten. (Abb. 7.) Ganze Haufen sah man im auffallendsten Negligé exerzieren“. Solche Rekruten mußten nun für täglich 6 Groschen aufs beste verpflegt und herausgefüttert, ihnen sogar Tanzmusik gehalten werden. Und was gehörte dazu, Soldaten daraus zu machen! Der Herzog erpreßte Tausende von Ellen Tuch, 500 Pferde, wozu auf dem Schloßhof große Musterung stattfand, vor allem aber bares Geld, das ihm selbst gänzlich mangelte. Die öffentlichen Kassen wurden beschlagnahmt, Vorstellungen mit Ungestüm und Drohungen abgewiesen. Das war nicht der Weg, um Zutrauen und Begeisterung zu erwecken. Rund 10 000 Taler legte die Stadt in den paar Tagen aus. Man war froh, als der Herzog ging. 1812 sah Meißen endlose Heeresmassen ostwärts ziehen, dem weißen Tod in den russischen Schneefeldern entgegen. Am 14. Dezember kam Napoleon als erster zurück, unangemeldet, fast allein; am Posthaus wurden die Pferde seines Schlittens gewechselt. Man erkannte ihn — gewiß gegen seinen Wunsch; welches Unheil ihn getroffen hatte, ermaß man erst, als die elenden Trümmer der „großen Armee“ eintrafen, wankend, halb erfroren, halb verhungert, waffenlos, zerlumpt, würdelos verummmt. Die 1500 Mann stark durch Meißen ausmarschierte neapolitanische Chasseurvelitengarde kam nur noch 100 Mann stark dahin zurück. Viele



Kranke hatten sich eben noch über die Elbe geschleppt; hier blieben sie liegen und starben in Scharen. Am 12. März 1813 erschien der Marschall Davoust und brannte gegen Mitternacht die Brücke ab. Vergebens; die Kosaken setzten in Kähnen über die Elbe, schwemmen ihre Pferde nebenher, rückten singend in die Stadt ein und verwandelten sie in ein russisches Heerlager. Es waren gutmütige, anspruchslose Leute, mit unbeschreiblichem Appetit, obwohl sie meist nur Kartoffeln und Sauerkraut erhielten. Zu Ostern war Marktmusik; da durften die Kinder in den Kreis der Spielleute treten und nach deren Musik tanzen. General Tormassow verkehrte im Kasino, wo die sämtlich weißgekleideten Damen ihm zu Ehren einen Reigen in Form eines T tanzten;



Abb. 7. Die k. k. österreichischen und braunschweigischen Truppen in Meissen, den 14. Juni 1809. Kolorierter Kupferstich im Meißner Altertummuseum

er gewann durch seine Liebenswürdigkeit aller Herzen. Auch Lützower berührten Meissen in diesen Frühjahrstagen mehrfach; einmal waren es 200 Mann neugeworbene Studenten, Kaufleute und Handwerker, ein lustiges Völkchen; einer hatte eine Violine, der mußte vorantreten, und die andern zogen jubelnd hinter ihm her. War es diese Schar, der Goethe, als er auf der Reise nach Teplitz am 19. und 20. April in Meissen weilte, seinen Waffensegen erteilte? Sicher ist, daß er in Meissen die feierlichen Worte gesprochen hat: „Sieht hin mit Gott, und alles Gute werd' eurem frischen deutschen Mute!“ Auch der „Turnvater“ Jahn hielt sich als Leutnant beim „Korps der Rache“ eine Woche in Meissen auf; er fiel durch seine Hestigkeit auf, übte aber unverkennbar eine große und heilsame Gewalt über seine Leute aus.



An alledem nahm der damalige Bürger einen ganz andern Anteil als der heutige. Noch gab es keine Tageszeitung, in der man am Abend bequem und haarklein alles lesen konnte, was sich tagsüber zutrug; das Meißner „Gemeinnützige Wochenblatt“ war äußerst ärmlich und bot von Tagesereignissen so gut wie nichts. Da war das Bedürfnis, selbst auf die Straße zu gehen, zu beobachten, zu fragen und zu hören, ganz anders entwickelt als jetzt, und es ist bemerkenswert, daß sich aus Meissen drei Tagebücher erhalten haben, worin mit großer Ausdauer und Zuverlässigkeit alle wichtigeren Vorfälle jener Jahre festgehalten worden sind.

Am 8. Mai 1813 waren die Franzosen wieder da und blieben noch einmal über fünf Monate. Es gab sofort 6000 Mann Einquartierung. Erst blendete die neue große Armee, die Napoleon wie durch ein Wunder hervorgezaubert und mit der er nun schon wieder einen neuen Sieg bei Großgörschen erfochten hatte. Doch allmählich sah man immer deutlichere Zeichen der Ermattung und des Verfalls, die einen neuen, endgültigen Zusammenbruch ahnen ließen. Die unabsehbaren Scharen, die beständig kamen und gingen und, da die Häuser der Stadt nicht ausreichten, immer häufiger auf dem Plossen biwakieren mußten, machten gewiß Eindruck, ebenso die Menge der eingebrachten Gefangenen. Auffallend waren die tausendköpfigen Viehherden, welche die Franzosen mit sich trieben; auffallend die wachsende Zahl derer, die waffenlos, schäbig, barfuß auf hinkendem Pferd erschienen; auffallend die vielen Verwundeten, die zu Schiff, zu Wagen, auf Schiebböcken, an Krücken und Stöcken, trotz gräßlicher Wunden meist unverbunden eintrafen, manchen Tag in solchen Mengen, daß vom Markt bis zum Schloß hinauf alles voll lag und die armen Leute scharenweise auf den Straßen nächtigen mußten. Hungernd drangen sie mit dem Rufe „Brud! Brud!“ in die Häuser ein. In den Lazaretten aber, namentlich im Dom und im Gewandhaus herrschten himmelschreiende Zustände. Es fehlte an Ärzten und Wärtern, an Öfen und Lüftung, an Strohsäcken, Decken und Wäsche; die Kranken starrten vor Schmutz und Ungeziefer; greuliche Kotmassen sammelten sich vor den Türen an. Es lag vor Augen: der Betrieb war so groß, daß die Betriebsmittel nicht ausreichten! Endlich, vom 6. bis 8. Oktober drängte Tag und Nacht in ununterbrochener Folge Armeekorps auf Armeekorps durch Meissen; Napoleon hatte Dresden aufgegeben und zog sich nach Leipzig zurück. Am 7. Oktober kam er selbst durch und nahm einen kurzen Aufenthalt. Er war mürrisch; mit einem kurz angebundenen „Geht!“ schickte er die Ratsherren, die ihm ihre Aufwartung machten, bald wieder hinaus. Er hatte zu ihnen geäußert, er werde binnen kurzem siegreich zurückkehren. Aber nach 12 Tagen hatte er die Völkerschlacht verloren.

Es rückten abermals Kosaken, auch österreichische Ulanen in Meissen ein. Sie wurden mit prächtiger Illumination begrüßt; es war aber auch viel leichter mit ihnen auszukommen; es ließ sich ein Wort mit ihnen reden. Ein feuchtfröhlicher Weinabend, ein Ballfest zu Ehren der Offiziere ersparte der Stadt manches größere Opfer. Der Kommandant nahm es nicht übel, als der Rat



seine kleinen Schulden bezahlte. Ein Fäßchen Wein hatte auch den Erfolg, daß die französischen Kranken und Verwundeten nach Strehla eingeschifft wurden.

Gekämpft wurde in Meissen zwar nur ein einziges Mal, als nämlich am 28. September 1813 das Sackensche Korps gegenüber erschien und den Elbübergang erzwingen wollte; damals gingen in mehrtägigem Feuergefecht die drei Dörfer Proschwitz, Niederfähre und Tölln in Flammen auf, und die Granaten fielen bis auf den Markt. Trotzdem war die Not der sieben Franzosenjahre groß. Man rechnete auf das einzelne Haus je nach seiner Größe und dem Vermögen des Besitzers 1 bis 13 Mann, auf die ganze Stadt bei etwa 4300 Bewohnern bis 1249 Mann Einquartierung. Das Jahr 1812 brachte 39 650 Mann, also auch die kleinste Hütte hatte 32 Tage lang einen der anspruchsvollen Fremdlinge zu beherbergen und zu verpflegen. 1813 war es noch sechsmal schlimmer. Kamen Garden, so mußte auch der Gemeinde Offiziersverpflegung haben: mittags Suppe, Fleisch mit Gemüse, Braten mit Salat und eine Flasche Wein; aber auch abends Suppe und Braten. Und der Lohn? Geringe Vergütung, dagegen oft grober Undank und unglaubliche Flegelei.

Von Jahr zu Jahr wuchs die Teuerung; das Brot wurde so rar, daß die Käufer vor den Bäckerläden Schlange standen. — Großen Schaden richteten die Biwaks an. Da verfeuerte man alles, was nur brennen wollte: Fensterläden, Betten, Wiegen; aus einem Hause 8 Tische, aus einem andern 10 Türen, aus einem einzigen Weinberge 665 Schock Pfähle, aus einem Obstgarten 313 Bäume. — Eine furchtbare Gefahr bildeten die Lazarette. Es grassierten da Nervenfieber, Ruhr und Blattern. 6- bis 7000 Menschen starben darin; um ihre Namen kümmerte sich niemand. Ganze Leiterwagen voll nackter Leichen wurden nebst Fudern abgelöster Glieder auf die Felder gefahren und ebenso wie zahllose Tierleichen oberflächlich verscharrt. Die Seuchen aber griffen auf die Bürgerhäuser über; 1813 starb der neunte Teil der Einwohner.

Doch kaum war der Druck hinweggenommen, so erwachte auch wieder der Lebensmut. Frohere Feste sind wohl selten gefeiert worden als 1814 nach Abzug des letzten Franzosen aus Sachsen und 1815 nach Rückkehr des Königs. Diese unverwüstliche Spannkraft hat nach jedem großen Unheil zum Wiederaufstieg geführt, sie wird auch die Nöte der Gegenwart überwinden.



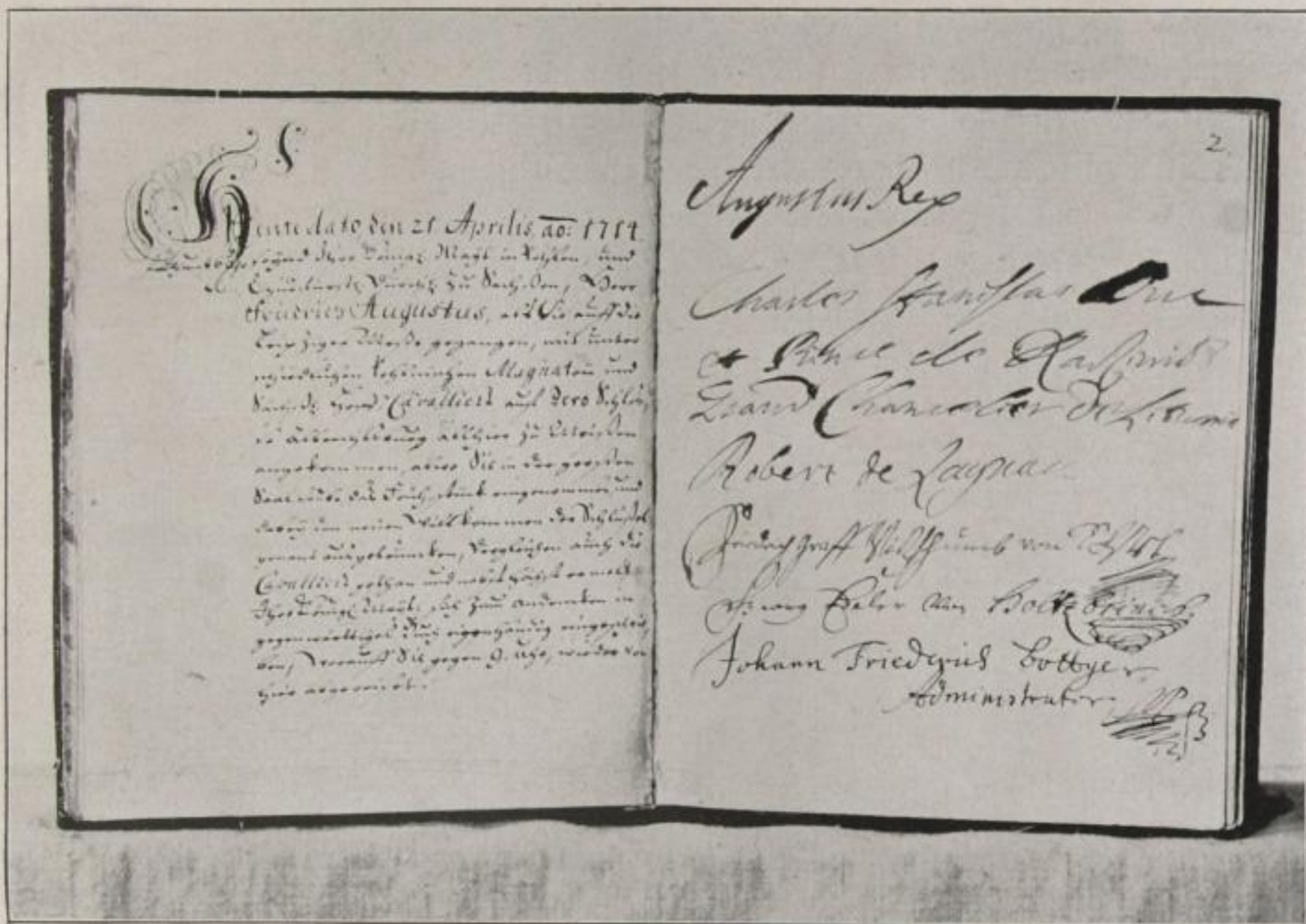


Abb. 1. Erste Seite des Gästebuches der Manufaktur Meissen mit Eintrag Augusts des Starken und Böttgers vom 21. April 1714

## Die kulturelle Bedeutung der Staatl. Porzellan-Manufaktur Meissen

Max Adolf Pfeiffer

Im Ehrensaal des Deutschen Museums in München steht unter den Wenigen, die dessen teilhaft werden konnten, die Büste Böttgers, als sichtbarer Ausdruck der Tatsache, daß die Erfindung des europäischen Porzellans eine der bedeutsamsten Großtaten deutschen Geistes ist. Diese Erfindung schenkte dem Abendlande nicht nur zwei große Industrien, die Porzellanindustrie und die Schamotteindustrie, sie gab ihm vor allem durch die Möglichkeit der Verwendung dieses schönsten Werkstoffes, den der Mensch sich selbst geschaffen hat, Möglichkeiten kultureller Entwicklung, die sich als unerhört fruchtbar erwiesen haben.

Kein Wunder, daß sich die Legende der Geschichte dieser Erfindung bemächtigt hat und daß die an romantischen Verwicklungen überreichen Tatsachen darüber hinaus zu blühender Sagenbildung Anlaß gegeben haben. — Bleiben wir bei den Tatsachen, so ergibt sich folgendes Bild:

Der Apothekergeselle Johann Friedrich Böttger flieht aus Berlin nach Wittenberg, da er fürchten mußte, seiner alchimistischen Kenntnisse wegen, festgenommen zu werden. Aber auch August der Starke konnte sich nicht versagen, seine Hand auf einen Mann zu legen, der im Geruche stand, Gold machen zu



können. Es ist derselbe Vorgang, wie wenn heute der Staat das Ausbeutungsrecht jeder Erfindung, die von überragender Bedeutung für das Staatsganze ist, für sich beansprucht. — Böttger wurde nach Dresden auf die Jungfernbastei in sicheres Gewahrsam gebracht, um hier seine Wissenschaft zu bewähren.

Das Suchen der alten Alchimisten nach dem Stein der Weisen ist im 19. Jahrhundert arg verlacht worden, womit diese Zeit nur bewies, daß ihr vor all den Einzelheiten, in denen sie sich erschöpfte, der Blick für das große Ganze verloren gegangen war und daß sie das Kernproblem aller Chemie und Physik nicht mehr klar vor Augen hatte. Gewiß ist auch das Erforschen aller vorhandenen Elemente eine Großtat menschlichen Geistes, grundsätzlich ist damit aber wenig gewonnen. Die Herrschaft über die Elemente, die der Mensch sich so gern andichtet, beginnt erst an dem Tage, an dem es ihm gelingt, die Elemente beliebig ineinander zu verwandeln, d. h. den Stein der Weisen zu finden. Böttger glaubte sich diesem Ziele zweifellos nahe, wie so viele neben und vor ihm, jedenfalls arbeitete er auf der Jungfernbastei eifrig an hierauf gerichteten Versuchen. An der Möglichkeit des Erfolges hat er sicherlich, wie alle seine Zeitgenossen, niemals gezweifelt, und alle seine späteren Äußerungen besagen im Grunde nur, daß ihm dieser Erfolg versagt blieb, daß er aber klug genug war, die Wege zu anderen Erfolgen, die sich ihm daneben eröffneten, zu sehen und tatkräftig zu verfolgen.

An den Arbeiten Böttgers nahm in den letzten Jahren seines Lebens der am Sächsischen Hofe hochangesehene Edelmann E. W. von Tschirnhaus tatkräftigen Anteil. Tschirnhaus hatte sich als Physiker einen Namen gemacht und suchte nun die auf eine Ausbarmachung der sächsischen Bodenschätze zielenden Bemühungen August des Starken zu fördern. Seine Untersuchungsmethode ging auf die Verflüssigung der Rohstoffe aus, wozu er sich der berühmten von ihm selbst konstruierten großen Brennspiegel bediente. Auf diesem Wege kam er zur Herstellung der verschiedenartigsten farbigen Glasflüsse, und es ist kein Wunder, daß er hierbei glaubte, einem der am eifrigsten gesuchten Geheimnisse Ostasiens, der Herstellung des chinesischen Porzellans auf der Spur zu sein. Wir wissen heute, daß er in einem Irrtum befangen war, seine Arbeitsweise konnte ihn nicht zum Porzellan, sondern mußte ihn immer zum Glase führen, und doch sind diese Arbeiten Tschirnhausens zweifellos der Anlaß dazu gewesen, daß auch Böttger sich diesen Fragen zuwandte, dem dann, da er den richtigen Weg von der Keramik her wählte, der Erfolg zufiel.

In folgerichtiger Entwicklung gelangte Böttger von der Fayence zum roten Steinzeug und von da zum weißen Porzellan, wobei neben der Zusammensetzung der Massen und Glasuren der Bau der Öfen, welche die immer höher erforderlichen Brenntemperaturen zu liefern vermochten und hierbei wiederum die Herstellung der Schamottesteine, eine wesentliche Rolle spielten.

1709 war diese Entwicklung am Ziele, Böttger konnte dem Könige melden, daß ihm die Herstellung des weißen Porzellans samt Glasur gelungen sei und es bewährte sich auch hier das Wort Goethes, daß die Erfindung kein romanhafter Zufall, sondern die Vollendung des Gesuchten ist.



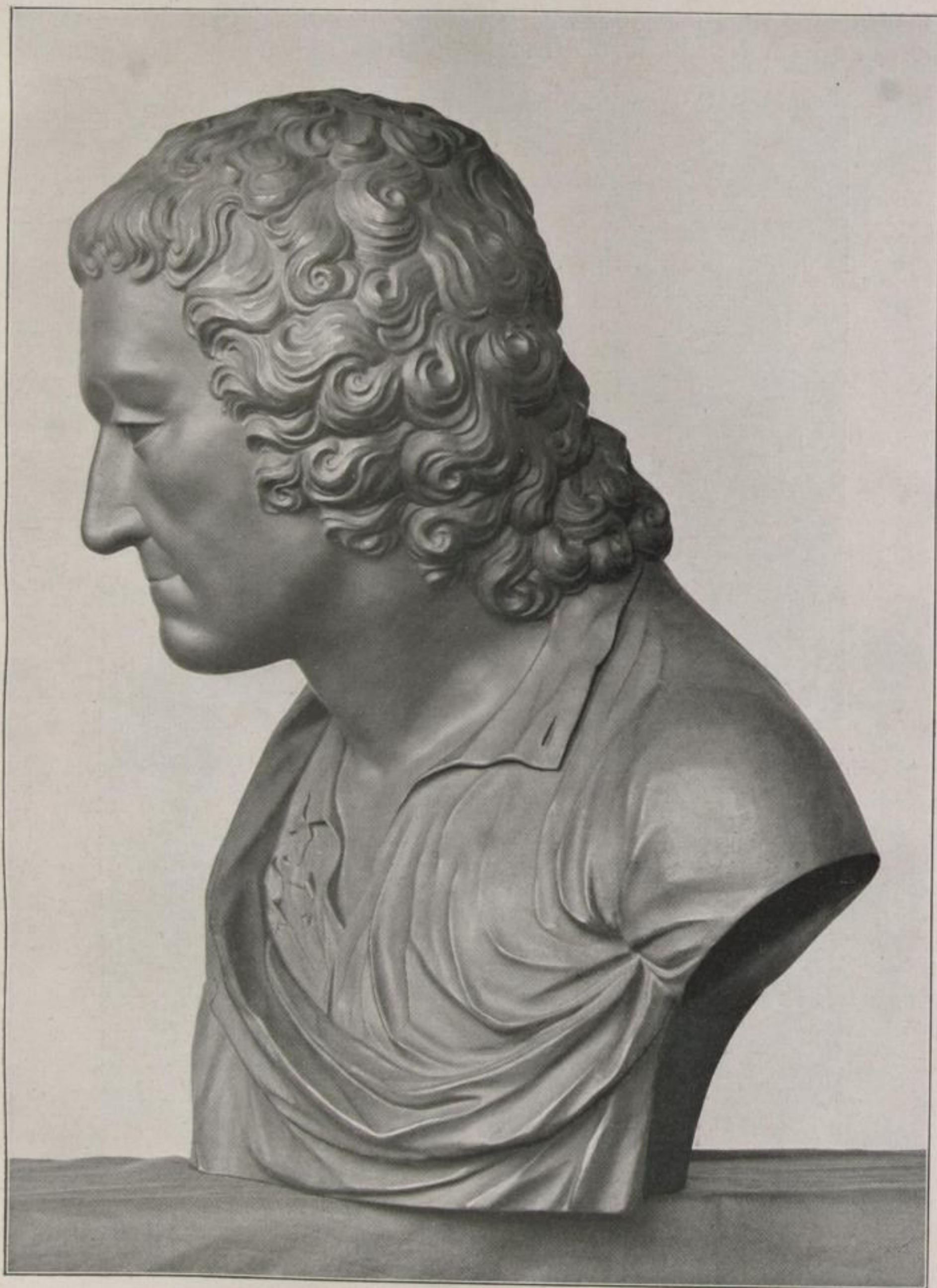


Abb. 2. „Büste Johann Friedrich Böttger“ von F. A. Weeger, 1810



Es bleibt ein unvergängliches Verdienst August des Starken, daß er die ungeheuere Bedeutung dieser Erfindung sofort klar erkannte. Wenn seine Sammelleidenschaft für chinesisches Porzellan zu nichts weiter geführt hätte, als ihm hierfür die Augen zu öffnen, so wären allein hierdurch alle Mittel, die



Abb. 3. Der in dem Eintrag des Gästebuches der Manufaktur (s. Abb. 1) genannte Willkommenbecher

er je darauf verwandt hat, mehr als gerechtfertigt. Erst das Porzellan und nur das Porzellan konnte dem Abendlande die ihm bis dahin schmerzlich fehlende Kultur des gesellschaftlichen Essens bringen, und August der Starke, der in seiner Sammlung chinesischer Porzellane all die unerhörten Möglichkeiten dieses Werkstoffes greifbar vor Augen hatte, zögerte nicht, von der



auf sein Geheiß 1710 in Meißen gegründeten Manufaktur ein Überbieten dieser Höchstleistung Ostasiens zu fordern.

Unsere Zeit, die ihren eigenen Stil noch nicht gefunden hat, schwärmt mittlerweile für das Primitive, stellt Knochenschnitzereien der Steinzeit über die Venus von Knidos, Höhlenmalereien über die Sixtina und altperuanische Tontöpfe über das Porzellan. Es ist ja auch so dankbar, sich in vollkommenen Widersprüchen zu ergehen, wie staunt da das Volk und wie schön kann man damit bemänteln, daß man selber leider innerlich viel zu schwach und zerrissen ist, um wahre Größe würdigen und sich an ihr messen zu können. Jede Zeit wählt sich bewußt oder unbewußt die Vorbilder, von denen ausgehend sie glaubt die Entwicklung weiterführen, d. h. diese Vorbilder übertreffen zu können; daß unsere Künstler sich so krampfhaft an die Negervölker, Peru und Südsee klammern, erscheint aber doch fast zu bescheiden. Sei dem wie



Abb. 4. Böttgersteingearbeiten in verschiedener Technik. Erste grundlegende Erfindung Böttgers





Abb. 5. Weißes Porzellan der Frühzeit. In Form und Bemalung noch in engster Anlehnung an chinesische Vorbilder





Abb. 6. Porzellane der Hoeroldtzeit, höchste Kultur der Gefäßgestaltung



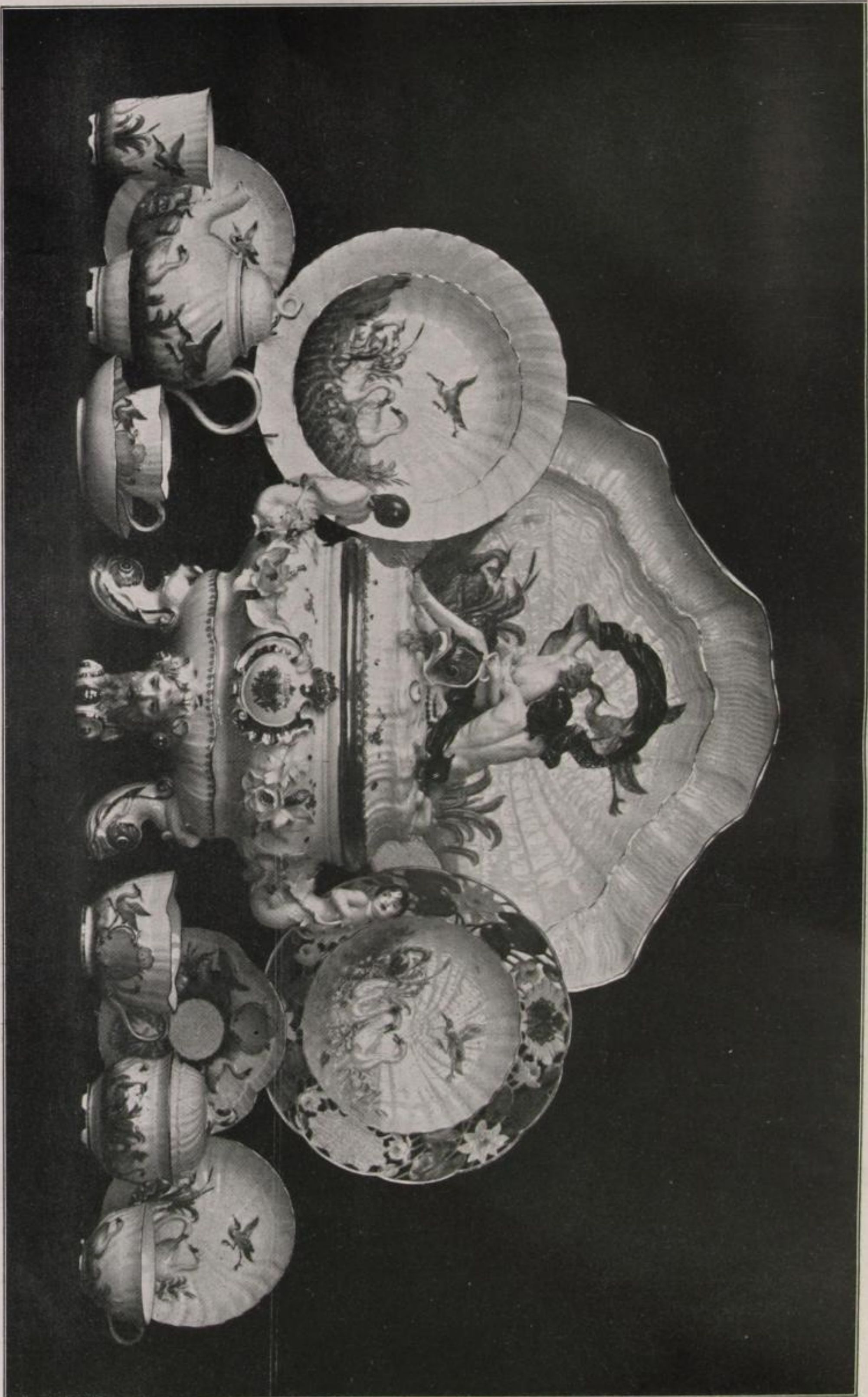


Abb. 7. Teile des Schwanen-Service für den Grafen Brühl. Größte Prachtentfaltung künstlicher Mittel



ihm wolle, für den objektiven Beurteiler kann kein Zweifel obwalten, daß die Erzeugnisse Meißen der Hoeroldtzeit den bisherigen Höhepunkt keramischen Gefäßschaffens der Menschheit schlechthin bedeuten, und mit Stolz dürfen wir feststellen, daß dieser Höhepunkt deutschem Geiste zu verdanken ist. Die Gedanken, welche die Welt regieren, kommen nach dem Worte Nietzsches auf Taubenflügeln, so hat die Gründung der Porzellanmanufaktur Meißen den Namen Sachsens unendlich viel weiter um die Erde getragen als alle Machtwirkung des Staates jemals reichen konnte und gereicht hat.



Abb. 8. **Liegender Ziegenbock von Kästner**

Die Tierfiguren Kästners leiten die Entwicklung unserer heutigen Tierplastik ein

Die Gewinnung des Porzellans als Werkstoff bedeutete für das Abendland einen ungeheuren Kultursprung, erst mit dem Porzellan erscheint die Entwicklungsreihe der keramischen Rohstoffe nach oben hin abgeschlossen.

Soweit wir die Geschichte der Menschheit rückwärts verfolgen können, bis in die fernste Steinzeit, finden wir als erste Anzeichen menschlicher Kultur das Bestreben, aus Erde Gefäße zu formen, die zur Aufnahme der Nahrung dienen können. Zuerst nur an der Luft getrocknet, werden diese Gefäße bald in Feuer gehärtet, und nun beginnt die Entwicklung, die vom einfachsten Tonzeug in lückenloser Folge über Fayence, Steingut und Steinzeug zum Gipfel, zum Porzellan führt.



Jede dieser Stufen keramischer Entwicklung bot der Menschheit neue Möglichkeiten in künstlerischer, wie in kultureller Beziehung, ja man kann sagen, daß die Steigerung der keramischen Rohstoffe durchaus bestimmend ist für die Entwicklung des Begriffes der Hygiene. Gewiß ist schon das unglasierte



Abb. 9. Krinolinengruppe von Kändler. Kändler entnahm die Darwürfe für seine Plastiken aus dem ihm umgebenden täglichen Leben und wurde damit der Schöpfer der modernen Kleinputastik

Tonzeug hoher Schönheit fähig, aber der stark saugende Scherben nimmt alle Flüssigkeiten begierig auf und gibt vor allem Fette niemals wieder ganz ab, die sich nun in ihm zersetzen und ihn in kurzer Zeit höchst unerfreulich und gesundheitschädlich machen.



Das glasierte Tonzeug umgeht diesen Übelstand etwas, aber doch nicht völlig, denn die Glasur ist stets haarrissig und da sie zudem stark bleihaltig ist, wirkt sie auf bestimmte Speisen mehr oder weniger giftig ein. Vor allem aber ist das unglasierte, wie das glasierte Tonzeug als Träger menschlicher Speise durch seine erdbraune Farbe höchst unerfreulich. Diesem ästhetischen Mangel suchte die Fayence abzuhelpen, indem sie an die Stelle der braunen Glasur des gewöhnlichen Tonzeuges eine weiße Zinnglasur setzt, die den erdigen Scherben verdeckt. Zweifellos war dies ein ungeheurerer Fortschritt, der der Fayence eine große wohlverdiente künstlerische Blüte brachte, aber der saugende Scherben mit all seinen Mängeln war doch nur verdeckt und nicht beseitigt. Den gesinterten, nicht mehr saugenden Scherben erbrachte zuerst das Steinzeug aber nur unter Preisgabe der ästhetischen Errungenschaften der Fayence, die durchsichtige Salzglasur konnte die Erdfarbe des Scherbens nicht verdecken.

Erst das Porzellan, und dieses allein, erfüllte alle Forderungen: völlig gesintert Scherben, der keinerlei Flüssigkeit mehr aufsaugt und daneben die fleckenlos weiße Farbe, die alle Unreinheit sofort erkennen läßt.

Hierdurch erweist sich das Porzellan rein sachlich als der einzige keramische Werkstoff, der der Kultur und den hygienischen Ansprüchen unserer Zeit in der Küche, wie auf der Tafel zu genügen vermag und somit als ein Kulturfaktor allerersten Ranges. Ihre höchste Weihe erhält die Erfindung dieses Werkstoffes aber dadurch, daß derselbe über diese rein sachlich kulturellen Gesichtspunkte hinaus Möglichkeiten künstlerischer Entwicklung in sich trägt, wie sie in diesem Ausmaße ebenfalls keinem zweiten Werkstoffe zu Gebote stehen.

Das Porzellan erst ergab die Möglichkeit, plastische Kunstwerke unter strenger Wahrung der Handschrift des Künstlers so wohlfeil zu vervielfältigen, daß die Durchdringung des ganzen Volkes mit plastischer Kunst möglich wurde. Tatsächlich sehen wir, daß die Figuren, welche Kändler in Meißen geschaffen hat, die Grundlage nicht nur für die moderne Tierplastik, sondern für die Kleinplastik unserer Zeit schlechthin geworden sind. Befördert wurde diese Entwicklung besonders dadurch, daß zu den rein plastischen Vorzügen dieses Werkstoffes, dem technisch so gut wie nichts unmöglich ist, eine unerhörte Farbenskala trat, vor der die farbigen Möglichkeiten aller anderen Werkstoffe völlig verblaßten.

Höchste Reinheit, größte Härte, höchster Glanz und glühendste Farben, das sind die Eigenschaften, die dieser Werkstoff der Hand des Künstlers wie des Technikers bot, kein Wunder, daß er in der Entwicklung der Kultur unserer Zeit eine so bedeutende Rolle spielte, daß dieselbe ohne ihn nicht mehr denkbar ist. Mit Stolz dürfen wir darauf hinweisen, daß die Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen es war, die diesen Werkstoff dem Abendlande zuerst schenkte und durch zwei Jahrhunderte hindurch in ihm die höchsten Leistungen erbrachte. Noch heute steht der Modellbestand Meißens völlig vereinzelt auf dieser Erde da, es gibt kein zweites Werk, das sich damit vergleichen ließe, und mit Recht bezeichnete ein amerikanischer Schriftsteller vor kurzem diese Manufaktur als: „das Kulturwerk Europas schlechthin“.





Abb. 10. **Modernes Gebrauchsporzellan von Prof. Esser, 1927**  
Im Gegensatz zu den plastisch verzierten Geschirren des 18. Jahrhunderts möglichst gebundene Formen





Abb. 11. **Madonna** von Prof. Langer, 1926  
Größte Strenge der Formgebung und damit höchste Ausnützung  
der Eigenschaften des Materials bei tiefster Verinnerlichung





Abb. 12. **Moderne Tierfigur. Fischotter von Prof. Esser, 1925**  
Größte Ausnützung der Vorzüge des Materials durch geschlossene Darstellung und zugleich glücklichste Charakterisierung des Tieres erreicht





Abb. 1. Johann Joachim Kändler

Photogr. Aufnahme einer Original-Silhouette, aus dem Nachlaß des Porzellanmalers Professor Braunsdorf in Meißen, Sammlung Max Andrä, Seebischütz

## Die Kopenhäuser, Kaiser Joseph II. und Joachim Kändler

Ein Bild aus der Rokokozeit

Otto Eduard Schmidt

In Lessings unsterblichem Lustspiel „Minna von Barnhelm“ sprechen zwei alte Kriegskameraden, der Wachtmeister Werner und des Majors Diener Just gemütlich von ihren Kriegserlebnissen. Dabei erwähnt Werner als eins seiner Bravourstücke „Unsere Affäre bei den Kopenhäusern“, und Just fällt ihm ins Wort: „Soll ich dir die erzählen?“, worauf Werner etwas spöttisch bemerkt: „Du mir? Ich merke wohl, daß eine schöne Disposition über deinen Verstand geht.“ In den landläufigen Darstellungen des Siebenjährigen Krieges wird



man vergebens nach den „Kazenhäusern“ suchen, und doch sind sie keine Erfindung des Dichters, sondern eine ihm von seiner afranischen Schülerzeit her bekannte, später im Siebenjährigen Kriege viel genannte Örtlichkeit. Die Kazenhäuser (jetzt Kazenberg genannt) liegen an der von Meißen nach Plossen führenden Straße und zwar auf ihrem höchsten Punkte (305 Meter). Friedrich der Große selbst schätzte die „Kazenhäuserstellung“ sehr hoch, weil man sich von ihr aus mit guter Flankendeckung auf der kürzesten Linie nach Torgau zurückziehen konnte, vor allem aber wurden die Kazenhäuser der Schlüssel der starken Stellung, in der sich Prinz Heinrich von Preußen in den Jahren 1761 und 1762 unter den schwierigsten Verhältnissen gegen den überlegenen Feind hielt, bis er, aus ihr hervorbrechend, am 29. Oktober 1762 den ganzen Krieg durch seinen Sieg bei Freiberg entschied. Gerade aus den Tagen, wo der preußische Feldherr diesen Schlag vorbereitete, vom 21. Oktober 1762, haben wir einen Brief des Professors Gottsched aus Leipzig, der als geborener Ostpreuße für Preußen Partei nahm, an einen Offizier „au Camp Prussien in den Kazenhäusern“, worin er hoffnungsfreudig schreibt: „Die tapfern Preußen haben ihre Kazenhäuser, wo sie so sicher stehen, wie der Kater auf einem Baume, wengleich alle Hunde sich vor Zorn zerreißen wollen“.

Man gelangt zu den Kazenhäusern auf dem reizvollen Wege von der Eisenbahnstation Miltitz im Triebischtal durch eine steil aufsteigende grüne Schlucht an das alte Schloß Miltitz mit seinem erinnerungsreichen Kirchhof und von da über das noch viel schönere Schloß Heynitz, beides Sitze des zum Meißner Uradel gehörigen Geschlechts derer von Heynitz, und endlich sanft lehnan zum Kazenberg. Die Schanzen, die einst diesen Weg auf beiden Seiten begleiteten und sich weiterhin nach Gohla erstreckten, sind bis auf geringe Reste verschwunden. Dagegen ist die nördlich vom Dorfe Kadewitz auf einer Anhöhe angelegte Befestigung noch deutlich erkennbar. In ihrer Mitte stehen drei stattliche Linden, weithin sichtbar, ein Wahrzeichen der Gegend, unter ihnen liegen Soldaten begraben. Von hier wie vom Kazenberg aus genießt man eine umfassende Aussicht, besonders schön eine Stunde vor Sonnenuntergang und zur Zeit der Obstbaumblüte. Der Blick schweift nördlich über Schloß Hirschstein nach Riesa, Lommaßsch und zum Oschazer Colmberge, nach Osten zu über die Dresdner Heide zu den Pillnitzer Höhen, südwärts verliert er sich in den Charandter Wäldern und im Südwesten reicht er über die große Freiburger Esse weit ins Erzgebirge hinauf.

Wenn man einen der pflügenden Bauern nach den Schicksalen fragt, die die Gegend im Siebenjährigen Kriege betroffen hat, so weiß er in der Regel nichts davon, obwohl vielleicht auch seinem Urahn damals die letzte Kuh aus dem Stalle genommen worden war, um vor ein preußisches Feldgeschütz gespannt zu werden. Die größeren Geschehnisse der Napoleonischen Zeit haben die älteren Erinnerungen ausgewischt. Aber in den ersten Jahren nach dem Friedensschlusse von 1763 wird mancher Mitkämpfer diese Stätten um den Kazenberg besucht haben, auch mancher jüngere Offizier, der sich durch das Studium dessen, was sich kriegerisch auf diesem blutgetränkten Gefilde zugetragen hatte, taktisch



weiterbilden wollte. Der berühmteste und bedeutendste dieser Besucher war der Kaiser Joseph II., der Sohn der Kaiserin Maria Theresia von Österreich, der am 27. Juni 1766 mit dem Feldmarschall Grafen von Laschy, dem Sieger von Hochkirch, dem Feldzeugmeister Grafen von Wied, dem sächsischen General von Riedesel und anderem Gefolge Meißens und seine Umgegend kennen lernte. Wir wollen ihn ein wenig auf seinen Fahrten und Ritten durch das Meißner Land begleiten, da wir dazu ein ausreichendes Material besitzen: erstens die eigenen Aufzeichnungen des Kaisers, die mir seinerzeit der Altmeister der österreichischen Geschichtsschreibung, der Direktor des Wiener Hof- und Staatsarchivs Erzellenz von Arneht freundlichst geschickt hat, und zweitens den ausführlichen, auch die kleinsten Umstände heranziehenden Bericht des Meißner Stadtschreibers Brenig, der in den Ratsakten erhalten ist.

Kaiser Joseph II., ein junger Herr von 25 Jahren, war an dem genannten Tage vormittags 9 Uhr von Dresden auf dem rechten Elbufer abwärts gefahren und hatte sich dann gegenüber dem Schlosse Scharfenberg auf einer „Pletten“ übersetzen lassen. Im Gasthose des Dorfes Reppien (Reppniß) schob er mit seinem Gefolge eine Stunde lang Kegel, bis die auf der Höhe von Baßdorf (zwischen Siebeneichen und Scharfenberg) aufgestellten Reitpferde herbeigebracht waren. Unterdes gingen die schweren Reisewagen auf dem rechten Elbufer nach Meißens weiter und von da nach Zehren. Der Kaiser aber ritt mit seinem Gefolge von Scharfenberg längs der Elbe nach Meißens. Was wollte er hier? Sein eigentliches Reiseziel war schon damals die ersehnte Zusammenkunft und Aussprache mit seinem großen Gegner Friedrich II., den er schwärmerisch verehrte. Aber auf Bitten der Mutter verzichtete er diesmal noch auf den großen Augenblick, der ihm 1769 in Neiße zuteil wurde, und begnügte sich damit, die Kriegsschauplätze zu studieren, auf denen der Preußenkönig seinen Ruhm erworben hatte. So sah er auf diesem Ritt „die 2 Ravins (Seitentäler, Schluchten), deren einer bey Meißens, der andere bey Baßdorf ist, über welche beede Prinz Zwenbrücken mit der Reichsarmee den Prinz Heinrich zu canoniren geglaubt hatte und zu dem Ende einen ganzen Tag mit vieler Artillerie, aber ohne Möglichkeit zu gelangen [treffen], geschossen hat“. Dann kam er „durch die Triebisch bey dem Carls-Stege und bei dem Fischer Reichmannen gefragt: Ob man nicht hinter der Stadt wegreiten könnte? und auf die Antwort, daß solches nicht anginge, des Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr zum Brücken-Tore [also von der Elbseite her] in die Stadt herein, die Elb- und Burggasse hinauf und zum Lommaßscher Tore wieder hinausgeritten, haben . . vor dem Lommaßscher Tore gefragt: Was das für Schirbel [Scherben von zerbrochenen Porzellansachen aus der nahen Manufaktur] wären (so die Porcellan-Manufactur zur Ausbesserung der Straßen dahin fahren läßt), ferner bey dem Gerichte [Richtstätte am Galgengute], da Sie die Räder gesehen, gefragt, was solches wäre und endlich, wer darauf läge? da dann . . Ihm geantwortet, daß es die Räder wären, worauf von der Lausermannischen Spißbuben-Bande welche lägen, ingleichen auch ein Soldat, der im Kriege geraubet und gemordet.“



Des Kaisers Urteil über die Stadt ist etwas einsilbig: „Wir ritten durch Meissen durch, welches ein passables Stadt mit einer alten Mauer umgeben ist“ — man merkt, daß er weder um ihrer Altertümer noch um des schönen Porzellans willen gekommen ist, sondern nur aus militärischer Anteilnahme, denn er fährt mitten im Satze fort: „gleich außer Meissen auf der Anhöhe beim Galgen fangt die Position an, so der Prinz Heinrich mit der Preussischen Armee bey den sogenannten Katzenhäusern hatte. Die Stärke dieses Lagers besteht darinnen, daß es vor der Fronte [nach dem Triebischtale zu] große impracticable Ravins [unüberwindliche Schluchten] hat, der linke Flügel stunde corpsweise bis gegen Meissen, der rechte an die kleinen Häufeln, so die Katzenhäuser



Abb. 2. Die alte Dorfstraße in Zehren. Sammlung Max Andrä, Seebischütz

heissen, auf einer Anhöhe und kleinen Waldel appuiert [angelehnt]“. Aber auch dieses Ziel konnte der Kaiser nicht erreichen, weil er verabredeterweise noch am Abend in Torgau eintreffen mußte. So kam er nur bis Löhain und ließ sich von da aus durch seinen Führer „die Gegend nach den Katzen-Häusern zu“ zeigen, dann aber brach er nordwärts ab und ritt mit seinem Gefolge über Kapsitz, Pröda, Seilitz, Schieritz hinunter nach Zehren an der Elbe, wo ihn nicht nur seine Wagen erwarteten, sondern auch viele Meißner Bürger und einige Spitzen der Meißner Gesellschaft, die ihn schon am Meißner Posthause hatten begrüßen wollen, und als das nicht möglich war, in Mietwagen oder zu Fuß nach Zehren geeilt waren. (Abb. 2.) Zuerst sah ihn pflichtgemäß der für die Sicherheit der Straße verantwortliche kurfürstliche Geleitsmann Herr Ernst. Bei



der Schmiede stiegen die Herren von den Pferden, die der aus Zwenbrückischen Dragonern bestehenden Eskorte übergeben wurden. Die Soldaten erhielten ein reichliches Trankgeld (40 Dukaten); die Sättel aber, auf denen der Kaiser und sein Gefolge geritten war, „ließen Thro M. auf eine Chaise, so der Postmeister von Meissen nach Zehren mitgeben müssen, aufpacken, blieben dabei stehen und halfen den Stricken mit anziehen. Nachdem auch solches geschehen, befahlen Sie, daß sich der Schweizer darauf setzen sollte, rufften auch: Schweizer Heinrich, sez dich hinein, worauf ein Bedienter in einem Kleide von capuciner Tuche, schwarz ausgemacht, und mit herum hangenden schwarzen Haaren hinter dem Wagen hervor kam, sich in die Chaise setzte und endlich fortfuhr. Thro Majest. giengen an Thren Wagen, machten selbigen auf, langten etwas heraus und giengen so dann in des Richters Trellmanns der Schmiede über gelegenen Baum- und Grase-Garten und legten sich der Länge lang auf den Rasen. Die Bedienten setzten einen Feld-Kessel hin auf den Rasen vor dem Kaiser, ingl. zwey runde silberne Feld-Schüßeln, mit darinnen durch eine Spiritus-Lampe gewärmten Speisen, in der einen klein geschnittenes Flügelwerk mit gelber Sauce und in der andern Schüssel etwas befindlich, so grün, gelb und weiß unter einander klein gehackt aussah und mit Löffeln gegeben wurde. Thro Majest. aßen nur einen Flügel und hatten ein weißes Brod in der rechten Hand, wovon Sie immer abzopfften, tranken ein Glas Waßer und haben solches hernach, weil es schadhafft, weggeschmißen. Die übrigen Cavaliers kauerten und saßen auf dem Rasen, so gut sie konnten, mit dem Kaiser in einem Kreysse um den Feld-Kessel und Schüsseln herum, wie denn auch im Kreysse eine gläserne Flasche mit rothen Weine aufgesetzt war. Als der Feld-Marschall Cascy noch fehlte, ruffte der Kaiser: der Feld-Marschall soll kommen, welcher auch hernach herzukam und stehende speißte. Thro Majest. fragten auch laut die Umstehenden, wie weit es nach Torgau wäre? worauf man antwortete: 5 Meilen. Aus der erstgedachten Schüssel langte man nur mit 3 zackigten silbernen Gabeln. Das viele Volck, so herzu lieff und auch aus Meissen kam, drung endlich mit uns in den Garten hinein, und wir machten um den Kaiser dicht an einen Treys, alles mit anzusehen und zu hören.

Etlliche Bauer-Weiber praesentierten Kirschen, Thro Majest. schüttelten aber mit dem Kopffe und nahmen nichts.

Der Kaiser lächelte und sah das Volck rund herum an, das so nahe kam, und von allerley Sorten groß und klein war. Einem Cavalier, der, dem Kaiser zur rechten Hand, auf dem rechten Knie kauerte, klopfte der Kaiser mit seinem Stocke lächelnde hinten auf die Hosen. Das Speißen währete etwan eine halbe Stunde, da sie so dann sämtlich wieder aufstundten.

Der Kaiser nahm eine mit Wasser gefüllte gläserne Flasche, und trunck mit drey mal abgesetzten Zügen aus selbiger.

Ein Böhmischer Bauer trat hervor und bath den Kaiser wegen seines Sohns Loslaßung von Soldaten in Prag, den der Kaiser fragte: Habt ihr euch gemeldet? und als dieser mit Nein antwortete; versetzte der Kaiser wiederum: Warum habt ihr euch nicht gemeldet?



Inzwischen packten die Bedienten die Schüßeln, Feld-Keßel und dergl. wieder zusammen, und der Kaiser blieb eine gute weile so lange dabei stehen, und wieß mit dem Stocke das Einpacken an, bis alles recht eingepackt war.

So dann begaben sich sämtliche aus diesem Garten, giengen noch etwas auf der Straße hin und her, der Kaiser veranstaltete die Abreise, und gegen 5 Uhr nachmittags setzten Sie Sich in Wagen, und zwar in den Kaiserl. auf- und mit grünen Tuch ausgeschlagenen Reise-Wagen, zuerst der Ober-Stallmeister auf dem rechten Sieze am linken Schlag, ihm gegenüber der General Graf von Wied, alsdann setzte sich der Kaiser in Wagen, und ihm gegenüber der Feld-Marschall Casop. Bey der Abfahrt nahmen Thro Majest. gegen die herumstehenden den Huth ab. Thro Majest. sind von mittler Statur, etwas schwächlig, haben lichtbraune Haare, tragen Ihr eigenes Haar mit einem mit schwarzseidenem Bande umwundenen Zopffe, waren von der Sonne etwas gefärbet, scheinen von gesunder Natur zu seyn, haben Feuer und Lebhaftigkeit, und beständig activ. Thro Augen sind dunkel grau, haben ein wenig eine länglichte Nase, das Kinn gehet etwas hinterwärts, tragen den Mund etwas offen und mit der Nase hinaufgezogen, haben starcke weiße Zähne und forne in denen rechten Ober-Zähnen einen blauen Zahn, sprechen etwas durch die Nase, haben zarte weiße Hände, und sind wohl gewachsen, auch von einem freundlichen leutseligen Wesen. Sie haben einen schwarz Glanzleinwandnen Huth mit einem schmalen goldenen Tressgen eingefast, auf, woran ein schwarz seidenes Band zur Befestigung, um den Hals eine schwarze Binde, trugen die uniform von Ihrem Dragoner-Regimente, nehml. von ordin. grünen Tuche, roth ausgeschlagen, eine weiße Tuch Weste mit silbernen Tressgen eingefast, lederne Bein-Kleider, Stiefel und silberne Sporen, und hatten an ieder Hand einen Ring aufgesteckt, einen Officier-Degen an der Seite mit dem Oesterreichischen Port epée. Auf der linken Seite des Rocks waren 2 Sterne über einander gestickt, der oberste von Silber mit einem grünen Kranz umflochten, der andere Stern aber golden. Die Manschetten waren ganz ordinair, und auf dem Stocke war ein kleiner gelber Knopff, sonder Zweifel von Golde.“

Es ist sehr merkwürdig, wie in dieser Kleinmalerei, die der Meißner Stadtschreiber von dem jugendlichen Kaiser entwirft, schon fast alle die Züge enthalten sind, die uns an dem gereiften Manne auffallen, als er nach dem Tode seiner Mutter (1780) zur wirklichen Macht gelangt, im letzten Jahrzehnte seiner Regierung ganz seine eigenen Wege gehen konnte: seine anspruchslose Schlichtheit und edle Menschlichkeit, sein rastloser Tätigkeitstrieb, der am liebsten alles selbst machte und keinem Willen traute als seinem eigenen, und deshalb in einen alles geschichtlich Gewordene verachtenden, unbeschränkten Absolutismus ausartete. So war er trotz des besten Willens einer der unglücklichsten Fürsten, der bei seinem frühen Tode (20. Februar 1790) seine Staaten in einem Zustande vollständiger Auflösung hinterließ. Die Tragik seines Lebens und seines Regierens war der ewige Widerstreit zwischen Beglückenwollen und Nichtbeglückenkönnen. Seine übertriebene Verstandestätigkeit, die den Mächten des Gemüts keinen Spielraum ließ, zeigt sich schon in dem



Verhalten gegen den böhmischen Bauer, der vielleicht eine sehr weite Wanderung gemacht hatte, um die Gnade des Kaisers zu erlangen, und dessen Bitte er doch, anstatt nach seinen menschlichen Umständen zu fragen, mit einem harten „Nein“ abwies, weil er die Formalitäten nicht erfüllt hatte. Die Opposition gegen seine das ganze alte Reich umstürzenden Pläne, der Fürstenbund von 1785, ist schon wie ein Stück deutscher Romantik, die sich gegen eine von jeder Rücksicht auf Religion und Stände und Nationalität und Volksbrauch losgelöste, rein rechnerische Staatsgewalt aufbäumt. Chodowieckis „Allegorie auf den Fürstenbund“ zeigt die deutschen Fürsten im heiligen Hain am Opferaltar ihre Schwerter weihen zum Kampf für das alte vaterländische Wesen, wie es einst bei der Verschwörung Hermanns des Cheruskers gegen die römische Fremdherrschaft geschehen war. . . .

Alles das lag damals noch im weiten Felde. Die einnehmenden Züge des stattlichen jungen Kaisers, der sich so ohne alle Pose „in seine ganze Wirtschaft“ hineinsehen ließ und sich mit den ungebetenen Gästen wie mit Seinesgleichen unterhielt, überwogen im Urteil der Zuschauer. Hatten sie doch sogar, ehe der Kaiser nach Zehren kam, seinen Reisewagen auch in der inneren Einrichtung bewundern dürfen: „Auf dem Rück-Sitze hing eine große runde Regolir-Uhr, worüber ein grünseidenes Kissen hing. Den Fuß-Boden konnte man, so zu sagen, mit zwei Fallthüren aufschlagen, worinne man vieles, als große silberne Terrinen und andere Gerätschaften erblickte, die Bedienten versicherten auch, daß alda auf 24 Personen silberne Schüsseln, Teller, Messer und Gabeln nebst Tisch-Zeuge vorhanden, und hätte der Kaiser alles bey sich. Unter allen Sizen waren Kasten mit eingepackten Sachen, an deren Thüren aber hiengen kleine Pistolen, so in ledernen Futteralen waren. Unter denen beyden rechten Sizen giengen zwei runde lange Oeffnungen zur Commodité hinunter, welche unten wie mit ledernen Huth-Futteralen zugeschnallet waren.“ . . . Als die sechs Postpferde den schwer, stark und hochgebauten kaiserlichen Reisewagen anzogen, standen die Meißner Honoratioren ehrfurchtsvoll zu beiden Seiten der Straße und sahen ihm nach, wie er von Zehren „den Ravin nach Obermuschwitz“ hinaufrollte (von dort gelangten die Reisenden über Riesa und Strehla abends  $\frac{1}{2}$  11 Uhr nach Torgau). Für die Meißner aber war nun der große Augenblick da, wo sie nach langem Beobachten, Staunen und Bewundern wieder sich selbst gehörten und die schon längst im Innern sich regenden Stimmen drängten, von der Last des Schweigens befreit zu werden.

Der Stadtschreiber erzählt: „Als Ihre Ma. fortgereiset, giengen wir in den anderen Garten, alwo der Herr Creyhs-Amtmann Ferber nebst Frau Liebste, Herr Diaconus Fuchs zu Zehren nebst Frau Liebste . . . und andere von der Porzellan-Fabrique sich versammelt, Coffee trunken, eine Pfeife Taback rauchten, über des Kaisers Gegenwart uns, die wir Ihn gesehen, ergöheten, sodann aber wieder nach Meissen reiseten.“

Von diesen neu genannten Gästen hebe ich zwei hervor: den Diaconus Fuchs aus Zehren, ein Mitglied des Leipziger Dichtervereins, den wir die „Bremer Beiträger“ nennen, insbesondere ein Freund Friedrich von Hagedorns



in Hamburg, und vor allem den Hof-Kommissar Kändler, das ist kein Geringerer als der große Modellmeister der Meißner Manufaktur *J o h a n n J o a c h i m K ä n d l e r*, dem das Meißner Porzellan im Verein mit Herold seine erste Blütezeit verdankte. (Abb. 1.) Wenn der Kaiser Joseph den heutigen Nachruhm dieses bescheidenen Mannes gekannt hätte, würde er wohl das Bedürfnis empfunden haben, ihn anzusprechen. Aber Kändler gehört ja zu den Großen, die erst lange nach dem Tode in ihrem vollen Werte erkannt worden sind, und eine ihm völlig gerecht werdende Einzelschrift über ihn gibt es auch heute noch nicht.

Das Lokal dieser anmutigen Schlußszene muß wohl, da der „liebe melancholische Coffee“ getrunken wird, der Garten des Gasthofs von Zehren gewesen sein. Es ist nach den großen Veränderungen, die der Bau der „Chaussee“ in der Zeit Napoleons gerade in Zehren durch Felsensprengung und Straßenverlegung verursacht hat, unmöglich genau festzustellen, ob der heutige Zehrener Gasthofsgarten dem damaligen entspricht. Was kümmert uns das — wir wissen, wie die Meißner Bauergärten um 1766 aussahen. Irgendwo eine Jasmin- oder Jellängerjelierlaube. Die Beete umrahmt von kurzgehaltenen Buchsbaumrabatten, auf den Beeten die altmodischen Blumen, die wir noch heute so sehr lieben, weil sie uns von den Urahnen her ans Herz gewachsen sind: die orangefarbige Ringelrose, das Symbol der fahrenden Schüler, die blauen Gebilde des Eisenhuts und Rittersporns, die Erinnerungsblumen an die klassische Zeit der ritterlichen Geschlechter, die süßduftende Reseda, ein Wahrzeichen fraulicher Liebe, die schwermütige Rosmarin und Salbei, der bunte Levkoie und über allen die rote und die weiße Centifolie, damals noch nicht verdrängt von den kunstvollen Kreuzungen der neuzeitlichen Rosenzüchter. Inmitten des Gartens auf grünem Plan der kreisrunde Kaffeetisch mit dem schneeweißen Sinnen und den buntgemalten Tassen Meißner Herkunft aus dem Glaschrank der guten Stube (die Frau Diakonus hat das bei der Wirtin bestellt, trotz der Lähmung, die ihr die dreimalige Ausplünderung und die fast tödliche Bedrohung ihres Mannes durch die Soldaten im Jahre 1759 verursacht hatte), über dem Kaffeetisch wölbt sich die Krone einer blühenden Linde, in der die Bienen summen, daneben der Kirschbaum, auf dem die Stare und Amseln auf den sich rundenden Purpurwangen der Herzkirschen räuberische Vorkost halten. Und nun die Menschen rund um den Tisch: man hört ihr Lachen und Scherzen weithin, hie und da auch ein sanftes Streiten und ein halbunterdrücktes Kichern junger Mädchen, der Kändlerschen Töchter, zu denen die Brenigschen Söhne und die jungen Porzellanbildner und -Maler heute manchen kühneren Blick und manches freiere Wort hinüberschicken. Und endlich der Farben- und Formenzauber, der um den ganzen Tisch gebreitet ist! Die Meißnerinnen sind immer anmutig gewesen — noch Goethe und Fouqué rühmen die Schönheit der Kinder — und nun dies alles gehoben durch das Festtagsgewand, das man dem Kaiser zu Ehren anlegte, und durch den kecken, befreienden Schnitt und die erfrischende Buntheit des blühenden Rokoko nicht nur in der weiblichen, sondern auch in der männlichen Tracht.



Hätte ich doch den Zeichenstift oder besser die Palette und die Pinsel-Kunst eines der damaligen sächsischen Hofmaler, etwa Dietrichs, um dieser Szene gerecht zu werden! — — — Als die ersten Johannismädchen im Rasen und im Geäst der Bäume erglänzten, nahmen die Gäste einen dankbaren Abschied von dem hochwürdigen Herrn Diaconus und seiner trotz aller Gebrechlichkeit geistvollen Frau, auch die Wirtin bekam ihren Dank, und dann zog das junge Volk zu Fuß heimwärts, die älteren aber in gemieteten Wagen, wie sie gekommen waren. Noch an demselben Abend schrieb der Herr Stadtschreiber seinen uns so wertvollen Bericht und im berechtigten Gefühl davon unterzeichnete er sich mit seinem vollen Titel: Anton August Brenig, Stadtschreiber, Notarius publicus Caesareus immatriculatus (kaiserlicher öffentlicher eingetragener Notar).

Kändler (Abb. 3), der in Zehren noch viel über Einzelheiten in der Erscheinung des Kaisers, seines Gefolges, der Reisewagen, auch über die Grundeigenschaften des Kaisers disputiert hatte, war daheim ziemlich einsilbig. Als er aber am 28. Juni früh in seinen Arbeitsraum in der Albrechtsburg eintrat, entdeckte er mit Befriedigung, daß ihm sein Aufwärter einen frisch geschlammten Bazen seiner Porzellanerde neben dem Arbeitstisch am Fenster aufgestellt hatte. Mit jugendlichem Feuer entledigte er sich des Rocks, band sich die Schürze vor und während seine Erinnerungen in immer klareren Hauptlinien die Gestalt des Kaisers umfaßten, zuckten seine Finger, ohne daß er eine Skizze entwarf, in fast fieberhafter Hast nach dem lebensbegierigen Ton. Aber kaum spürte er ihn, sein Element, zwischen seinen Fingern, da kam etwas von der Kraft des Riesen Antäus über ihn: Er atmete in ruhigen Zügen, wie sie nur der höchste Genuß des Daseins verleiht, sein Auge richtete sich in eine weite Ferne, und zwischen seinen schlanken Händen wuchs Glied um Glied die biegsame Gestalt eines Fürsten, der mit freier hoher Stirn und völlig vorurteilslosem Auge, nur sich selbst vertrauend, in die Welt schaut, ähnlich dem Gemälde Josephs II. in den Uffizien zu Florenz.

Der Leser selbst wird es empfinden, daß der Schluß dieses Aufsatzes nichts anders sein soll als eine freiere Ausgestaltung des letzten Satzes des Berichtes des Stadtschreibers Brenig. Immerhin würde es sich verlohnen, wenn die Direktion der Meißner Manufaktur in ihren Archiven und Modellkammern nachforschen ließe, ob nicht die Erlebnisse des 27. Juni 1766 dem Meister Kändler zu irgendwelchem künstlerischen Schaffen, etwa zu einem Entwurf einer Büste oder Statue Josephs II. angeregt haben.

Das urkundliche Material über Josephs II. in Meissen habe ich veröffentlicht in den M. d. D. für Geschichte der Stadt Meissen, Band IV, S. 227—234 und 503—506, den Aufsatz „Die Katzenhäuser“ im *NASG* XVIII, S. 340—361.





Abb. 3. Grabmal der 1736 verstorbenen Gattin des Stiftssyndikus J. Fr. Schlegel, eins der Hauptwerke von Johann Joachim Kändler, jetzt im Kreuzgang des Franziskaner-Klosters



## Dom Meißner Weinbau

Dr. Rudolph Jaunick, Dresden

Alt-Meißen, du, du liebe Stadt,  
Don Reben rings umspinnen,  
So froh zum Werk, von Weisheit satt,  
An Schönheit reich und Wonnen — —  
Um Burg und Dom ein Märlein fliegt's  
Auf Berg und Strom wie Weinduft liegt's . . .  
Müht hoch die Becher heben,  
Alt-Meißen, du sollst leben!

So hat ein früherer Arzt, Alexander von Keller, die alte Elbstadt besungen.

Wer von auswärts nach Meissen kommt und nicht unbedingter Abstinenzler ist, wird die Stadt kaum wieder verlassen ohne den Trunk eines oder mehrerer Schoppen Weins oben auf der Burg oder unten in einer der vielen Weinschenken. Und wenn Dresdner Studenten ihre traditionellen Meißner Wein-Exbummel steigen lassen, dann fehlen sicher auch nicht die Alten Herren, von denen manch einer am nächsten Tage mit Erstaunen merkt, daß er einen fremden Spazierstock mit nach Hause gebracht hat. Nicht ganz mit Unrecht hat der Volksmund den nachts 0 Uhr 22 Minuten nach Dresden abfahrenden Zug den „Lumpensammler“ getauft.

Der Weinbau ist mit Meißens tausendjähriger Geschichte aufs engste verknüpft. Zwar haben ältere Historiker gemeint, es hätten hier schon die Sorben Wein gebaut. Doch fehlen verbürgte historische Nachrichten für diese Behauptung. Und auch an Beziehungen der Sorben zu weinbautreibenden Völkerschaften der Donauländer, wo nachweislich römische Kultur die Pflege der Rebe verbreitet hatte, ist kaum zu denken. Thietmar von Merseburg († 1018) — in seiner Chronik bei allem sächsischen Provinzialismus doch vom Willen zur Wahrheit durchdrungen — hätte ein Vorkommen von Weinbergen bei Meissen sicherlich nicht unerwähnt gelassen, wenn ein solches damals festzustellen gewesen wäre.

Höchstwahrscheinlich ist die Einführung des Weinbaues an den Meißner Elbhängen in der Hauptsache der Kirche zu danken. Denn die ersten urkundlich genannten Weinberge gehörten der Kirche oder einzelnen Klerikern. Im Jahre 1161 — das ist hierüber die älteste Nachricht, die Kirbach finden konnte — eignete Markgraf Otto der in der Burg gelegenen Egidienkapelle einen Weinberg zu, welchen Sifrid, der Kapellan des Burggrafen Hermann, angebaut hatte. Sodann wissen wir, daß im Jahre 1220 Markgraf Dietrich der Bedrängte bei der Begründung des Kreuzklosters dieses unter anderem mit einem sechs Hufen großen Weinberge ausstattete. Und so lassen spätere Urkunden auf immer weiter sich ausbreitende Kultur der Rebe schließen.

An den Hängen des Martinsberges und des Plossen, im Goldgrunde, am Jüdenberg (bzw. Steinberg), im Rauental — überall waren schon frühzeitig Weinpflanzungen angelegt. Auch das Gebiet des sogenannten äußeren Triebischtales, dann das Meisatal und der Drosselgrund sind alte Weinbaugebiete.



Viel ausgedehnter noch waren die rechtseibischen Weinbergsanlagen: von Seußliß-Diesbar an über Zadel, Diera, Rottewiß, Winkwiß, Proschwiß bis nach Zscheila herauf, und über dieses hinaus bis nach Weinböhlä. Hier, auf der Höhe über der Elbbrücke, besaß auch der Meißner Rat seit 1356 einen dem Kloster St. Afra abgekauften Weinberg. Von dieser Zeit an hat die Stadt ihren Weinbergsbesitz dann und wann vergrößert. Durch Schenkung erhielt sie schließlich i. J. 1890 den 1 ha 53,8 a bedeckenden Weinberg des Manufaktur-Oberinspektors Gustav Crasso († 1898) auf dem Kapellenberg.

Kirbach hat aus den Meißner Stadtrechnungen für die Jahre 1540 bis 1869, in denen das Areal keine bedeutenderen Änderungen erfahren hat, die Erträge des Ratsweinberges zusammengestellt. Von etwas über 90000 Weinstöcken erhielt man einen jährlichen Durchschnittsertrag von rund 11100 Litern. Die besten Jahre (1552, 1834 und 1846) ergaben rund je 37000 Liter Wein.

Einen mächtigen Aufschwung nahm der Weinbau vor allem unter Kurfürst August. Dessen Ziel auch hiermit war es, die gesamte Urproduktion zu heben, um die sich damals vollziehende gewaltige Preisumwälzung überstehen zu können. Er diente bewußt seinem eigenen Interesse der Ausdehnung des fürstlichen Einflusses auf das gesamte sächsische Wirtschaftsleben, wenn er um 1560 rheinische Reben zur Anpflanzung unter die Weinbauern in Meissen und Umgebung verteilen ließ. Nachdem er dann zur Selbstbewirtschaftung in großem Stile übergegangen war, ließ er für seine Hoflöbnißer Weinberge auch Reben aus Ungarn und Frankreich kommen, erbaute zur Bedienung derselben den Viehhof Kreyer bei Moritzburg, errichtete drei sächsische Hauptkellereien (Dresden, Leipzig und Torgau) und setzte einen Oberlandweinmeister ein. Auf seinen Befehl wurde um die Jahre 1569/1570 aus allerlei mündlichen, schriftlichen und gedruckten Quellen die sogenannte „Haushaltung in Dorwerken“ zusammengeschrieben, aus der wir sehen können, wie auf Augusts Domänen außer der Ackerbestellung und Viehzucht, der Gärtnerei und dem Obstbau, der Müllerei, der Forstwirtschaft, der Fischerei und Jagd auch der Weinbau betrieben wurde (vgl. die von H. Ermisch und R. Wuttke besorgte Erstausgabe, Leipzig 1910, S. 159 ff.).

Auch Augusts Nachfolger, Christian I., ließ es nicht an Interesse für den Weinbau fehlen. Am 23. April 1588 erschien die von August schon vorbereitete erste kursächsische Weinbergs-Ordnung, deren Geltungsbereich zwar nur die Dominal-Weinberge waren. Doch zogen bald die privaten Weinbergsbesitzer mannigfachen Vorteil aus dieser weinbautechnisch bedeutsamen Ordnung (abgedruckt in: Codex Augusteus, II, Leipzig 1724, Sp. 743—746). — Auch Kurfürst Christian II. förderte den Elbtal-Weinbau. Er berief z. B. i. J. 1604 den Geheimen Rat Dr. Martin Eichmann, damit dieser den Winzern die württembergische Art des Baues in Zeilen lehren konnte. Derselbe Kurfürst huldigte ja auch, wie so viele seiner Zeitgenossen, allzugern dem Weingotte. Bezeichnend sind seine Worte an Kaiser Rudolf II., als er sich im Jahre 1610 in Prag von diesem verabschiedete: „Kaiserliche Majestät haben mich gar trefflich gehalten, daß ich keine Stunde nüchtern war.“



So ist die Tatsache erklärlich, daß man in jenen Zeiten um Meißen dort, wo der Boden und die Lage es irgendwie noch gestatteten, Reben pflanzte. Zumeist auf rechtselbischer Seite in Tölln und in Zaschendorf, besonders aber im Spaargebirge, dessen Gebiet dann im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts in der Hauptsache an kurfürstliche und städtische Beamte zur Anlegung von Weinbergen aufgeteilt und veräußert wurde. Heutigentages besitzt das Spaargebirge (Abb. 1 zeigt es uns von Siebeneichen aus) mit die besten Weinlagen.

Der Dreißigjährige Krieg hat wohl die friedliche Arbeit der Meißner Winzer gestört und stellenweise ganz zunichte gemacht. Aber die unfreiwillige Brache während der Kriegsjahre hatte hinwiederum die mineralischen Kräfte

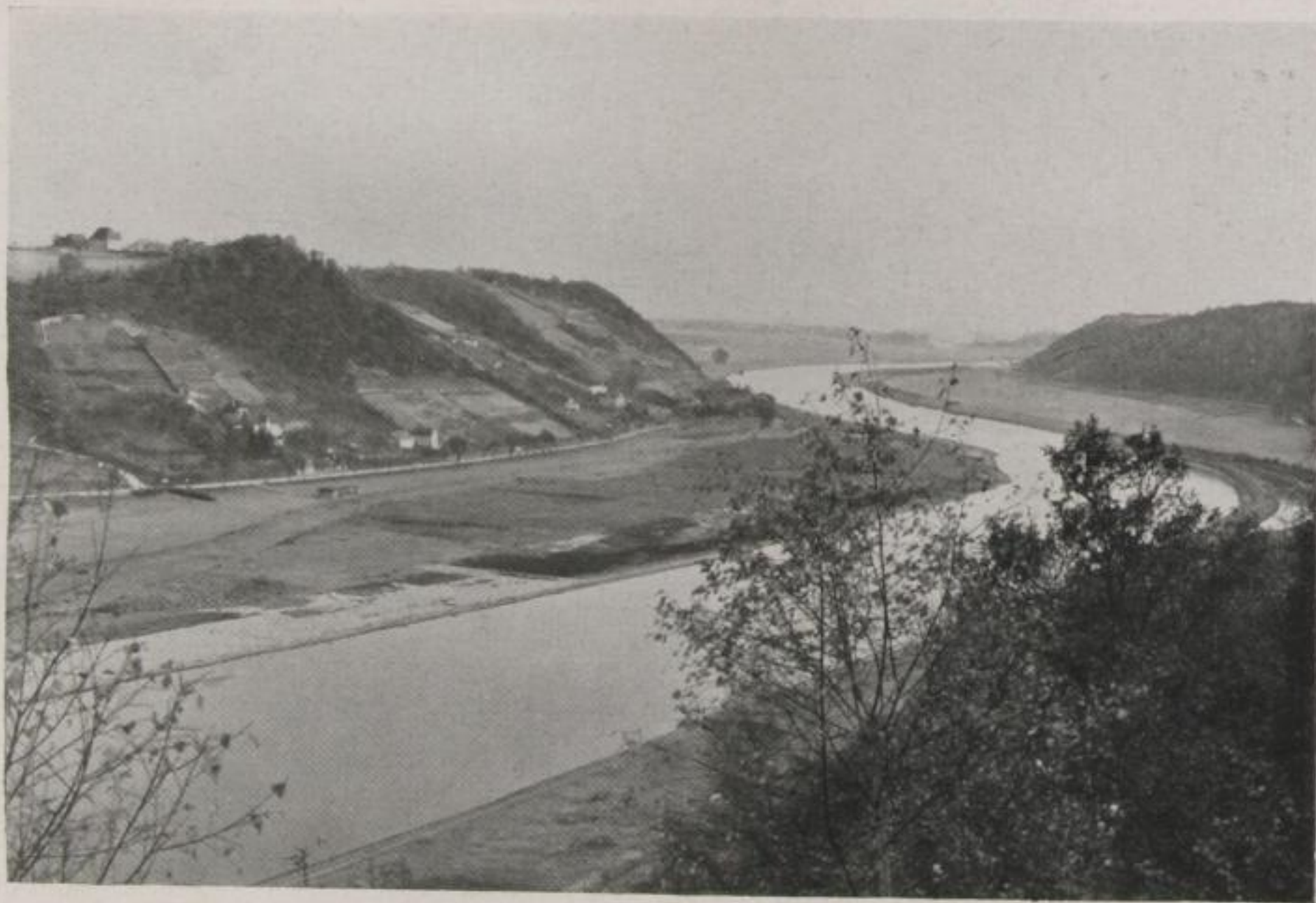


Abb. 1. Das Spaargebirge, von Siebeneichen aus gesehen

des Bodens besser erschlossen, sodaß im Verein mit günstiger Witterung bald wieder reiche Weinernten unter die Kelter kamen. Die Anpflanzung von Reben, sogar an ganz ungeeigneten Orten, nahm so überhand, daß 1670 die Meißner und Dresdner Weinbergbesitzer beim Landtag um Abstellung dieser Überproduktion und schädlichen Konkurrenz baten. Mit reichlicher Verspätung, im Jahre 1684, erschien dann auch eine Verordnung, welche die Anlage von Weinpflanzungen „in ebenem Lande“ oder „an andern der Lage halber zum Weinwuchs untüchtigen Orten“ verbot.

Wer sich die Muße nimmt, die in der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden in der sogenannten Adlungschen Kartensammlung aufbewahrten Gesamt- und Teilansichten von Meißen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert einmal zu betrachten, wird sehen, wie auch die Künstler jener



Zeit die Bedeutung des Weinbaues auf ihren Zeichnungen und Stichen zum Ausdruck brachten. Ganz besonders deutlich zeigen zwei ums Jahr 1768 geschaffene Stiche (Abb. 2 und 3) die mit Weinbergen besetzten rechtseibischen Hänge von Tölln bis hinauf nach Sörnewitz.

Die Meißner Weine standen damals in hoher Gunst, auch außerhalb Sachsens. Aus dem Jahre 1730 wird berichtet, daß sächsische Weine vielfach als Rheinweine verkauft wurden. Ja, noch um 1800 sollen sie in Hamburg zu „ausländischen“ Süßweinen umgewandelt und unter fremden Namen wieder nach Sachsen eingeführt worden sein. Als Meißner Besonderheit gilt der sogenannte Schieler-Wein. Der von der „schielichten“ Farbe hergenommene Name (er taucht wohl erstmalig in einer Weinbergsrechnung von 1618 auf)

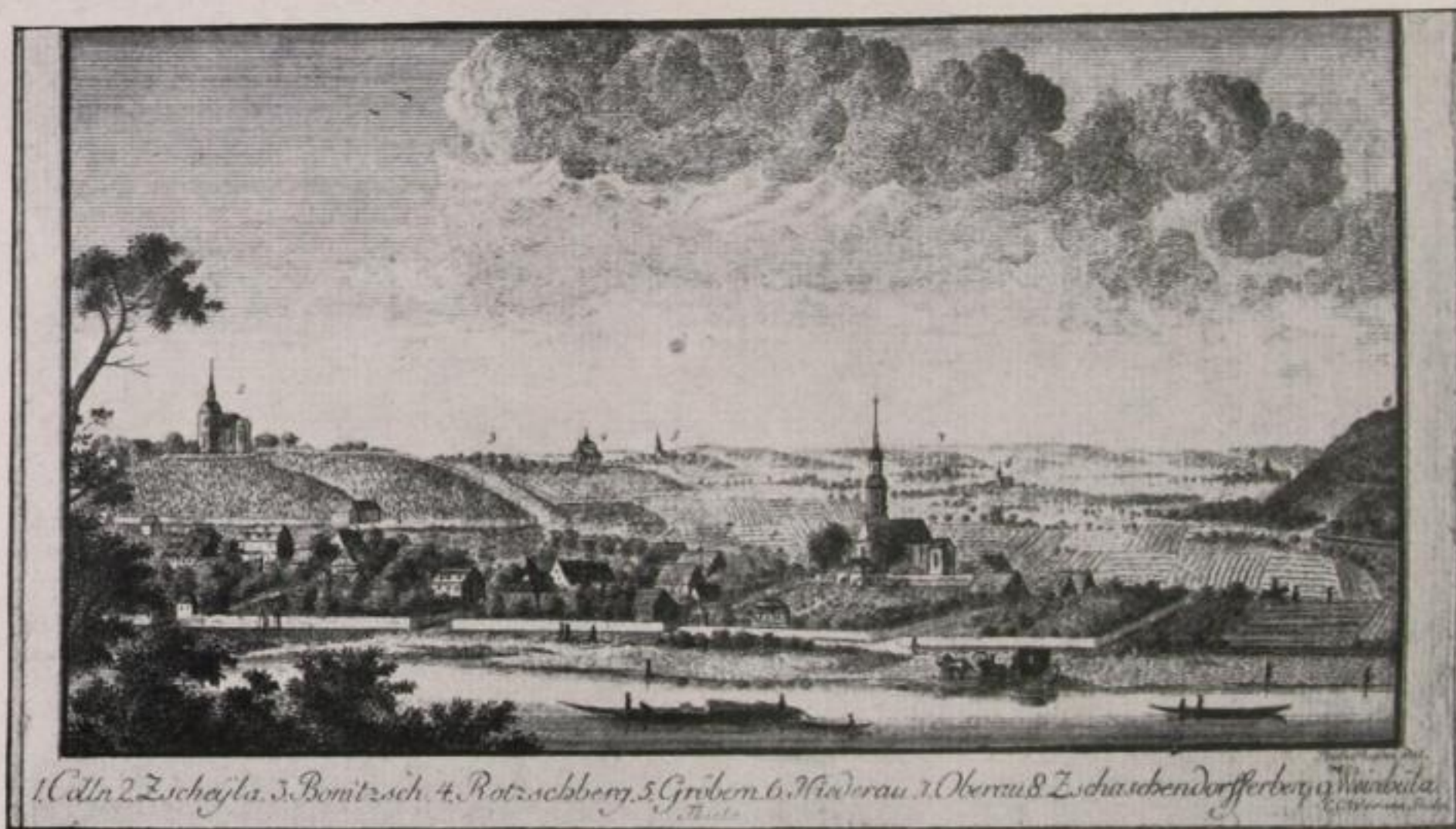


Abb. 2. Das Weingelände von Tölln bis Weinböhl. Gezeichnet von Probsthahn, gestochen von C. G. Werner 1768. Original in der Sächs. Landesbibliothek zu Dresden

wurde vom Volksmunde scherzhafterweise mit den Meißner Fürsten-Schülern verquickt, deren Leibgetränk eben der billige „Schieler“ sei.

Im achtzehnten Jahrhundert waren freilich die Erträgnisse des Meißner Weinbaues sehr zurückgegangen, infolge von Mißwachs, Schloßen, Frost und Kriegstrouben. Der Meißner Weinbau war geradezu ruiniert. Da wurden die Interessenten im November 1799 von drei im Weinbau erfahrenen Männern zusammenberufen: von dem Dresdner Oberlandweinmeister Joh. Mart. Fleischmann, dem Steuerprokurator Friedrich Goldberg und dem Archidiakonus der Meißner Stadtkirche Christian Kenzelmann. Man gründete die Sächsische Weinbaugesellschaft, die 1801 von der Regierung bestätigt wurde. Mit ihren im Druck erschienenen „Beiträgen zur Beförderung des Deutschen Weinbaues“ (Bd. 1—5; 1802—26) suchte die Gesellschaft mit Erfolg den darniederliegenden meißnischen Weinbau zu heben. Es wurde



bald auch zu Zaschendorf eine Winzerschule begründet. Diese damals einzige Weinbauschule in ganz Europa ging allerdings wieder ein, da auch der dafür gepachtete Fürstenberg 1830 in Privathand gelangte. Unter dem Vorsitz des Kammerherrn G. H. von Carlowitz auf Proschwitz blühte die Kgl. Sächs. Weinbaugesellschaft noch einmal in den vierziger Jahren auf („Schriften“, Neue Folge H. 1, Grimma 1840). Doch dann schief sie, ohne sich aufzulösen, ganz ein.

Erneut stand nach der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts der Meißner Weinbau vor dem Erlöschen. Da griffen wiederum tatkräftige Männer ein,

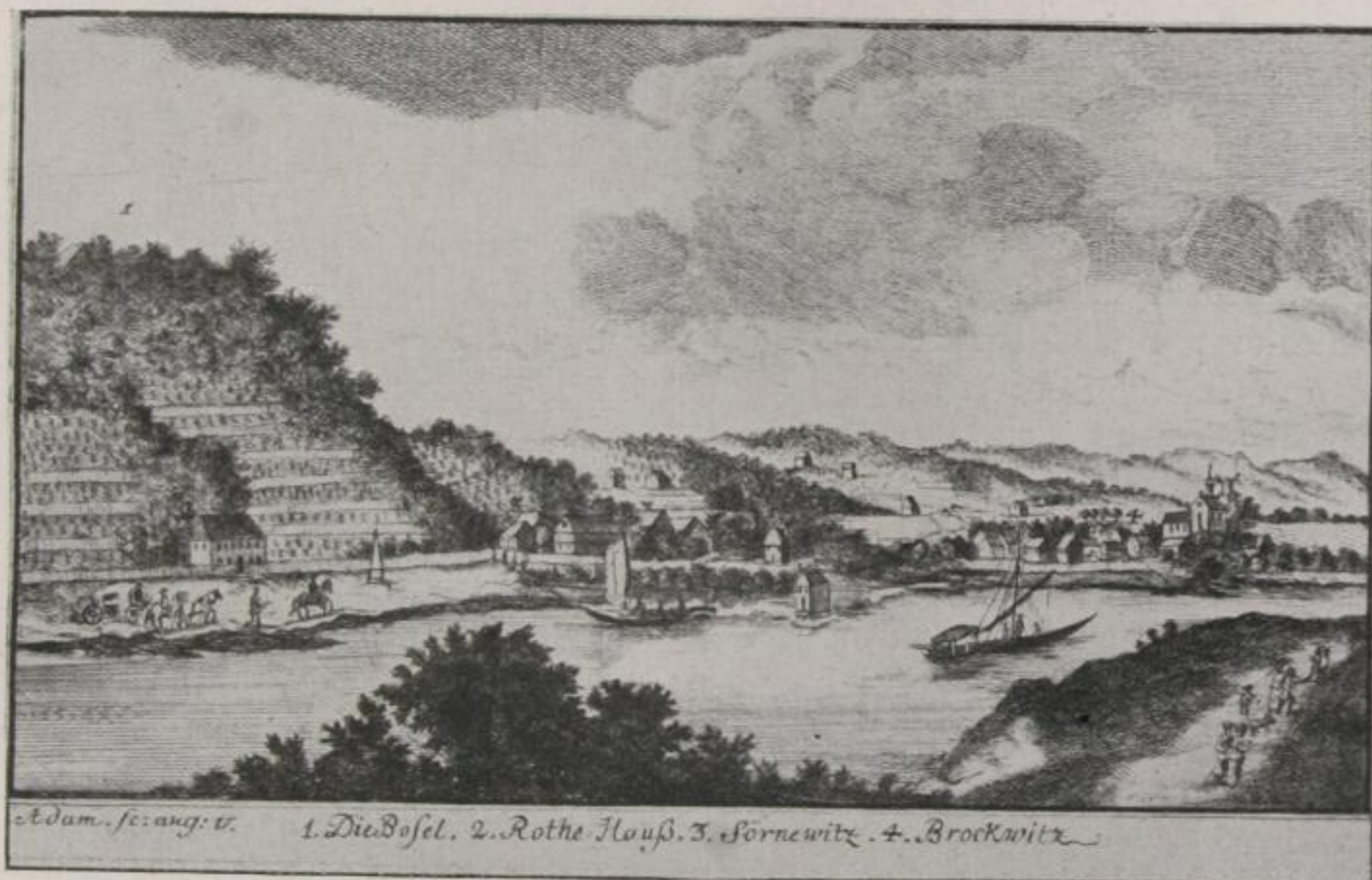


Abb. 3. **Rechtes Elbufer an der Bosel.** Gestochen von C. Adam (nach einem Stich von C. G. Werner 1768). Original in der Sächs. Landesbibliothek zu Dresden

wie der damalige Meißner Amtshauptmann von Bosse und der schon genannte Oberinspektor Crasso. Ihre Bemühungen insbesondere um die Heranbildung von Winzern wurden 1886 verwirklicht durch die Einrichtung von Winzerkursen an der Meißner Landwirtschaftsschule.

Aber das Jahr 1886 war für den sächsischen Weinbau zugleich ein Unglücksjahr: in einigen Bergen der Lößnitz wurde die Reblaus (*Phylloxera* [= *Peritymbia*] *vastatrix* Planch.) gefunden. Dieser tierische Schädling war 1854 in Nordamerika entdeckt, dann um 1860 mit Amerikaner-Reben nach Frankreich eingeschleppt worden, so daß dort bald die Anbaufläche von rund 2,5 Millionen Hektar auf 1,8 Millionen Hektar sank. 1874 wurde die Reblaus erstmalig in Deutschland auf einer 1867 aus Washington bezogenen Zierrebe beobachtet. Trotzdem man 1878 die Einfuhr fremder Reben verbot, breitete sich das Insekt bei uns weiter aus. Und so blieben auch die Elb-



pflanzungen von ihm nicht verschont. Der Staat verkaufte die fiskalischen Weinberge, da die Bekämpfungsverfahren zu umständlich und kostspielig waren. Hofrat Naumann hat in diesen „Mitteilungen“ (Bd. XIII, 1924, S. 193 ff.) davon erzählt, wie er als junger Student damals an den Arbeiten der sächsischen Reblausbekämpfungs-Kommission teilgenommen hat. — Jetzt weiß man sich freilich zu helfen, und zwar durch Verwendung amerikanischer Reben als Pfropfunterlage. Gewisse amerikanische Wild-Rebarten sind seuchenfest. Durch Kreuzung solcher Arten untereinander („Ameriko-Amerikaner“) oder mit europäischen Rebsorten („Europäo-Amerikaner“) entstehen Unterlagsreben, denen die Wurzelläuse nichts anhaben.

Mit der Reblauskrankheit steht die Meitau-Krankheit in einem gewissen Zusammenhang. Durch den auf Blättern, Trieben und Beeren schmarozenden Algenpilz *Plasmopara* (= *Peronospora*), der 1878 mit amerikanischen Reben nach Südfrankreich eingeführt wurde und bald auch in fast alle deutschen Weinbaugebiete einfiel, werden die Blätter und Beeren zum Abfallen gebracht. — Neben diesem sogenannten „Falschen“ Meitau hat uns Amerika um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch mit dem „Echten“ Meitau (*Oidium Tuckeri* Berk.) beglückt. Dieser Schlauchpilz richtet den Hauptschaden an den Beeren an. Mit Schwefelpulver sucht man ihn zu bekämpfen, so wie man gegen die *Peronospora* mit Kupferkalkbrühe vorgeht.

Die klimatischen Verhältnisse des Elbtales sind an sich dem Weinbau durchaus günstig. Auch seine Nebel fördern, wie die des Rheintales, die Reife der Trauben. Aber vor allem ist die Kellerbehandlung allzu lange bei uns vernachlässigt worden. Dabei haben die von Constantin Pyriki jüngst in der hiesigen Technischen Hochschule durchgeführten experimentellen Untersuchungen über die Weine des Elbtales ergeben, daß die sogenannten Mostgewichte der sächsischen Weine denen anderer Weinbaugebiete vielfach überlegen sind, so daß die sächsischen Weine naturrein erhalten werden können. Diese sind an sich extrakt- und alkoholreich, und auch ihr Säuregehalt schwankt innerhalb mäßiger Grenzen. Wenn man früher von sauren sächsischen Weinen gesprochen hat — so wie man auch vom märkischen Weine behauptet: er gehe durch den Hals wie eine Säge,

Vinum de marchica terra  
Transit guttur tamquam serra, —

so tragen weder Lage, noch Klima, noch Sorte daran die Schuld, sondern einzig und allein die Weinbergbesitzer, welche die Trauben meist in noch unreifem Zustande kelterten. Als eine andere Ursache niederer Qualität ist nach Pyriki die hohe Zuckering der Moste anzusehen, welche besonders in kleinen Betrieben üblich war. „Der sächsische Wein verträgt keine hohe Zuckering, er nimmt durch solche einen brandigen Geschmack an.“

Nur ein aufs beste von modernen Fachleuten geschulter Weinbauer vermag heute der fremden Konkurrenz standzuhalten. Und es fehlt jetzt auch nicht mehr an Einrichtungen, wo man sich mit den Methoden eines neuzeitlich-



rationellen Weinbaues vertraut machen kann: auf der Weinbauschule in Meißen und auf der Höheren Staatslehranstalt für Gartenbau in Pillnitz, vor allem aber in der Weinbauversuchs- und Lehranstalt Schloß Hoflößnitz bei Dresden. Wie seit dem Jahre 1907, angeregt durch den damaligen Dresdner Amtshauptmann Dr. von Hübel, der sächsische Weinbau zu neuem Leben erweckt ist, das hat im Lößnitz-Heft dieser Heimatschutz-Mitteilungen (Bd. XIII, 1924, S. 209—222) Landwirtschaftsrat Carl Pfeiffer in Wort und Bild trefflich geschildert.

So ist auch der Altmeißner Weinbau, der die Jahrhunderte hindurch den Ruf der Elbestadt erhöhen half, seit wenigen Jahren wieder in neuem Aufblühen begriffen. Den Einheimischen zum lohnenden Verdienst und den Fremden zur erfreuenden Labe!

#### Hinweise auf Literatur:

- Paul Kirbach, Der Meißner Weinbau. In: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Meissen, V (1900) S. 14—87. (Neuere grundlegende historische Arbeit.)
- Friedrich von Bassermann-Jordan, Geschichte des Weinbaus. 2. wesentlich erweiterte Auflage, 3 Bände. Frankfurt a. M. 1923. 4°. (X), 1361 S.
- Gustav Hegi (unter Mitwirkung von Herbert Beger), Rebstock und Wein. Sonderabdruck aus: Hegi, Illustrierte Flora von Mittel-Europa. München: Lehmann 1925. 4°. S. 350—427.
- Alfred Heiduschka und Constantin Pyriki, Die Weine des sächsischen Elbtals. Dresden und Leipzig: Steinkopff 1928. 8°. 61 S. (Erschien auch als Dissertation unter Pyrikis Namen.)



„Früchte“, Sinnbild der Meißner Landschaft von Oskar Zwintscher  
Übertürstück im Neuen Rathaus zu Dresden



## Ludwig Richter in Meissen

Szene aus dem „Spiel vom deutschen Herzen“ von Kurt Arnold Findeisen

### Im Schwalbennest

Kleinbürgerliche Stube in einem alten Haus (Dachgeschoß) zu Meissen. In unmittelbarer Nachbarschaft einer Kirche gedacht. Man sieht durch die Fenster auf den Altan des Turmes; daneben werden Spitzgiebel, Dächer und Schornsteine sichtbar, um die Rauchfahnen wehen und einmal auch eine Kaze klettert. Saubere Mullgardinen an den zwei Fenstern, vor einem ein Erkertritt. Gestühl aus gelbem Kirschbaumholz. In der einen Ecke ein großes Himmelbett mit Vorhängen; auf einem Nachttischchen Arzneiflaschen. In der anderen



Abb. 1. Eingang zum Burglehen,  
in dem L. Richters Wohnung war. Links das erste Burgtor

Ecke ein geblühtes Kanapee mit einem runden Tisch und Stühlen davor. Nach vorn zu ein großer Ofen aus blauen Kacheln, ein gepolsterter Großvaterstuhl daneben. Im Glaschrank gegenüber prunkt billiges Meißner Porzellan. An der vorderen Seitenwand des Schrankes an verblühtem Bande eine Gitarre. Über dem Kanapee hängen Familienbilder, etwas entfernt von ihnen Albrecht Dürers Radierung „Melancholie“. In einem Bauer ein gelber Kanarienvogel. Ein sonnenloser Vormittag im Sommer. Draußen ist schlechtes deutsches Wetter, es regnet und stürmt. In dem Himmelbett, dessen Vorhänge zugezogen sind, liegt



Frau Gustchen Richter. Sie ist krank gewesen, todkrank, viele Wochen. Seit einigen Tagen geht es ihr besser. Ihre Kinder kommen auf Fußspitzen zur Tür herein und spähen nach dem Bett.

Mariechen (ein zehnjähriges zartes, blasses Mädchen, blondhaarig, den Finger am Mund):  
Pst, sie schläft noch!

Heinrich (etwa achtjähriger dunkelhaariger, stämmiger Bube): Die schläft aber heut' lange!

Mariechen: Leise, leise! Laß sie schlafen; vielleicht wird sie nun endlich wieder gesund. Unsr gute Mutter!

Heinrich: Ich hab aber doch Hunger!

Mariechen: Still, Heinemännel —! Du weißt doch, daß nachher die Muhme kommt und uns Suppe kocht.

Heinrich: Ja, die kocht die Suppe aber so dünn! Die Mutter kocht sie dicker.

Mariechen: Aber Heinemännel, sei doch gut! Weißt du was, wenn du ganz fein still bist, erzähl ich dir eine Geschichte.

Heinrich: Hui, ich bin ganz mucksmäuschenstill, du. Hörst du's?

Mariechen: Also, was soll ich erzählen? (Sie setzen sich auf eine Fußbank.) Vom Schneewittchen? Oder von der Pfalzgräfin Genoveva?

Heinrich: Vom Ditzli-Pußli!

Mariechen: Meinetwegen, vom Ditzli-Pußli. Also, es war einmal ein kleines, schwarzes, häßliches Teufelchen, das hieß Ditzli-Pußli. Das wollte für sein Leben gern in den Himmel 'rein. Aber der liebe Gott hatte streng verboten, es 'reinzulassen. Da bettelte es den lieben Gott und bettelte und ließ sich nicht fortjagen.

Heinrich: Nein, Mariechen, du hast was vergessen: Da bettelte es den lieben Gott und wackelte mit dem Schwänzchen; so geht's bei der Mutter.

Mariechen: Richtig, so geht's, mein Heinemännel. Da wackelte es mit dem Schwänzchen und ließ sich nicht fortjagen. Da sagte der liebe Gott zu dem kleinen häßlichen Teufelchen Ditzli-Pußli: Ditzli-Pußli, was wackelst du denn so mit deinem Schwänzchen. Da sagte es: Ich möchte so gern in den Himmel.

Heinrich (mit einem tiefen Seufzer): Ja!

Mariechen: Da sagte der liebe Gott: Schlag dir's aus dem Kopf, Ditzli-Pußli, du kannst nicht 'rein. — Da sagte das kleine häßliche Teufelchen Ditzli-Pußli: Und ich muß doch 'rein, lieber Gott. — Aber da ist eine Leiter, sagte der liebe Gott, die reicht von der Erde bis in die Wolken, und ihre Sprossen sind lauter scharfe, scharfe Schermesser; wie willst du da 'raufkommen? — Da sagte das kleine häßliche Teufelchen Ditzli-Pußli: Und wenn ich in lauter Stücke zerschnitten 'naufkomme, ich will die Leiter doch ersteigen.

Heinrich (heiß): Und da sagte der liebe Gott: Komm 'rein, du mein kleines liebes Teufelchen Ditzli-Pußli.

Beide (einander glücklich in die Augen sehend, Hand auf Hand): Und so kam das kleine häßliche Teufelchen Ditzli-Pußli doch in den Himmel.



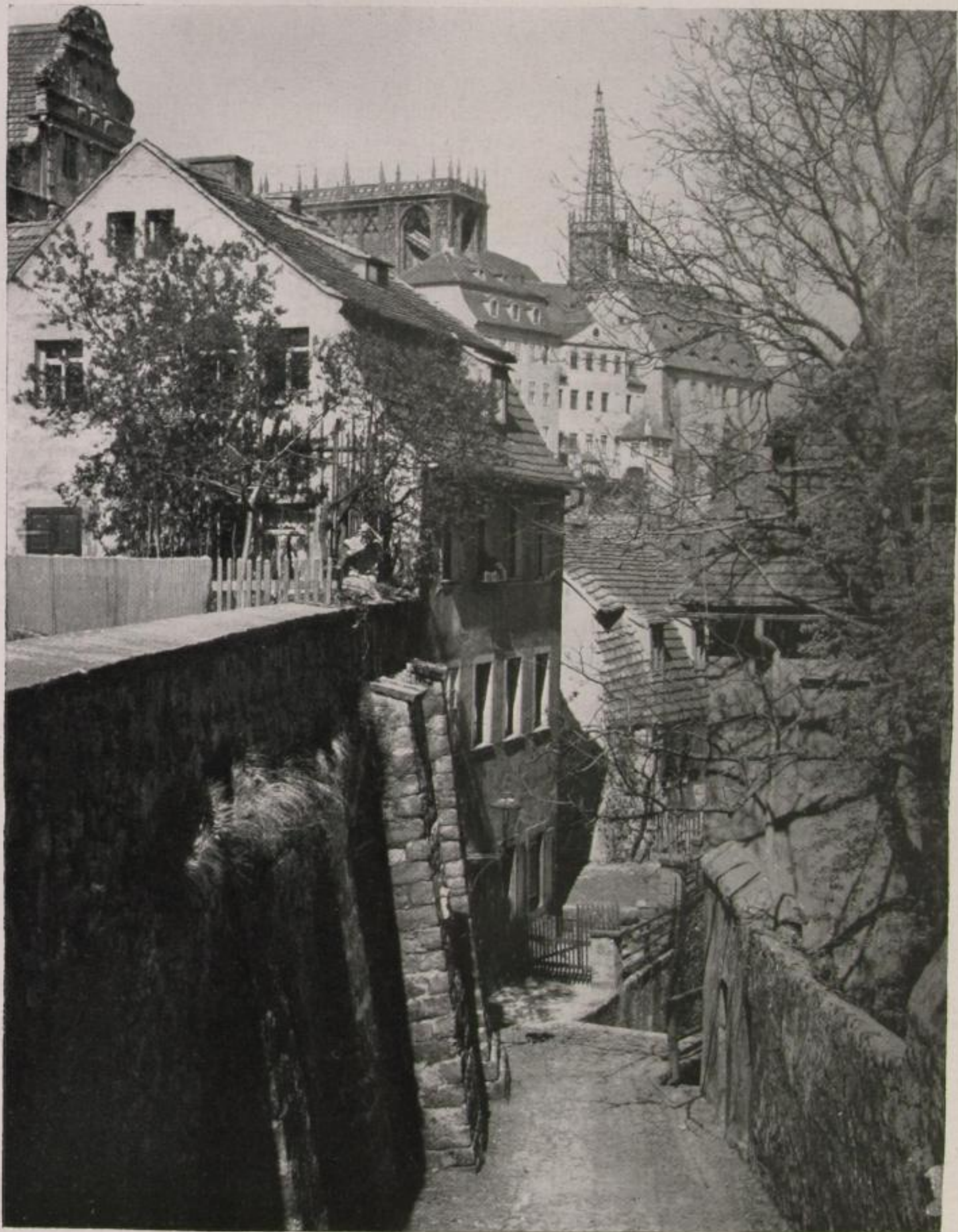


Abb. 2. Ausgang aus der Stadt zu E. Richters Wohnung (der Renaissancegiebel oben links)  
Nach einer älteren Aufnahme von Rudolf Treuter



Heinrich: Und so war's recht! —

Ludwig Richter, ein schmaler, leidend aussehender Mann zwischen Dreißig und Vierzig, steht schon eine Weile in der Tür, begleitet von einem Gast, einem Malerfreund aus seinen römischen Tagen, der auf der Heimreise nach Norddeutschland begriffen ist; der trieft von Nässe. Nun legt er Mütze ab und Mantelsack, aus dem Malgerät herauspießt, sieht sich um.

Richter: Entschuldige, ich muß dich in eine Krankenstube führen, eine andre haben wir nicht. Dort, meine gute Frau! Seit sieben Wochen krank, Wasser am Herzen! Seit vorgestern kann sie wieder richtig schlafen. Der Physikus meint, das wäre gut. Ach, wenn sie doch bald gesund würde, nicht wahr, meine Kleinen? — Gebt dem Mann hier die Hand; er ist ein braver Mann, er kommt aus Italien.

Heinrich: Wo immer die Sonne scheint?

Richter: Pst!

Mariechen: Wo deine liebe Laute her ist, Vater?

Der Maler: Und wo ich mit eurem Vater sehr vergnügt war, jawohl. Da war von euch noch nicht ein Bröselchen Vermutung vorhanden, sapperment. (Er lacht; dann gedämpfter, mit einem scheuen Blick auf das Himmelbett): Ja, da waren wir glückliche Leute, Signor Gigi, was?

Richter (fährt mit der Hand verloren über die Laute, daß ein dumpfer Ton aufrauscht): Die ist aus Tivoli, weißt du noch? Oben am Minervatempel hat sie oft geklungen. Und drunten rauschten die Kaskatellen. Das Band ist von Ringelhardt. Drei oder vier Wochen später bekam er den großen Preis —. Kommt, Kinder, spielt ein wenig draußen auf der Treppe. Die Muhme muß bald da sein.

Heinrich: O ja! Da machen wir mal Schneider Kakadu; ich bin der Schneider, Mariechen.

Mariechen: Aber, wenn die Mutter aufwacht, rufst du uns, gelt, Vaterchen?

Richter: Ich werde euch rufen. Geht, meine Kinder. (Sie verabschieden sich von dem Maler, der sich in den Polsterstuhl gesetzt hat): Ja, lieber Freund: Anch io sono pittore! Auch ich bin ein Maler! Und was für einer! Ich darf Zeichenstunde geben bei den Kleyern drüben in der Porzellanmanufaktur, Zeichenstunde für drei Taler die Woche! Neben Kerlen, auch Malern, die sich Linien mit dem Lineal ziehen für ihren Namen, wenn sie ihre kläglichen Plaster quittieren! Was ist aus den hohen Träumen unsrer Jugend geworden! Bist du denn wenigstens auf den berühmten grünen Zweig gekommen?

Der Maler (bescheiden, ein wenig resigniert): Ich soll in meiner Heimat eine Kirche ausmalen und ein paar Schlösser; so muß' ich eben wohl auch zurück in — (mit einer bezeichnenden Gebärde nach dem Fenster) in dieses Wetter.

Richter: Ach was, Heimat! Wenn einer bei Raffael und Tizian sitzt, am kastalischen Quell, am Born der neuen Kunst! Wenn einer Gott im Schoße sitzt, Mensch!

Der Maler: Mein lieber Gigi, auch unser Albrecht Dürer mußte zurück. Du hast da seine herrliche „Melancholie“ hängen. Die wurde in Kupfer



gestichelt zu Nürnberg, gewiß an einem Tage, der keine bessere Miene machte als der heutige. Laß uns beide einen Trost draus ziehn.

Richter: Ha, die Melancholie! Trost! So sitz ich Tag für Tag, eben wie dieses Weibsbild, und sehne mich! Und friere nach der römischen Sonne! Die hier ruht doch innerlich bei allem Ferneleid im Blick — das hat er übrigens denkwürdig herausgebracht, der Dürer! — Die hier hat sich doch vier gläserne Wände gebaut aus ihrem Seelenzustand und ein Dach darüber, so hockt sie hübsch trocken und kühl! — Aber ich, ich bin unsterblich, Tage und Nächte, ich hab ein schleichendes Fieber, das Fieber nach Sünden hab ich, und kann's nicht stillen! Diese Enge hier, diese Alltäglichkeit, diese graue Luft und dieser Himmel, o Gott!

Der Maler: Du übertreibst, Lieber, du bist krank.

Richter: Ja, krank, kränker als jene dort (mit einem langen Blick nach dem Bett), die Gott behüte! — Da hatte ich mir mit Müh' und Not ein paar Taler gespart, für Oberitalien wenigstens hätte 's gereicht und für ein paar Wochen. Nur, daß man wieder mal an den Gartenzaun gekommen wär' und hätte können durch's Gitter gucken! Aber die Arzneien waren so teuer, und der Physikus will auch bezahlt sein; na ja, weggekonnt hätt' ich ja ohnehin nicht, da sie krank wurde. Sie ist übrigens eine gute Frau, die mir die Reise gegönnt hätte; es ist natürlich das Gustchen, mit dem ihr mich manchmal necktet im Café Grego, ihr schlimmen Kumpane, und bei der Signora Maddalena — ja — — ja — — —

Die Vorhänge des Himmelbettes bewegen sich leise. Richter springt auf, um behutsam nach der Kranken zu sehen. Er tritt wieder zurück.

Der Maler (ist auch aufgestanden. Nun langt er nach Mütze und Mantelsack): Ich muß auf's Weiterkommen denken, Lieber. Ich hab dich ja wiedergesehn, und — ja — du kannst auch jetzt keinen Besuch — —

Richter: Ich wag's nicht, dich zu halten, Bruderherz; in einer Krankenstube ist schlecht hausen. Behüt dich Gott, und schreib einmal, am liebsten von unsern besseren Tagen da unten —

Der Maler (indem er Richters Hände faßt): Mög' sich dein Himmel bald aufhellen, lieber Alter! Und Genesung für dein Weib! Und Gottes Segen über deine Kinder! Denk doch, wie reich —! Ich finde leere Stuben in der Heimat, Gräber —. Kaum ein Schwalbennest! — Auf Wiedersehn! Sie umarmen einander. Richter geleitet den Freund hinaus. Die Stube ist eine Weile leer. Nur der Kanarienvogel im Bauer hüpfst und trällert.

Richter (tritt wieder sacht herein, macht ein paar Schritte auf das Himmelbett zu, steht ungeschlüssig, wendet sich, tritt ans Fenster, schüttelt den Kopf. Dann fällt sein Blick auf den Vogel im Bauer; er betrachtet ihn mit schmerzlichem Selbstbezug; er lächelt traurig. Endlich nimmt er die italienische Laute vom Nagel, klimpert abwesend, beginnt eine Weise und singt schließlich verhalten mit):

Da droben von den Bergen  
herab ins tiefe Tal  
ein Falke kam geflogen,  
der litte große Qual.

Durchschnitten war der Flügel;  
das macht ihm grimmen Schmerz.  
Er saß am Heidehügel  
und blickte abendwärts.



Und sah die roten Wolken  
wohl über die Wälder ziehn:  
sie funkelten so goldig  
ins tiefe Waldesgrün.

Da schrie in großem Leide  
er laut zum Himmel auf,  
daß weit erscholl die Heide:  
„O Flügel, tragt mich auf!

Tragt mich zu jenen Bergen  
in meiner Liebsten Schoß;  
hier muß ich blutend sterben  
einsam im dunklen Moos!“

Herzliebchen kam geflogen,  
späht weit aus luft'gen Höhn;  
doch konnte sie den Falken  
im tiefen Tal nicht sehn.

Still saß er in der Heide  
in Nacht und Todesschmerz,  
gebrochen die hellen Augen.  
Am Morgen brach das Herz.

Die Kranke (hat leise die Vorhänge ihres Lagers beiseitegeschoben Sie liegt, das blasse Gesicht dem Singenden zugewendet, und lauscht. Ihre Augen sind ungewöhnlich groß):  
Immer noch das traurige Lied, Ludwig?

Richter (fährt erschrocken empor; die Laute entgleitet ihm): Meine Liebe! Hab ich dich geweckt? Verzeih mir, verzeihe —. Wie geht es dir? Hast du Schmerzen? Bist du hungrig? Durstig? Komm, ich schüttel dir die Kissen auf. — Du hast so schön geschlafen! Daß ich Narr dich wecken mußte, mein armes Gustchen!

Frau Gustchen (sieht ihn zärtlich an, streicht ihm über die Haare): Du Guter, du hast so traurig gesungen; ach, ich weiß alles —. Aber nun werd' ich gesund, mein Ludwig, ja, ich fühl's, ich darf bei euch bleiben. Mir ist so viel leichter um's Herz, schon seit gestern, mir ist so viel besser. Ich glaub, ich bin schon gesund. Komm, laß mich — ein — wenig — sitzen, so, so.

Richter: Gustchen, Gustchen, du hast ja wirklich wieder ein Schimmerchen Rot auf den lieben Wangen! Und die armen dünnen Finger, nicht mehr so arg kalt! Gustchen, Mutterchen, ich hol' unsre Kinder. — Und essen mußst du doch was, essen, essen!

Frau Gustchen: Nur einen Schluck Wasser. (Er reicht ihr zu trinken.) Oh! Ich danke dir. Und die Kinder, ja, später! Laß sie noch einen Augenblick. Setz dich hierher, dicht; ich möcht' dir was sagen. — Du mußt fort von hier, Ludwig, ja, fort, du armer gefangener Vogel. Was siehst du mich so entgeistert an? Ich weiß doch, was dir nottut, Ludwig, du mußt fort —.

Richter: Kein Wort weiter, Gustchen. Willst du dich wieder krank machen? Kein Wort! Ich bleibe bei dir. Wie kommst du bloß darauf? Aber liebes, liebes Herze, willst du mich los sein?

Frau Gustchen: Mein Ludwig, wenn du willst, daß ich ganz gesund werde, muß das heute noch beredet sein, jetzt gleich: Du reisest in den Ferien, weit nach Süden, und malst dein geliebtes Italien. — Sieh, ich kann doch schon wieder sitzen, mir geht's doch schon wieder so gut. Und wenn ich weiß, daß du nicht mehr unzufrieden — Ludwig —.

Richter: Aber liebstes bestes Herz, — es ist doch — wie soll ich —? Nein, gar nicht davon reden. — Es ist doch — kein Pfennig Geld — —.

Frau Gustchen: Kein Geld — — wissen Sie das so genau, Herr Haushofmeister? Oh, da ziehn Sie bloß mal den Tischkasten auf, ganz lang, noch weiter! Was sehen Sie da liegen?



Richter (am Tisch, außer sich): Eine Rolle Silbertaler, eine — ganze — Rolle — —?  
Ja, wie kommt die —? Die hast du dir — am Munde abgespart —  
Gustchen, und davon bist du krank geworden, nun weiß ich's. Und neulich,  
als es so schlimm mit dir stand, als ich den Leibarzt holen wollte, da hast  
du — kein Sterbenswörtchen —? Gustchen, das ist großes Unrecht; ich ver-  
reise keinen Schritt für dieses Geld; das ist für dich und deine Gesundheit!  
Und für unsre Kinder, die so lange ohne ihre Mutter waren. Eine  
Rolle Silbertaler!

Frau Gustchen (glücklich): Ich hab sie mir nicht abgespart, daß es mir hätte  
schaden können, Lieber. Da hätt' es euch doch auch mit betroffen und  
unsre kleine Wirtschaft! Und das wär' auch wirklich nicht möglich  
gewesen. Nein, nein, es ist die letzte Summe, die ich vom Oheim aus  
meinem Erbe zu kriegen hatte, er schickte 's mal mit der Botenfrau. Das  
liegt schon lange hier für dich. Und wenn ich, wenn ich — gestorben wär,  
da hättet ihr's gefunden und hättet an mich denken müssen. — Aber nun  
leb ich, nun werd' ich gesund, nun bleib' ich bei euch; und nun ist's für  
dich und deine Kunst, mein Ludwig!

Richter: O du Seele, du! Du goldnes Herz! (Er stürzt aus der Thür.) Kinder!  
Kinder! Unser Mutterchen ist aufgewacht; unser Mutterchen wird wieder  
gesund!

Mariechen und Heinrich (poltern die hölzerne Treppe herauf): Mutterchen!  
Hurra! Mutterchen! Unser Mutterchen ist gesund! Hurra!

Heinrich (stolpert herein, mit einem Steckenpferd wie mit einer Lanze fuchtelnd): Mutter!

Mariechen (mit einem Strauß Blumen, Tränen in den Augen. Sie kann nichts sagen  
vor Glück).

Frau Gustchen (die Arme breitend): Meine Kinder! (Die Kinder bei ihr.)

Hinter den Kindern ist die Muhme mit eingetreten, ein altes verhüzeltes Frauchen  
mit gefälteter Haube, mit einer Brille auf der Nase. Sie trägt ein wenig Speise und  
Trank auf einem Tellerbrett, auch eine Flasche Arznei.

Die Muhme: Ach du lieb's Herrgöttl! Nee sowas, nee sowas, nee sowas!  
Unsre Frau is wieder munter, unsre Frau wird wieder —! Gott sei  
dank, Gott sei dank! Nu aber schnell was essen, sonst reißen die Lebens-  
geister wieder aus. Und schnell drei Kreuzel über die Herzgrube. Nee, is  
das ne Freude! (Sie bemüht sich in der Folge dauernd um Frau Gustchen.)

Heinrich (springt von einem Bein auf's andere, indem er seinen Bericht erstattet): Mutter,  
Mutter, bei Gutmanns hab'n sie geschlachtet und wir haben Wurstsuppe  
gekriegt, einen ganzen Krug voll, ganz für umsonst! Und die Schweins-  
blase sollt' ich auch kriegen, aber die hat der Winklers August gemaust!  
Und bei Rohleders hab'n sie 'en neuen Hund, 'en Edelpinscher, ja, glaub's  
nur, einen Edelpinscher! Und in der Zipfelsgasse —.

Die Muhme: Nu gib doch wieder mal Ruhe, du Plappertasche. Gotteigottei-  
gott, so 'n Mühlwerk! Das muß doch Mutterchen nicht alles auf einmal  
wissen! Sie ist doch noch schwach.



Heinrich: Ja, wenn's aber in der Zipfelsgasse gebrannt hat! Beim Seifensieder! Der ganze Karnikelstall ist ausgebrannt und der Schuppen. Aber die Karnikel sind nich mit verbrannt, nein, da war'n gar keine drinne.

Mariechen: Mutterchen, ich hab immer so schön von dir geträumt. Und einmal, da kam ein Engel in einem weißen Hemd, der legte dir eine Blume auf's Bett, — ich glaub, es war eine Ringelblume —, und da wußt ich, daß du uns nicht sterben würdest.

Frau Gustchen: Und nun hast du mir solche schöne Blumen gebracht!

Mariechen: Morgen ist doch Johannisfest, Mutterchen!

Frau Gustchen: Und nun bist du mein weißes Engelchen, mein Kind; ich danke dir. (Sie zieht das Mädchen an sich.)

Heinrich (im Begriff, auf's Bett zu klettern): Ooch, ich will auch 'en Kuß!

Richter: Halt, du Plumpsack, das wär' noch schöner! Mutterchen muß noch ganz zart angefaßt werden, wie ein rohes Ei muß sie angefaßt werden, sonst wird sie uns wieder krank.

Heinrich: Hui, Mutter, du bist e rohes Ei! Mutter, wenn nu aus dir e Hühnchen wird, ooch!

Draußen haben Sturm und Regen inzwischen nachgelassen, Sonnenbänder liegen über der Stube. Es klopft. Richter geht nach der Thür. Herein tritt in schwarzem Rock, bäuerlichen Lederstiefeln, auf dem starken energischen Schädel ein schwarzes Käppchen, unter dem hinten die grauen Haare hervorquellen, der Pfarrer Roller aus Lausa. Alles ist sonderbar an ihm: die untersekte Gestalt mit den zu breiten Schultern, seine Kurzsichtigkeit, die Tracht, der aus einer fast armdicken Rebe geschnittene Spazierstock, eine riesige Tabakspfeife, seine markig würdevolle Sprache.

Roller: Gott zum Gruß, Geliebte!

Richter (zuerst überrascht, erkennt ihn jetzt): Der Herr Pfarrer Roller! Welche Freude und Ehre für unser Haus! So weit her zu uns? Seien Sie willkommen!

Roller: Ein Mensch zu Menschen, nichts weiter! Meine Augen suchen die Kreuzträgerin, zu deren Hilfe mich der Bote befahl. (Er verstaut seine Pfeife hinten in eine Rocktasche, wo sie zum Teil noch heraussieht.)

Richter: Ein Bote? Von uns?

Die Muhme (die bei dem Namen Roller fast erstarrt ist vor Überraschung und freudigem Schreck, wird altjungferlich lebendig. Sie eilt auf den Besucher zu und küßt ihm die Hand): Allerschönsten guten Tag, Herr Pfarrer, allerschönsten guten Tag. Aee, daß Sie wirklich gekommen sind, man möcht's nich für möglich halten. — Nu ja, ich hab doch dem Fuhrhalter gesagt, er soll emal beim Herrn Pfarrer vorbeifahrn, unsre Frau wär' so krank! Nu, weil der Herr Pfarrer doch so e großmächtiger Wunderdoktor is, nu ja! Hab'n Sie nich schon hundert Leute kuriert, Herr Pfarrer? Mit Ihr'n eingepulverten Elstern, Herr Pfarrer, nich wahr? Nu ja, der Herr Pfarrer stampft doch Elstern ein und macht Pulver draus! Das hilft für alles! Und da hab ich gedacht, Sie könnten auch unsrer Frau helfen, se hat's Wasser am Herzen gehabt, so schlimm. Aber nu geht ihr's, Gott sei dank, besser seit e paar Tagen, 's is besser; gerade heute sieht se zum erschten Male im Bett.



Und nu nischt für ungut, Herr Pfarrer, nischt für ungut. Wo Sie sich so weit herbemüht hab'n!

Richter: Muhme, du? Herr Pfarrer!

Roller: Sie hat recht gehandelt, alte treue Hausbiene. Sie hat sich benommen wie ein Türmer, der auch nach allen Seiten tutet, wenn's brennt. Nur läßt Sie dem alten verrückten Bauernpastor zu viel Ehre angedeihen. Er hätte hier Gottes Handlanger ohnehin nicht sein dürfen; ihn hat der Höchste lediglich gewürdigt, medizinaliter gegen die Fallsucht zu wirken, mit dem Elsternpulver, von dem Sie spricht. Aber er hebt nun seine Hände und grüßt die Kreuzträgerin zu ihrer Ersthung. Und die Kinder geben ihm eine Hand.

Mariechen und Heinrich (begrüßen ihn ein wenig scheu).

Roller: Legen Sie sich wieder, liebe Frau. Man wolle Gott nicht versuchen am ersten schönen Tag. Und Sie, brave Hausbiene, öffne Sie die Fenster. Warum die obligate Narrheit nur immer die Fenster verrammelt! Beim Plattfuß Äskulaps! Keine Arznei ist so billig wie die Sonne! — Soll ich dir mal ein Rätsel aufgeben, mi fili? (Heinrich nickt.) So künde mir; in welche Stadt dürfen die Beine nicht mit hinein? Du weißt nicht, in welche Stadt? Ha: Nach Peterwardein! Peterwardein, oder die Beine müssen draußen sein! (Er lacht fröhlich. Heinrich lacht nun ebenfalls aus vollem Hals, während die übrigen verdußt lächeln.)

Roller (klopft ihm auf die Schulter): So ist's recht, kleiner Mann, gefällt mir, daß du lachst. So geht mir's immer, wenn ich einen Wiß mache. Die andern lachen zwar auch, die Schulmeister und Kandidaten aus Höflichkeit, die Superintendenten, Konsistorialräte und sonstige Honorationen aus Ärger, manche, wie die liebe Frau hier, aus Mitleid. Du aber, mi fili, du lachst aus dem FF, und das ist die schmeichelhafteste Tonart. — Du hast gute Fensterchen im Gesicht, meine Tochter. Gib acht, daß dir der Teufel nicht die Scheiben einschlägt.

Richter: Wollen Sie sich nicht ein wenig setzen? Sie sind heute sehr früh — —

Die Muhme (wischt mit der Schürze über einen Stuhl): Ja, tun Sie sich setzen, Herr Pfarrer, Sie werden uns doch de Ruhe nich mit fortnehmen woll'n.

Roller (setzt sich umständlich): Da sei Gott vor, die Ruhe mit fortnehmen. (Nachdenklich.) Was Sie doch für Ausdrücke hat! — Stammt Sie aus der Stadt hier?

Die Muhme: I bewahre, Herr Pfarrer, ich bin aus'm Gebirge.

Heinrich (an Rollers Knieen): Wo bist denn du her?

Mariechen: Pfui, Heinemännel, so darf man doch den Herrn Pfarrer nicht fragen!

Roller: Laß ihn, meine Gute: Wer viel fragt, wird viel berichtet. — Vernimm, du Wißbegieriger: Ich bin aus einem Dorfe, vier Stunden von hier, das den erlauchten Namen Causa trägt.

Heinrich: Ooch, aus Causa?

Roller: Sehr wohl, mein Bester; aber du brauchst nicht gleich das Schlimmste zu denken. (Gutgelaunt zu den Erwachsenen:) War ich mal zu einer Pfarrerkonferenz. Stellte man mich einem Kooperator als Pfarrer von Causa



vor. Und wer war das, frag' ich Sie, wer war das? (Sich auf das Knie schlagend:) Der Pfarrer von Flöha, ausgerechnet der episcopus von Flöha! (Belustigt sich immer mehr in der Erinnerung:) O Insekt bei Insekten! Sprech ich: So fehlt bloß noch der Pfarrer von Wanzenleben, ha, ha! Alsdann, welch herrliches Convivium. (Er spricht die v wie f, lacht dröhnend; dazwischen zu Heinrich:) Convivium bedeutet Gastmahl; ich brauch's für Kumpanei, mi fili. — Lachen ist Gottes bestes Remedium gegen jegliches Gebrest, verehrte Frau, die medici müßten's pfundweise verschreiben, wenn sie überhaupt was vom Kurieren verstünden. Trachte Sie ja, es bald wieder zu lernen! (Zu Richter:) Er erscheint auch zu ernst, maëstro pittore. Was malt man jetzt?

Richter: O, Herr Pfarrer, malen? Ich weiß nicht, mir will hier nichts Rechtes gelingen. Früher, im Süden —.

Frau Gustchen: Er möchte wieder nach Italien, und er soll auch — —.

Roller: Was? Nach Italien? Was wollen Sie denn bei den Makkaronifressern?

Richter: Oje! Lernen, lernen, nichts als lernen. Da ist Himmel, da ist Weite, Farbe, Form —. Aber hier —.

Roller: Nu sag mir einer den Katechismus rückwärts! Haben wir hier keinen Himmel, keine Farben, keine Blumen? Amice, ich frage Sie: Scheint hier bei uns keine Sonne? Mann Gottes, Mann Gottes, sind Sie vom Geist verlassen: Ist denn die deutsche Heimat nicht auch malenswert? (Er trommelt auf den Tisch, lärmend:) Mir könnte einer gleich einen echten Raffael — (Heinrich zieht sich leise von ihm fort. Frau Gustchen blickt aus großen Augen. Roller besinnt sich, schlägt sich hart auf den Mund:) Entschuldigen Sie, liebe Frau, unter Bauernlummeln wollen die Hofmeister nicht gedeihen. Und du, mi fili, greifst mal in meine Tasche; da heben meine Haustöchter gern ihre Backpflaumen auf. Nicht wahr? Schön! Auch ein Pfötchen voll, nimm's doch! (Streichet Mariechen über den Scheitel, ausstehend, zu Richter:) De minutis rebus, mein Freund, über die kleinen Dinge um uns herum, über den Dreck vor unserer Haustür, an Katz und Köter vorbei geht der Weg in die Freiheit der Kunst, wie ich sie auffasse. So ein Kirchturm da draußen, wie ein buckliger Nachtwächter! Wenn ich das malen könnte! Und wer darf sich Schöpfer nennen und an der ersten besten Scheidemünze der Natur vorübergehn? Denken Sie dem nach, Meister; der alte Roller weiß es nicht besser. (Mit segnender Gebärde am Krankenbett:) Gott zum Gruß und Abschied, liebe Frau; der da oben ist der wahre Wunderdoktor, der wird's machen. (Zur Muhme:) Wenn Sie mich wieder braucht, ruf' Sie mich wieder! (Nachdem er sich von allen durch kräftigen Handschlag verabschiedet, auch dem Vogel im Käfig freundlich zugenickt und seine Pfeife wieder aus dem Rockschoß herausgefischt hat, an der Tür:) Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen. Amen! (Er geht, von Richter geleitet; alle sehen ihm stumm nach.)

Die Muhme (nach einer Weile): Gotteigotteigott, so e Mann! Der kuriert nich bloß de Fallsucht, das könnt ihr mir glauben! Na kommt, Kinder, nu muß Mutterchen wieder schlafen. Wen soll denn das nich aufregen? Kommt, kommt; 's muß gleich zwölfse sein. De Zinkenisten wer'n gleich vom Turm blasen.





Abb. 3. Blick aus dem Garten der Superintendentur auf den Stadtkirchenturm  
Radierung von Martha Mischel



Wir hör'n se uns von der Küche aus an. (Sich in der Thür umdrehend:) Ich werd' mir doch e Elsternpulver geben lassen. Für alle Fälle! (Eilig ab.)  
Heinrich: Hurra, die Zinkenisten! Und morgen is Johannisfest! Du, Mariechen, so einen dicken Spazierstock schaff ich mir auch mal an, so einen, wie der Herr Pfarrer hatte, wenn ich groß bin, du! Und so'ne große Tabakspfeife! Fein!  
Mariechen (wendet sich nochmals zurück): Schlaf dich ganz gesund, Mutterchen, morgen, du weißt doch —.

Frau Gustchen: Gott behüte euch, meine Kinder. (Sie liegt im Bett mit gefalteten Händen.)

Richter (kommt zurück und bleibt nachdenklich mitten in der Stube stehen).

Frau Gustchen: Nun, mein Ludwig?

Richter: Weißt du, Gustchen, wenn ich doch noch einmal verreisen sollte, um zu malen, — aber da müßtest du erst ganz, ganz gesund sein! — dann würde ich vielleicht bloß ein Stück nach Böhmen hineingehen, an der Elbe entlang. Dazu würde das Geld ja wohl auch reichen. — Doch jetzt bin ich bei dir, und jetzt pflegen wir dich erst mal gesund, du Liebe! Ein ganzer Kerl, der Lausaer Pfarrer, was?

Frau Gustchen: Erst war mir ein bißchen angst vor ihm, aber dann —. Ich glaube, es geht Kraft von ihm aus. Und kam er nicht zur rechten Stunde für dich?

Auf dem Altan der Stadtkirche haben sich die Zinkenisten aufgestellt, um nach alter Sitte das Johannisfest einzublasen. Sie sind durch die offenen Fenster über die Dächer weg deutlich zu hören und zu sehen. Das Zimmer ist voll Sonne.

Richter: Du sagst es, Liebste; er kam wie ein Sendbote. (Nachdenklich:) So fügt sich — mancherlei —.

Frau Gustchen: Horch, o wie schön!

Feierlich klingt der Choral der Zinkenisten. Eine Stimme von draußen singt mit:

Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret,  
der dich auf Adellers Fittichen sicher geführt,  
der dich erhält,  
wie es dir selber gefällt.  
Hast du nicht dieses verspüret?

Richter und Frau Gustchen (lauschen der Stimme, Auge in Auge. Er kniet an ihrem Bett, beseligt ihre Hand küssend: Mein Gustchen!



# Kindheit in Alt-Meißen

Martin Schmidt-Breitung

## 1. Hannes Geburtstag.

Den großen Hohlweg stapft schnellen Schrittes, bei ihren 13 Jahren von des Berges Steile nicht beschwert, die Hilde der afranischen Freiheit zu. Festlich leuchtet zum weißen Kleide die rosae Schärpe, und in den langen, dunklen Zöpfen sperren sich in seidnem Blau die sorgfältig gestrafften Haarschleifen. Das Geschenkpaketchen, leckere Marzipanstücke, wechselt spielerisch von einer Hand zur anderen. Es schlägt schon Viertel von der Stadtuhr, und sie war pünktlich um drei zu Schmidts Hanne geladen, die heute Geburtstag feiert. Wo mag nun der Ökonomiehof sein, — Freiheit Nummer 16?

Hilde ist, da ihre Eltern erst vor kurzem nach Meißen gezogen sind, noch nicht hier oben gewesen. Unschlüssig wandern ihre Blicke bald nach der Domfreiheit hinüber, bald spähen sie in die Enge zwischen der hohen Gartenmauer des Jahnaschen Hofes und der afranischen Kantorei —, da entdeckt sie über dem großen braunen Holztore vor sich die gesuchte „16“, und nun tritt sie in einen von wildem Wein leicht verschatteten Torweg. Sie durchschreitet ihn und steht nun wieder ratlos in dem großen, vormaligen Klosterhofe: links eine Kirche, von einer großen Kastanie teilweise verdeckt, geradeaus ein alter, rätselhafter Turm, zur Rechten ein hochgiebliges Wohnhaus mit einem kunstvollen Erkervorbau, an das sich niedere Häuser im Eck anschließen (Abb. 1)...

„Hu-juh“, da stürzen sich zwei Bengel mit grünen Rosenstäben, die als Lanzen dienen und noch Spuren schwarzer Gartenerde zeigen, auf die Ahnungslose. Aber im letzten Augenblicke halten sie inne, vielleicht doch gehemmt durch einen Rest ritterlichen Gewissens, und rennen wieder lachend von dannen. Ohne Stäbe, die Hände auf dem Rücken, kommen sie alsbald wieder und als sie die Überfallene noch immer ratlos, mit Tränen kämpfend stehen sehen, sagt der eine: „Du weißt wohl nicht mal, wo Schmidts Hanne wohnt?“

„Nein“, bekennt die Hilde ängstlich.

„Komm nur mit, wir wollen dir's zeigen!“ Wohl oder übel muß sie sich den fraglichen Rittern anvertrauen. In das große, hohe Haus geht es hinein, zwei Treppen hoch. Als der Zug der Messingklingel ruft, stürzt eine ganze Rotte junger Mädels zur Tür: „Endlich kommst du, Hilde!“

Die beiden Jungen schlüpfen mit ein. An den Kaffeetisch dürfen sie aber nicht mit heran. „Ihr habt meine Freundinnen alle im Hofe überfallen, ihr frechen Kerle!“, beschwert sich das Geburtstagskind. „Ja“, beteuert die Ilse, „mein neues Kleid habt ihr mit euern Hölzern ganz schmutzig gemacht“. Sie zeigt auf einen bösen Erdfleck im Festgewande. „Das machen wir doch jedes Jahr!“, ist die grundhafte Verteidigung der Jungen. „Komm, Otto, wir gehen wieder in den Hof.“ Ein Stück Geburtstagskuchen schleckend, ein zweites in der Hand laufen sie im Sturmschritt die Treppe hinunter. Nach einer Weile kommen auch die Mädels. Nun tollen sie, ein Herz und eine Seele, zu-





Abb. 1. Der Ökonomiehof der Landesschule St. Afra mit dem Propsteigebäude



sammen: Haschen, Kämmerchen-Dermieten, — Eins, zwei, drei erlöst! —, daß es in den alten Kreuzgängen nur so widerhallt vom lustigen Rennen, Rufen und Kreischen, — bis auf der Treppe der Herr Sekretär, der Küchenmeister der Fürstenschule, erscheint und fürchterlich Ruhe gebietet. Auf der Halbtreppe im Karzer brummt ein Tertianer, der Buße für geperzte Zigarren tun soll!

Bald ertönt im Hofe aus der Wohnung über dem Torgang noch eine strengere Stimme: „Otto, du sollst deine Dokabeln aussagen!“ Donner und Doria, da läßt es sich nicht spaßen, und noch etwas schnaufend vom Rennen und Jagen tönts nun in den vier Wänden des väterlichen Studierzimmers: „Die Ursache?“ „Causa“. „Das Land?“ „Terra“. „Das Mädchen?“. Schweigen. „Junge, du weißt nicht, was „das Mädchen“ heißt?“ Ganz andere Bilder und Gedanken als lateinische Dokabeln weckt diese Frage als Nachklang lustigen Spiels in dem Sextaner. „Puella“, gibt ärgerlich der Vater selber die Antwort und meint mit dem Oftermann auf den Kopf klappend, es seinem Jungen sinnfällig einzubläuen. „Puella“, wiederholt Otto mechanisch, während sich unten die Tür des großen Tores schließt und ein Weilchen noch das Abschiedsgerufe und Geneck der abziehenden Geburtstagsfreundinnen heraufklingt. . . .

## 2. Sonnabend nachmittag.

Wie lange wieder die Synode dauert!

Allsonnabendlich werden da unter dem gestrengen Herrn Rektor große und kleine Dinge des afranischen Schullebens, Taten und Untaten der grünbemühten Fürstenschüler beraten, und oft will die Weisheit hierüber kein Ende finden.

Bllh—bllllöh!, erzählt immer wieder der große Topf Kartoffelmus, der etwas abseits vom Herdfeuer Viertelstunde um Viertelstunde ebenso warten muß wie die hungrigen Mäuler, über denen muntere Kinderaugen öfters nach der Ramfeldschen hauschlachten Blut- und Leberwurst wandern, die säuberlich auf dem großen Zwiebelmusterteller ihres Schicksals harrt.

Endlich ist der Vater da! Nun kann auch die Butter zischend bräunen, und bald sitzen alle beim lecker bereiteten Mittagmahle.

Dem Großreinemachen am Sonnabendvormittag tut es Mutter gut, sich hernach einmal langzustrecken, und Vater läßt vom behaglichen Lehnstuhl bald einen kräftigen Schnarcher ertönen, die bösen Geister des Kampfes der Synode endgültig zu bannen. Aber kaum hat es drüben von der Afrakirche drei geschlagen, so tritt die ganze Familie zum langgewohnten und geliebten Spaziergang nach der „Friedrich-August-Höhe“ im Spaargebirge an. Selbst eine kleine Regenfloge vermöchte sie nicht ohne weiteres zur Umkehr zu bewegen. Dem Professorenhaus am kleinen Hohlweg kommen Schwabes mit, — der gute Kinderonkel mit der goldnen Brille. Er hat nicht nur allzeit ein Stück Schokolade in seinem Schreibtisch bereit, wenn ein Kind zu Besuch kommt, — die Münchner Bilderbogen vom Katzenball, vom Froschkonzert und wie sie alle heißen, die weiß er so lustig vorzutragen, daß jedes von uns immer



wieder bittet: Noch eins, Onkel Schwabe, bitte, noch eins! Oder gar, wenn er auf unserm Puppentheater spielt und singt, — neulich, das war zum Totlachen:

Ich bin vom Schlosse Zuckerjahn  
der schöne Prinz von Marzipan,  
und wer um meine Liebe wirbt,  
sich seinen Magen bald verdirbt,  
juchhe!

Ein wenig müssen wir an den Frauenstufen warten, weil Gretchen Schwabe wieder mal nicht fertig mit dem Anziehen geworden ist.

Die Frauenstufen —, das ist nun alltags so der Weg jeden Morgen zur „roten Schule“ am Kleinmarkt. Wenn es die Uhr an der Frauenkirche erlaubt, verschnauft man eben an dieser Stelle gern einen Augenblick. Zuweilen sitzt da ein Maler, dem sichs so fein über die Schulter zugucken läßt, wie er da blinzelt und mißt, Farbstrich um Farbstrich setzt, um über dem Geniste der kleinen Gasse den stolzen Domberg festzuhalten, oder die Ziegeldächer der Altstadt mit der Martinskirche auf dem Plossen als den einen und mit dem grünen Turm der Frauenkirche als den anderen Eckpfeiler, oder auch ein blaßfarbnes Morgenbild, wie die Sonne über Tscheilaer und Zschendorfer Höhen durch die zarten, bläulichen Nebel über das Elbtal tastet. . . .

Unten am Markte haben sich andere alte Bekannte zu uns gefunden, und nun gehts über die Eisenbahnbrücke aufs andere Elbufer. Wir Jungen verhalten auf der Brücke, weil gerade ein großer Raddampfer zu beobachten ist, wie er angestrengt schaufelnd einen Zug Zillen bergwärts schleppt. Unverwandt schauen wir über das Brückengeländer auf Schiff und Kähne: — „Otto, merkst du, jetzt fahren wir!“

Der Steuermann jedes Fahrzeugs grüßt regelmäßig nach dem Ufer, wo ein Blauer der Personendampfschiffe auf der Landungsbrücke Güter durchsieht.

Teufel, wo sind die Eltern hin! Im Sturmschritt gehts ihnen nach, ein gutes Stück die Dresdner Straße hinaus, vorbei an der alten Töllner Kirche, der großen Ofenfabrik und schließlich beim freien Ausblick auf die Elbe, Park und Wiesen von Siebeneichen gegenüber, steigen wir links bergan. Die alten Herrschaften folgen langsamer, — wir aber rennen, rennen, je steiler es wird desto hitziger. „Wer am ersten beim Karussell ist!“ Um die Wette fliegen die Sextanerbeine. „Ich war zuerst oben!“ — „Ich hab zuerst die Stange angefaßt“, streiten sich atemringend die Läufer. „Ach, wir fahren erst mal!“ Nun drehen wir uns lustig, auf einem kleinen Karussell mit Bänken, das in der Mitte des Gartens der „Friedrich-August-Höhe“ unser wartet. Mit ein bißel Mut kann man auch während der Fahrt auf- und abspringen.

„Kinder kommt, wir wollen erst mal Kaffee trinken!“ Dazu bedarf es keiner zweiten Aufforderung. Die feinen, dünnen Plinsen mit süßen Korinthen warten nicht vergebens. Jedes darf zwei schnabulieren. Die Eltern scheint's haben Wichtiges zu verhandeln, denn als wir fragen, ob wir wieder hinaus dürfen, sind sie so in der Unterhaltung, daß wir gar keinen Bescheid bekommen.



Eins, zwei, drei ist die ganze Jugend draußen, draußen in dem großen Garten, auch die Mädels mit. Wir rennen vor zur breiten Mauer, auf die man sich ungerügt so fein flegeln darf: unten liegt Spaar mit seinen schmalgiebligen Ziegeldächern. Die Weinberge und Obstgärten klettern bis zu unsrer Höhe. In behaglicher Schleife strebt die Elbe noch einmal auf unsre felsigen Höhen zu, um vom Anblick des Schlosses Siebeneichen und gleich danach der Meißner Burg und des Doms freudig überrascht sich dieser Seite wieder zuzukehren. Auf einem Floße stehen vorn vier Männer, die emsig im Takte rudern, freie Fahrtrinne dem Dampfschiff zu schaffen, das an der Landestelle Spaar anlegen will. „Wer kann den Namen am Schiffe lesen?“, fragt eins singend. — „Bohemia!“ Der Heini hats zuerst heraus. Wums, — wie der Schiffsjunge vorn das mächtige Holz einrammt, damit das Schiff beim Halten von der Strömung nicht zu nah in die gefährliche Uferseichte getrieben wird. Schon geht es wieder Doldampf voraus! Hei, wie der vorn jetzt das Tau im Au abschlingt und den Stembalken hoch wirft: rums, rums — und dabei schwingt der Schiffsjunge mit dem kurzen Balkenende in der Luft — rums! Da liegt das Holz mit der blinkenden Eisenspitze und wirft, als schwiße es selber von dem jähen Werk, noch ein paar Tropfen nieder, dieweil der Junge schon zur Glocke tritt, um alsbald „Meißen“ zu läuten: „am Steuer absteigen!“ . . .

„Wir machen Versteckens!“, schlägt nach einem Weilchen der Volkmar vor. Das braucht kein Zureden. Und nun tollt manche halbe Stunde ein lustiges Wechselspiel, bis die Eltern zum Aufbruch blasen. „Ach, wir spielten gerade so fein!“ Da hilft kein barmen. Wenn schon, denn schon: im Sturmschritt gehts bei uns bergab, und der Onkel Brandstädter rennt sogar ein Stück mit, bis er schnaufend solchen Wettlauf mit den Jüngsten unter unserm Siegesgeheul alsbald aufgibt. Unten aber, wo von der Dresdner Straße ein Wiesenweg abzweigt, der längs der Elbe zur Stadt führt, setzen wir uns auf das Eisengeländer, baumeln mit den Beinen und singen gleichförmig im Chorus: „Ach, wenn mer nur unten gingen! Ach, wenn mer nur unten gingen!“ Das muß erhört werden. So gehts in sinkender Sonne durch die Elbwiesen an manchem schönen Garten alter Bürgerstübe vorüber stadtwärts.

Auf diesen Wiesen liegen ungefüge Zementröhren, die als Schleusenbestandteile eingebaut werden sollen. O, wir wissen davon eine bessere Weise!

Wenn man schon an den tiefsten Punkt unsres Kellers im alten Propstehause viele Stufen hinabgestiegen ist, so erscheint im Flackerlicht der Kerze die Pforte eines unterirdischen Ganges, der durch die Stadt nach dem Kloster zum Heiligen Kreuz und von da unter der Elbe weg nach den Katzenstufen geführt hat. Doch, so hat es uns Mutter erzählt!

Das geistert nun in uns, und wir malen uns aus: die großen Ringe hätten wir zu einem Schachte nach dem unterirdischen Reich der Berggeister ausgebaut. Da läßt sich köstlich wohnen und wandern! „Ich baute mir dort unten eine feine Burg. Wenn ich dann abends schlafen ging, müßte mir



ein Zwerg jedesmal ein schönes Lied zum Einschlummern auf seiner Flöte blasen. . . .“

„Ich würde mir eine feine Steinsammlung anlegen“, meint der Otto, „nach allen Seiten ließ ich Gänge treiben, um nachzuforschen, ob da nicht irgendwo gediegen Erz, vielleicht gar Gold zu finden wäre. . . .“ — — —

Wir sind längst im Getriebe und Geräusch der Marktstraßen. Aber noch lange nach dem Gute Nacht der Eltern, als ich da oben im Dachgeschoß allein zu Bett liege, spuken die Bilder unsers Märchenlandes hin und wieder, klingen noch die Töne einer Zwergenschalmei in den ersten Schlaf, der mich bald ganz in weichen Armen hält, manche liebe Stunde . . . . bis die Afraglocke vereint mit Mutters Rufen: „Aufstehen!“ heischt. „Du mußt deinen Aufsatz noch ins Gute schreiben!“

### 3. Unser Garten.

Kein Fremder würde es erraten, daß aus der dunklen Ecke, wo sich der Holzgang mit den Kreuzgewölben der Klosterküche trifft (siehe Abb. S. 363), die kleine Steintreppe zu einem Garten führt. Gut zwei Mann hoch über der Straße draußen, zwischen der äußeren und der inneren Stadtmauer streckt sich hier ein schmaler Landstreifen, ehemals „Zwinger“ genannt. Man hat ihn für die anwohnenden Professoren der Fürstenschule und den Rentmeister durch niedrige Zäune in vier Stücke geteilt, die sich wie ein grüner Gürtel um den Kreuzgang des ehemaligen Klosters, ein Stück des alten Wehrgangs und das Propsteigebäude herumlegen. Unser Stück liegt zu beiden Seiten des alten Pönitentzturmes, der als besonderes Denkmal der alten Stadtbefestigung an der Nossener Straße die Jahrhunderte trutzig überdauert (Abb. 2).

Des Sommers in der Früh und des Abends nach heißem Tage verdrießt keinen der Weg die Treppe von der Wohnung ein Stockwerk hinunter, dann den langen, knarrenden Holzgang an der geheimnisvollen Tür des Turmes vorüber, die paar Steinstufen wieder hinauf in unser grünes Reich. Seitlich vom alten Kirschbaum, dessen süße Grietschel uns der Reinhard aus der Hinter-



Pforte mit Rosengärtchen in der Superintendentur  
Kleines Ölbild von Martha Mischel



mauer pflückte, soviel die Spazier und seine Buben als Aufleser übriggelassen haben, steht in einer Buchsbaumrunde unser Tisch inmitten Jasmin und Flieder. Unsere Blicke ruhen auf einem Beete dichter, himmelblauer Vergißmeinnicht. An der hohen, alten Wehrmauer, nahe der Gartenpforte, rankt üppig eine Kletterrose, und wenn die Vergißmeinnicht verblüht sind, leuchten aus grüner, dornig-holder Wirrnis auf grauem Steine weiße Blüten ohne Zahl —: liebe, kleine Himmelselben, die über den schweren, blaß und dunkelroten Rosen der Beetstöcke spielen. . . . An der anderen Seite des Turmes steht eine uralte, gewaltige Akazie, die über der Stadtmauer noch nach der Hofseite ihre Äste breitet. Unter ihren leis zitternden, harfenden Zweigen der Gartenseite steht zu äußerst eine alte, niedere, moosgrüne Steinbank. Ein Dichter las dort der Liebsten seine Verse: Otto Roquette — Waldmeisters Brautfahrt! Heutiger Zeit fand sich eine nüchterne Amtmannsseele, der die Akazie zu argen Schatten gab, und gehorsame Diener fällten den einsamen König! —

In den Tagen unserer Kindheit aber war der Garten vor anderem lustiger Spielplatz. Da wurden mit den eisernen Gartenstühlen Gleise gezogen, über Zwirnrollen Fäden gelegt, Richthölzer als Weichen zu stellen und so Eisenbahn zu spielen. Jedes von uns drei Geschwistern hatte überdies sein Beet und pflegte es auf seine Weise. Eine Zeitlang galt alles Mühen der Anlage eines winzigen Springbrunnens. Eine Glasröhre, oben ein Gummischlauch angehängt, der in einen durchlochten Blechtopf mündete, unten ebenso eine Glasspitze aufgesetzt, die eigentlich zum Einträufeln für kranke Augen bestimmt war, mit Steinen anmutig umbaut inmitten eines kleinen, ausgehobenen Teiches, so stieg nun ein zierlicher Wasserstrahl allerliebste, tänzelnd in die Höhe! Laubfrosch und Molche sollten die Anlage weiter beleben. Keiner hat lange ausgehalten. Aber die Amsel blieb treu, die jeden Sommerabend von des Turmes Spitze ihr Abendlied flötete!

War es Wunder, daß auch nächtlicher Kindertraum zu dieser stillen Insel heimkehrte? Einmal, ich empfinde noch heute die Seligkeit, träumte ich, auf einem schmucken, folgamen Pferde durch den Garten zu reiten. Die Eltern und Geschwister saßen am Tisch und plauderten. Ich aber nahm mutig Anlauf —: hopp!, und in glänzendem Sprunge kam ich ab, über Tisch und Menschen stieg, immer höher, höher . . . dem Märchenhimmel zu. . . .

Einmal auch war so ein Erlebnis kein bloßer Traum: Mochte der Geist des Dichters im Garten spuken, der seiner Liebsten zarte Verse lesen durfte? Narrte es ihn, so früh den eben Rotbemühten heimzusuchen? — Gar zu vergnüglich ließ es sich zu zweit unterm Kirschbaum vom dünnen, eisernen Gitter, die blühenden Fliedersträucher zur Seiten, in die Häuser und Höfe der Hintermauer niederschauen (Abb. 3). Neben mir steht, wohl ein Jahr jünger, die Rosi, auch ein Professorenkind aus dem Hause dicht am Tore, wo im Wassertrog so fein die Rindenschiffchen schwimmen. . . . Bald hat da unten der „Luderschimpfer“, wie wir den Grobsack mit der roten Kulpnase nennen, weil er stets das verpönte Wort „Luder“ im Munde führt, seinen ergötzlichen Zorn, oder Aschekar!



und Pechmarie, die den Müll wegbringen, geben wieder ihr Spielchen. Je schmutziger beide ausschauen, desto fideler gehts her! Die Schnapsflasche wandert zwischen ihnen. Kinder stehen drum und rufen im Chöre: Aschekar! und Pechmarie! „He, junger Herr“, ruft die Aschemarie zu mir rauf, „schenk mir einen Fliederzweig!“



Abb. 2. Der Garten auf der Zwingermauer mit dem Pönitentzturm, rechts davon der Turm der Kirche St. Afra, links die Akazie

„Da mußt du erst tanzen, Marie!“

Heiße gehts los, singend dreht sie sich im Kreise, schürzt den schmutzigen Rock und wir alle klatschen lachend den Takt dazu.

So — nun werf ich ihr als Belohnung ein paar himmelblaue Fliederzweige hinunter, in die sie selig ihr ascheverstaubtes Gesicht schmiegt. . . . Aber nach



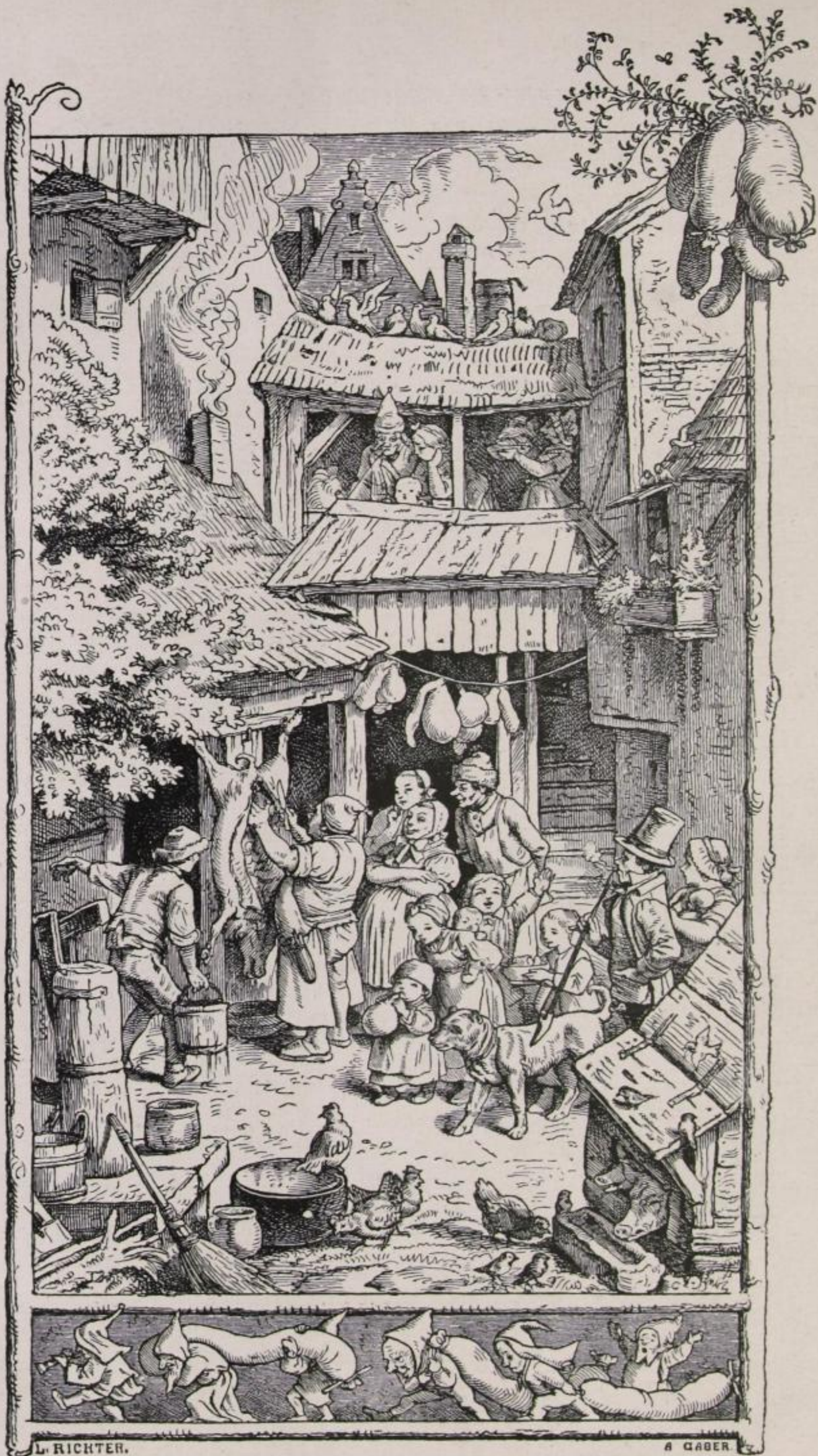


Abb. 3. Ludwig Richter „Herbst“. Das Bild stellt einen kleinen Hof der Meißner Hintermauer dar, darüber der spitze Giebel der Propstei im Ökonomiehofe



einem Weilchen wirds der Rosi neben mir langweilig. „Ach,“ sagt sie, „ich geh wieder in den Hof, wo die andern spielen.“

Wie sie so dasteht, die Hände auf dem Rücken mit dem einen Fuß im Gartensand spielend, und die schwarzen, langen Wimpern mit dem dunklen Haar gegen das zarte, blasse Gesichtchen leuchten, erkenn ich: was bist du für ein hübsches Mädel, du sollst hier bleiben!

„Nu“, trotz ich, „Rosi, ich könnte dir was Feines erzählen!“

„Sooo?“, fragt sie forschend wieder, „was denn?“

„Nein“, wehr ich ab, „das darf ich dir nicht sagen.“

„Ach, sag mirs doch!“, bittelt die ewige Mädelneugier.

„Dann nur ins Ohr“, räume ich großherzig ein, „und du darfst es niemand weiter erzählen!“

Sie verspricht es in die Hand. Ich schaue mich um, daß sonst niemand im Garten zugegen. „Komm“, wir treten etwas näher in die Deckung der Sträucher. „Also hör mal drauf!“ Sie neigt mir gespannt das Ohr, was nun Wichtiges kommen wird. Beide Hände leg ich an, laß die untere plötzlich fallen, und — auf ihren überlisteten Lippen brennt der erste Jungenkuß!

#### 4. Gewitternacht.

Drückend lastet die Julihitze noch in später Abendstunde über dem Elbkessel (Abb. 4). . . .

Ich liege allein im Giebelzimmer des Dachgeschosses, das neben dem Fenster zum Hofe durch ein zweites über die dichtgedrängten Häuser an der Nossener Straße nach dem Meisatal und dem Roten Gut auf den Gaserner Höhen blickt. Kein Lüftchen regt sich. Das Hoffenster ist geöffnet. Ich liege im Bett ohne Zudecke, — aber an Schlaf ist nicht zu denken vor Hitze.

Unten im Hofe sitzen noch die Eltern mit ihren Freunden auf der grünen Bank und plauschen —, ja —, jetzt höre ich deutlich Vaters Stimme: er erzählt von unserer Sonntagswanderung nach Freiberg, — von Deutschenbora die Grabentour und dann an der mächtigen Halsbrückener Esse vorbei. Köstlich, wie dann aus den sonntäglich stillen Straßen der Bergstadt uns die Abendluft entgegenfächelte und uns kühlte. . . .

Wäre es doch jetzt auch so! Alles Drehen und Wälzen hilft nichts. Meine Augen wandern durch den immer noch dämmrig hellen Raum, — dort steht der hellbraune Wäscheschrank, in dem die gute, selige Tante Pauline, die einst diese Kammer bewohnte, immer die feinen, säuerlichen Zitronenbonbons versteckt hielt, die wir dann heimlich lutschten. . . . Ja, und der Tritt vor dem Giebelfenster mit dem alten Lehnstuhl, — dort saß sie immer und häkelte, die gute Tante, deren Hände nie Muße und Ruhe kannten, die immer für andere arbeiten wollten. . . .

Dom Afraturm schlägt es zehn. Die Eltern scheints sind jetzt auch herauf, denn man hört kein Sprechen mehr im Hof.

Ob denn nicht Heller endlich zu Bett geht? Wahrscheinlich arbeitet er noch unten, sie schreiben morgen eine Mathematikarbeit, wie er am Sonnabend er-



zählte. Oder hat er in den dunkelgrünen Büchern mit dem feinen Goldaufdruck gelesen, wo die schönen Gedichte drin stehen, die er manchmal vorträgt? Wie hieß doch der Dichter, den er so liebt? — Richtig: Emanuel Geibel.

Da, jetzt geht die Treppentür. Langsam hör ich den Bruder aufwärts steigen, an meiner Tür vorüber den langen Gang zu seiner Schlafstube vorgehen. Da ist's gleich behaglicher, wenn ich ihn mit hier oben weiß. Allein ist es oft so gruselig! Warum? Weil unser Haus so ganz anders ist als andere Häuser. Gleich aus der Küche kommt man auf endlose Schüttböden, in die einst die Bauern der Klosterdörfer ihr Zinsgetreide lieferten, auf denen aber jetzt verwilderte Katzen mit nächtlichem Gestöhn und Getöse ihr Wesen treiben. Über mir aber geht es noch weit in die Höhe zu den Oberböden



Abb. 4. Der Burgberg in Gewitterstimmung

auf steilen Holztreppen, die knacken des Nachts, auch wenn niemand drauf geht. Unser Haus ist überhaupt von der alten Stadt Meissen das höchstgelegene, allem Wind und Wetter ausgesetzt und besonders den Blitzen. Gleich im ersten Sommer, so erzählte mir mein Bruder, hatten er und die Eltern einen großen Schreck. An einem heißen Sonntagabend brannte es plötzlich im Hofe unserer Wohnung gerade gegenüber bei Oberlehrer Köhlers. Wie eine böse Hexe stieg die rote Lohe zum Dachstuhl heraus, die Feuerwehr rückte an. Da kam plötzlich ein Gewitter und löschte den Brand. Aber was für ein Gewitter! Ehe noch der wolkenbruchartige Regen herunterstürzte, schoß ein Kugelblitz, den wir erst über dem Burgberg gesehen hatten, gerade auf unser Haus los und schlug, so schien es allen, in unser Dach ein, daß die Türen zitterten und die Fenster klirrten. In Wahrheit aber hatte der Blitz eine der Ableitungen des Domes



getroffen. Seitdem war bei uns immer eine gewisse Sorglichkeit vor nächtlichem Gewitter zurückgeblieben. . . .

Es schlägt halb elf . . ., da endlich schlafe ich ein, träume in abenteuerlicher Mischung vom Freiburger Dom und den Mädchen mit Blumenkränzen im Haar, denen wir im Halsbrückner Revier beim Prüferfest begegnet waren, dazu von einem strengen Professor, der nach  $x$  und  $y$  forscht, bis . . .

Ganz licht ist auf einmal mein Zimmer! Ich fahre erschrocken auf: Wetterleuchten! Schon kommt ein Windstoß, daß es mein offenes Fenster zuwirft. Ich stürze hin, es zu schließen, — ein neuer Blitz: taghell liegt der stille Hof. An der Kirchenuhr habe ich deutlich erkannt, daß es nahe an Mitternacht ist. Vorsichtig lug ich durch den Vorhang des anderen Fensters nach der Pössener Straße: wie von der irdischen Windsbraut erfaßt, dennoch erhaben, funkeln die Lichtströme der Sterne ruhelos im goldenen Wellenspiel. . . . Ein Blitz, — da steht im Westen die dräuende, pechschwarze Wetterwand. Entfernt noch, aber gewichtig genug rollt der erste Donner. . . .

Nicht lange mehr wird es dauern, dann ist das Gewitter heran. Nein, an Schlafen ist nicht mehr zu denken, — schnell die Sachen angezogen. Ach, wenn doch die Eltern riefen, daß wir hinunterkommen könnten!

Es vergehen keine fünf Minuten, da jagt ein Wirbelwind über den Afsenberg. Der Staub der Landstraße steigt bis an unsere Fenster, Türen schlagen, Äste stürzen —, in immer dichter Folge hellt Blitz um Blitz mein Zimmer, — bald fern, bald näher poltert der Donner hinterdrein.

Endlich: Vater kommt die Treppe herauf, wir sollen hinunter kommen. Nun sitzen wir drei Geschwister mit den Eltern in dem großen Zimmer. Der Regen rauscht auf das dürstende Land. Blitz und Donner folgen unmittelbar, und es hallt schaurig durch die hohen Räume.

Je, — es hat eingeschlagen! Wir springen von unsern Sitzen, jeder Atem stockt: in höchster Lage schreit das jäh zerrissene Luftmeer auf, bis seine Klage nach dröhnenden, barmenden Donnerschlägen tiefer und tiefer in des alten Klosters Gemäuer verhallt . . .: ein großer Ast der schönen Linde in der Hofmitte ist das Opfer. Die Gießbäche des Himmels rauschen dem eben noch grünenden Sproß das Todeslied. . . .

Überall in den Häusern ist Licht, — nur die Kirche mit dem Glockenturm liegt in leblosem Dunkel; — bis wieder ein Blitz für einen Augenblick alles in gleißendes, taghelles Licht zaubert.

Ungemindert strömt der Regen, — aber das Gewitter ist ein wenig verklungen. . . .

Das bis dahin karge Gespräch belebt sich. Aber, wo ist mein Bruder?

Er hat sich an das Giebelfenster nach der Stadtseite geschlichen, dies öffnet und sieht gebannt dem Schauspiel zu, wenn die Blitze Dom und Schloß gleich einer Gralsburg aufflammen lassen. Dort aber, in Richtung der Proschwitzer Windmühle auf der anderen Elbseite, hellt ein flackerndes Rot, hoch in den Wolken gespiegelt, die Nacht —: ein Gut, eine Scheune oder auch ein Waldstück brennt da irgendwo vom gierigen Strahle entzündet. Der immer fernere



Donner, in den Mauern unseres nun Jahrhunderte solchen Wettern trotzenden Klosterhofes noch einmal aufhallend, begleitet alles Geschehen wie die dumpfen Paukenwirbel das Finale einer großen Symphonie. . . .

Schauer und Bangen mit Ehrfurcht vor göttlicher Allmacht gepaart weckt dies alles in uns Jüngeren, — der gereifere Bruder aber hat nach seiner Gewohnheit ein Buch zur Hand und spricht daraus leise die Strophe:

Wenn der uralte	Über die Erde sät,
heilige Vater	Küß ich den letzten
Mit gelassener Hand	Saum seines Kleides,
Aus rollenden Wolken	Kindliche Schauer
Segnende Blitze	Treu in der Brust.

### 5. Tante Tilly.

Schwer hallen die Afraglocken in den stürmisch-kalten Januarmittag, der nichts von Sonne und Freude weiß.

Wir wollen es alle nicht glauben: an einem Herzschlag ist in jungen Jahren drüben auf der Inspektion der Fürstenschule Ottos Vater verstorben.

In der Schule hatten wir eben die Erweckung des Jüngling zu Nain. Ob nicht der liebe Gott den Toten doch noch einmal zurückrufen kann? — Die Glocken von St. Afra rufen ein ehernes: Nein!, — immer wieder grausam: nein, nein!

Oft bin ich selbst mit Otto auf den Turm gestiegen. Unterwegs liegt die Bälgekammer für die Orgel. Das war ein Spaß, die hoch getriebenen Balken niederstemmen und damit Luft in die Bälge zu blasen, dann wieder zuzuschauen, wie sie langsam, knarrend abermals aufstiegen und wir dann wieder abwärts fahren konnten!

Weiter oben begleitete das Treppaufsteigen der Schlag des langen Perpendikels der alten Turmuhr. Ja, auch beim Läuten der drei Glocken haben wir oft mutig ausgeharrt, obgleich es da oben dröhnte und einen ängstigen konnte, wenn die große Glocke auf uns zuschwang, als wolle sie jedesmal aus dem Tragbalken sich freimachen —. Aber heute? Niemand hätte mich da hinaufgebracht!

Der kleine Bruder, der Heini, spielt indessen bei uns im Zimmer vergnügt mit meinem Baukasten. Er weiß nicht, daß die Glocken, die er schon manches Mal gehört, da draußen seinem Vater das letzte Lied läuten. . . .

Ein paar Wochen später, da kommen große Wagen in den Hof; Schränke und Kästen werden aufgepackt. Nicht lange danach, so bin ich unten im Löt-hainer (Heynitzer) Hofe heimisch geworden. Dorthin ist Ottos Mutter gezogen. Er liegt etwas rechts vom Beginn des großen Hohlwegs am Fuße des Schloßberges. Von außen kannte ich ihn schon, da ich einst dabei war, wie er einem Fremden — es war der flandrische Professor Frederking aus Gent — gezeigt und erklärt wurde als Beispiel eines Zufluchtsortes, wie ihn sich die um Meißer Schloßgessenen Geschlechter für Zeiten der Not in der Stadt anlegten. Drum trägt der Hof noch heute über dem gewaltigen Portal das von Heynitzerische



Wappen und die Jahreszahl 1524 (Abb. 5). Jetzt kam ich das erstemal ins Innere und bin nicht ohne Scheu durch die Stuben und Gänge gestiegen; aber bald war ich auch hier mit jedem Winkel vertraut. Der Garten hat zwei Terrassen übereinander, es ist ein alter Weinbergsteil. Da läßt es sich besonders lustig spielen und jagen. Und wenn wir Sonnabends in der schlechten Jahreszeit kommen, da dürfen wir im Kinderzimmer ganz nach Herzenslust spielen bei der guten Tante Cilly. Das unterste Fach des großen Bücherregals ist als Hasenplatz ausgeräumt. Dort legt der große Dampfer an, den Otto so fein gepappt hat. Ich habe in der Mitte des Zimmers aus den größten Steinen des Baukastens und Naturblöcken, die wir aus dem Garten herangeschafft haben, eine Insel gebaut. Da fährt nun der Dampfer hin und wieder, da wird getauscht und gehandelt. Die Zinnsoldaten werden fleißig einexerziert, und jedesmal entwickelt sich, während wir längelang in der Stube liegen, eine Schlacht. Der Heini muß schnell noch ein paar Kraker vom Zinngießer Gelbharr auf der Burgstraße holen, und nun geht das Gepulvre los. Ruhig läßt uns die Tante gewähren. Nur einmal, als ich nichtsnußiger Schlingel blanken Spiritus auf der Diele angezündet und in gar zu echtem Kriegsspiel ein Loch in den Fußboden gebrannt hatte, — da gabs denn doch mal wohlverdiente Schelte. — — —

Selten bin ich der einzige Spielgefährte. Da kommen aus dem Haus noch ein paar Arbeiterkinder, und wenn die Tante zum Kaffee ruft, dann wollen oft kaum die Stühle langem. Aus dicken, buntbemalten Tassen trinken wir, vergnügt mit den Füßen baumelnd, den Milchkaffee oder den Kakao, und unermüdlich streicht die Tante ein Butterbrötchen um das andere.

„So, Kinder, und dann räumt ihr hübsch auf!“

„Aber da liest du uns auch noch was vor!“, bittet der Otto.

„Wollen mal sehen.“ Hei, das ist schon ein halbes Ja!

Fleißig packen und schleppen wir alles Spielzeug in die Fächer. Tatsächlich, nach einer Viertelstunde ist das Kinderzimmer nicht wieder zu erkennen: unheimlich ordentlich, wenigstens von außen betrachtet. „Das muß ich sagen, ihr seid fleißig gewesen“, lobt die Tante und holt jetzt ein Buch. Wir sitzen beim Lampenschein wieder am Wohnzimmertisch und sie liest.

Oh! Welche Musik, welches *Dolce* lag selbst an einem Sonnabendnachmittag in deiner Stimme, liebe Tante! Ja, ich könnte sie dir, glaube ich, beinahe noch heute erzählen, diese Geschichten altenglischer Fabulierkunst, die du so gern auswähltest.

Und wenn der mahnende Uhrschlag aufzuhören gebot, wie stürmten dann die Fragen: Mutter, kommt denn der kleine Lord zu seinen richtigen Eltern wieder zurück? Hat ihn der Tiras ausgespürt? Ob sich der Christian nicht sehr gefürchtet hat, als er auf einmal im Zirkus erscheinen mußte? Waren das wilde Pferde? Oder solche kleine, auf denen wir mal im Zoologischen Garten geritten sind? — — —

Hatte die gute Tante mal durchaus keine Zeit, dann durften wir den Guckkasten holen: Der schiefe Turm zu Pisa. Ganz deutlich, noch dazu in himmelbunten Farben stand diese geheime Welt vor uns. Der Markusplatz



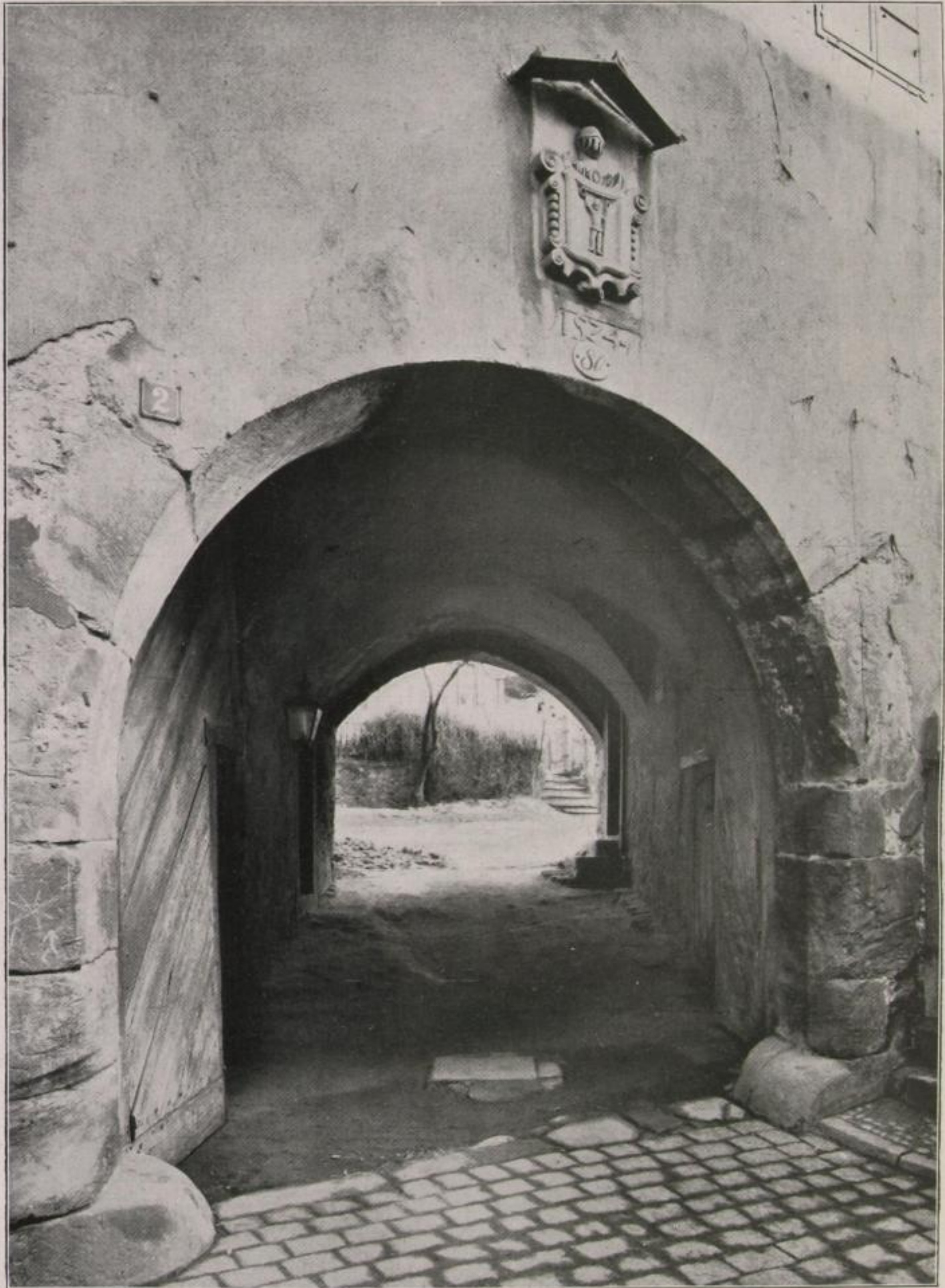


Abb. 5. Blick durch den Torweg in den Löhainer (Heyniger) Hof mit dem von Heynigischen Wappen und der Jahreszahl 1524



in Venedig. Ja, als junges Mädchen war dort Tante Tilly mit ihrem Vater gewesen. Zu jedem Bilde wußte sie eine kleine Geschichte, was sie dabei erlebt hatte. Wenn nun die großen Bilder vor dem feingeschliffenen Guckloch aufstanden, erzählten wir uns mit mancher Zugabe alles wieder: hier hatte sie der Vater gescholten, als sie, müde vom vielen Sehen, keine rechte Andacht für das Kircheninnere mehr gehabt hatte, und der Markusplatz hatte es ihr mit seiner Schönheit so angetan, daß sie heimlich am späten Abend noch einmal allein dorthin geschlichen war, als der Vater schon im Bette schlief. Da hatte der Mond ganz silbern geschienen, wie es in den schönen Büchern zu lesen stand. . . .

War der Guckkasten erledigt, so holten wir den Orbis pictus, ein altererbtes Hausbuch, in dem jedes Handwerk in Kupferstichen zu schauen und beschrieben war: der Bäcker, der Schneider, der Fleischer, der Böttcher, danach die Bilder von fremden Städten, Ländern und Flüssen, oh, da gab es lange zu studieren!

„Aber nun mußt du nach Hause, sonst zanken die Eltern.“

Ja, es war höchste Zeit. Ein Trost nur, daß ich am nächsten Sonnabend wiederkommen durfte.

Nun ging's im Sturmschritt den finstern Hohlweg unter dem tropfenden „alten Gewölbe“ zwischen Afra- und Domberg hinauf zum Ökonomiehof, die Backen rot vom Spielen und vom Rennen und selige Freude im Herzen, ob auch mal Vater und Mutter etwas zankten, wenn die Uhr schon allzu weit über die vorgeschriebene Sieben hinausgeschritten war.

. . . Es scheint, sie sind selten geworden, solche Mütter wie unsere Tante Tilly! Ich sehe mehr denn genug aufgeräumte, vornehme Stuben. Wenn schon Kinder, oft ist es gar nur ein einsamer Sproß, da sind, so spüre ich selten einen ganzen Kreis von Jungen unangesagt in fröhlicher Runde, noch seltener eine Mutter und Frau, die ihrer Frauenwürde zum Troß wirklich Kinder als Regenten unbeschränkter Spielfreude im Kinderzimmer schalten und walten läßt, — auch und gerade am Sonnabend nachmittag, wo früh Besen und Schrapper das Szepter besonders nachdrücklich geführt haben!

Und fünfzehn Jahre später, da ruhten schon dein Otto und dein Heini draußen in Frankreichs und in Flanderns Erde — ihre Namen leuchten vom Ehrenmal auf dem Afranischen Kirchhof hinüber zum Grabhügel des Vaters. Du, liebe Tante, hattest wohl Grund, mit dem grausamen Schicksal zu hadern. Aber die echte Mutterliebe gebiert sich immer von neuem auf dem angestammten Grunde, und so wurdest du die Pflegemutter zweier verwaister Neffen aus samoanischer Ferne. Das sind Großtaten deiner nimmer rastenden Mutterliebe, was du aber jahrelang im kleinen an den Spielkameraden deiner heimgegangenen Söhne getan, das blüht wie liebliche Blumen an den Pfaden der Erinnerung, die uns mit unserer Kindheit verbinden.

— — — — —  
Jahre, Jahrzehnte —, Krieg und Tod hat seither die Glocke von St. Afra geschlagen. Fremde Gesichter schauen mich an, wie ich heute mit Frau und Kind als unerkannter Gast durch den Ökonomiehof schreite.



. . . Was vermögen Blicke, Worte, die vor den stummen Steinen jenes Paradieses Bilder, Menschen bannen wollen, die doch nur dem begegnen und erstehen können, der selig alles miterleben durfte?

Wäre es nur billige, selbstgefällige Empfindsamkeit gewesen, nein, sie hätte nicht bestanden in Ferne und Nacht, in Blut und Graus auf Flanderns, Frankreichs und Galiziens Erde. Ahnte es einer, fröhliche Gespielen, daß diese unbekannte Ferne in jungen Jahren Euch, ihr Getreuesten, letzte Heimat werden sollte?

Eben hier aber, in diesem gemeinsamen, unversehrten Heiligtum unsrer Kindheit, spüre ich euch Lieben alle selig gegenwärtig wie ehemals. Und über uns Ruhelose, Weltversklavte, über uns sonst so Freud- und Friedlose kommt in deinen Mauern, lieber Meißner Ökonomiehof, heute wie damals der Segen deiner Einfachheit und Stille.

Jahrhundert um Jahrhundert hast du, unser Hof, bestanden. Daß Gottes Gnade deine Mauern und deine Menschen weiter schirme! Vor allem aber, laß deine Sonne, die in diesen Hof schaut, wie wir's einst waren, allezeit fröhliche, deutsche Kinder sehen! — — —



Das alte Meissen, von Norden gesehen. Stich von Joachim Friedrich Elsassler 1787  
Original in der Sächs. Landesbibliothek





Abb. 1. Brunnen im Hofe der Fürstenschule St. Afra in der Frühlingssonne

## Die Fürsten- und Landesschule St. Afra

Oberstudiendirektor Dr. Otto Hartlich

### I. Gründung und erste Jugendzeit

Wie zu einer Heerschau rufen wir Meißner die 1000 Jahre auf, die die Geschichte unsrer Stadt ausmachen, und ver hören jedes einzelne, was es beigetragen hat zum Glück oder Unglück, zur Förderung oder Hemmung des Gemeinwesens. Da erscheinen auch viele verkümmerte und blutleere Gestalten, und Schweigen ist ihre Antwort. Wie wenige aber sind es nun gar, die von sich rühmen können: „Von mir ging eine neue Epoche nicht nur für die Stadt, sondern für das ganze Land aus“. Das Jahr 1543 gehört dazu. Von dem 3. Juli dieses Jahres lesen wir in den Annalen des Fabricius die schlichte Notiz: Ludus illustris apertus ante quintum diem Nonas Julias: Die Fürsten- und Landesschule ist am 3. Juli eröffnet worden. Die Gründung von höheren Schulen konnte damals nur von Fürsten unternommen werden, und so verbindet man mit dem Ausdruck „illustris“ zugleich den Gedanken an den fürstlichen Gründer, — die schola illustris gilt als Fürstenschule und ist damit zugleich Landesschule, sofern der Fürst nicht etwa eine Hofschule zu errichten dachte, sondern sie zum Nutz und Frommen seines Landes geschaffen hatte.

Die Bezeichnung Fürsten- und Landesschule kommt allen drei Schulen zu, deren Gründung im Jahre 1543 im Herzogtum Sachsen unternommen oder zu unternehmen versucht wurde. Aufgehobene Klöster sollten ihre Wohnstätten sein, und die alten Klostersnamen wurden auf die Kinder einer neuen Zeit übertragen. Wäre alles nach Plan und Wunsch gegangen, so würde etwa gleichzeitig mit St. Afra und St. Marien zur Pforte in Merseburg St. Petri



ins Leben getreten sein. Aber in Merseburg kam die Gründung infolge der Abwehr des Bischofs, der seine landesherrlichen Rechte vor Kaiser und Reichskammergericht geltend machte, nicht zustande. Dafür entstand im Jahre 1550 St. Augustin zu Grimma.

Die Namen der Mutter Maria und des heiligen Augustin sind allen geläufig. Wer aber war die heilige Afra? Sie wurde in Augsburg als Ortsheilige verehrt, weil sie die Weigerung, heidnische Opfer darzubringen, mit dem Märtyrertode gebüßt hatte.

Im Jahre 1205 zogen in ein an die Afrakirche angebautes Kloster die Augustiner-Chorherren ein, etwa 15 an der Zahl, denen nun die gottesdienstlichen Verrichtungen in der Afra- und der Frauenkirche übertragen wurden. Wer heute den Afraberg erstiegen hat, kann noch eintreten in den uralten Klosterhof, der von träumerischer Schönheit ist. Efeu, wer weiß, wann gepflanzt, klettert über das Mauerwerk, hoch ragt der Poenitentzturm, ein Stück der einstigen Stadtmauer, und wer durch die im vorigen Jahre wieder freigelegten Kreuzgänge wandelnd seinen Geist zurückzusenden vermag in die lebendige Betrachtung versunkener Zeiten, der sieht sie noch lebhaft wandeln, die Augustiner-Chorherren, adelige Gestalten im schwarzen Leibrock und das weiße Chorhemd darüber, den Präpositus, den Camerarius, den Infirmarius (Krankenpfleger), den Kantor u. a. (Abb. 2).

Etwa 335 Jahre haben die Augustiner-Chorherren ihr stilles Klosterleben verbunden mit Weltpriestertum — denn sie übten außerhalb des Klosters Seelsorge und Pfarrdienst aus — geführt, da rauschte eine neue Zeit heran, in ihrem Strome versank das Mönchtum und Klosterwesen der ganzen Stadt. Zwei geistige Mächte zugleich strahlen ihren Glanz über die Menschheit aus; in dem Lichte der einen kann der Mensch durch den Glauben gerecht und des Jenseits gewiß werden, im Lichte der anderen wird die Diesseitsfreude durch die Aussicht auf Aneignung universaler Bildung unendlich gesteigert. Im Grunde gegensätzlich gewinnt doch eine aus der anderen Kraft, sie ziehen sich an und stoßen sich ab, fliehen und suchen sich. Im Herzogtum Sachsen gehen sie — Reformation und Humanismus — unter dem Herrenwort des Herzogs Moriz einen festen Bund ein: Zu der *L a n d e s k i r c h e*, die in Ernestinischen Landen schon gegründet war, fügte er die *L a n d e s s c h u l e e v a n g e l i s c h e n C h a r a k t e r s*, weil er erkannte, daß die neue Zeit „gelehrter Kirchen- und andere des gemeinen Nutzens Diener“ brauchte. Es ist höchste staatsmännische Weisheit, die wir hier bewundern müssen. Wer eine Ahnung davon hat, wie das geistige Leben damals in den Städten und Dörfern darniederlag, wer die Berichte der Visitatoren kennt über die Unwissenheit und oft auch über den moralischen Tiefstand der Geistlichkeit, der wird ermessen können, was die Schöpfung dieser Landeschulen bedeutete. Aus ihnen ging nun der humanistisch gebildete Pfarrer hervor, der höhere Beamte für Gerichts- und Verwaltungsdienst, der Arzt, der Lehrer, unter ihrem Wirken mußte sich der geistige Stand des ganzen Volkes zu heben beginnen.





Abb. 2. Die ehemalige Klosterküche zu St. Afra



Aber auch in Hinsicht auf die Staatswirtschaft bedeuten die Gründungen der Landes­schulen die glückliche Lösung einer drängenden Frage. War doch so vieles Kirchengut herrenlos geworden, und kaum hatten das die Klugen begriffen, „da eilt, was Hände hat, sich einzurichten“. Es war höchste Zeit, der Vergeudung und ungerechtfertigten Besitzergreifung des Kirchengutes Einhalt zu tun. Wie schlecht hatte Morizens Vater, Heinrich (1539—1541), gewirtschaftet, wie klar erkannte sein Sohn Moriz die Forderung der Zeit und wie entschieden trat er den Ständen gegenüber auf! In der Neuen Landesordnung vom 21. Mai 1543 tut er seinen Willen kund: „Nachdeme zu Christlicher Lehre und Wandel, auch zu allen guten Ordnungen und Polickey (= Verwaltung der *πóλις*, also Gemeindeverwaltung) vonnöthen, daß die Jugend zu Gottes Lobe und in Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten und dann vornehmlich in der heiligen Schrift gelehret und unterweiset werde, damit es mit der Zeit an Kirchendienern und anderen gelehrten Leuten in unseren Landen nicht Mangel gewinne, sind wir bedacht, von den erledigten Klöster- und Stifft-Gütern drey Schulen aufzurichten, nemlich eine zu Meißen, darinnen ein Magister, zween Baccalaureen, ein Cantor und sechzig Knaben“, es folgt die Benennung von Merseburg und Pforte — „und an allen Orten mit Dorstehern und Dienern, Lehre, Kosten und anderer Nothdurfft . . . umsonst versehen, . . . und sollen die Knaben alle unsere Unterthanen und keine Ausländische seyn“. Brachte eine geistliche Stiftung — es handelt sich zumeist um sogenannte Altarlehen — 30 Gulden Zinsen ein, so sollte dem Patrone das Recht zustehen „einen Knaben zu benennen“. Etwa den dritten Teil aller Freistellen jedoch behielt der Kurfürst sich und seinen Nachfolgern zur Vergebung selber vor. So waren denn die Schulen bestimmt für „Edelleute, Bürger und anderer gemeinen Leute Kinder“. „Wenn sie aber in die Schulen angenommen, sollen sie sechs Jahre darinn umsonst unterhalten und gelehret werden. Da aber einer darzu ungeschickt, ungehorsam oder sonst der Gelegenheit befunden, daß er nicht lernen könnte, dem Schulmeister nicht folgen oder denen anderen zu bösen Sitten und Exempel seyn würde und davon nicht abstehen wollte, der soll zu jederzeit nach des Schulmeisters Erkänntnis aus den Schulen gewiesen und uns die Ursach durch ihn angezeigt werden“.

Wir hören heute die Forderung nur zu oft: „Freie Bahn dem Tüchtigen!“ Die Fürstenschule erfüllt sie seit ihrer Gründung. Wir wünschen gesunde Mischung der Stände, hier wohnte der Reiche mit dem Armen zusammen und saß vielleicht auf einer Bank mit ihm. Und nicht eine Berufsschule, etwa für Theologen, sollte die Fürstenschule sein, sondern die allgemeinen Grundlagen einer Bildung geben, auf denen sich jedes Berufsstudium aufzubauen hat. Man konnte sich viel pädagogisches Geschrei ersparen, wenn man die Richtlinien für Unterricht und Erziehung, die für die Fürstenschulen im Jahre 1543 aufgestellt wurden, in der Gegenwart berücksichtigt hätte.

Und nun gingen die Anmeldungen (Benennungen) der Knaben ein von den Städten und adligen Familien, und sorgfältig werden von den herzoglichen Räten die Rechte geprüft. Im Atrakloster wurde unterdessen, so gut es ging,



aus den Mönchszellen Gemach für die Alumnen geschaffen, und seit dem Juli zogen die ersten Afraner durch das Klostertor ein, Pioniere einer neuen Zeit. Bereits im ersten Jahre können wir 55 Schüler mit Namen nachweisen und wissen von vielen, daß sie in hohe oder wenigstens geachtete Lebensstellung gekommen sind. Freilich lesen wir bei dem einen auch: „ob pigritiam dimissus — wegen Faulheit entlassen“ oder bei einem anderen „ob inobedientiam dimissus — wegen Ungehorsam entlassen“, bei einem dritten „evasit 1547 inter belli tumultus — rückte aus 1547 während der Kriegsunruhen“.

Mit der Errichtung der Schule waren die herzoglichen Räte Dr. *Georg von Komerstadt*, *Ernst von Miltitz* und der berühmte Humanist *Johann Rivius* betraut worden. Dieser wird das erste Lehrerkollegium zusammengestellt haben. Von der Lateinschule in der Stadt wurde *Hermann Dulpus* als Rektor berufen, aus Freiberg kamen *Matthias Dabercusius* und *Hiob Magdeburg*, Kantor wurde *Lorenz Hofmann*, ein Schüler *Luthers* und *Melanchthons*. Die höchste Stellung an der Schule hatte aber der Schulverwalter inne, der die gesamten äußeren Angelegenheiten der Schule, Verwaltung ihres Vermögens, die Gerichtsbarkeit in den Schuldörfern usw., natürlich auch die Verpflegung der Alumnen zu besorgen hatte.

Wir wissen von dem ersten Rektor wenig. Sein Nachfolger, *Georg Fabricius* (1546—1571), ist der eigentliche Organisator der Schule. Er vereinigte große Gelehrsamkeit mit dem glücklichsten Lehrtalent und wußte gute Disziplin zu halten. Mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit stand er in brieflichem Verkehr, mit *Melanchthon*, der ihn zur Hochzeit seiner Tochter einlud, war er eng befreundet. Binnen kurzer Zeit brachte er *St. Afra* so zur Blüte, daß Fürsten, Adlige und Gelehrte kamen, um die berühmte Schule kennen zu lernen. Fürwahr, die Aufgabe, die seiner wartete, war bedeutungsvoll und schwierig genug. Es hatte sich in den drei Jahren des Rektorates von *Dulpus* wohl herausgestellt, daß der kleine Schulstaat fester Gesetze und das Zusammenleben der Regelung bis ins Einzelne bedurfte. Man kannte ja bisher nur die mönchische Gemeinschaft. Jetzt kam es darauf an, eine Schulgemeinschaft zu begründen, die aus Knaben und Jünglingen bestand, und sie durch Unterricht, Privatstudium und Erziehung so zu fördern, daß aus ihr Jahr für Jahr hoffnungsvolle Jünglinge die Landesuniversitäten beziehen konnten. „Wir wollen, sagt *Fabricius*, nicht nur daß gelehrte Leute aus unsrer Schule hervorgehen, sondern auch gute Menschen.“ Er hatte nicht vergebens bei *Joh. Sturm* in *Strasbourg* studiert, der sein Unterrichtsprogramm in die kurzen, aber drei ganz neue Werte aufzeigenden lateinischen Worte zusammenzufassen pflegte: ‚*Sapiens atque eloquens pietas*‘, wir können das übersetzen mit: evangelisches Christentum verbunden mit gelehrter Bildung und Beherrschung der lateinischen Sprache. Denn das gute Latein war ja eben von den Humanisten neu entdeckt worden, man fühlte sich glücklich und stolz, das Mönchslatein überwunden zu haben. Kein Wunder, wenn es wie eine lebende Sprache angesehen wurde, auch die Schüler im Verkehr untereinander sollten nur lateinisch reden. Zunächst



wurde nun eine feste Tageseinteilung gegeben. Um 5 Uhr weckten die Famuli, vier arme Schüler, die keine Stelle hatten, sondern sich ihren Aufenthalt in der Schule durch Dienstleistungen erkaufte. Dann ging es in das große Auditorium zum Gebet. Um 6 Uhr begann der Unterricht, um 7 Uhr gab es eine Morgensuppe, dann war Studieren, von 8 bis 9 Uhr wieder Unterricht, kurz danach ward die Mittagsmahlzeit gereicht. Wahrscheinlich ist dann eine Stunde frei gewesen und eine Stunde Studieren, um 12 Uhr setzt der Unterricht von neuem ein; um 2 Uhr ging man in die Kirche zur Desperandacht, darnach wurde im Coenakel Brot, Käse, Bier aufgetragen. Von 3 bis 4 Uhr lag noch eine Unterrichtsstunde. Nun wurde schon die Abendmahlzeit eingenommen, dann wird frei bis 6 Uhr gewesen sein. Um 7 Uhr gab es in dieser bierfrohen Zeit noch einen Schlastrunk. Man wird zeitig zu Bett gegangen sein, von 8 bis 9 Uhr sollte noch eine Repetitionsstunde unter den Schlafgenossen stattfinden. Je drei hatten zusammen ein Studierzimmer (museum) und ein Schlafzimmer (cubiculum). Die Speisevorschriften sind sehr üppig, aber die Klagen über das Essen hören nicht auf. Die Kriege und ihre Not im Gefolge tragen die Schuld, leider hat es auch habgierige und betrügerische Schulverwalter gegeben. Dazu gehört Peter Glize, der 1615 in Dresden enthauptet wurde, und Johann Georg Schimmel, der sich allerdings zum Teil mit Kriegsnöten entschuldigen konnte. Wasser als Trunk scheint wegen der Seuchengefahr überhaupt nicht groß in Betracht gekommen zu sein, denn auch außerhalb der Mahlzeiten standen, an einem gelegenen Ort, zwei große Kandeln Bier, „ob imandt von den Knaben durstig“, doch scheint der von der Schule selbstgebraute Trunk sehr wäßrig gewesen zu sein. —

Die sonstigen Gesetze des Fabricius sind erst vor kurzer Zeit (1905) wieder aufgefunden worden. Ich gebe eine ganz kurze Auswahl in Übersetzung: Den Lehrern wird eingeschärft, daß sie Gerechtigkeit, Milde und Strenge vereinigen müssen, dem Schulverwalter, daß er die Annäherung der Alumnen an die Küchenmägde nicht dulden darf. Aus den Gesetzen für die Schüler führe ich an: Beschwerden zunächst an den Lehrer! Nichts ausplaudern aus der Gemeinschaft! Alle seien sich bewußt, Mitschüler zu sein! Am engsten müssen sich die Kammergenossen verbunden fühlen! Nicht beleidigen, nicht rohe Schimpfworte gebrauchen! Beim Arbeiten soll man sich gegenseitig unterstützen und fördern. Gute Schüler als Beispiel betrachten, Irrende auf den rechten Weg zurückführen, Unverbesserliche anzeigen! Dem Oberen gehorchen! Obszönes meiden! In der Kirche zuhören, nicht lesen! Wenn früh der Famulus läutet, sogleich die Türe öffnen, Betten machen, Zimmer kehren! Waschen, Kämmen, Schuhe putzen! An dem gewiesenen Orte ausgießen, was auszugießen ist! Abends: Nicht in andere Zimmer gehen! Im Schlafzimmer kein brennendes Licht! Bei Tische: Nicht gierig schlingen! Teller — sie waren aus Holz — nicht zerbrechen, nicht in die Tischtücher schneiden! Im Unterricht: Pünktlich zur Stelle, Bücher und Schreibgerät bereit halten! Wenn hergesagt wird, Bücher schließen! In der Stadt: Nicht rennen! Zu grüßen sind Personen der Obrigkeit, Geistliche, Lehrer, alte Leute, angesehene Bürger! Immer an



die Würde der Schule denken! *Freizeit*: Nicht über die Grenze ausdehnen! Nicht zu frech! Nicht mit Steinen werfen! Würfel, Karten und dergleichen verboten! Nicht um Geld spielen! *Kleidung*: Zerrissener Anzug wird nicht geduldet! Nicht geckenhaft oder militärisch sich kleiden! Alle Kleidungsstücke mit Namen versehen! Waffen tragen ist verboten! Ein besonderes Kapitel in den Schulgesetzen enthält die Dienstvorschrift für die vier *Famuli*, die kein leichtes Amt hatten. Sie sind zunächst verantwortlich für die Einhaltung der Zeiten, wecken früh durch Anschlagen der Glocke und ebenso treiben sie abends zur Ruhe. Die Auditorien, der Speisesaal, einmal im Monate auch die Kirche werden von ihnen gereinigt. Sie haben die Speisen aufzutragen — nicht naschen dabei! sie räumen wieder ab und bergen das Geschirr an seinem gehörigen Ort. Auch auf der Krankenburg sind sie an der Abwartung der Kranken beteiligt und besorgen die Medizin aus der Apotheke. Und wenn Walter von der Dogelweide gewarnt hatte: Nieman kan mit gerten Kinder zuht beherten, so war diese schöne Mahnung für die Anschauung dieser Zeit und also auch für Afra in den Wind gesprochen: *Virgas semper in promptu habeant!* also Ruten immer in Bereitschaft halten, diese Forderung wird an die *Famuli* gestellt. Genau geregelt war nun auch der Unterricht, genau bezeichnet die Schriftsteller, die gelesen werden sollten, Realien fehlen in der ältesten Zeit, nur Arithmetik wird ein wenig getrieben und Musik eifrig. Denn damals wie heute stellt Afra den Kirchenchor. Überhaupt wie die Afrakirche (Abb. 3) vorher Kloster- und Pfarrkirche gewesen war, so war sie jetzt Schul- und Pfarrkirche, und es ist später vorgekommen, daß sie in Pestzeiten wegen der Ansteckungsgefahr der Gemeinde verschlossen blieb und nur der Schule offen stand.

Wir haben einen Blick in die Organisation der Schule getan. Was war denn ihr Erleben? Wie schade zunächst, daß der fürstliche Gründer und nunmehrige Kurfürst sich seiner Schöpfung so wenig annehmen konnte! Politik und Krieg hielten ihn zumeist fern seinem Lande. Unter den Augen des Fürsten hatten die Räte ausgezeichnet gearbeitet, jetzt, da er fern war, war die Teilnahme geringer, ja, dem Dr. von Komerstadt sagte man nach, daß er die Schule um Grundbesitz geschädigt habe. Jedenfalls beginnt zeitig allerlei wirtschaftliche Not. Und gleich im ersten Amtsjahre des Fabricius hatte die Schule unter des Krieges Unbill zu leiden. Kurz vor seiner großen Niederlage bei Mühlberg (24. April 1547) hatte Johann Friedrich Meißen besetzt; als er es am 16. April wieder räumte, nahm er 23 adlige Alumnen als Geiseln mit und ließ sie zu Schiff nach Wittenberg bringen. Die meisten sind 1548 zurückgekehrt. Vor der Pest im Jahre 1552 zerstob die Schülerschaft (Abb. 4). 1571 starb Fabricius. Sein zweiter Nachfolger war Matthäus Dresser (1575—1581). Er war, als er den Ruf erhielt, nach Meißen zu kommen, bereits Professor in Erfurt und hatte eben eine ehrenvolle Berufung an die Universität Jena bekommen. Nichts zeugt mehr von dem Ruhme der Fürstenschule in der damaligen Zeit, als daß Dresser auf die akademische Professur verzichtete. Der lateinische Brief aber, den er an den Kurfürsten August richtete, verdient, hier in Übersetzung zu stehen:



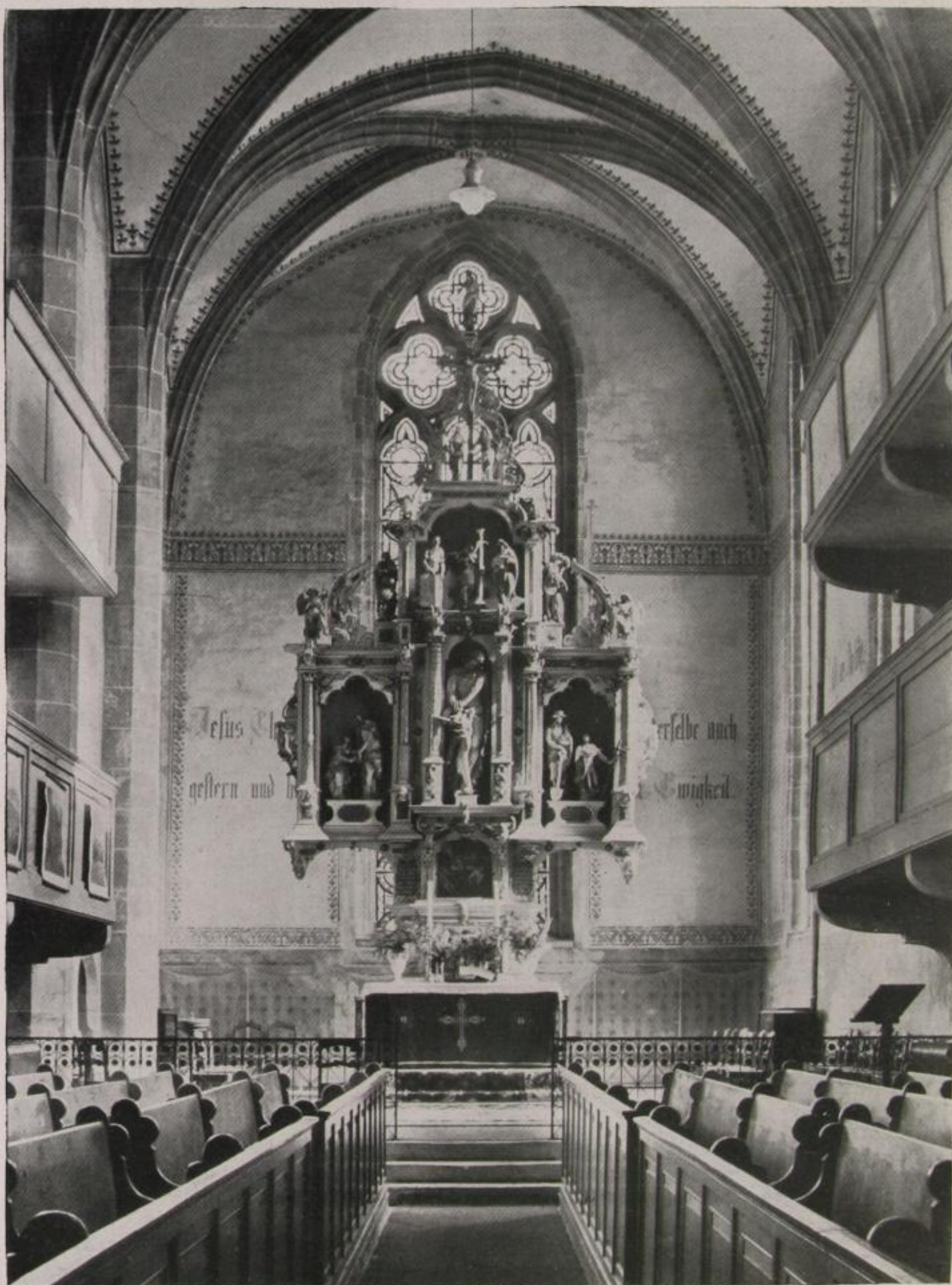


Abb. 3. Inneres der Kirche zu St. Afra mit dem Altar von Valentin Otte und Johann Richter





Abb. 4. Grabmal des Fürstenschülers Haug von Maxen († 1569) in der Schleinitzer Kapelle der Kirche St. Afra. Der Knieende zeigt die damalige Tracht (Schaube) der Fürstenschüler



„Erlauchtester Kurfürst, gnädigster Herr! Es kam einst der Herzog Eberhard nach Florenz und ward gastfrei von einem vornehmen und reichen Manne aufgenommen. Dieser zeigte ihm alle seine Kostbarkeiten, Waffen, Gefäße und anderes. ‚Dies alles ist mir lieb und wert, aber ich habe noch einen lieberen und schöneren Schatz‘, und er führte den Fürsten in ein Gemach, da standen auf der einen Seite seine Söhne mit ihrem Lehrer Politianus — wir merken, daß wir im Hause des Vaters von Lorenzo Medici sind — auf der anderen die Gattin mit ihren Töchtern. Entzückt rief der Fürst aus: ‚Nichts Schöneres kann es geben‘. So ist, gnädigster Herr, gewaltig Deine Macht, Dein Ansehen, Dein Glanz, aber ein Kleinod in Deiner Schatzkammer leuchtet vor den anderen, daß Du Schulen hast mit trefflicher Anlage, die Werkstatt und Quellhaus der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit sind, in denen die Knaben in guter Ordnung gehalten werden und dasjenige lernen, was man zu Ämtern in Kirche und Schule nötig hat. Mit diesem Kleinod besiegst Du andere Fürsten und bist verdient um die Nachwelt. Das gilt mehr wie der Besitz von Städten und Burgen und Silber und Gold.“

Aber in den theologischen Streitigkeiten dieser Zeit hatten Dresser und seine Nachfolger einen schweren Stand.

Noch schwerere Nöte verhängte das 30jährige Ungewitter des großen Krieges (1618—48) über St. Afra. Der Rektor Johann Bechmann (1609 bis 1632) ward von einem kaiserlichen Fähnrich auf dem Schulhofe getötet.

Aber trotz schwerster Kriegszeiten verbunden mit Krankheit, Not und Teuerung ist in St. Afra immer ordentlich und mit Nachdruck gearbeitet worden. Jahr für Jahr stiegen reif gewordene Jünglinge vom Ayraberg ins Land hinunter, bezogen die Universität oder traten ins Heer, widmeten sich dem Bergbau, der Forstwissenschaft oder technischen Fächern. Wir kennen fast alle Namen und wissen von den meisten, daß sie in Treue ihres Berufes, oft in hoher Amtsstellung, gewartet haben. Von schlimmen Elementen hat sich die Schule immer zu reinigen gesucht. Wie wild und unbändig war die Jugend im 30jährigen Kriege geworden! Wie hart auch und unserem Empfinden nicht entsprechend die Strafen! Es kam vor, daß die Sünder im Halseisen stehen mußten oder mit der Fiedel — einem hölzernen Instrument, in welches Hals und Hände eingespannt wurden — belastet einhergehen. Unwirtlich und kalt war das Karzer, in das die Übeltäter tage- ja wochenlang eingesperrt wurden. Wir haben bei den Akten viele lateinische Bittschreiben, oft in Versen abgefaßt, in denen die Inkarzerierten um Erlösung bitten. Auch ein deutsches Gedicht an den König selber gerichtet aus dem Jahre 1702 gibt uns eine lebhaftere Vorstellung von den Leiden im Karzer, wenn es z. B. heißt:

Heut ist der sechste Tag, heut ist die sechste Nacht,  
Daß mein gepreßter Geist in Staub und Moder schmacht,  
Soll er sich achte noch in diesem Kerker grämen,  
Wird das Verhängnis ihn aus seinem Körper nehmen.

Von der Rutenstrafe war schon die Rede, milder war die sogenannte Carene. Während der Zötus aß, mußte der Bestrafte knieend zusehen und



bekam höchstens etwas Suppe und trockenes Brot. War aber von Dresden das Reskript ergangen, daß der Schüler auszustoßen sei aus der Gemeinschaft, so versammelte sich die Schulgemeinde im großen Auditorium. Nach gebührender Ermahnung des Rektors an den ganzen Zötus wurde der „Befehl“ verlesen, und sofort danach wurde das Glöcklein geläutet; unter dem Klange seines Klöppelschlages zog der „Exclusus“ zum Tor hinaus. Aber wenn auch viele Aktenfaszikel von disziplinarischen Verstößen berichten, so erzählen andererseits die vielen Bände der in lateinischer Sprache sorgfältig abgefaßten *Jensen*, wie genau die Lehrer beobachteten und hochstehend die Leistungen der Alumnen waren. Und der Rektor Lessings (Abb. 5) — Theophil Grabener — ein Mann, dem man glauben darf, sagt einmal in lateinischer Sprache: „Nie hat es der Zötus an der schuldigen Ehrerbietung mir gegenüber fehlen lassen“. Wieviel Kulturgeschichte, menschliches Erleben, Jugendkunde enthalten unsere Akten noch! Ich aber breche ab, da ich nicht einmal die Oberfläche entfernt abschöpfen kann, um noch einen raschen Blick auf St. Afra in der Gegenwart zu werfen.

## II. St. Afra in der Gegenwart.

Die Fürsten- und Landesschule St. Afra ist ein humanistisches Gymnasium mit den Klassen Untertertia bis Oberprima. Es wird also eigentlich vorausgesetzt, daß der Novex — so heißt der neu Eintretende — drei Jahre lateinischen und ein Jahr englischen Unterricht bereits genossen hat. Infolge der Reformbewegung gibt es aber nur noch wenige humanistische Gymnasien, die aus ihren Quartanern uns Schüler senden können. Es ist darum sehr dankbar zu begrüßen, daß das Ministerium für Volksbildung fürsorglich eine Vorklasse (Quarta) für Ostern 1929 begründet hat. In diese Vorklasse können erfolgreiche Quintaner jeder höheren Schule eintreten und werden in einem Jahre zur Aufnahme in die eigentliche Fürstenschule vorgebildet. Die Quartaner wohnen in besonderen Räumen, und die Anforderungen des Alumnatslebens werden an sie noch nicht in voller Ausdehnung gestellt. —

Die Stirnseite des stattlichen, wenn auch dachlosen, Schulgebäudes, trägt die Inschrift: *Christo, patriae, studiis*; sie bezeichnet kurz und treffend den Geist, der in ihr herrscht und herrschen soll.

Denn St. Afra ist eine evangelische Stiftungsschule, und das Alumnat stellt demnach eine christliche Hausgemeinschaft dar. Morgen- und Abendgebet wird gehalten, das Tisch- und Dankgebet wird gesprochen, am Tage der Konfirmation und am Ecceabend (Abend vor dem Totensonntag) geht die Schulgemeinde zum Abendmahl (Abb. 6). Vor allem aber suchen wir die religiöse Gesinnung still und ohne jede Aufdringlichkeit zu pflegen und sind uns dabei bewußt, daß gerade der aufgeweckte Geist des Schülers in dieser Zeit oft in Zweifel und Abkehr gerät und Verständnis für seinen Zustand ersehnt. Der Suchende ist uns immer willkommen, nicht zu uns gehört der Stumpfe, der freche und böswillige Spötter.

Wir legen weiter Wert darauf, daß unsere Alumnen vaterländisch empfinden. Gott sei Dank kommen unsere Jungen bis jetzt aus Elternhäusern,





Abb. 5. Gotthold Ephraim Lessing  
von Ernst Riettschel, in der zum Garten führenden Halle der Fürstenschule





Abb. 6. Der afranische Kirchhof mit dem Blick auf den Dom



in denen die Liebe zum Vaterlande ein unbezweifeltes Wert ist. Der Geschichts- und der Deutschunterricht vor allem läßt sie deutsche Vergangenheit miterleben und deutschen Geist mitempfinden und bindet sie an deutsches Schicksal, Wesen und Sprache. Darum ist ihr Wunsch und Ziel, mitzuhelfen daran, daß das Vaterland wieder zu Ehren kommt. Und die Menschheitsidee? Geknechtet können wir ihr nur sehr wenig dienen, frei geworden wollen wir, „aus den Wurzeln unserer Kraft“, der Vaterlandsliebe, dem hohen Ideal nachstreben. Ich bin überzeugt, daß ein Junge mit undeutscher Gesinnung sich in unserem Alumne nicht halten könnte (Abb. 7).



Abb. 7. Gedenkstein für die 144 im Weltkriege gefallenen Afraner im Schulgarten mit der Aufschrift: *Μη λέγε θνήσκειν τοὺς ἄγαθοὺς* (Sage nicht, daß deine Helden tot seien!)

Mit den „studiis“ wird es auf Afra immer noch genau genommen. Wir lehnen die pädagogische Phrase ab, vertreten das gute Recht der Grammatik und der formalen Bildung, die den Geist wundervoll übt und den Aufstieg zur Höhe erst möglich macht. Dann aber soll es nicht daran fehlen, aus der Welt des Schrifttums die Schau aufzutun in die großen Gebiete des Menschentums: in Staat und Gesellschaft, Religion, Sitte, Recht und Kunst. —

Wie ist die Schule organisiert? Jeder Alumne muß seine Stelle haben. Es gibt im ganzen 140 Stellen, davon sind 105 ganze Freistellen, die entweder vom Staate (40) oder von adligen Familien (18) oder von Städten (45) oder von Rittergütern (2) vergeben werden, 35 sind sogenannte Koststellen, die bei Der-



abreichung gleicher Kost zerfallen in solche erster, zweiter und dritter Klasse. Die Inhaber der Koststellen erster Klasse sind am günstigsten gestellt, aber auch auf Koststelle dritter Klasse zahlt der Schüler nicht viel mehr, als er zu Hause kosten würde. In der verschiedenen Bewertung der Koststellen liegt die Möglichkeit des Aufstieges von der dritten zur zweiten und zur ersten Klasse. Und das eben gehört zur Eigenart der Fürstenschulerziehung, daß sie immer dem einzelnen ein erstrebenswertes Ziel zeigt, das er durch Benutzung und Anspannung seiner Kräfte erreichen kann. Bei der Aufnahmeprüfung sind freilich die am besten dran, die von Adligen oder Städten für eine Stelle vorgeschlagen sind. Auch sie müssen natürlich die Prüfung bestehen, um in den Genuß ihrer Stelle treten zu können, aber für die anderen bedeutet die Prüfung einen Wettkampf (Certamen), und sie rücken in der Reihenfolge in das Alumnat ein, wie es die Güte ihrer Prüfungsleistung oder spätere Bewährung ausweist. Allerdings trägt das Resultat bisweilen: Der Kecke siegt, der Ängstliche versagt. Da bedarf es für den Lehrer der Kunst der Diagnose und Prognose. Es dauert gewöhnlich nicht lange, so ist der Schaden ausgeglichen.

Feierlich ist schon die Aufnahme. Im Synodalzimmer verliest der Rektor die Namen der Aufgenommenen, benennt seine Stelle, die Stube, in die er kommt, den Tisch, die Schranknummer und sagt den Namen des Oberen, dem er zugeteilt ist. Schon in dieser Stunde erfährt der junge Afraner den Wortlaut des alten Gelübdes, das er in der Aufnahmefeier nach Ostern abzulegen hat: „Ich gelobe mit Gottes Hilfe fleißig, gehorsam, gottesfürchtig und dankbar zu sein“. Draußen aber auf dem Tabulat steht der Mann mit den grünen Mützen, und nachdem das Haupt seine Bedeckung gefunden hat, schreitet die grüne Zukunft noch einmal frei aus dem Tore. Denn wenn sie wiederkehrt, ist sie unter das Gesetz getan.

Gearbeitet wird in St. Afra in 10 Stuben, in jeder Stube sind zwei Tischgemeinschaften untergebracht. Diese finden sich nach Wunsch und Neigung zusammen, der Obere wirbt, der Untere bewirbt sich. In der Tischgemeinschaft soll möglichst jede Klasse vertreten sein. Von größter Bedeutung ist der Obere für seine Stube. Schon wenn er für unbedingte Ruhe im Studieren sorgt, fördert er seine kleine Gemeinde. Er wird aber auch in wissenschaftlichen und anderen Fragen Rat geben und in väterlicher Weise für sie sorgen. Es gehört zur Eigenart St. Afras, daß es seinen oberen Schülern zeitig Gelegenheit gibt, Führereigenschaften und Führertüchtigkeit zu entwickeln, und oft genug hat es sich gezeigt, daß Afraner auch auf der Hochschule und dann in der Schule des Lebens an der Spitze marschierten.

Die Oberen haben aber nicht nur für ihre Stube Bedeutung, sie gehören auch dem Inspektorenkollegium an. Ihnen — 12 bis 15 an der Zahl — ist die Würde der Schule anbefohlen. Sie sollen bemüht sein, die Tradition zu bewahren, den Geist der Gemeinschaft zu pflegen, Gemeines und Häßliches fernzuhalten oder zu unterdrücken. An ihrer Spitze steht der Sprecher oder primus inspectorum, der zu dieser höchsten Vertrauensstellung von den Oberprimanern vorgeschlagen, von der Synode bestätigt wird. Rektor und Lehrer



müssen sich auf ihn ebenso verlassen können wie die Schüler, die an seine Entscheidung appellieren. Jeden Sonnabend 10 Uhr melden sich die neuen Inspektoren des Wochendienstes, die *f u n g i e r e n d e n* Inspektoren; ich nenne hier nur den *H a u s i n s p e k t o r* und den *Z w i n g e r i n s p e k t o r*. Sie wachen über des Dienstes gleichgestellte Uhr, laut hallen ihre Imperative, z. T. überliefertes Formelgut aus alter Zeit, sie rennen, mahnen, rügen, und wenn sie ihre Pflicht treulich getan, haben sie am Ende der Woche Anerkennung und Urlaub redlich verdient. Denn schon das Wecken früh ist für den Hausinspektor keine Kleinigkeit, bleibt doch der normale Afraner bis zum letzten möglichen Augenblick auf seiner Lagerstatt. Endlich sind alle im Waschsaale, wo jeder sein Becken mit Wasserzulauf hat, und im Verkehr mit dem Wasser erwachen vollends die Lebensgeister, das rauscht und plantscht, sprudelt und quiekt, entrüstet sich und lacht. Aber der Hausinspektor hat unterdessen auf dem Tabulat mit der Uhr in der Hand Posto gefaßt. Zuweilen drückt er auf den Knopf, und das elektrische Läutewerk ertönt. Dann schlüpfen gedrängter erst kleinere, dann größere Gestalten herunter. Aber 16 Minuten nach 6 Uhr drückt er dreimal auf den Knopf, gellend, warnend tönt die Glocke, zugleich tritt mit dem Schlüsselbund der ernste Schulwart an das Tor der Pünktlichkeit, eine eiserne Gittertür. Eben will der Weiser die 17. Minute nach 6 anzeigen, da — weg aus der Bahn! — segt der letzte Ansturm der Herren Primaner heraus, und schon fällt die Türe ins Schloß. Nur selten kommt es vor, das hinter der Gittertür noch Bewegung ist. Dann aber erscheint der *H e b d o m a d a r*, der in Ruhe erst die Namen feststellt, zur Meldung auf Inspektion einlädt und nun die Türe noch einmal öffnen heißt. Was ist und was bedeutet das Wort *Hebdomadar*? Das ist der Siebentagemann oder Wochner, der Lehrer, der Sonnabend mit den Inspektoren sein Amt antritt und am folgenden Sonnabend mit einem Atemzug der Erleichterung und Augurenlächeln die Schlüsselgewalt an seinen Nachfolger abgibt. Sieben Tage lang hat er dann in der Schule Tag und Nacht gehaust, tagsüber in dem Zimmer, über dem die Inschrift „Inspektion“ steht. Die Türangel zu diesem Zimmer gleicht einem *Perpetuum mobile*, und doch wird eine Art von Allgegenwart von ihm verlangt. Die Verantwortung für den inneren Betrieb hat er zunächst, er ist auch für seine Inspektoren verantwortlich; besonders wird von ihm erwartet, daß er fleißig durch die Stuben geht und das Studieren beaufsichtigt. Vor dem Wecken beginnt sein Dienst, und nach den Schülern geht er zur Ruhe. Er richtet und schlichtet, tröstet und treibt und hält auch vertraute Zwiesprache. Wo der *Zötus* versammelt ist, weilt er mitten unter ihm. In der Frühe liest er einen kurzen Morgensegen, des Abends spricht er, was ihm das Herz bewegt: die Bibel, die Dichter, die Philosophen bieten ihm Stoff für seine Andacht, die er mit einem Gebete beschließt. Die Einrichtung des *Hebdomadariats* und die Bestellung der Inspektoren geht auf die Schulordnung von 1580 zurück.

Nicht für jeden ist St. Afra der Boden, wo er wachsen und sich entfalten kann. Der Knabe und Jüngling muß hier auf manches verzichten, was ihm auf anderen Schulen gegönnt ist. Wer sich nicht einzufügen versteht, dem ist



Derpflanzung in anderes Land anzuraten. Es hat sich nicht selten gezeigt, daß aus solchen Gründen abgegangene Schüler in ihrer neuen Pflanzstätte gute Früchte gezeitigt haben. Uns ist es besonders schmerzlich, wenn Afraner, die für unsere Gemeinschaft in Gesinnung und Haltung besonders geeignet sind, wegen mangelhafter Leistungen uns verlassen müssen. Doch gehört es zur Eigenart von St. Afra, daß in den Wissenschaften Leistungen verlangt werden, und wir können von dieser Forderung nicht abgehen. Aber trennen soll und muß sich von uns, wer durch sein Verhalten dem afranischen Geiste Schaden bringt.

Was ist denn afranischer Geist? Das stolze Bewußtsein, einer fast 400jährigen Schule anzugehören, die in der Erziehung zur Gottesfurcht, in der Pflege vaterländischer Gesinnung, in der Überlieferung von Wissenschaft und in der Ausbildung des jugendlichen Menschen zur Humanität ihren steten Beruf gesehen hat, dazu der feste Wille, sich dieser Überlieferung würdig zu machen, und auch in der neuen Zeit den alten, unvergänglichen Werten nachzustreben in der Vertiefung, die sie durch die Arbeit der edelsten Geister erfahren haben.

Sapere aude! Du kennst dein Ziel. Wage den Weg, der zu ihm führt, kraftvoll zu betreten!



**Die große Platane beim Försterhause des Parks von Schloß Siebeneichen,  
ein oft gewähltes Ziel spazierengehender Afraner**





Abb. 1. Älteste Abbildung von Meissen  
Stich nach dem Gemälde von Hiob Magdeburg um 1560

## Meissen als Mikrokosmos der sächsischen und der deutschen Geschichte

Otto Eduard Schmidt

Schon hie und da habe ich Karl Lamprechts Ausspruch angeführt, den er auf einer Historikerversammlung in Meissen zur Grundlage einer kurzen, markigen Ansprache machte: „Meissen ist ein Mikrokosmos der deutschen Geschichte“. Es war kein leicht hingeworfenes, nur der Stimmung eines kurzen Augenblickes entsprossenes Wort, sondern ein Ausdruck seiner Gesamtaufassung der deutschen Geschichte. Er wollte damit sagen, daß dem Begriff Meissen eine weit über die sächsischen Belange hinausgreifende Wichtigkeit innewohne, daß diese begnadete Scholle und die auf ihr erwachsene Burg und Stadt im kleinen alle die großen Strebungen und Leistungen und alle die schweren Schicksale und Rückschläge, die die deutsche Geschichte ausmachen, in sich und an sich verspürt und gefördert oder auch abgewehrt und überwunden habe. So mag denn dieser unsere Festgabe abschließende Aufsatz dazu dienen, dem Leser, der aus den vorangehenden Darstellungen eine reiche Fülle von Tatsachen, Personen und Zuständen, von Bildern, Meinungen und Empfindungen in sich aufgenommen hat, nunmehr eine möglichst klare Vorstellung von den Ideen zu vermitteln, die in diesem bunten Allerlei leben und weben und zum Teil noch in die Gegenwart herüberwirken. Erst wenn diese vergeistigte Anschauung und Gliederung des Begriffes Meissen unser



aller Gemeingut geworden ist, werden wir völliger begreifen, daß die Jahrtausendfeier von Meissen ein allgemein deutsches Fest zu sein verdient, und werden als würdige Gäste diesem hohen Feste mit der Hoffnung beiwohnen können, daß seine Wirkung nicht erlösche wie die Raketen eines Feuerwerks, sondern weiter Frucht trage für eine glücklichere deutsche Zukunft.

Gleich der Anfang Meissens: die Gründung der Burg durch König Heinrich ist die nachdrückliche Verkörperung des Gedankens, daß die zeitweise von Slawen besetzte ostelbische Hälfte unseres Volksbodens zurückgewonnen werden müsse. Damals leuchtete der Spentfelsen von Meissen allen deutschen Stämmen im Morgenrot einer von den Kaisern heraufgeführten neuen Zeit, die trotz aller sich türmenden Hindernisse und trotz aller Rückschläge doch eingelöst hat, was sie versprach: die allmähliche Wiederbesiedlung der Länder bis zur Weichsel mit Deutschen und die Christwerdung und Eindeutschung der dort wohnenden Fremden. Und die deutsche bäuerliche Kolonisation, die diese größte Leistung des deutschen Mittelalters zustande brachte, und die städtische Kolonisation, die das Werk krönte, schritten von der Burg Meissen aus sieghaft nach Osten. So umschweben uns noch heute, wenn wir auf dem Meißner Burgfelsen stehen, die Idee alter Kaiserherrlichkeit und die Idee des Kampfes um die Behauptung unseres Volksbodens (Abb. 2).

Dazu gesellt sich als dritte die Idee der alten Kirche, zunächst als die demütige Dienerin und verständnisvolle Helferin der kaiserlichen Staatskunst — wirkend in den bescheidenen Missionskirchen vor der Meißner Burg: St. Afra, St. Jakob, St. Nikolai, St. Martin — dann aber sich gegen alle weltliche Oberleitung empörend, weil die Kirche sich berufen fühlte, auch das Kaisertum dem „Gottesstaate“ zu unterwerfen. Wir verspüren diesen Geist noch heute auf den schmal zugemessenen Fußböden des von französischer Weltflucht beeinflussten Domes, die den Menschen nach oben drängt, es den zum Himmel weisenden schlanken Pfeilern nachzutun. Aber die deutsche Idee von der Kirche, die dem romanisch-völkischen Überschwang abhold ist und dem Menschen auch auf der „festgegründeten Erde“ den ihm gehörigen Raum gönnt, ließ sich weder durch ein hierarchisches Papsttum noch durch die französische Gotik totschiagen. Sie setzte sich zuerst wieder durch in den Gestalten der ober-sächsischen Bildhauerschule (1230—1300), die zwar durch byzantinische, italienische Vorbilder und auch durch die Plastik französischer Kathedralen in stofflicher Hinsicht manche Anregung erfahren haben, in ihrer Gesamterscheinung aber, namentlich in ihrer körperlichen Durchbildung als selbständige, urdeutsche Leistungen zu gelten haben. „Wechselburg, Pegau, Freiberg sind die Stätten ihrer Aussaat, die Stifterfiguren im Naumburger Dom bezeichnen ihre höchste Blüte, und das Meißner Siebengestirn (Kaiser Otto, Kaiserin Editha, Apostel Johannes, Bischof Donatus, die Madonna mit dem Kinde, Johannes der Täufer und der Diakon mit dem Weihrauchfaß) leuchten vor ihrem Niedergang. Hier ist nichts mehr von der steifen Seelenlosigkeit von Byzanz, aber auch nichts von der Lebenverzehrenden, ausdörrenden Überirdischkeit der französischen und Bamberger Bildwerke, in denen die Scholastik über die Natur triumphierte,





Abb. 2. **König Heinrich**, sein Burgmodell in der Hand tragend, auf dem Brunnen am Heinrichsplatze von Robert Henze



sondern in angeborener Fülle, Kraft und Anmut stehen der Kaiser, seine Gemahlin und ihre Gefolgschaft vor uns und bieten uns damit Höchstleistungen der Bildhauerkunst, wie sie damals weder im übrigen Deutschland noch sonstwo in der Welt erreicht wurden“. Auch im Meißner Kirchenbau des ausgehenden Mittelalters, in den breiten Schiffen der Franziskanerkirche (15. Jahrh.) und Frauenkirche (um 1500) kommt das deutsche Raumgefühl zum Ausdruck und die veränderte Stellung des Bürgers zum Geistlichen: beide sind nicht Priesterkirchen, sondern Volkskirchen.

Weitergeführt wird diese Bewegung gegen das Ende des 15. Jahrhunderts durch die neue Weltanschauung der Renaissance, vollendet wird sie durch die Kirchenreformation Martin Luthers.

Herzog Albrecht der Beherzte, der auf seiner Jerusalemfahrt die glänzenden Paläste der venezianischen Großen, durch den ihm befreundeten Gregor Heimburg das dem Papsttum feindliche neue Staatsrecht kennengelernt hatte, außerdem aber auch durch den gesteigerten Ertrag des sächsischen Bergbaues die nötigen Geldmittel besaß, baute auf dem Meißner Burgberg an Stelle des alten winkligen Markgrafenschlosses durch Arnold von Westfalen das prächtigste Schloß des damaligen Deutschlands, später Albrechtsburg genannt, das in den einzelnen Bauformen noch durchaus mit der damals absterbenden Gotik verbunden ist, aber in der gesamten Raumgestaltung mit seinen lichtvollen Sälen und Prunkzimmern schon im Sinn der Renaissance ein würdiges Gehäuse der sich von allen Schranken befreienden fürstlichen Persönlichkeit sein will. Und was für Männer zählte dieser bedeutende Fürst zu seinen Gehilfen! Da steht, um nur ein Beispiel zu nennen, in den Kreuzgängen der Franziskanerkirche ein Grabstein mit der schlichten Inschrift: „Anno 1490 starb der edle Hugold von Schleinitz, einst Marschalk, er ruhe in Frieden“. Aber der Recke, dessen Wesen dieser Stein in durchaus individueller Kunst festhält, ein Colleoni zu Fuß, war so mächtig, daß er eine Beleidigung, die ihm der Kurfürst von Brandenburg angetan hatte, mit einer Kriegsdrohung rächen und sein Recht auf einem Gerichtstag in Berlin durchsetzen konnte. Die bei der Erneuerung des Domes teils wieder aufgefundenen, teils wieder hergestellten Grabsteine im Verein mit denen der Schleinitzkapelle in St. Afra und der Kreuzgänge der Franziskanerkirche enthalten ein fast lückenloses Material, um die Geschichte der Entwicklung der deutschen plastischen Bildniskunst von der Zeit des ausklingenden romanischen Stils, bis weithinein in das Barock darzustellen. Aber nicht nur in fürstlichen und bischöflichen Bauten (die Bischofspfalz von Arnold v. Westfalen, jetzt Amtsgericht, und die Propstei) und in fürstlichen und ritterlichen Grabmälern bekundete sich die Kunst der Renaissance in Meißnen, sondern ebenso im städtischen und bürgerlichen Bauwesen. Das Rathaus (begonnen 1473) und viele im Geiste Arnolds errichtete Bürgerhäuser mit herrlichen Stern- und Kreuzgewölben und kunstvoll geführten Wendeltreppen (am Markt Nr. 9, Abb. 3) oder plastischem Bilderschmuck (das vormalige Kröbersche Haus am Heinrichsplatz mit den vergoldeten Medaillons Georg des Bärtigen und Kaiser Karls V. (1533) und des Herzogs Moritz und seiner



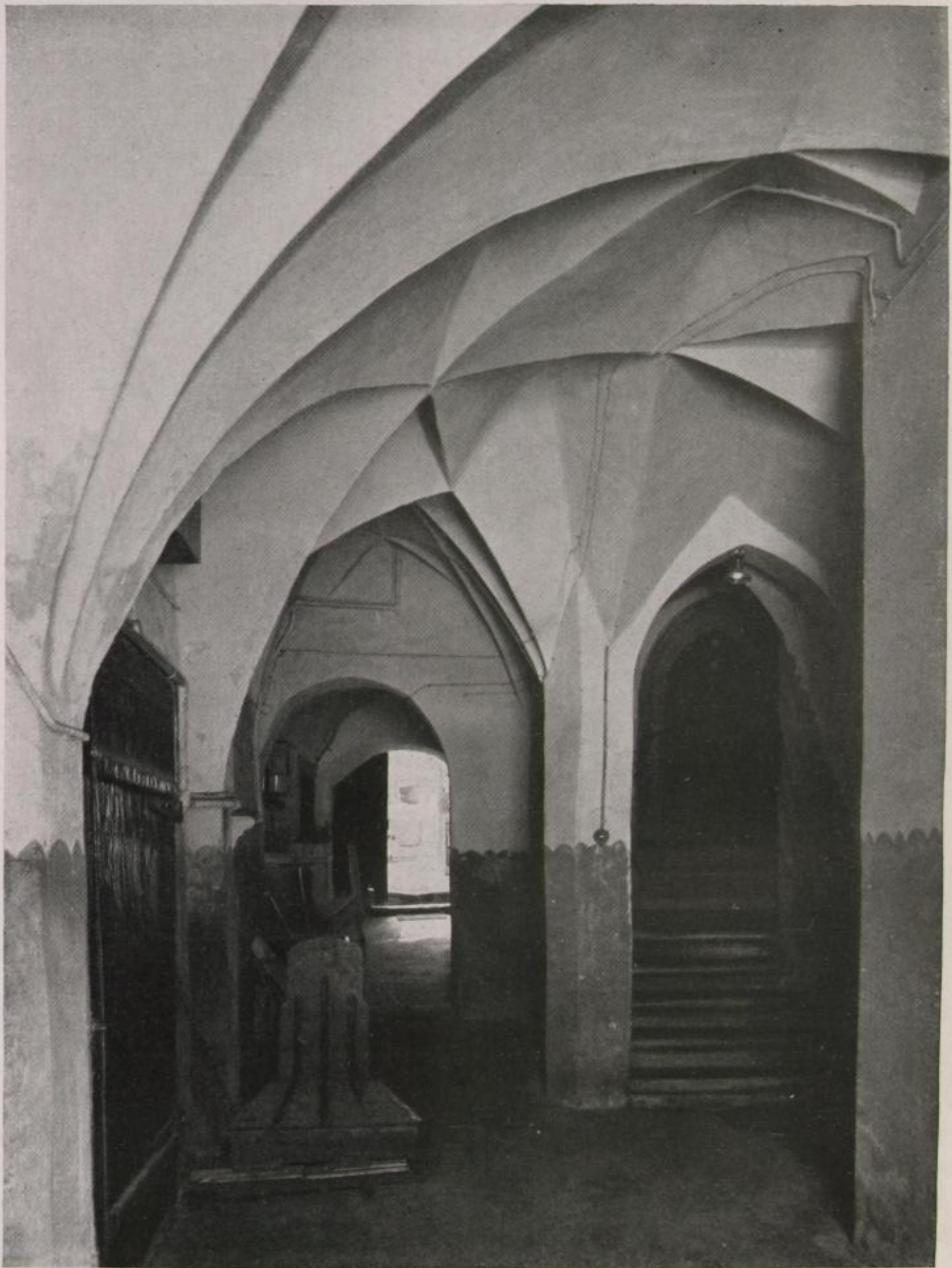


Abb. 3. Deckengewölbe in der Hausflur und Anfang der Wendeltreppe (Haus am Markt Nr. 9)



Gemahlin Agnes (1541), Arbeiten des Bildhauers Christoph Waltherr in Dresden), die Apotheke am Markt und das alte Brauhaus mit den Simson (bei der Frauenkirche) waren weithin beachtete Vorbilder künstlerisch geformter Steinhäuser, die, wie ähnliche Häuser in Pirna und Dresden, hier zuerst errichtet wurden, weil diese am Elbstrom gelegenen Städte die aus dem sächsischen Elbsandsteingebirge bezogenen Blöcke durch ihre seit Jahrhunderten bestehenden Verbindungen mit den Steinbrüchen des „Meißner Hochlandes“ am schnellsten und leichtesten beziehen konnten.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juli 1539 dringen auf Befehl des Herzogs Heinrich und des Kurfürsten Johann Friedrich Bewaffnete in den Meißner Dom und zerschlagen das prunkvolle Grabmal des erst 1523 heilig gesprochenen Bischofs Benno. Dieses Grabmal sollte ein Schutz- und Trutzmal für die alte Kirche gegenüber dem schon längst herandrängenden Protestantismus sein: seine Zerstörung war das Symbol des Sieges des evangelischen Geistes. Aber der Rückschlag blieb nicht aus: nachdem am 21. April 1547 Kurfürst Johann Friedrich in Sorge über den Anmarsch des Heeres Kaiser Karls V. und seiner Bundesgenossen den hölzernen Oberbau der Meißner Elbbrücke hatte abbrennen lassen, wurde er dennoch vom Kaiser, der die Elbe auf Kähnen und Schiffbrücken bei Mühlberg überschritten hatte, am 24. April in der Lochauer Heide gefangen. Ganz Deutschland sollte eine Provinz der spanisch-katholischen Fremdherrschaft werden, und am 25. feierte das der alten Kirche noch immer anhängende Domkapitel den Mühlberger Sieg im Dome durch ein Tedeum. Aber L. Faust erzählt davon in seinem „Geschicht- und Zeitbüchlein der Stadt Meissen“: nachmittag um 5 Uhr kam ein wetter über Meissen, that ein einigen schlagk, schlug in die drey hohen spizen der Thumbkirchen, zerschmeisset und zerschmelzet alle Glocken sampt der großen Orgel von der Wand herab, daß niemand gewußt, wo alles hin gestoben und geflohen“. So spiegelt die Meißner Geschichte in kraftvollen Bildern die über Deutschlands nationale und religiöse Zukunft entscheidenden Kämpfe der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder. Auch in den folgenden großen Kriegen der deutschen Geschichte hat die Meißner Elbbrücke fast immer eine Rolle gespielt: in dem furchtbaren Ringen entmenschter Söldnermassen gegen die sich verzweiflungsvoll zur Wehr setzenden Bürger und Bauern haben die Schweden 1637 die Meißner Brücke verbrannt, 1757 im Siebenjährigen Kriege taten es die Preußen, am 12. März 1813 der Marschall Davoust, am 15. Juni 1866 sprengten sie die sächsischen Pioniere, ohne dadurch den raschen Einmarsch der Preußen hindern zu können.

Für das Geistesleben Meißens war es von einer gewissen Bedeutung, daß 1519—1520 wegen der Pest und 1545—1547 wegen des Schmalkaldischen Krieges die Universität von Leipzig nach Meissen verlegt wurde, aber von noch größerer Wichtigkeit für die Zukunft der Stadt war es, daß der weitblickende Herzog Moriz, später der Retter des deutschen Protestantismus, schon 1543 mit dem Besitz der verrotteten Klöster St. Afra und zum heiligen Kreuz die neu-gegründete Landes- und Fürstenschule St. Afra in Meissen ausstattete (ebenso mit anderem Klostergut die Fürstenschulen St. Augustin in Grimma und Schul-



pforte bei Naumburg). Seitdem ist Meißen, wie die beiden anderen Orte, ein Hort höherer Schulbildung geworden, der die sächsischen Lande mit ausgezeichneten Geistlichen, Beamten, Ärzten und Lehrern versorgen hilft, daneben auch weithin maßgebende Schulordnungen geschaffen hat.

So haben der Geist der Renaissance, des Humanismus und des Evangeliums mit ihren künstlerischen, wissenschaftlichen, nationalen und religiösen Auswirkungen der kleinen Elbstadt eine zweite Blüte verliehen, die etwa von 1470 bis zum Jahre 1600 anhält. Der Dreißigjährige Krieg hat, wie im übrigen Deutschland, so ganz besonders auch in Meißen diese Blüte gebrochen und die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht. Nur vereinzelte Knospen künstlerischer Regsamkeit sind hie und da nach dem Friedensschluß zu beobachten, während sich in weit größerer Zahl verkommene Bösewichter zwischen den brandgeschwärzten Ruinen tummeln, unter ihnen auch Rats Herrn, die die kümmerlichen Reste des Stadtbesitzes als Weinsäufer und Fresser schamlos verprassen.

Da war es die Hand des Fürsten, Augusts des Starken, der, obwohl er gelegentlich selbst einmal über den Strang schlug, 1699 in diese Lotterwirtschaft eingriff, später den gesamten Rat absetzte und der Stadt eine neue Verfassung gab. Schon vorher hatte er ihr ein kostbares Geschenk gemacht, indem er 1710 dem Alchimisten Böttger, der nach dem Tode des Barons Tschirnhaus (1708) die Erfindung des Porzellans vollendete, die Albrechtsburg zur Einrichtung einer größeren Fabrik übergab. Die damals sich vollziehende Umbildung des Geschmacks aus dem feierlichen und wuchtigen Barock in das zierliche Rokoko war dem neuen Kunstzeugnis günstig. Denn in dem aufkommenden Rokoko fand die in Asien beheimatete Porzellanplastik die Größenverhältnisse, Formen und Farben, um sich in eine europäische Kleinwelt von unvergänglichem Reiz umzubilden. Der geniale Schöpfer dieser neuartigen Kunst, Johann Joachim Kändler, holte sich seine Gestalten teils aus den unererschöpflichen Schatzkammern des griechischen Olymps und der griechisch-römischen Heldensage, teils aus dem bunten höfischen und bürgerlichen Leben jener Zeit; die „munteren, graziösen, phantastischen, gepuderten Leutchen“, die er meist aus freier Hand aus der weißen feinen Kaolinerde schuf und die sein Partner Johann Gregorius Herold mit seiner zarten Farbenpalette bemalte, sind bis heute in ihrer Eigenart nicht übertroffen. Ein nicht unbedeutender Teil der Meißner Bevölkerung arbeitete als Erdschlemmer, Former, Bossierer und Maler in der Manufaktur, und selbst die Fürstenschule hatte ihren Teil an den entzückenden Gebilden, die hier zustande kamen; nahm doch Meister Kändler, um seine Erfindungsgabe immer von neuem anzuregen, bei dem Magister Weiß fast täglich Unterricht in der antiken Mythologie und Mythographie. So war die Meißner Porzellanfabrik damals, nach den Grundsätzen des herrschenden Wirtschaftssystems, des Merkantilismus, auf das glücklichste organisiert, ein kleiner Kunststaat, der weithin in Deutschland, ja in Europa (Wien, Höchst, Fürstenberg, Nymphenburg, Berlin, Kopenhagen, Paris, Petersburg) Nachahmung weckte (Abb. 4).



Auch abgesehen von ihren Beziehungen zur Porzellanmanufaktur nahm die Fürstenschule St. Afra im „Augusteischen Zeitalter“ Sachsens einen Aufschwung. Namentlich die Beschäftigung mit der deutschen Sprache und deutschen Literatur trat im Unterrichte wie im Privatstudium der Schüler mehr hervor, der Fabeldichter Gellert, zugleich der Begründer des Kunststils des deutschen Briefes, der Satiriker Rabener, der religiöse Lyriker Gärtner waren Zöglinge von St. Afra, vor allem aber der Kamener Pastorsohn Gotthold Ephraim Lessing, der von 1741—1746 Afraner war, hat sich hier jene gründliche klassische und philosophische Bildung angeeignet, die es ihm ermöglichte, die hohlen französischen Zwischenwände niederzuwerfen, die uns von dem echten



Abb. 4. Die 150jährige Jubelfeier der Porzellan-Manufaktur zu Meißen (1860 im Triebischtale auf der Schützenwiese). Nach einer alten Steinzeichnung. Original in der Sächs. Landesbibliothek

Aristoteles trennten, und auch selbst Musterleistungen auf dem Gebiete des deutschen Dramas zu schaffen (S. 371 u. 372).

Auch die Klassiker Schiller und Goethe haben ihre Beziehungen zu Meißen gehabt: Schiller sah in der Meißner Elblandschast (1785) „eine schwesterliche Ähnlichkeit mit dem Tummelplatze seiner frühen dichterischen Kindheit“ und rechnete sie „ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren“ und Goethe fand (1813) im Meißner Dom „das schlankeste, schönste aller Gebäude jener Zeit, die ich kenne“. Freilich blieben auch in dieser Epoche der Entwicklung schwere Rückschläge nicht aus: der Siebenjährige Krieg brach auf Jahrzehnte hinaus die dritte, wirtschaftlich-künstlerische Blüte der Stadt, und unter dem falschen Glanze des Sterns Bonapartes hat auch Meißen alle Wandlungen von



der vaterlandslosen Schwärmerei für den „Weltbeglücker“ bis zum tödlichen Haß gegen den Peiniger und Würger Europas durchgekostet. Aber schon das Zeitalter der Freiheitskriege brachte für Meißen und seine Umgebung köstliche Blüten des wiedererwachenden Deutschtums hervor. Gehörten doch der Meißner Burgfelsen und die benachbarten Schlösser Siebeneichen (Abb. 5) und Scharfenberg zu den bevorzugten Punkten des kolonialen Deutschlands, auf denen sich die Romantik ihre ersten und zukunftsreichsten Horste gründete. Hier begeisterten sich Wackenroder, die Gebrüder Schlegel, Novalis, Fouqué, hier war das stürmische Forschen und Begehren des Philosophen Fichte mit seinen tiefsten Wurzeln verankert, hier fanden die politischen Romantiker wie Dietrich von Miltitz, General von Dieth, Carl Adolf und Hans Georg von Carlowitz, Christian Körner das Herdfeuer, das sie wärmte, oder wenigstens den Austausch ihrer Ideen. Und die romantische Kunst spann auf musikalisch-dramatischem Gebiet von Scharfenberg aus durch den Verein von Fouqué, Karl v. Miltitz, August Apel und Moritz Rehsch ihre Fäden hinüber zu Karl Maria von Weber und Richard Wagner, auf dem Gebiete der Malerei von dem lebenswürdigen Malervorsteher Georg Friedrich Kersting in Meißen (Abb. 6) hinüber zu dem schwerblütigen Caspar David Friedrich in Dresden. Welche herrlichen Denkmäler dieser Künstlerfreundschaft sind die beiden Bilder von Kerstings Hand: „Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt“ und die aquarellierte Bleistiftzeichnung vom 18. Juli 1810: „Friedrich auf der Riesengebirgswanderung in Meißen“.

Überhaupt, wieviel künstlerische Anregung allgemeiner Art ist von der Meißner Porzellanmanufaktur und ihren Lehrstätten ausgegangen für Deutschland und die ganze Welt! Wer genauer zusieht, wird finden, daß die ganze moderne Keramik in allen ihren Zweigen aus Kindern, Stiefkindern, Enkeln und Urenkeln der Meißner Fabrik besteht. Zu dieser großen Familie muß man auch die Industrien rechnen, die die Hilfsmaschinen, Farben und andere Rohstoffe für die keramische Erzeugung liefern. Wieviel Künstler sind allein im 19. Jahrhundert aus Meißen hervorgegangen oder haben hier entscheidende Lehrjahre verbracht oder haben Meißen und Meißner Landschaften und Leben zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht! Ich nenne hier nur außer dem oben erwähnten Kersting den Romantiker des bürgerlichen Kleinlebens Ludwig Richter, der auch in seinen späteren Holzschnitten meist Motive aus der Stadt Meißen und ihrer Umgebung verwendete, den Radierer Mannfeld, die Maler Bernhard Schröter, Sascha Schneider, Oskar Zwintscher (S. 331 und Abb. 7), die Radierer Georg Jahn (S. 194) und Hans Rudolf Hentschel (Abb. 8). Die Namen der älteren Meißner Maler und Bildhauer hat Wilhelm Loose in den Mitteilungen des Meißner Geschichtsvereins (II, S. 200—295) sorgfältig zusammengestellt. Ich möchte noch hinzufügen, daß eine in neuerer Zeit zusammengebrachte Sammlung von Meißner Ansichten, die des Herrn Weingroßhändlers Otto Horn, 2450 Nummern enthält.

In den Jahrzehnten der Reaktion, wo in Deutschland das Feuer der vaterländischen Begeisterung verbraucht und an seine Stelle eine engherzige, alle





Abb. 5. Eingang zum Schloß Siebeneichen vom Park her





Abb. 6. Mädchen, das Haar flechtend, Ölgemälde von Georg Friedrich Kersting (1827). Nach der Aufnahme in dem Werk „Kunst in Sachsen vor hundert Jahren“ (Verlag der Buchdruckerei der von Baensch-Stiftung, Dresden 1928). Das Original im Schleswig-Holsteinischen Kunstverein in Kiel



Teilnahme des Volkes an der Regierung zurückdämmende Bürokratie getreten war, hat auch Meißen einen langen Stillstand durchlebt, ja mehr als das: es wurde dadurch, daß die erste große Eisenbahnverbindung von Dresden nach Leipzig nicht über die älteste Stadt des Landes, sondern über Riesa geleitet wurde, aus seinen alten Handels- und Verkehrsverbindungen herausgeworfen. Dieser Stillstand hatte das Gute, daß viele altherwürdige Bauwerke der Stadt sich bis in unsere Zeit gerettet haben. Aber noch vor Beginn des deutsch-französischen Krieges und der Begründung des neuen Deutschen Reiches erhielt auch Meißen (1868) seine Eisenbahnbrücke und über Döbeln die direkte Verbindung mit Leipzig. Um diese Zeit begann zunächst eine vielverzweigte keramische Tätigkeit, die jetzt insgesamt fast 6000 Arbeiter beschäftigt, das Weichbild der Stadt nach allen Richtungen zu erweitern; dazu gesellte sich eine bedeutende Maschinenfabrikation, die Deutsche Jutespinnerei und Weberei, Herstellung von Betonmasten, Kartonnagen- und Blechwaren. Der Raum dazu wurde durch die (S. 238) erwähnten Eingemeindungen beschafft. Glücklicherweise wurde auch während des Aufblühens der Meißner Industrie der hohe geschichtliche Schönheitswert Altmeißens nicht ganz außer acht gelassen.



Abb. 7. **Mondnacht in Meissen.** Gemälde von Oskar Zwintscher

Die Albrechtsburg, die von 1710—1863 der Porzellanmanufaktur als Fabrikraum gedient hatte, wurde seit 1873 wieder hergestellt, von den besten Historienmalern der Zeit mit Bildern geschmückt und teilweise auch mit neuem Hausgerätee ausgestattet. Mittelpunkt für die Forschung über die Geschichte der Stadt und ihre Bauten wurde der 1881 von Wilhelm Loose gegründete Verein für die Geschichte der Stadt Meissen, der die Kreuzgänge des Franziskaner-Klosters und den oberen Teil des Schiffs der Franziskanerkirche als Alttextummuseum einrichtete. Ebenso wurden durch das Landbauamt in



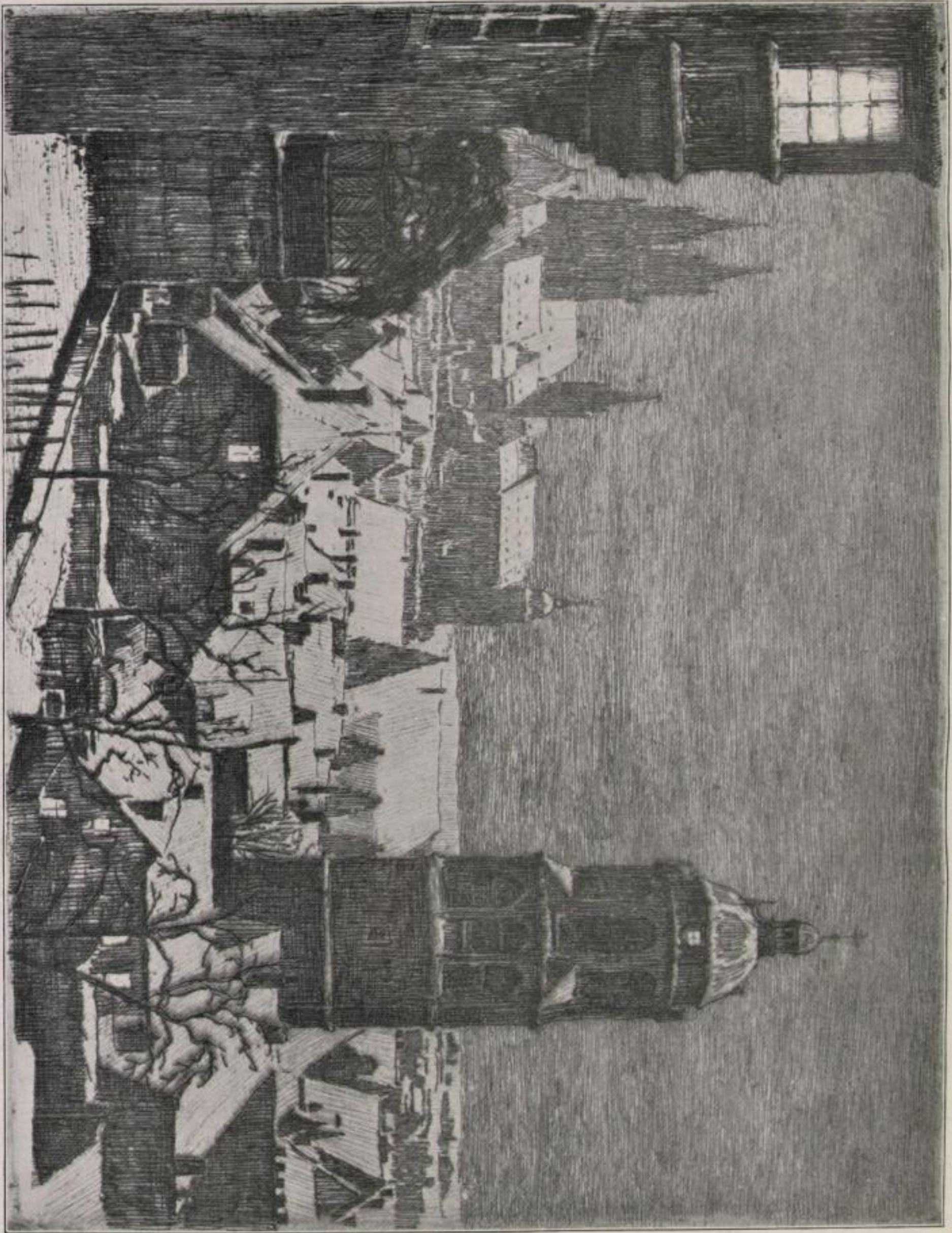


Abb. 8. **Christnacht in Meissen.** Radierung von Hans Rudolf Gentschel



Verbindung mit dem Landesamt für Denkmalpflege die malerischen Ruinen des Kreuzklosters wieder ausgegraben und neuerdings auch die Kreuzgänge des ehemaligen Klosters St. Afra wieder hergestellt, soweit es noch möglich war. Für das Hauptwerk der Wiedererweckung der alten Schönheit des Meißner Stadtbildes, für die Instandsetzung und Ergänzung des Meißner Doms, bildete sich ein besonderer Dombauverein, der von 1895—1910 durch den Oberbaurat Karl Schäfer († 1908) dem Dom die Gestalt gab, in der wir ihn heute sehen. Die innere Ausstattung ist nach Schäfers Tode von dem Professor Hugo Hartung vollendet worden. Aber das alles ging nicht so glatt vor sich. Um die Frage, ob der 1547 zusammengebrochene Westbau des Domes wieder mit seinen drei Spitzen oder als zweitürmige Anlage errichtet werden sollte, tobte ein jahrelanger Streit, der sich zu einer allgemein deutschen Angelegenheit ausweitete, und auch das Ergebnis der Wiederherstellungs- und Ergänzungsarbeiten hat nicht in allen Stücken und auf allen Seiten befriedigt. Kein Wunder, denn Menschen des 20. Jahrhunderts, auch wenn sie sich noch so sehr in das Wesen der Gotik zu versenken bemühen, vermögen doch nicht im wahren Geiste des 15. Jahrhunderts zu bauen. Und doch muß man anerkennen, daß der Kern der alten Schönheit und Erhabenheit erhalten geblieben ist und daß sich das Neue nicht unwürdig dem Alten anfügt. Auch haben die Wiederherstellungsbauten, da die Grundmauern verstärkt werden mußten, uns die wertvollsten Aufschlüsse über den bescheidenen Dom der Ottonenzeit und den größeren romanischen des 11. Jahrhunderts gebracht und aus dunkeln Winkeln, ja sogar aus den Fußböden die unschätzbaren Stein- und Bronzedenkmäler an das Licht gebracht, die den Dom mit den typischen Vertretern der vergangenen Jahrhunderte sozusagen neu bevölkert haben. So besteht Gottfried Sempers Urteil noch immer zu recht, daß der Meißner Dom das Palladium des Landes sei. Und wenn ich unter den so vielen Erinnerungsstätten Meißens die bezeichnen soll, an der sich der Geist seiner tausendjährigen Geschichte am stärksten erweist und am lebendigsten verkörpert, so würde ich in erster Linie den Dom nennen, in dem jeder Stein und jede Fuge, jeder Pfeiler und jede Wölbung uns eine Zeit vergegenwärtigt, wo die Idee des Christentums in ihrer gewaltigsten Spannung die ganze Welt umfaßte als der mächtigste Antrieb alles fortschreitenden Lebens und aller Entwicklung. Wer in diesen Mauern nichts vom Ewigkeitswert der Gottesidee verspürt, dessen Seele liegt gleichviel, ob er Katholik oder Protestant ist, in einem bedauernswerten Schummer. Das sächsische Volk aller Schichten und ohne Rücksicht auf politische Parteiung drängt sich in diese ehrfurchtgebietenden Räume. Jedes Jahr kommen Tausende und Abertausende gezogen und verstärken die Predigt der Steine dadurch, daß sie in diesen Räumen erhebende und tiefe Empfindungen auslösende Musik hören. Da sitzen nun die, die sonst im Kraftwagen durch die Welt preschen, die sonst in ihren Kontoren in austrocknende Zahlenreihen versinken oder in ihren Amtsstuben dem Druck toter Paragraphen zu erliegen drohen und die, denen im Getöse der Maschinen die gottgewollte Beweglichkeit ihrer Seele, der Drang nach oben erstarrt und die, zu denen unter der harten Arbeit des Grabens und



Pflügens oder im Schweiß des Erntetages kaum noch ein Laut aus der Geisteswelt zu dringen vermag, — alle diese sitzen still und in sich gekehrt mit mild entspannten Gesichtern in dem rotgetünchten Gestühl und lauschen, und ihre Seelen öffnen sich wie verschmachtende Blumen sich dem Himmelstau und dem warmen Sonnenschein öffnen, den Klängen der Geige oder des Cellos oder einer jubelnden Menschenstimme, die vom hohen Chore ertönt und aus allen Ecken und Verzweigungen des kunstvollen Baues in vielfach sich kreuzenden Tonwellen wiederklingt. Es ist eine eigene Versunkenheit und beseligende, innere Stille, die einen da überkommt. Wie oft habe ich den Dom voll solcher Lauscher gesehen und die tiefe Freude aus ihren leuchtenden Augen mitgenommen! So hat Meissen und insbesondere sein Dom auch heute noch, ja gerade heute eine ganz besonders große Mission zu erfüllen, die ebenso wichtig ist als jene, die einst aus der Keimzelle dieses Gotteshauses hinauszog zu den sorbischen Fischern und Kleinbauern der Lommatzcher Pflege, hinüber in die Wälder der Lausitz und weiter in das ehemals polnische Schlesien. Der Meißner Dom ist der eigentliche Repräsentant unseres kolonialen Ostens und seiner Christwerdung und Eindeutschung, die beide in unserer Zeit dringend einer Erneuerung bedürfen. . . .

Wenn wir aus dem Dom wieder heraustreten in das helle Sonnenlicht, das den Burgfelsen umflutet, und aus dem Garten des „Burgkellers“, der Stätte der alten kaiserlichen Burg, hinunterschauen auf die grauen Türme und die roten Ziegeldächer, die mit ihren Zwickeln die ehrwürdigen Bürgerhöfe umfassen, so möchte ich schließen mit einer ernstesten, schon öfters von mir ausgesprochenen Mahnung, zu deren endlicher Erfüllung jetzt der drängendste Zeitpunkt erschienen ist:

„Wahrlich, vernimm es, du Sachse, du Deutscher und auch du Fremdling, hier ist ein heiliges Land; heiliges Land ist auch draußen ringsum, soweit der alte Mauerkreis der Stadt reicht. Jeder Stein, der noch an seinem Platze steht, ist ein köstliches Kleinod und spricht zu uns vom Wesen und Tun unserer Väter und Urväter. Ein Frevler wäre es, aus dem alten traulichen Gefüge der tausendjährigen Heldin irgend etwas zu verrücken oder gar zu zerstören. Nie darf schnöde Gewinnsucht gegen den Bestand dieser Mauern ihr Haupt erheben. Und es gibt nur ein Geschenk, das der tausendjährigen Jubilarin wirklich würdig ist und ihr frommt: das ist ein von der Stadtverwaltung, der Landesregierung und dem Reiche unverbrüchlich und für ewige Zeiten verbrieftes Gesetz ihrer Unverletzlichkeit.“





Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben  
Abgeschlossen am 15. Oktober 1929

### Joachimstein

200 Jahre freies, evangelisches, weltadeliges Fräuleinstift

Don Otto Heynik, Dresden

Aufnahmen des Heimatschutzes

„Graues Alterthum künstlicher Zeiten!  
Schreibe

mit eisernen Griffeln in unverweßlichen Marmor  
und mit güldenen Buchstaben  
auf die Tafel der Ehren

den 14. November des MDCCXXVIIIsten Jahres  
das Gedächtniß  
der solennen Inauguration  
des Evangelischen Adelligen Fräulein Gestiftes  
Joachim-Stein!“

Mit diesem Ruf begrüßte vor 200 Jahren „im Namen Sr. Königl. Maj.  
in Polen und Thur-Fürstl. Durchl. zu Sachsen der Hoch-Wohlgeborene Herr,  
Herr Gottlob Christian Ditzhumb von Eckstädt  
hochbestallter Oberamts-Hauptmann auch  
Kammerherr und Rath  
als hierzu hochverordneter Comissarius“



die hochansehnliche Festversammlung, die sich zur Weihe des freien, weltadeligen Fräulein-Stiftes Joachimstein versammelt hatte. Der Einzug des kurfürstlichen Kommissars und vorgenannten Oberamtshauptmannes von Baußen her mit 18 Dienern und 22 Pferden unter feierlichem Glockengeläut in Radmeritz am 13. November 1728, ließ auf ein ganz besonderes Ereignis schließen.

Kammerherr Joachim Siegismund von Ziegler und Klipphausen auf Radmeritz, Niecha und Markersdorf, hatte zur Weihe seines „freien, weltlichen Adligen Frauenzimmer- oder Fräulein-Gestiftes“ für den 14. November 1728 die Edlen der Oberlausitz gerufen.

Ein prunkvoller Festzug vom Schloß zur Kirche von Radmeritz gab dem 14. November 1728 nach außen hin feierlichen Glanz, dem in einem besonderen Festgottesdienst die innere Weihe folgte. Unter Trompeten- und Paukenschall kehrte der Festzug von der Kirche ins Schloß zurück, in dessen Festsaal der königliche und kurfürstliche Kommissar die eigentliche Weiherede hielt.

Im Namen des Landesfürsten konfirmierte er das Stift und investierte Fräulein Freiin von Bobenhausen als Stifts-Hofmeisterin, Friedericke Rudolphine von Lindenau, Erdmuthé Louise von Staupitz und Friedericke Helene von Braun als Stiftsfräulein und den Kammerjunker von Gablenz als ersten Stiftsverweser.

Der Weihefeier gaben Tafel und Festball würdigen Abschluß.

Stift Joachimstein, in der Sächsischen Oberlausitz, 5 Kilometer nördlich von Ostritz im Wittig-Neißewinkel auf dem Platze eines alten Schlosses Radmeritz gelegen, hat sich dank der Fürsorge seiner kunstsinigen Stiftsverweser als kostbares, prachtvolles Barockkunstbauwerk bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten.

Im Rahmen der Dresdner Jahreschau „Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung 1926“ hat der Landesverein Sächsischer Heimatschutz in seiner Sonderschau „die historischen Gärten Sachsens“ durch prachtvolle Lichtbilder auch die Kostbarkeiten des Joachimsteiner Schlosses und Parkes erstmalig der Öffentlichkeit vor Augen geführt.

200 Jahre sind seit der Weihe des Stiftes vergangen, da eilte in den ersten Herbsttagen dieses Jahres der Name „Joachimstein“ erneut durch die deutschen Gauen. Der größte Deutsche der Gegenwart, der wiederholt in Notzeiten zum Führer des Volkes berufene greise Reichspräsident von Hindenburg hatte sich Schloß Joachimstein als Quartier während der Herbstmanöver vom 23. bis 26. September 1928 gewählt.

Dadurch ist der großartige Bau des Schlosses Joachimstein in das Interesse weiterer kunstsiniger Kreise gerückt und verdient gar wohl auch hier als eine kostbare architektonische Schöpfung, die schönste der ganzen Oberlausitz, betrachtet zu werden.

Der Gründer des Schlosses, Joachim Siegismund von Ziegler und Klipphausen, entstammt einem alten, sächsischen Adelsgeschlechte. Hieronymus von Ziegler baute 1528 nördlich von Wilsdruff ein Schloß, von dem er und seine



Nachkommen den Beinamen „Klipphausen“ führen. Die Großmutter Joachim Siegismunds erwarb aus von Nostitz'schem Besitze 1643 Radmeritz. Hier wurde Joachim Siegismund von Ziegler und Klipphausen am 13. Oktober 1660 geboren. Er hatte 13 Geschwister. Nach strenger Erziehung auf dem väterlichen Gute ging er, der damaligen Sitte junger, reicher Adelliger folgend, auf Reisen, um sich fremde Sprachen und kavalierrmäßige Bildung anzueignen. Mit 30 Jahren wurde er „Kurfürstlich Sächsischer Kammerjunker“, nach einigen Jahren „Kammerherr“ Augusts des Starken. Im September 1697 nahm er als Kammerherr an der Krönung Augusts des Starken zum polnischen König in Krakau teil und war auch 1713 bei der Beisetzung des ersten Preußenkönigs Friedrich in Berlin zugegen.

Nur reichlich zwei Jahre war von Ziegler in ständigen Diensten am Sächsischen Hofe. Seine Hauptlebensaufgabe erblickte er in der Führung, Bewirtschaftung und im Ausbau seiner heimatlichen Besizung Radmeritz.

In Görlitz, Bautzen, Dresden, auf der Leipziger Messe besorgte er selbst den Einkauf aller Wirtschaftsgegenstände, Kleidung, Nahrungs- und Genußmittel. Bei diesen Reisen pflegte er weiter den Verkehr mit den ihm vom Hofe her bekannten hohen Kreisen. Als tief religiös veranlagte Natur hielt Joachim Siegismund von Ziegler und Klipphausen ganz im Gegensatz zu seinem Landesherren August dem Starken treu zur lutherischen Religion. Regelmäßiger Kirchenbesuch, tatkräftige Förderung des Radmeritzer Kirchen- und Pfarrhausbaues und Betonung religiöser Übung in den Satzungen seines freien, evangelischen, weltadligen Fräuleinstiftes waren hierfür beredte Zeugnisse.

Als tüchtiger und erfahrener Landwirt wußte er durch vorzügliche Bewirtschaftung seiner Güter die Einnahmen und seinen ererbten Reichtum zu vermehren.

Hier in Radmeritz trat von Ziegler standesgemäß und vornehm auf, wußte aber trotz maßvoll äußerer Prachtentfaltung seine Würde zu wahren. Trotzdem gehen noch heute im Volksmunde Erzählungen, die ihn in das lockere Hofleben Augusts des Starken ziehen wollen. Die Meinung, von Ziegler habe Schloß Joachimstein mit seiner Stiftung als Sühne für sittliche Verfehlungen aufführen müssen, ist durch die gründliche Forschung des um die Geschichte Joachimsteins hochverdienten Herrn Professor Dr. Jecht in Görlitz, dessen Ruf als Historiker weit über die Grenzen der Lausitz hinausreicht, als böswilliges Gerücht für gänzlich haltlos erwiesen.

Da von Ziegler unverheiratet war und keine gesetzlichen Leibeserben hinterließ, plante er schon bei Lebzeiten, aus edelster Menschenfreundlichkeit sein gesamtes Vermögen in einer wohlthätigen Stiftung festzulegen. In den klar durchdachten Satzungen vom 11. Februar 1722\*) schreibt er selbst:

„Alldieweilen öfters adlige Personen, besonders in schweren und drangseligen Zeiten, ohne ihr Verschulden in Armut geraten, und sich wohl bis an

\*) Archiv des Stifts Joachimstein und Haupt-Staats-Archiv zu Dresden, Loc. 2280 „Acta des Cammerherrn Joachim Siegismunds von Ziegler und Klipphausen Foundation des weltadligen Fräulein-Stifts-Joachimstein“, betr. Kap. 1, fol. 10/11.



ihr Ende daraus nicht wickeln können, und solchergestalt denenselben die Erziehung ihrer Kinder schwer fällt, oder die Eltern und Anverwandte, denen Kindern zeitlich verstorben, alsdann aber adlige Kinder weiblichen Geschlechtes entweder aus diesen Ursachen, oder weil sie viel Geschwister haben, oder etwa der evangelischen Religion und deshalb erfolgten Exilii, oder anderen wichtigen Ursachen wegen, sowohl an Notdurst des Leibes und hinlänglichen Aufenthalt, als an Kultivierung ihres Gemütes und honetten Edukation großen Mangel leiden müssen, wie dergleichen betrübte Exempel leider! im Lande vorhanden; so will ich hiermit auf meinem Erbgute Radmeritz, für zwölf unverheuratete adlige und der evangelischen lutherischen Religion zugetanen Fräulein, sie haben Eltern oder nicht, auch zugleich für eine Hofmeisterin, deren, wie auch gedachter 12 Fräulein, Adel von 16 Ahnen erwiesen werden muß, und also für dreizehn Personen ein freies weltliches adliges Frauenzimmer- und Fräulein-Gestift fundieret und zu ewigen Zeiten ausgesetzt haben, daß nämlich diese zwölf Gestifts-Fräulein samt der Hofmeisterin, auf die untenberührte, teils durch anderweitige Disposition in spezieller Verfassung zu bringende Art, in das von mir hierzu neuerbaute Stiftshaus zu Radmeritz introduciert, aufgenommen und wohl gepflegt werden sollen.“ . . .

Schon 1708 bestellte von Ziegler bei dem Erbauer des Palais im Großen Garten zu Dresden, Johann Friedrich Karcher und bei Matthäus Daniel Pöppelmann, dem Erbauer des Dresdner Zwingers, Pläne für seinen Schloßbau, die heute noch im Stiftsarchiv vorhanden sind. Zwei Jahre später fertigte Christoph Beyer (seit 1696 Oberlandbaumeister in Dresden) einen weiteren Plan, den von Ziegler zur Ausführung bringen ließ.

Oft reiste der Radmeritzer Edelmann nach Dresden, um die fürstlichen Bauten: Zwinger, Schloßhof, Palais im Großen Garten, Flemmingschen Palast und Schloß Pillnitz zu studieren. Mit dem Zeichenstift in der Hand sehen wir ihn vor den Hauptwerken Dresdner Barockbaukunst und dann in ernstem Gespräch und Verhandlungen mit ihren Meistern. Selbst schaffender Künstler, wußte von Ziegler, das Beste der drei Pläne nach eigenem Empfinden im eigentlichen Schloßbau zu verwirklichen.

Die Wasserburg Radmeritz mußte weichen, weil jetzt der Grundstein zum Schloß Joachimstein gelegt wurde.

Unermüdtlich rollten die Bauern von Radmeritz und aus den Nachbardörfern auf schweren Ochsenwagen Baustoffe heran. Mächtige Eichenstämme für den Rost, auf dem Joachimstein noch heute steht, lieferte die Widemut in Nieda, Bauholz die Friedländischen Wälder bei Schönwald und Göhe, die Wälder bei Rengersdorf, Linda, Schönberg, Bernstadt und der Nonnenwald. Kalk wurde aus den Gruben bei Kunnersdorf, Ludwigsdorf, Oberneundorf, Hennersdorf und Friedland angefahren. Sandsteine für Bau und Bildhauerarbeiten mußten bis aus Wenig-Rackwitz bei Löwenberg, Langenau bei Penzig, Waltersdorf bei Zittau und aus der Sächsischen Schweiz herbeigerollt werden. Doch die Fuhrleute und Lieferanten mögen gern nach Radmeritz gekommen sein, denn



von Zieglers Reichtum wußte alle rechtmäßigen Forderungen zu befriedigen. Die zur Weihe des Schlosses erschienene Festschrift rühmt:

„Hier ist kein Stein,  
welchen arme Unterthanen mit Seuffzen getragen,  
vielweniger Kalk,  
so mit Thränen gelöscht worden:  
sondern  
die milde Segenshand des reichen Gottes  
hat hierzu den Grund gelegt  
und des Fundatoris Herz bewegt . . .“

In kluger Voraussicht verteilte er seine Bauten so, daß er die Kosten aus den laufenden Einnahmen decken, ja sogar noch nebenbei sparen konnte.

Die tüchtigsten Künstler jener Zeit folgten dem Rufe von Zieglers nach Joachimstein. Von Dresden her kamen berühmte Baumeister, Bildhauer, Maler, Handwerker, um nach des Radmerker Edelmannes Anweisungen ihr bestes Können im Schloßbau „Joachimstein“ der Nachwelt zu überliefern. Aber auch aus den Nachbarstädten Görlitz, Zittau, Lauban, Löbau, Bautzen, Muskau und Naumburg am Quais gewann von Ziegler kunstsinnige Meister für die Arbeit an seinem Werk. Für die Innenausstattung des Schlosses waren ihm Landbaumeister Johann Christoph Knöfel (Erbauer des Coselschen-, Brühlischen- und Kurländer Palais, des Altstädter- und Neustädter Rathauses zu Dresden und des Schlosses zu Hubertusburg) und auch Ratszimmermeister Johann George Baehr (Erbauer der Frauen- und Drei-Königs-Kirche zu Dresden, der Kirchen zu Loschwitz, Königstein, Hohnstein, Schmiedeberg, Preßschendorf im sächsischen-, Ebersdorf, Kesselsdorf im böhmischen Erzgebirge) zu Dresden beste Berater. Bildhauer Johann Christian Kirchner, Schöpfer der bekanntesten Statuen und Gruppen im Großen Garten zu Dresden, arbeitete für Joachimstein vier kostbare Statuen zum Schmuck der Säulenhalle, zwei Sphinge für den Ehrenhof, Wappen, Vasen für die Giebelfelder am Schloß und reizvolle Putten, die im Wechsel mit üppigen Frucht- und Blumensträußen geschmückten Vasen die Balustraden des Parkes zieren. An dieser letztgenannten Arbeit beteiligte sich auch der Dresdner Bildhauer Johann Jacob Rousseau, der vier überlebensgroße Statuen schaffte, die bis 1734 den Ehrenhof schmückten, nunmehr fast 200 Jahre die Wittigbrücke auf der Zufahrtsstraße zum Schlosse zieren. Mit der Ausschmückung der Saaldecken, Bemalung der Zimmer wurden die Dresdner Künstler Franz, Krause, Sigismundt und Michorn betraut. Anlage und Gestaltung des Gartens besorgten Johann Friedrich Karcher und Dabelt (Gärtner am Dresdner Zwinger). Es würde den Rahmen dieser Abhandlung überschreiten, sollten alle Künstler und Kunsthandwerker, die zum Gelingen des schönsten lausitzer Barockschlosses „Joachimstein“ beitrugen, aufgeführt werden.

Im Mai 1721 war der Bau so weit gediehen, daß ihn Joachim von Ziegler mit berechtigtem Stolz seinem königlichen Landesherrn August dem Starken



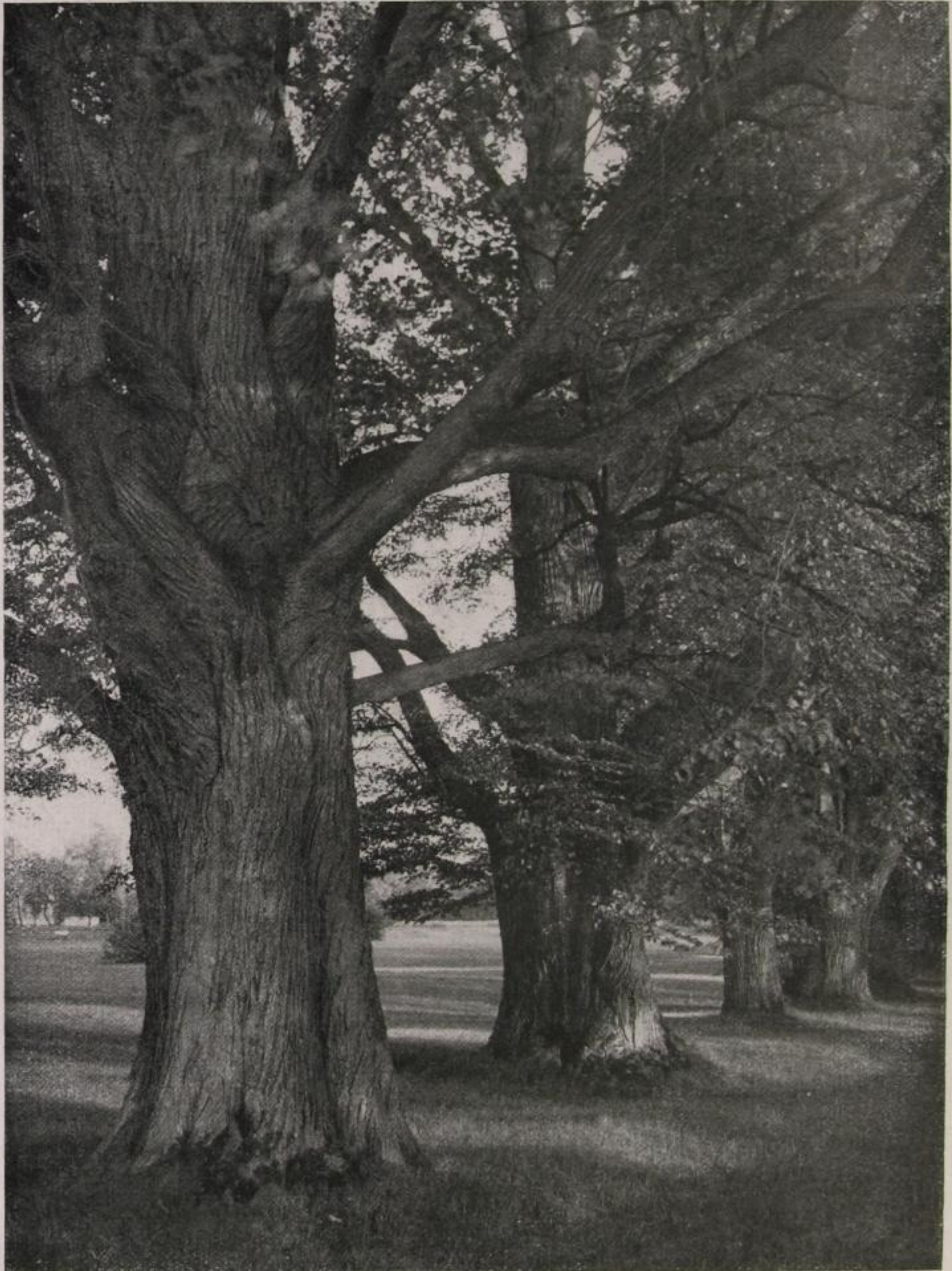


Abb. 1. Lindenallee, Zufahrt zum Stift Joachimstein



zeigen konnte. Fast zwei Jahrzehnte währte das Schaffen der tüchtigsten Meister sächsischer Barock- und Rokokokunst unter Leitung des kunstsinnigen Edelmannes an dem Werk, dessen 200jähriges Bestehen wir feiern durften.

Am 11. Februar 1722 reichte von Ziegler einen sorgfältig durchdachten Stiftungsbrief ein und erhielt bereits am 17. Juni nach eingehender Beratung im „Geheimen Koncilium“ durch August den Starken dessen Bestätigung (Konfirmation). Die Satzungen wurden 1734 vom Stifter selbst aufs genaueste erläutert und in dieser Erweiterung 1744 durch den Kurfürst von Sachsen erneut bestätigt.

Stift Joachimstein war vollendet!



Abb. 2. Zufahrtsstraße von der Wittigbrücke, im Volksmunde „Männelbrücke“ genannt, aus gesehen mit mythischen Figuren

Sechs Jahre noch durfte sich von Ziegler seines Werkes erfreuen, bis er am 30. Juni 1734 zu ewiger Ruhe einging. Nach seinem Wunsche wurde er am 4. Juli morgens 5 Uhr ohne Gesang und Klang in der Kirche zu Radmeritz beigesetzt.

Fernab vom Hasten und Jagen des modernen Verkehrs liegt Stift Joachimstein. Schon die schattige, breit angelegte Lindenallee (1716 bepflanzt), die von der uralten Handelsstraße Dresden—Löbau—Bernstadt—Lauban—Breslau unweit des Dorfes Radmeritz abzweigt, läßt uns Bedeutendes erwarten. Eine Steinbrücke überquert die eilig dahinfließende Wittig. Seit 1815 trennt sie als Grenzfluß die weit größeren schlesischen Besitzungen vom Stift Joachimstein



in Sachsen. Ein vortrefflich geschmiedetes Eisengeländer verbindet eigenartig geschwungene Postamente, auf denen überlebensgroße Sandsteinstatuen am Ein- und Ausgange der Brücken stehen. Der Fußpfad, über dem einzigen Brückens Pfeiler auf beiden Seiten bogenförmig zum Sitzplatz erweitert, ladet zu stiller Betrachtung der lebensvollen Gestalten ein, die der Brückenanlage besonderen Reiz und Bedeutung verleihen.

Jupiter mit dem Blitze verkörpert das Feuer, Neptun mit dem Dreizack das Wasser, Juno mit dem Pfau die Luft und Cybele mit der Mauerkrone die Erde.



Abb. 3. Wallgrabenbrücke mit Portal (mit Forstmeisterei links und Hausverwaltung rechts) von außen gesehen

Umsäumt von gepflegten Buchenhecken führt uns die schattige Lindenallee zur zweiten Brücke, die in drei weiten Bogen den Wallgraben überspannt. Am Rondell vor der Brücke müssen wir ein wenig links oder rechts in die längs des Wallgrabens hinlaufende Kastanienallee treten, um die prächtige Geschlossenheit von Park, Wallgraben, Brücke, Portal genießen zu können. An das durch starke Postamente mit Kugelaufsätzen gegliederte Steingeländer schließt sich in kraftvoll schöner Architektur das Hauptportal. Weit geöffnet für jedermann sind die starken Torflügel des Portales, das über einem gediegenen Oberlichtgitter außen in seinem Schlußstein das von Ziegler'sche Wappen, auf der Innenseite den Namenszug des Stifters zeigt.





Abb. 4. Portal von außen gesehen (von der Wallgrabenbrücke aus)



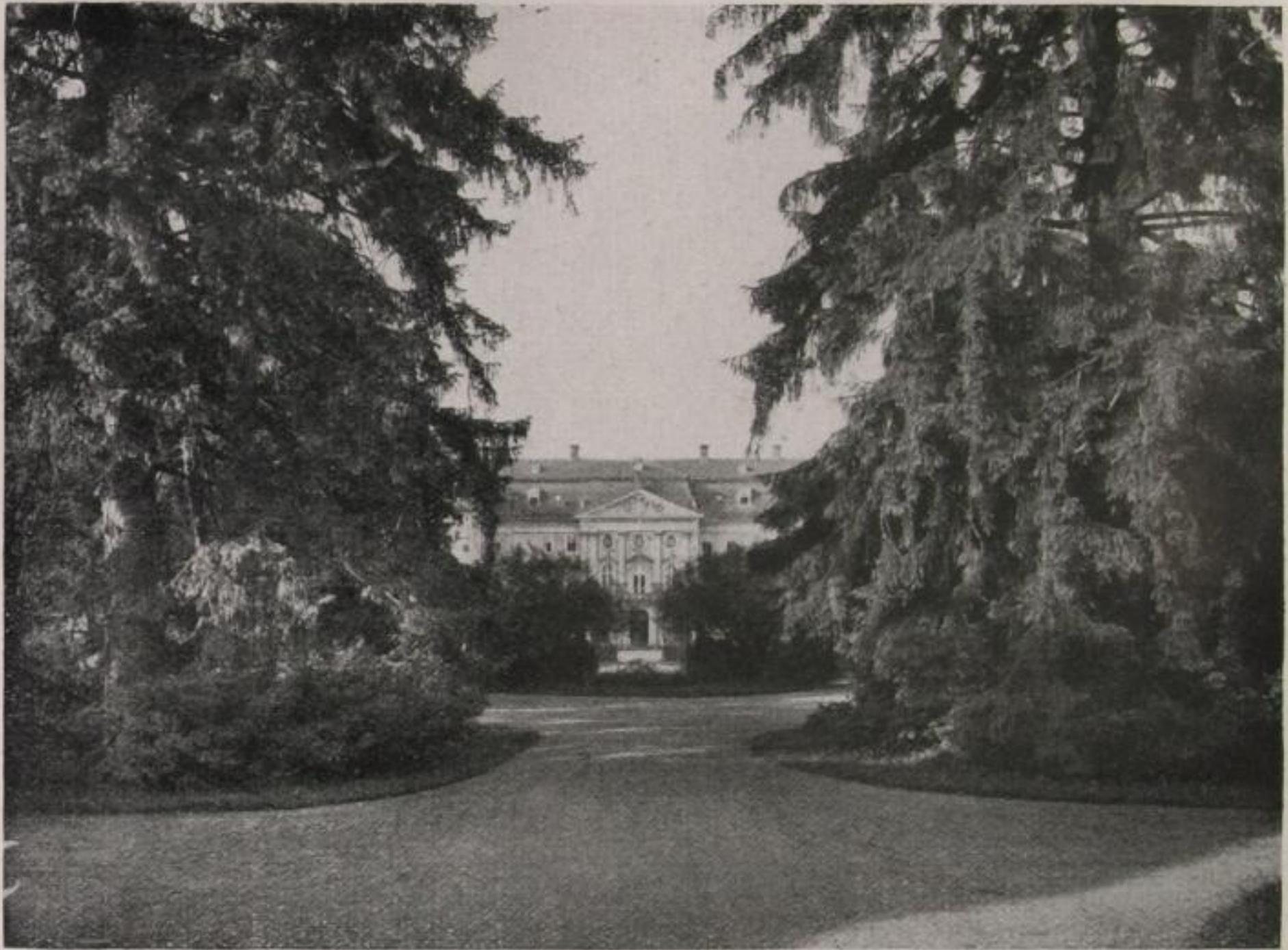


Abb. 5. Durchblick von den beiden Fichten aus nach dem Stiftshaus



Abb. 6. Westflügel des Schlosses mit Pavillon („Teepavillon“)



Torwächtern gleich stehen hinterm Portal rechts und links vom Wege zwei mächtige, altersgraue Fichten. Daneben, durch Mauer und Anlagen vom Vorhof getrennt, liegen schlichte Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude. Rechts betrachten wir den Marstall und die ehemalige Dienerwohnung, heute Beamtenwohnung und Stiftsschenke. Eine in der Mitte dieses Gebäudes eingelassene Inschrift nennt uns 1697 als Baujahr. Links vom Portal liegt das Forst- und Rentamt. An dieser Stelle stand das alte Herrenhaus, das von Ziegler nach seiner Übersiedlung in den westlichen Flügel des Schlosses 1723 abbrechen und dafür einen einfachen, dem westlichen Wirtschaftsgebäude äußerlich gleichenden Bau, aufführen ließ. Aus der Inschrift an diesem Gebäude, das



Abb. 7. Park, links vom Stift aus gesehen

als Forst- und Rentamt zugleich dem Stiftsoberförster Wohnung bietet, lesen wir: „Anno 1726 ist dieses Gebäude, wo vorhin das alte Wohn-Haus gestanden, bey großer Dürre und Miswachs des Getreides unters Dach gebracht worden . . .“

Quer vor den Ehrenhof legt sich eine Balustrade auf der nach innen zu zwei Sphinge ruhen. Auf ihren Schabracken zeigen sie das Zieglersche Wappen und Monogramm. An den Außenseiten der Balustrade beobachten wir je eine Sandsteinvase, an denen in feingefühlter Relieifarbeit die Jahreszeiten dargestellt sind. Ihnen gegenüber, an den Ecken der die Wirtschaftshöfe abschließenden Mauern, sehen wir je eine Statue: rechts ein Knabe schlafend an einen



Baumstamm gelehnt, zu seinen Füßen eine Eule; links ein Knabe, der mit dem Fuße ein Scheit hält, das er hacken will.

Der Fahrweg teilt sich und führt um den tiefergelegenen rechteckigen Bowling green vor die Hauptfront des Schlosses. Der Wiesenplatz, von Fußwegen, blumengeschmückten Rasenstreifen und Buchenhecken eingeschlossen, durch verschnittene Taxusbäume und Statuen geziert, hat als äußere Umgrenzung eine mit Putten und Vasen reizvoll geschmückte Steinbalustrade.

In Gruppen und Einzelstatuen stehen da kleine, grauverwitterte Gestalten, Mädchen und Knaben, die von Ziegler seine „Kinder“ nannte. Daß der Stifter den Ehrenhof in geradezu verschwenderischer Fülle mit jenen wohl-



Abb. 8. Westpavillon

genährten, so lebensvoll dreinschauenden Figürchen zierte, läßt uns besondere Freude an seinen „Kindern“ erkennen. Sie bilden zusammen eine sinnbildliche Darstellung des menschlichen Lebens in Arbeit und Spiel, in Freud und Leid.

Sämann, Schnitter, Gärtner, Weinbauer, Tierzüchter, Schaffscherer, Holzfäller reden von Arbeit — tanzende Gruppen, trinkendes Pärchen, Mädchen auf Schlittschuhen, Knabe mit Hase und Traube aber vom Spiel. Mädchen mit Füllhorn und Rosen im Haar, Mädchen mit Rosenkorb, Knaben mit Brot und Trauben sich stärkend und ein küssendes Paar künden von Lebensfreuden. Mädchen in schmerzvoller Haltung gefesselt, Gruppe sich streitender Knaben mit Schachbrett, Spielkarte und gezücktem Dolch, ein wehklagender Knabe, trauriges Mädchen, dem ein Knabe Geld anbietet und ein geflügelter Knabe





Abb. 9. Stiftshaus Joachimstein



mit Sense, der einem Mädchen an die Brust packend das Gesicht enthüllt, gemahnen an Menschenleid. Und immer noch andere Gestalten laden zu reizvoller Betrachtung.

Hinter den Steinbalustraden zu beiden Langseiten des Bowling green bieten schattige Kastanienalleen Gelegenheit für Bewegung und Ruhe, für Spiel und nützliche Beschäftigungen. Zwei grünumrankte Pavillons bilden den seitlichen Gartenabschluß. Im rechten Pavillon betreten wir einen hohen durch Pilaster und Ecksäulen geschmückten Saal, an dessen Decke ein weißer Adler und exotische Vögel in wolkgig kühl getönter Luft, in den Ecken Kinder und Blumen in Freskomalerei zu sehen sind. An den Saal schließen sich nach beiden Seiten je ein Nebenzimmer mit reichgeschmückten Kaminen. Im östlichen Zimmer findet sich unter geschmackvollen Rokokomöbeln noch ein Schreibtisch des Stifters.

Der linke Pavillon, das Kavalierrhaus, dient in hohen Festzeiten noch heute teilweise seiner ursprünglichen Bestimmung. Beide Gartenhäuser zeigen in ihrer äußeren Form Ähnlichkeit mit denen des Dresdner Zwingers.

Den Abschluß dieser reichen altfranzösischen Gartenanlage bildet die prächtige Fassade des Schlosses selbst. Es besteht aus einem Mittelbau, zwei Seitenflügeln und einem rückwärtigen Anbau für die Treppe. Dem Wesen des Barockstiles entsprechend, daß nur die hervorragendsten Teile des Baues durch reicheren Schmuck hervorgehoben, daß die Wirkungen durch Gegensatz und Steigerung um so kräftiger werden, ist auch der Mittelteil Joachimsteins in seinem Risalit besonders betont.

Die wagerechte Quaderung des Erdgeschosses strebt dem beabsichtigten Mittelpunkt der ganzen Front, dem Haupteingange, einem mit Üppigkeit und Schwere ausgestatteten Barocktor, zu. Seine Bekrönung bildet eine mit vier wuchtigen Vasen geschmückte Balustrade, die zu den Fenstern und der Balkontüre des im ersten Stockwerk gelegenen Festsaales hinüberleitet. Über verzierten Giebelverdachungen der hohen Saaltüre und Fenster sehen wir Ochsenaugen, die ihr Licht dem Festsaale abgeben. Durchgehende korinthische Pilaster führen hinauf zum dreieckigen Giebelfeld, das mit seinem Schmuck, allegorische Figuren halten das Zieglerische Wappen, darüber Vasen und Putten, eine würdige Krönung bildet. Ebenso zeigen Rückseite und Seitenansichten des Schlosses durch Säulenstellung mit Schmuckgliedern und Giebelfeldern betonte Risalite ähnliche Anordnung.

Im Hausflur tragen vier kreuzförmige, toskanische Pfeiler das dreireihige Kreuzgewölbe. In vier wohlverzierten Nischen steht auf schwarz gestrichenem Sockel je eine überlebensgroße Sandsteinstatue. Während die Putten im Park das Leben draußen in seinen wechselvollen Erscheinungen andeuten, weisen die vier Meisterwerke des Dresdner Bildhauers Kirchner auf den Geist hin, der in diesem hohen Hause herrschen soll: Treue, Unschuld, Liebe, Gerechtigkeit! Diese feinempfundenen Gestalten zählen zu den besten Barockarbeiten Sachsens und stehen denen im Hauptsale des Palais im Großen Garten zu Dresden nahe.

Vom Hausflur ab führen Gänge mit flachen Kreuzgewölben rechts zu den



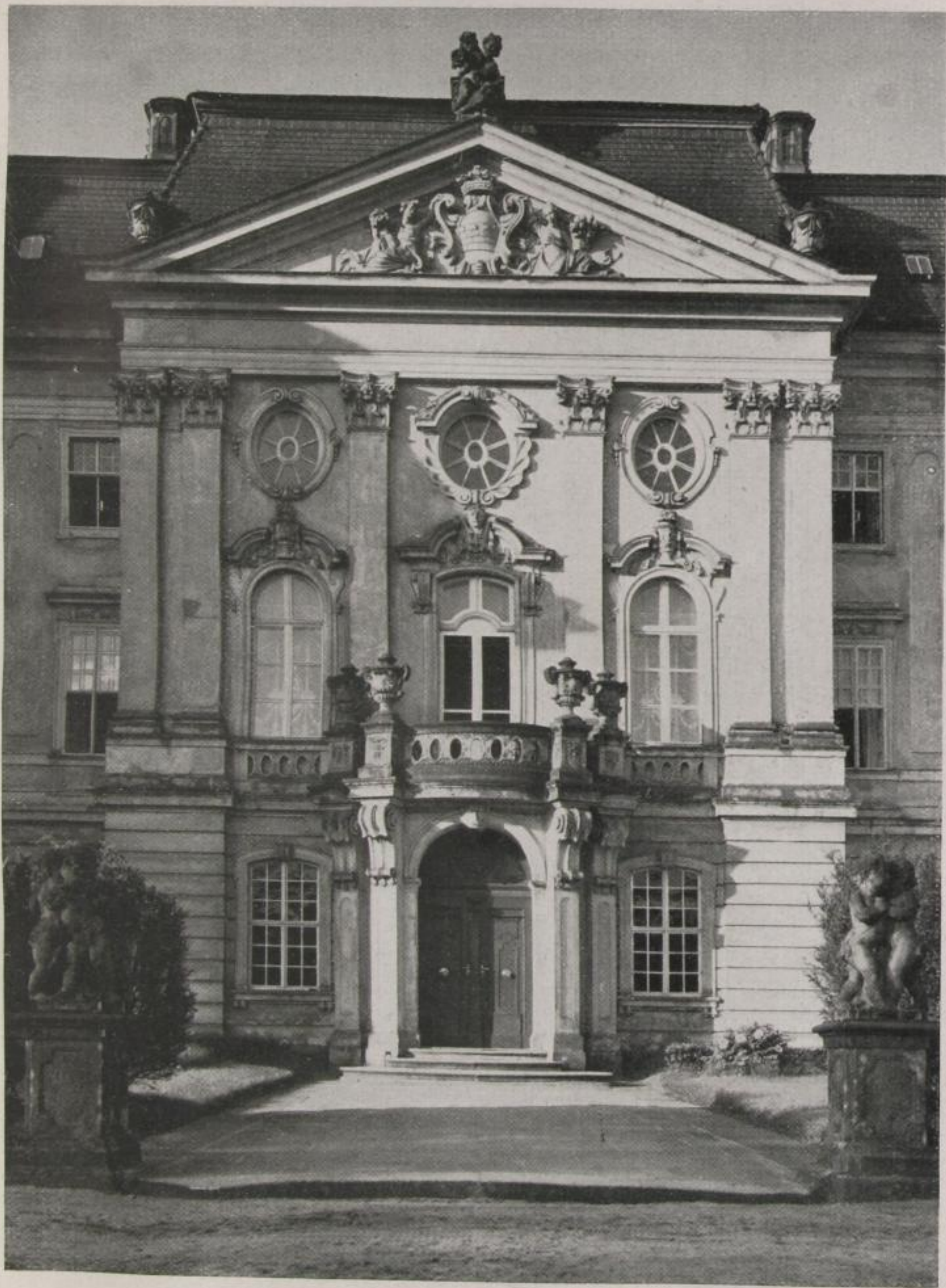


Abb. 10. Mittelbau des Stiftshauses Joachimstein





Abb. 11. Treppenaufgang von der Eingangshalle aus mit der vorderen linken Figur „Unschuld“



Räumen des Herrn Stiftsverwesers, zu Fremdenzimmern und dem Amtsraum der Hausverwaltung, links zu Wirtschaftsräumen.

Eine breite, dreiläufige Treppe mit Balustraden und Vasen geschmückt, führt in das erste Stockwerk. Die unteren Vasen auf den Balustraden des Treppenpodestes zeigen Reliefdarstellungen Augusts des Starken und des Stifters. Reiche Stuckverzierung zeigt die flache Decke des Treppenhauses.

Wir überschreiten den vierzig Meter langen, oberern Flur in der Mitte und gelangen durch die hohe mit Schnitzwerk gezierte Tür in den Festsaal, genannt „Weißer“ oder „Großer Saal“. Der durch Pilaster reichgegliederte, mit reizvollen Stuckornamenten und Kaminen geschmückte lichte Raum erhebt



Abb. 12. Treppenaufgang

sich durch zwei Stockwerke hinauf. Ein großes Deckengemälde schließt ihn ab: Die Weisheit, eine weibliche Gestalt, durch Flammen an der Stirn ausgezeichnet, thront über der Weltkugel; ihr Zepter bekrönt das Gottesauge. Genien bringen ihr Sternenkranze dar. Der Weisheit gegenüber stellt eine männliche Gestalt mit Tafel das Gesetz dar. Am Rande zeigen sich anmutig figürliche Gruppen, im freien Himmelsraum spielen Wolken und Putten.

Zwei kräftige Ölbilder, August den Starken und den Stifter in Lebensgröße darstellend, zieren würdig den Saal. Wem es vergönnt ist, den Balkon vom „Weißer Saal“ aus zu betreten, dem bietet sich ein unbeschreiblich schöner Blick auf die märchenhafte Pracht und ruhige Dornehmheit der Joachimsteiner Schloßanlage.





Abb. 13. Weißer Saal mit Bildnis des Stifters: Joachim Siegmund von Ziegler und Klipphausen



In den beiden Zimmern links vom „Weißen Saale“, die der Repräsentation dienen, betrachten wir Stuckdecken, gediegene Kronleuchter, altes Silber, Porzellan, emaillierte Gläser mit dem Wappen des Stifters, ein Bildnis der Mutter des Stifters, Helene Sabine von Ziegler † 1666 und Bildnis des Johann Ziska. Weiterhin schließt sich der im östlichen Seitenflügel nach Norden zu gelegene „Braune“ oder „Speisesaal“ an, dessen Decke am Rande Stuckornamente aufweist, die in Medaillons Darstellungen der vier Jahreszeiten umschließen. Rechts, westlich vom „Weißen Saal“, liegen die Räume der Frau Stiftshofmeisterin und Fremdenzimmer.



Abb. 14. Ehrenhof, vom Balkon des Weißen Saales (Festsaal) aus gesehen

Im südlichen Teil der Seitenflügel führt je eine schlichte Treppe ins zweite Obergeschoß, das die Wohnräume und Kabinette der zwölf Stiftsdamen umschließt. Weiter hinauf gelangen wir in den erst 1914 zu weiteren Wohnräumen für das Stiftspersonal ausgebauten Boden, dessen Mansardendach symmetrisch angeordnete Schornsteine trägt.

Hinter den Gartenhäuschen betreten wir zu beiden Schmalseiten des Schlosses Gärtchen mit Austritt und Blick auf den teichartigen Wallgraben, der die gesamte Anlage umfließt.

Der schönste Anblick Joachimsteins erschließt sich uns erst dann, wenn wir auf wohlgepflegtem schattigen Wege den äußeren Wallgang beschreiten.



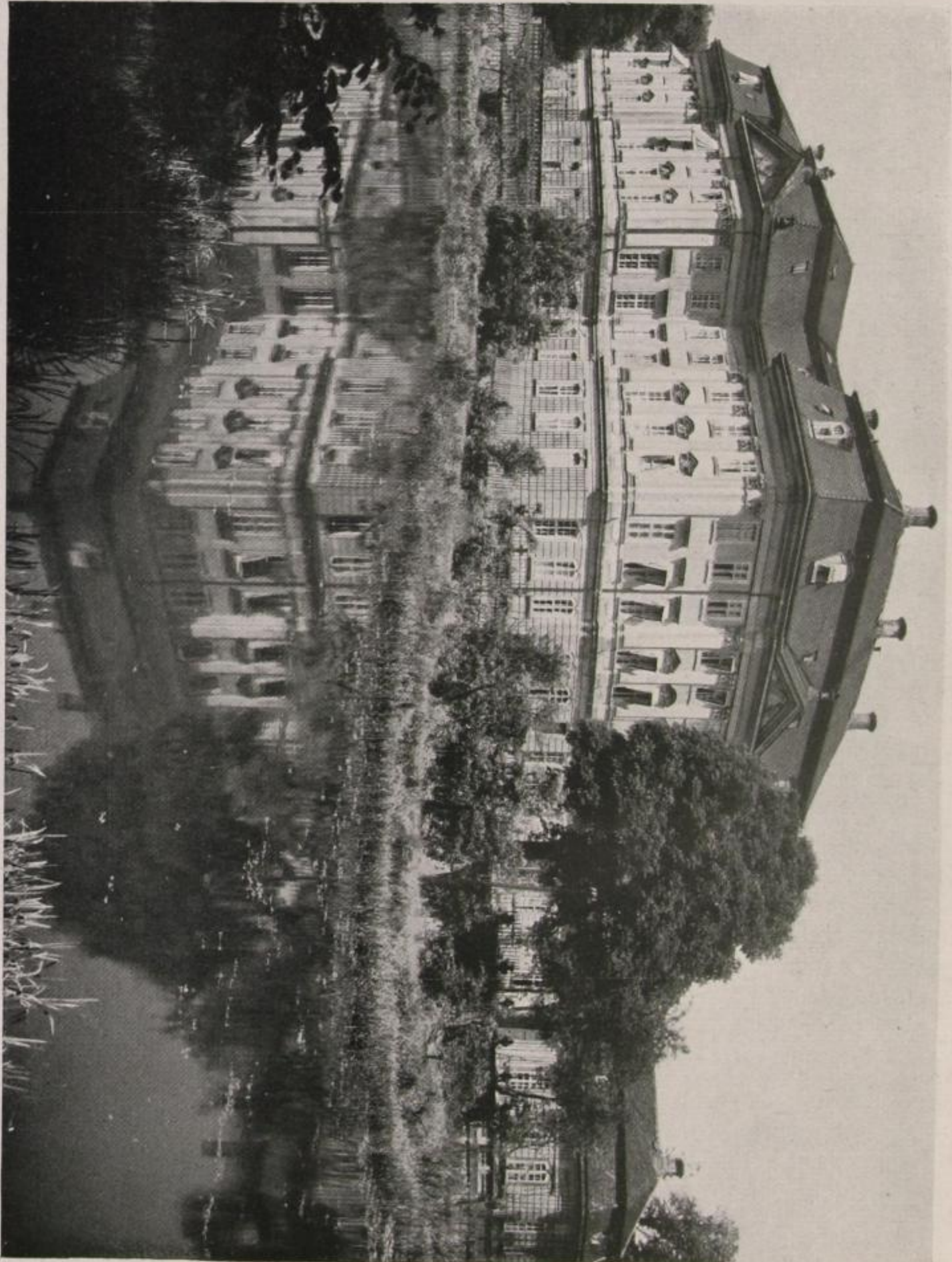


Abb. 15. Schloß-Südoftseite mit Kastanie im kleinen Küdengarten, vom äußeren Wallgang aus gesehen



Märchenhaft steigt Joachimstein auf umrahmt von zweihundertjährigen Linden, hundertfältige Farbenpracht spiegelnd im stillen Wasser des Wallgrabens.

Ein unvergeßlicher Anblick majestätischer Schönheit und edelster Harmonie!

Wer so Joachimstein geschaut, versteht des Stifters Wort, mit dem er kleinliche, mißgönnerische Geister seiner Zeit abweist: „Derachte dieses Werk nicht, der Erbauer davon hat es vor sich, nicht vor dich gebauet. Gehe hin und baue nach deiner Phantasie ein besseres, so werden sich eben dergleichen Narren finden, wie du bist, welche es tadeln werden“.

Stürme zweier Jahrhunderte umbrausten Stift Joachimstein. Der preußische Einfall in die Lausitz brachte ihm viel Sorgen, Lasten und Nöte. Am 26. November 1745 bezog Friedrich der Große mit seinem Gefolge, dem Kronprinzen August Wilhelm, dem Herzog von Braunschweig-Bevern, den Generälen Zieten, Schwerin und anderen hier Nachtquartier. 1762 fordert der preußische General von Ramin hohe Kontribution und Brandschatzung. Am 3. April 1813 traf Theodor Körner mit der Lützowschen Freischar in Joachimstein ein. Von hier aus erließ er seinen „Aufruf an die Sachsen“. Mit ihm ritten nach frohen Festtagen am 5. April Lützow, Friesen und Turnvater Jahn zum Joachimsteiner Tore hinaus. In den folgenden Monaten kamen Kosaken, Preußen und Franzosen nach Joachimstein. Vom 8. bis 10. November 1813 schlug General Blücher mit Prinz Wilhelm, dem späteren Kaiser Wilhelm I., und seinem Gefolge im Stift sein Hauptquartier auf.

Am schwersten wurde Joachimstein durch die Teilung der Oberlausitz nach dem Wiener Kongreß am 18. Mai 1815 bedroht. Das Schloß verblieb bei Sachsen, während all seine Besitzungen unter Preußens Verwaltung kamen. Schon glaubte man, die Stiftung nach kaum hundertjährigem Bestehen auflösen zu müssen. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen beiden Regierungen bestimmte eine Entscheidung des Königs von Sachsen das Weiterbestehen als Stiftung in der alten Form.

Oft haben sächsische Könige und Königinnen in den letzten hundert Jahren Joachimstein besucht. Auch in der Nachkriegszeit konnte Joachimstein manch fürstlich hohe Gäste in seinen Hallen begrüßen.

Wer aber die 200jährige Geschichte des Stiftes Joachimstein schreibt, darf die Septembertage von 1928 nicht vergessen, in denen der zweimal in Notzeit zum Führer des deutschen Volkes berufene Feldmarschall und Reichspräsident von Hindenburg Joachimstein und seinen Stifter ehrte für alle künftigen Zeiten!

#### Anmerkung.

Neben genauer persönlicher Kenntnis „Joachimsteins“ als Heimort (Vater und Großvater des Verfassers führten fast 70 Jahre hindurch die Hausverwaltung des Stiftes) schöpft vorstehender Aufsatz aus nachstehend verzeichneten Urkunden und Quellen:

#### Haupt-Staats-Archiv zu Dresden:

Loc. 2280: „Acta des Cammerherrn Joachim Siegmunds von Ziegler und Klipphausen Foundation des weltadligen Fräulein-Stifts-Joachimstein zu Radmeritz“ betr.

Loc. 2413: „Acta des von dem Cammerherrn Joachim Siegmund von Ziegler und Klipphausen errichtete weltadlige Fräulein-Stift-Joachimstein zu Radmeritz“ betr.

Loc. 2413: „Des Stiftes Foundation des seel. Cammerherrn von Ziegler d. d. 11 ten Febr. 1722 samt allergnädigster Confirmation d. d. 17. Junij 1722“.



Loc. 4528: Duplikat zu Loc. 2413.

Loc. 5864: Vol. I „Acta des Stifts Joachimstein“ betr.

Loc. 5865: „Verfassung und Statuten des freien, weltadeligen, evangelischen Fräulein-Stifts-Joachimstein zu Radmeritz“ mit erläuternden Randbemerkungen.

Loc. 6106: Duplikat zu Loc. 2413 und 4528, jedoch ohne die dort vorhandenen „Beilagen zu denen Statuten des Stifts Joachimstein“.

Loc. 4749: „Das Fräuleinstift Joachimstein bei Radmeritz und die desfallsige Auseinandersetzung mit Preußen betr.“ 1822.

**Prof. Dr. ph. und jur. h. c. R. Jecht, Görlitz:** „Joachim Siegismund von Ziegler und Klipphausen“, Festrede mit Bemerkungen, Ausführungen und Begründungen. Neues Lausitzisches Magazin, Bd. 98, S. 64—97. Zeitschrift der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. ph. und jur. h. c. R. Jecht. Im Selbstverlag der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften, Görlitz 1922.

**P. Richard Doehler, Dresden:** „Diplomatarium Joachimsteinense“. „Die Urkunden der zur Herrschaft des freien weltadeligen evangelischen Fräuleinstifts Joachimstein gehörigen Rittergüter Radmeritz, Niecha, Markersdorf“ etc. etc. Separat-Abdruck aus dem Neuen Lausitzischen Magazin. Bd. 81. Görlitz 1905. (Verlag siehe oben!)

„Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreichs Sachsen. Unter Mitwirkung des K. Sächsischen Altertumsvereins herausgegeben von dem K. Sächsischen Ministerium des Innern.“ 29. Heft: Amtshauptmannschaft Zittau (I. Teil, Land) S. 63—85, bearbeitet von Cornelius Gurlitt. Dresden. In Kommission bei C. C. Meinhold u. Söhne. 1906. O. H.

## Alte Kirche in Saathain

von Edgar Hahnwald

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Unter den vielen Fachwerkkirchen des Kreises ist sie die stattlichste und älteste.

Diese kurze Notiz in Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler ist Anreiz genug, die Gelegenheit zu einem Abstecher nach Saathain wahrzunehmen. Das kleine einfache Dorf liegt an der Schwarzen Elster. „Kreis Liebenwerda, Regierungsbezirk Merseburg“ verkündet die gelbe Ortstafel. Merseburg — überrascht liest man das; so weit über die Elbe herüber greift dieser Bezirk, von der Saale und von der Weißen bis zur Schwarzen Elster; eine Elster, der schnip-pische schwarzweiße Vogel könnte sein Wappentier sein.

Die Schwarze Elster fließt hier gradlinig und glatt zwischen hohen Deichen. Auf den Dämmen hin führt ein schmaler Pfad; manchmal verschwindet er und dann muß der Radfahrer im Fahrgleise spüren, das die Handwägelchen der Bauern eingeschnitten haben. Beifuß und die runden Blütenköpfe der Granelken klingeln in den Speichen; das Fahrrad klingt wie mit Glöckchen behängt. Im braunen Wasser des Flusses steht tief und dunkel das Spiegelbild der hohen Baumgruppen. Träumerisch versunken taucht es hinab und man nimmt tröstlich wahr, daß auch die Landschaft eines dermaßen regulierten Flusses von einer seltsam sehnsüchtigen Schönheit sein kann.

Über die Bäume des verwilderten Parks hinweg blickt das Herrenhaus auf Elster und Damm und den seichten Hügelzug, der jenseits der Elster die flächige Landschaft begrenzt. Das Barockportal fügt sich über Treppe und Altan ins glatte Gemäuer ein. Es ist nur ein sparsamer Schmuck, aber im Rahmen der beiden weitästigen Linden, unter wehendem Laub, im kühlen Schatten, in den die Sonne schaukelnde Goldfleckchen sprengt, ist es ein Bild von malerischem Reiz.







Abb. 1. Kirche in Saathain (Vorderansicht)





Abb. 2. Kirche in Saathain (Giebelansicht)



Dem Herrenhaus benachbart liegt das Gut, ein nüchternes Gebäudeviereck um einen großen Hof, und in diesem Hofe steht die Kirche. Noch niemals fand man eine Kirche in solcher Umgebung: im Pfuhe am Wassergraben schnüffeln Schweine, Hühner scharren zwischen Ackergeräten, ein schwarzweißer Ochse steht angebunden an einem Wagen und senkt in glühender Hitze das mächtige Haupt, ein Jagdhund trottet langsam über den Hof heran, beriecht das Knie des Fremdlings, steht gelangweilt da, sieht über den Hof, beriecht den Fremden noch einmal, sockt langsam davon, legt sich mit träger Würde in den Schatten auf die Steinplatten und schließt die Augen.



Abb. 3. Kirche in Saathain, Blick nach dem Altar

Und da steht die Kirche, eine Scheune Gottes — ohne jeden verächtlichen Beiklang ist das gemeint, nur die, man muß schon sagen, rührende Armut soll damit ausgedrückt sein: ein bäuerlicher Fachwerkbau mit weißgetünchtem Verpuß zwischen der schwarzen Gitterzeichnung des Gebälks. Fachwerk bis hinauf zur Haube des Turms. Um 1600 ist die Kirche gebaut; es mutet an, als sei die Verarmung schon vorausgeahnt, die der Dreißigjährige Krieg über ein ganzes Land brachte. Es ist von einer aschenbrödelhaften Schönheit noch im Verfall, denn der nagt längst leise und beharrlich am Gebälk, am Verpuß. Durch Ritze und Klunsen blüht das Sonnenlicht von draußen überall ins Innere herein. Es ist von malerischer Wirkung, aber es ist Verfall. Vielleicht wäre er mit einigen Mitteln aufzuhalten, vielleicht wäre die kleine Kirche als merkwürdiges Bau-



denkmal zu erhalten und das zuständige Amt hätte sich darum zu bemühen, aber es müßte wohl sehr vorsichtig geschehen, um den unbeschreiblichen Reiz des Alters und des Bäuerlichen nicht zu zerstören, der ja zum Teil eben ein Reiz des Verfalls ist. Vielleicht muß man es hinnehmen, daß ein solches kleines Bauwerk langsam hinbröckelt, man kann es nur ansehen, wie es da steht, hinfällig, einfältig schön in seiner ländlichen Verschollenheit.

Merkwürdig genug klang es, daß dieses bescheidene Fachwerkgehäuse von innen tönte. Drinnen spielte der Lehrer auf der Orgel. Auf einer winzigen Empore, zu der man vom Schiff aus mit der Hand hinaufreichen kann, auf einer Orgel, gerade groß genug für ein Puppentheater und so verstimmt, daß die



Abb. 4. Kirche in Saathain, Blick nach der Empore

Dürftigkeit des Raumes in diesem Spiel „Nun danket alle Gott“ einfältig ahnungslos und rührend komisch ausgedrückt war. Während unser Apparat spreizbeinig im Schiff stand und das Bild des Innern mit langer Belichtungsdauer in sich eindringen ließ, spielte immerzu die verstimmt Orgel, durch die Risse im Fachwerk blühten Sonnenstrahlen schräg herein, draußen auf dem Gutshof gackerten schläfrig die Hühner und manchmal schwang sich der knatternde Flügelschlag der Tauben bis dicht vor die niedrige Tür. Das alles klang zusammen zu einer ländlich frommen Idylle, einer innigen Pastorale, und so unwichtig das Erlebnis schließlich auch sein mag, so wird es doch in der Erinnerung haften, denn es war eindringlich genug, das Gefühl zu bewegen kurz nach einer herrlichen, von Eindrücken übervollen Reise am Main und Neckar entlang



mit Bamberg und Würzburg, Heidelberg und Heilbronn. Ja, man kann sagen, daß man oft genug vom Unberühmten, Abseitigen überraschender und persönlicher berührt wurde, weil man es ganz unvorbereitet empfing, während man von den Berühmtheiten aus Bildern und Schilderungen schon eine Vorstellung hatte und ihr Anblick schließlich beinahe ein Wiedersehen war.

So schaut man sich denn lange in dieser kleinen Kirche um, obwohl es fast nichts zu sehen gibt. Die flache Decke ist aus Holz, in Felder geteilt, grau getüncht, mit naiven, schon wieder halb verwischten Ornamenten in Waschblau, Kastanienbraun und Maurergrün wie eine Bauerntruhe bemalt. Von der Decke leitet eine hohe Hohlkehle zu den glatten Wänden über; die Kehle ist mit Holzbrettern verschalt, wie Dielen sind sie aneinander gefügt. Der Taufstein ist aus Holz, der Altar auch. Alles ist klein, bescheiden, ja ärmlich. Verwelkte Kränze hängen da. Vor einem der Kirchenfenster aus schlechtem, verstaubtem Glas hängt ein Rouleau aus grau und weiß gestreiftem Leinen. Des Lichtes für die Aufnahme wegen mußten wir es hochziehen; beinahe wäre es heruntergefallen. Und doch wirkt das alles in seiner anspruchslosigkeit und Armut so rührend — es gibt kein anderes Wort dafür.

So steht die Kirche da, ein schief gewordener Fachwerkbau in Weiß und Schwarz, übergittert vom Geäst eines erfrorenen Nußbaums, dessen schwarze Zeichnung nun sich einfügt in die schlichte Einheit des Bildes. Eine verschollene Kirche auf einem Gutshof, auf dem sie wohl schon längst im Wege ist, umgeben von den Hantierungen einer ganz anderen Zeit. In einem Schuppen, dem Kirchengiebel gegenüber, arbeiten Mägde. Sie sind grau bestaubt und haben weiße Tücher vor den Mund gebunden; wie Mohammedanerinnen sehen sie aus. Sie laden Kunstdünger von einem Wagen ab. Es ist eine schmutzige und schädliche Arbeit. Das äzende Mehl kommt aus einer chemischen Fabrik, vielleicht aus den Leunawerken, die ja auch im Regierungsbezirk Merseburg liegen. Eine Industrie, gefährlich, zischend, qualmend, ein tausendgliedriger eiserner Gigant in der Landschaft holt Stickstoff aus der Luft; das ist unsere Zeit. Am Herrenhaus hängen die Kränze vom Erntedankfest, mit Schleifen groß und bunt wie eine bestickte Schürze; in dieser kleinen hinsälligen Kirche sind sie geweiht worden. Und nun sieht man die Mägde in beizenden Wolken, mit Tüchern vorm Mund und steht vor ganz anderen Zusammenhängen. Der weiße Staub wirbelt aus dem Schuppentor, zieht in trägen Schwaden über den Hof und hängt dünne Schleier vor das schwarzweiße Fachwerk der Kirche, aus der noch immer das fromme Spiel der verstimmten Orgel klingt, als ob die kleine Kirche, in sich singend, unberührt wäre von allem, was um sie her sich verändert hat im Laufe ihrer drei Jahrhunderte.



## Die Meridiansäule bei Rähnitz

Don E. Regensburger, Dresden

Aufnahme des Heimatschutzes

Schon mancher Wanderer, der von Dresden aus nordwärts über den Heller oder auch von Hellerau kommend in Richtung auf Moritzburg seines Weges gezogen ist, mag kopfschüttelnd die etwa 10 Meter hohe schmucklose Säule betrachtet haben, die sich abseits der Straße unweit des Südausganges von Rähnitz befindet. Keine Inschrift kündete ihm, ob sie berufen wäre, Erinnerungen an geschichtlich bedeutsame Vorgänge wachzuhalten; kein Einheimischer vermochte Näheres über diesen schlanken, ins Tal schauenden Gesellen — den der Volksmund ganz treffend „das Butterfaß“ benannt hatte — zu berichten. Aber der herrliche Blick, der sich ihm vom Fuße der Säule aus über das weit ausladende Elbtal, auf das in frischem Grün gebettete Dresden, auf die jenseitigen Elbhänge und die in weiter Ferne sich verlierenden Höhen des Erzgebirges bot, ließ ihn wohl bald ihre Bedeutung als Vermessungspunkt erkennen.

Kaum glauben möchte man es, daß sie bereits die ersten hundert Lenze ihres Lebens überschritten hat! Zur selben Zeit, als das ganze Sachsenland freudigen Anteil an der Jubelfeier der Technischen Hochschule zu Dresden nahm, konnte sie in aller Stille ebenfalls ihren hundertsten Geburtstag begehen. Wind und Wetter haben ihr in den vielen Jahren kaum etwas anhaben können, und die wenigen Runen, die ihr die Zeit ins Gesicht geschrieben hat, sind ihr vor kurzem dank der tatkräftigen Hilfe unseres Landesvereins Sächsischer Heimatschutz wieder ausgeglättet worden.

Im Sommer des Jahres 1828 wurde sie von dem Dresdner Geodäten und Astronomen *Lohrmann*<sup>1)</sup> als „nördliche Merksäule“ in der Mittagslinie seines im Mathematisch-physikalischen Salon befindlichen Observatoriums errichtet; die entsprechende „südliche Merksäule“ entstand im selben Jahr auf den jenseitigen Elbhöhen am Nordrande des Dorfes Rippien<sup>2)</sup>. Durch die beiden Merksäulen wurde also in der Natur die genaue Nord-Süd Linie Rähnitz — Mathematisch-physikalischer Salon — Rippien festgelegt; *Lohrmann* konnte nunmehr mit Hilfe dieser Punkte weitere, unten näher beschriebene Vermessungsarbeiten ausführen.

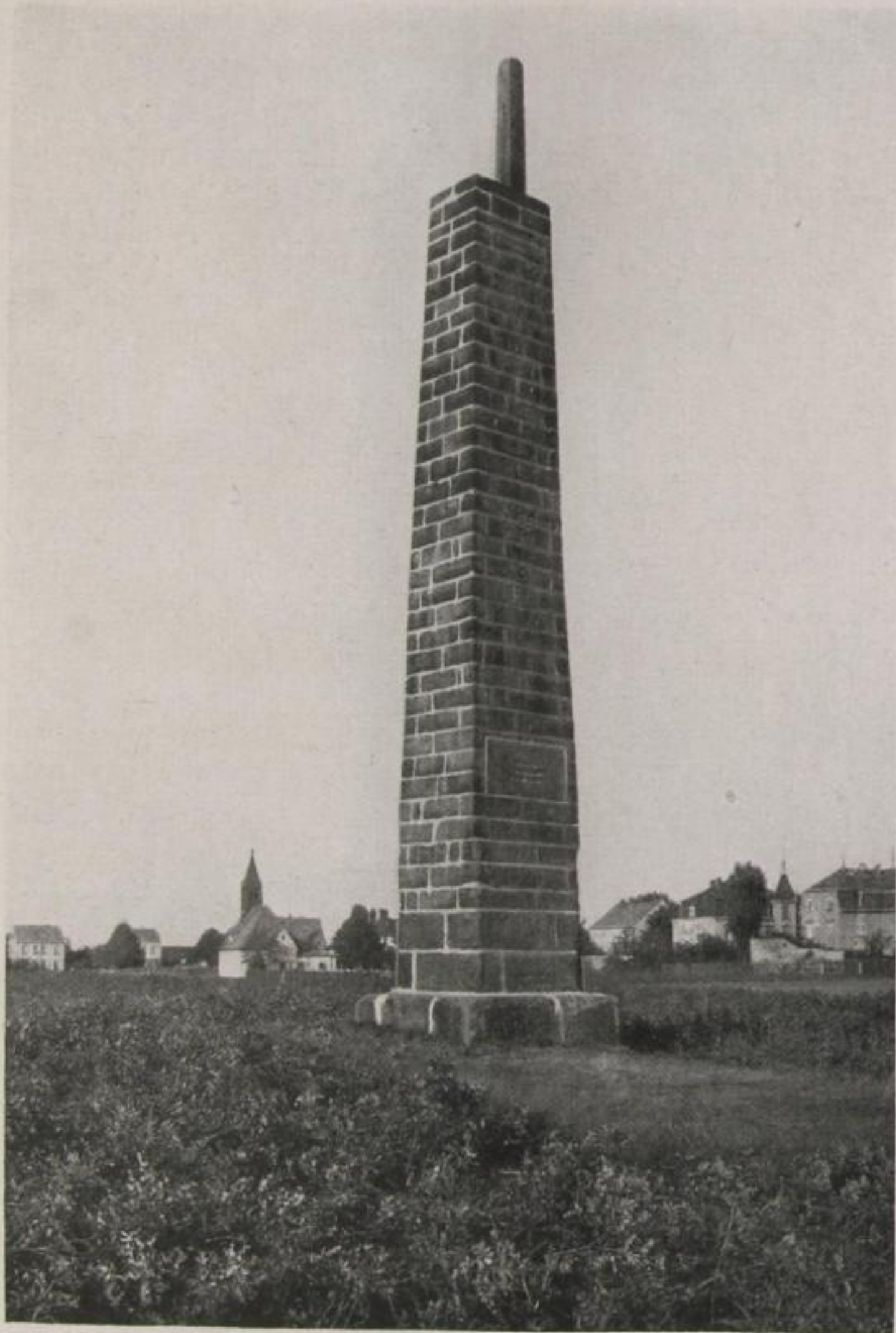
Die geschichtlichen Vorgänge seien nur kurz gestreift. Die Ständeverammlung der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hielt seinerzeit

<sup>1)</sup> Wilhelm Gotthelf *Lohrmann*, geb. am 31. Januar 1796 in Dresden; Oberinspektor des Mathematisch-physikalischen Salons, Direktor der Technischen Bildungsanstalt (der jetzigen Technischen Hochschule) und der Cameraalvermessungsanstalt (Landesvermessungsamt). Bekannt wurde er besonders durch die Herausgabe der „Topographie der sichtbaren Mondoberfläche“ im Jahre 1824. Er starb in Dresden am 20. Februar 1840.

<sup>2)</sup> Die „südliche Merksäule“ konnte sich keines so langen Lebens wie ihre nördliche Schwester erfreuen; vermutlich ist sie im Jahre 1844, in dem eine größere Feuersbrunst einen Teil des Ortes Rippien einäscherte, abgebrochen und ihr Gestein beim Wiederaufbau der Gebäude mit verwendet worden.



eingehende Beratungen über die damals viele Gemüter bewegende Frage ab, in welcher Weise die recht im argen liegende Besteuerung des Grund und Bodens auf eine gerechtere Art als bisher durchgeführt werden könnte. Sie betraute im Jahre 1825 eine besondere „Commission zu Vorbereitung eines neuen Grund-



**Die Meridianssäule bei Rähniß**

steuersystems“ mit der Aufgabe, auf Grund von Probemessungen und Probe-schätzungen des Grund und Bodens geeignete Vorschläge für eine allgemeine Landesvermessung und Landesabschätzung — die Voraussetzung für die Einführung eines „neuen, alle Willkür entfernenden Grundsteuersystems“ — auszuarbeiten. Zur Durchführung der für die Probemessung erforderlichen trigonometrischen Arbeiten wurde ihr der Oberinspektor Lohrmann beigegeben.



Dieser entledigte sich nun seines Auftrages, indem er das für die Probemessung vorgesehene Gebiet mit einem weitmaschigen Dreiecksnetz überspannte und in dieses Netz sowohl das Observatorium zu Leipzig, als auch die Punkte Rähniß und Rippien seiner Mittagslinie einbezog. Hierdurch war er in der Lage, die geographischen Längen und Breiten aller an das trigonometrische Netz angeschlossenen Punkte zu ermitteln.

Ihren geodätischen Wert hat die Rähnißer Meridiansäule durch die im Jahre 1863 begonnene Europäische Gradmessung beziehungsweise durch die sich an diese anschließende Sächsische Landestriangulation, in deren Netz sie nicht mit einbezogen worden war, verloren; für den Heimatkundler und besonders für den sächsischen Vermessungskundigen bedeutet sie jedoch auch heute noch und erst recht in Zukunft ein Stück wertvoller Erinnerung an die Vorgeschichte der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts durchgeführten allgemeinen Landesvermessung. Ein bescheidener Akt der Dankbarkeit war es daher, daß der Landesverein Sachsen des Deutschen Vereins für Vermessungswesen an der unter dem Schutze des Landesamtes für Denkmalpflege stehenden Säule aus Anlaß ihres 100. Geburtstages die Inschrift

#### Meridiansäule

Errichtet von Vermessungs-Inspektor W. G. Lohrmann 1828

anbringen ließ.

---

Auch du, Wanderer, der du die Heimat liebst wie wir: verweile einen Augenblick an diesem schönen Fleckchen Erde, ehe du vorübereilst; du wirst es nicht bereuen!<sup>3)</sup>

### Zur Krähenvertilgung in Sachsen

Don R u d. Z i m m e r m a n n , Dresden

Einer an mich ergangenen Aufforderung des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, mich gutachtlich zu der Krähenvertilgung in Sachsen zu äußern, komme ich um so lieber nach, weil die Angelegenheit nicht nur wiederholt in den sächsischen vogelkundlichen Ortsvereinen eingehender erörtert worden, sondern auch auf Tagungen des Vereins sächsischer Ornithologen Gegenstand eifrigeren Meinungs-austausches gewesen und dabei stets auch ziemlich einmütig auf die verhängnisvollen Wirkungen hingewiesen worden ist, die diese Vertilgung in ihrer behördlich angeordneten Form für die übrige Tierwelt im Gefolge hat und die in einem leider recht beklagenswerten Gegensatz zu den praktisch erreichten Erfolgen stehen. Eine Behandlung der Frage erscheint auch deswegen um so dringender geboten, weil zu den in Sachsen gemachten Erfahrungen noch die teilweise weit ungünstigeren aus anderen deutschen Landesteilen kommen, die

<sup>3)</sup> Der zur Meridiansäule führende Feldrain zweigt von der Straße Rähniß—Bozdorf ab.



ein ganz besonders grelles Schlaglicht auf diesen Vernichtungsfeldzug gegen die Krähen werfen und unbedingt zur Einkehr mahnen müssen.

Die behördlicherseits verfügte Krähenvertilgung sieht bekanntlich die Auslegung von Gift vor, für die die Wintermonate und hier wieder die Tage nach Schneefall in Vorschlag gebracht werden. Um die Bedeutung und die Wirkung der Vertilgung beurteilen zu können, ist es zunächst einmal notwendig, sich ein kurzes Bild über das Vorkommen der Krähen in Sachsen und ihre wirtschaftliche Bedeutung zu machen. Für unser Land kommen zwei Krähenarten in Frage: die Saatkrähe, *Corvus frugilegus* L., und die Aaskrähe, *Corvus corone* L. Die letztere bildet zwei gut unterschiedene Formen: die Rabenkrähe, *C. corone corone* L., und die Nebelkrähe,



Abb. 1. Junge Rabenkrähe

Aufnahme Rud. Zimmermann

*C. corone cornix* L., die man bis vor kurzem ebenfalls als eigene Arten aufgefaßt, heute aber als nur Formen einer Art erkannt hat. Die im Gegensatz zur einzeln nistenden Aaskrähe in Kolonien brütende Saatkrähe ist die heute in Sachsen am spärlichsten vorkommende Art; sie war zwar früher in fast ganz Nordachsen ähnlich häufig wie ihre Schwester und unterhielt z. B. Brutkolonien selbst im Stadttinnern von Leipzig. Gegenwärtig ist sie jedoch als Brutvogel bis auf nur zwei Siedlungen aus Sachsen verschwunden; die eine dieser Siedlungen liegt in Westachsen in der Amtshauptmannschaft Borna, die andere, erst neuerdings von uns aufgefundene östlich der Elbe unfern Riesa. Verbreiteter und ungleich häufiger als die Saatkrähe ist im Lande die Aaskrähe, die aus dem Tieflande bis hoch ins Gebirge emporsteigt und in der Form der tiefschwarzen Rabenkrähe im wesentlichen Westachsen, in der Form der grauen Nebelkrähe aber Ostachsen bewohnt. Sie ist die eigentlich schädliche



Art und ihre Schäden können auch — das soll und muß hier uneingeschränkt zugegeben werden — mitunter recht bedenkliche Formen annehmen. Anders liegen die Verhältnisse in bezug auf die Saatkrähe, die, wie die doch nun in genügendem Umfange vorliegenden sehr sorgfältigen und gründlichen Untersuchungen über ihre wirtschaftliche Bedeutung beweisen, ein vorwiegend nützlicher Vogel ist, der zeitlich und lokal — auch das soll hier in keiner Weise beschönigt werden — zwar auch einmal Schäden anrichten kann, für deren Abwendung uns aber andere Mittel zur Verfügung stehen, als wie die Vernichtung durch das Auslegen von Giftbrocken. Es ist hier nicht der Ort, näher auf die eben erwähnten Untersuchungen über die wirtschaftliche Bedeutung der Saat-



Aufnahme P. Bernhardt

Abb. 2. Junge Nebelkrähe

krähe einzugehen, aber hervorheben wenigstens möchte ich hier noch, daß zum Beispiel der ungarische Landwirt längst die hohe Bedeutung, die der Saatkrähe für das Wohlergehen der landwirtschaftlichen Kulturen zukommt, klar erkannt hat und ihr daher überall auch unbedingten Schutz angedeihen läßt, ganz im Gegensatz zu den deutschen landwirtschaftlichen Kreisen, die in voreingenommener Weise sich vielfach Schlagworte zu eigen gemacht haben, die zum Teil wohl auf die Jägerwelt zurückgehen mögen, für die Krähe eben Krähe ist.

Den im Lande eingesessenen Krähen gesellen sich wintersüber in großen, nach Hunderten und selbst nach Tausenden zählende Flüge von Krähen nordöstlicher und östlicher Herkunft zu, über deren Brutheimat uns eine in der Lausitz geschossene Saatkrähe eine teilweise Auskunft gibt: sie ist als Nestvogel im Gouvernement Moskau beringt worden. Von dem Vernichtungsfeldzug werden



nun auch diese zugewanderten Krähenscharen betroffen und sie sollen es ja wohl auch. Wenn man die ihnen zugeschriebenen Schäden, die in dem behaupteten Umfange aber durchaus noch nicht nachgewiesen worden sind, als tatsächlich bestehend zugeben wollte, so wird man sich doch auch wieder fragen müssen: Setzen die vorgeschlagenen Vernichtungsmaßnahmen uns auch wirklich in die Lage, die behaupteten Schäden abzuwenden beziehungsweise sie auf ein wesentlich niedrigeres Maß herabzudrücken und steht der dabei erzielte Erfolg dann auch im Verhältnis zu den aufgewendeten Kosten und den großen Nachteilen, die die Giftauslegung in anderer Weise im Gefolge hat? Die Antwort darauf kann nur eine verneinende sein. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß auch durch eine im Großen durchgeführte Vergiftungsaktion diesen Scharen kaum ein wesentlicher Abbruch getan werden kann und daß sie alljährlich wieder in unverminderter Zahl zu uns zurückkehren, daß außer den Krähen aber auch eine Menge anderer Tiere die Giftbrocken aufnehmen und an ihnen auf eine zum Teil recht qualvolle Weise zugrunde gehen.

Soweit aber die bei uns beheimateten Krähen von der Vertilgung betroffen werden, wird man jede Schmälerung des nur noch geringen Saatkrähenbestandes ernstlich bedauern und entschieden verurteilen müssen, während man gegen eine Kurzhaltung der Raben- und Nebelkrähe auch vom naturschützerischen Standpunkt aus nichts einwenden wird. Im Gegenteil, wer es einmal gesehen hat, wie sie überall dort, wo sie ein Übergewicht besitzen, die übrige Vogelwelt oft derart zehnten, daß man um den Bestand mancher Art ernstliche Befürchtungen hegen möchte, und wer, wie viele meiner Gäste an meinen Lausitzer Beobachtungsstätten, dabei auch beobachten durfte, wie systematisch geradezu manche Krähe ein bestimmtes Gebiet nach Nestern usw. absucht, wird dem ohne weiteres beistimmen. Nur über die Methoden ihrer Kurzhaltung wird man verschiedener Meinung sein können und sein müssen, aber unbedingt alle diejenigen ablehnen, die in ihrer Wirkung zweifelhaften Wertes und von nachteiligen Folgen auch für andere, unseres Schutzes bedürftige Tierarten begleitet sind. Und das ist vor allem eben die Bekämpfung der Krähen durch Auslegen von Gift, dessen Aufnahme auch durch andere Tiere wir selbst bei einer sorgfältigeren Auslegung als wie dies in vielen Fällen erfolgt ist, niemals unterbinden können.

Dem Wirtschaftsministerium ist seinerzeit den mit der Krähenvertilgung beauftragten Stellen eine Berichterstattung über den Umfang und den Erfolg der Vertilgungsmaßnahmen zur Pflicht gemacht worden. Ich kenne das Ergebnis dieser Berichterstattung zwar nicht, möchte aber hier die sehr berechtigte Frage aufwerfen, ob die einseitig an der Vertilgung interessierten Kreise immer auch über die nachteiligen Wirkungen des Gistauslegens berichtet und die zugrunde gegangenen Haus- und sonstigen freilebenden Tiere ebenso genau und sorgfältig registriert haben, wie die an dem Gifte eingegangenen Krähen! Jedenfalls hat sich aus Aussprachen durchaus unparteiischer Kreise, denen ich beigewohnt habe, unzweifelhaft ergeben, daß an einzelnen Orten die ersteren die an dem Gifte eingegangenen Krähen erheblich überwogen haben, daß aber auch



in günstigen Fällen der Prozentsatz der tatsächlich vernichteten Krähen ein verhältnismäßig geringer gewesen ist und nach zahlreichen Urteilen in einem geradezu schroffen Gegensatz zu der aufgewendeten Arbeit und den erwachsenen Kosten gestanden hat. Wer nach den Vertilgungsaktionen mit den offenen Augen des zoologisch geschulten Beobachters das Land durchwandert hat, wird wohl auch bedingungslos bestätigen müssen, daß eine offensichtliche Derringerung der umherwandernden, winterlichen Krähenscharen kaum festzustellen gewesen ist, wie dann auch im Frühjahr die Krähenbrutbestände einer Gegend merklliche Schmälerungen nicht erkennen ließen.

Aber auch aus nichtsächsischen Landen liegen Berichte unparteiischer Beobachter vor, die von einem Versagen der Vernichtungsmaßnahmen in bezug auf die erhoffte Wirkung auf die Krähen reden, dagegen schärfer noch als die mir aus Sachsen gewordenen Mitteilungen die große Gefahr des Gistauslegens für die übrige Tierwelt bezeugen und die die Forderung „H i n w e g m i t d i e s e r A r t d e r V e r t i l g u n g“ durchaus rechtfertigen. Nur ein Fall sei hier genannt, ein Fall, der aber freilich Bände redet. In Schleswig-Holstein, der einzigen deutschen Landschaft, die noch den stattlichen Kolkraben in einem erfreulichen, unter behördlichem Schutze stehenden Bestande ihr eigen nannte, ist ein großer Teil dieses Bestandes ein Opfer der Krähenvertilgung geworden und damit eins der wertvollsten Naturdenkmäler der deutschen Vogelwelt ernstlich geschädigt und möglicherweise sogar seinem Untergange nahe gebracht worden! Man hat daher in Schleswig-Holstein, allerdings erst, nachdem dieser vielleicht gar nicht wieder gut zu machende Schaden entstanden ist, das Gistauslegen verboten. Müssen wir daraus nicht lernen oder wollen wir nach dem klassischen Vorbilde Schildas auch bei uns erst noch ähnliche Schäden abwarten, ehe wir uns zur Beseitigung einer Maßnahme entschließen können, deren praktischer Erfolg, wie wir gesehen haben, ein nur geringer ist, die aber Nebenwirkungen von geradezu katastrophalen Ausmaßen haben kann, wie es dieses eine Beispiel aus Schleswig-Holstein mit erschütternder Deutlichkeit zeigt?

Sollte sich örtlich ja einmal die Anwendung von Gift notwendig machen — ich will gerechterweise die Möglichkeit dazu nicht bestreiten, obwohl meines Erachtens auch ohne sie auszukommen sein müßte —, so darf dies jedoch auf keinen Fall dem Laien überlassen bleiben, der erfahrungsgemäß sich die Sache meistens sehr leicht macht und dabei Vorsicht und die unbedingt gebotene Rücksicht auf die übrige Tierwelt außer acht läßt, sondern sollte ohne A u s - n a h m e nur nach Hinzuziehung eines auch zoologisch erfahrenen Fachmannes und nur nach dessen Angaben erfolgen.

Daß die gebotene Kurzhaltung des Aaskrähenbestandes einer Gegend, die, wie ich schon oben hervorgehoben habe, auch im Sinne des Naturschutzes liegt, auch ohne Gift, nur mit dem Gewehr (und nötigenfalls durch die Zerstörung der Nester) sehr wohl möglich ist, beweisen die Verhältnisse in mir bekannten Jagdrevieren, deren Inhaber es verstanden haben, die Krähenbestände in erträglichen Schranken zu halten, ohne jemals zu Gift gegriffen zu haben.



## Naturschutz im Zittauer Gebirge

Don Kantor i. R. Bauer, Jonsdorf

Aufnahmen des Heimatschutzes

Seit etwa 1921 hat das Zittauer Gebirge sein Naturschutzgebiet: die Jonsdorfer Mühlsteinbrüche, in alter Zeit die Rabensteine genannt. Sie liegen zwischen Lauscha und Hochwald, hart an der Südwestseite Jonsdorfs und reichen bis an die tschecho-slowakische Grenze. Das ganze Gebiet ist ein in fast westöstlicher Richtung streichendes, ziemlich rechteckiges, stark zerklüftetes Sandstein-Plateau von etwa  $1\frac{1}{2}$  Kilometer Länge und  $\frac{3}{4}$  Kilometer Breite, das nach N, O und S steil abfällt. 350 Jahre etwa (1570—1920) hat dasselbe mit seinem festen, spröden, aber sehr porösen Material einer großen Anzahl Bewohnern von Jonsdorf lohnende Arbeit verschafft und der Stadtgemeinde beträchtlichen Gewinn gebracht. Nun liegt der Betrieb still, die Werkstätten sind geräumt; aber neues Leben ist auf diesem Ruinenfelde einer einst weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus bekannten Industrie erwacht. Viele Hunderte fröhlicher Wanderer durchpilgern es jährlich, um sich an seinen Naturschönheiten und seltsamen Felsgestalten staunend zu ergötzen oder vor seinen in den „Brüchen“ freigelegten alten „Urkunden“ einer Jahrtausenden zurückliegenden Schöpfungsperiode zu stehen und deren gewaltige Umwälzungen im Geiste sich zu vergegenwärtigen. Auf Veranlassung des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Dresden, und des naturwissenschaftlichen Vereins „Globus“, Zittau, wurde nämlich das vom Stadtrat zu Zittau für den öffentlichen Verkehr verbotene Gebiet wieder freigegeben und den beiden genannten Vereinen zur Obhut und Pflege überlassen.

Die Jonsdorfer Mühlsteinbrüche verdanken ihre Wertschätzung als Naturschutzgebiet zum großen Teil jenem „großartigen Ruhestörer“ der Braunkohlenzeit, der mit gewaltigem Drucke die Lausitzer Granitplatte mit dem aufliegenden, aus der „Kreide“ stammenden Sandstein zerbrach und in dessen entstandenen Schloten und Rissen seine glühend-flüssigen Massen durch die Erdrinde preßte: dem tertiären Vulkanismus. An etwa 20 Stellen ist unser kleines Gebiet teils von Basaltstielen, teils von Basalt- und Phonolithgängen durchsetzt, also damals mit Lava ausgefüllt und dabei der Sandstein in Mühlstein umgewandelt worden. Mit dem Abbau desselben wurden jene Durchbrüche samt den anliegenden umgeformten Gestein freigelegt, und diese bilden vor allem die geologisch wichtigen Naturdenkmäler. Aber auch andere Naturkräfte: Regen und Schnee, Sonne und Wind, chemische und organische Einflüsse haben sich an der Ausgestaltung unseres Naturparkes beteiligt, indem sie eigenartige Felsbilder geschaffen, die der heimatlichen Natur besonderen Reiz verleihen. Da beide der Heimat ihr besonderes Gepräge geben, ist es nicht bloß wünschenswert, sondern notwendig, dieselben zu schützen und zu erhalten zu suchen.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts lenkt eine Erscheinung der „Jonsdorfer Mühlsteinbrüche“ das Interesse der Geologen auf sich, weil ihnen eine



solche bisher noch nie und nirgends vorgekommen war: Das Vorkommen des Sandsteins in Basaltsäulenform. Erwähnt wird diese schon 1828 von einem geborenen Jonsdorfer, dem bekannten Erforscher heimatlicher Geschichte, Pescheck (N. Lauf Mag. Band XII) und 1845 von Cotta (Naumanns „Erläuterungen zu der geognostischen Charte des Kgr. Sachsen und der angränz. Länderabtheilng“), beschrieben und wissenschaftlich untersucht erst ums Jahr 1850 von dem Direktor der kgl. Gewerbeschule zu Zittau A. H. Preßler („Einige Beiträge zur Kenntniß der Verwitterung, im besonderen der des Klingsteines und Basaltes“) und dem Zittauer Apotheker C. F. Reichel („Die Basalte und säulenförmigen Sandsteine der Zitt. Gegend“). Das Naturdenk-



Abb. 1. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Große Orgel

mal, daß das bisher unbekannte geologische Phänomen in besonders schöner, künstlerischer Form zeigt, sind die beiden Orgeln (Abb. 1 u. 2), die auf einer kleinen Felsplatte inmitten unseres Gebietes hervorgewachsen zu sein scheinen. Pescheck schildert den Eindruck, den diese beiden einzigartigen, in schlanke, senkrechte Säulen zerklüfteten Sandsteinfelsen auf ihn und seine Gefährten bei einer Reise in die Felsenstadt von Jonsdorf im Jahre 1812 machten: „Und sie wähten hin sich gezaubert In ein entlegenes Land, und standen entzückt am Vorsprung, Schauten auch weiter hinaus von der Höh' in die ferneren Fluren, An das Altar und die Säule gelehnt, die, hehren Ruinen Gleichend, von selbst die Natur so schön und zierlich gebildet.“\*) Reichel schreibt a. a. O. be-

\*) „Die Felsenreise“. Eine Idylle. Zitt. Geschichtsblätter 1913/14.



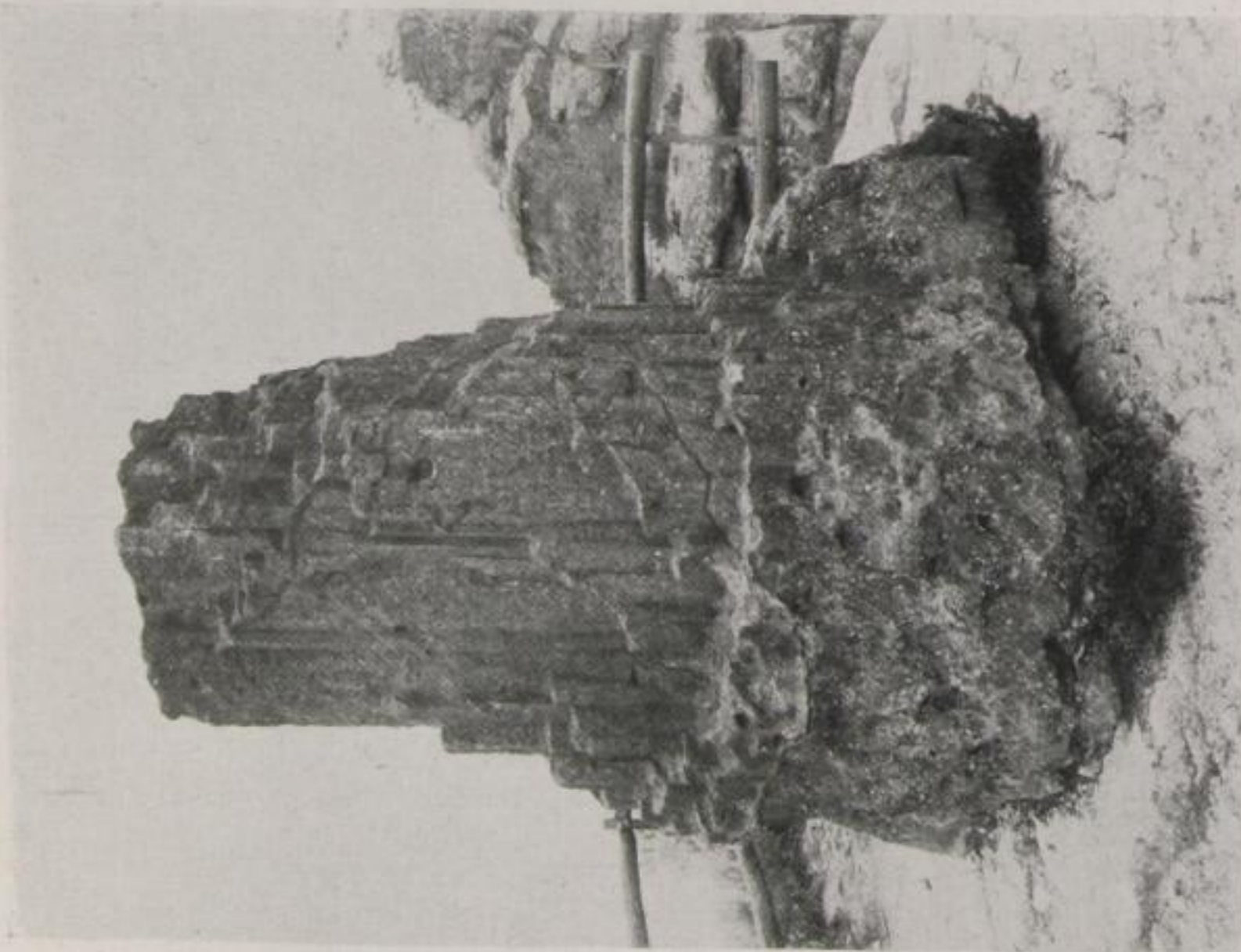


Abb. 2. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Kleine Orgel



Abb. 3. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Sphinx



geistert und geradezu ergriffen von dieser merkwürdigen geologischen Erscheinung: „Einen Schatz, einzig in seiner Art, finden wir auf der östlichen Hochebene. Nebeneinander prangen zwei niedrige Sandsteinblöcke, bestehend aus basaltartigen, aufstrebenden, eng verbundenen schlanken Säulen. — Die schlichte Auffassung der Umwohner gab ihnen den treffenden Namen der

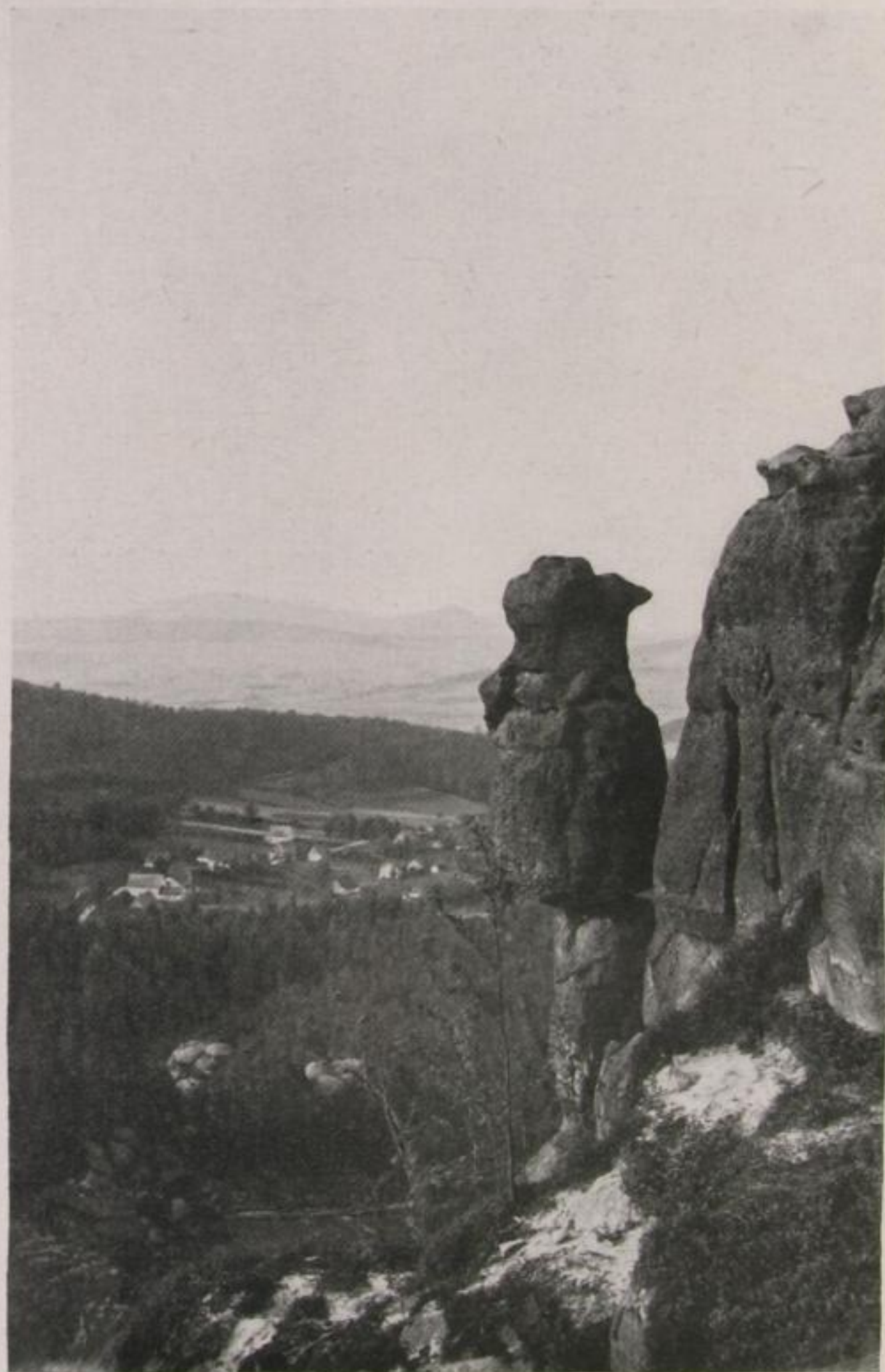


Abb. 4. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Kaffeekanne (Hennigsäule)

Orgelpfeifen. Der sinnende Geologe mag aber noch manches Jahr zu diesen Altären der Demütigung wallfahren, ehe er imstande sein wird, eine allen annehmbare Hypothese über die Entwicklung derselben aufzustellen.“ Die Wissenschaft hat in den folgenden Jahrzehnten manche Erklärung von der „Entwicklung“ dieses „Naturwunders“ gefunden, und der „Heimatschutz“



bringt die jetzt allgemein anerkannte in einfache Formel gefaßt auf geschmackvoll ausgeführter Tafel jedem Besucher nahe: „Der Sandstein ist von einem Lavaström erhitzt worden und bei der Abkühlung in Säulen zersprungen.“ Nun wird dem sinnenden Beschauer der Fels zum Erlebnis. Er staunt darüber, wie rohe Naturkräfte, scheinbar sinnlos waltend, Gebilde von so einfacher Schönheit hervorbringen können. Hier hat die fürsorgende Tätigkeit der beiden genannten naturschützenden Vereine einen Ort geschaffen, auf dem unser Volk sich nicht bloß von seinen Mühen und Sorgen ausruhen und erholen, sondern wo es im Anblick der erhaben-schönen Natur heimatlicher Gefilde und im Ver-

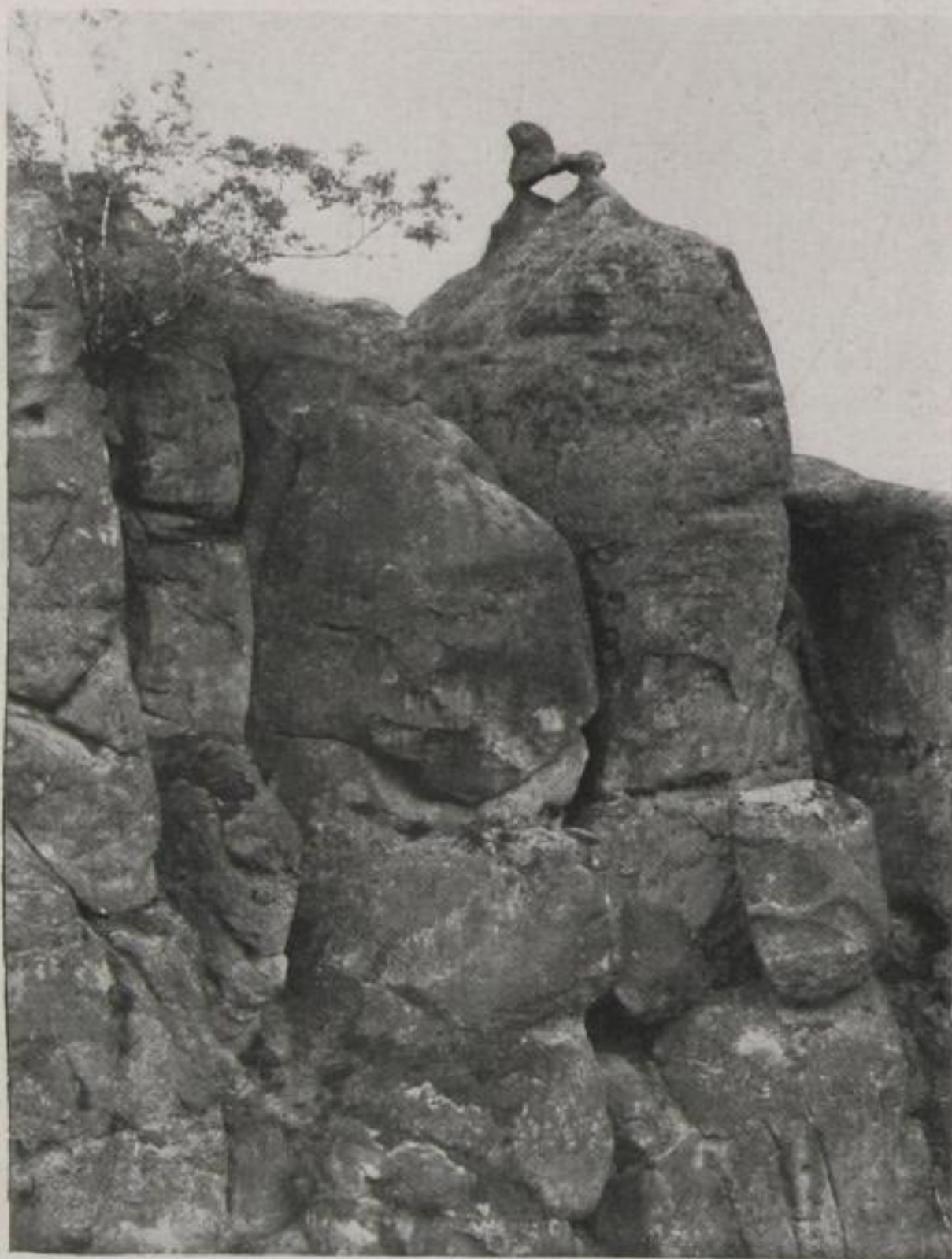


Abb. 5. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Löwe

senken in das in ihr wirkende Schaffen und Leben Liebe und Sinn für die Heimat von neuem schöpfen kann.

In der nächsten Umgebung der beiden „Orgeln“ hat die Natur noch einige beachtenswerte Felsgestalten aufgestellt, hervorgegangen aus der Werkstatt ihrer bildenden Künstler Sonne, Wind und Wetter. Hart am Fuße des Orgelfelsens ruht über finsterner Felschlucht die Sphinx (Abb. 3), ein Symbol der sie umgebenden Natur mit ihren unergründlichen Geheimnissen. — Nur wenige Schritte von den beiden genannten entfernt, steht über derselben Schlucht auf schmalem, schiefem Sockel die Kaffeekanne (Abb. 4) gegenüber der Kaffee-



mühle am „Albertfelsen“. Sie hat später den Namen „Hennigsäule“ erhalten, nach dem Steinarbeiter Hennig, der sie bestiegen haben soll. Das Interessante an ihr ist ihre „schiefe Stellung“, die einen plötzlichen Absturz vermuten läßt, wodurch der Beschauer in eine gewisse Spannung versetzt wird.

Weiter abwärts am Wege sitzt hoch oben auf mächtigem Felsblock ein zu Stein gewordener „Löwe“ (Abb. 5). Wind und Wetter haben ihm tüchtig mitgespielt und seiner „Auflösung“ nahegebracht. Das tatkräftige Eingreifen des Heimatschutzes im vorigen Jahre hat ihn vor vollständigem „Zusammen-



Abb. 6. Kelchstein im Oybiner Tal

bruch“ bewahrt. Sein Fehlen hätte für das Gesamtbild unseres „Parkes“ eine Lücke bedeutet und wäre gewiß von manchem alten Bekannten und Freunde mit Bedauern bemerkt worden.

Im Oybiner Tal, an einem Fußwege nach dem Hochwalde, bzw. zur Felsengasse, steht ein durch Größe und Gestalt auffallendes Felsbild, der Kelchstein (Abb. 6). Seinen Namen verdankt er der ausgesprochenen Form eines Riesenkelches oder -humpens mit schön ausgeschweiftem Fuße. Die zerstörenden Einflüsse von Wind und Wetter haben seinem mächtigen Körper während seines langen Erdendaseins außer einigen Furchen und Scharten wenig an-



haben können. Ihm droht eine andere Gefahr: Bearbeitung mit Meißel und Hammer, um ihn als Übungsgerät für Kletterfexe gebrauchsfähig zu machen. Auch hier hat der heimatische Naturschutz rechtzeitig eingegriffen und solche Degradierung und Vergewaltigung eines der schönsten Naturdenkmäler unseres Heimatgebietes verhindert.

Doch wieder zurück in die „Jonsdorfer Mühlsteinbrüche“, und zwar in zwei der geologisch am interessantesten verlassenen Werkstätten! Der Besuch des Bruches „Schwarzes Loch“ (Abb. 7) ist für den Laien wie für den Geologen gleich lohnend. Hier bietet sich dem Beschauer ein Durcheinander fesselnder



Abb. 7. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Bruch „Schwarzes Loch“  
 Von links nach rechts: Scheitelsteine (Sandstein scheidartig zerlegt), Basaltgang, Phonolith-  
 gang (verwittert)

geologischer Erscheinungen dar, daß er nicht weiß, wo er mit Sehen und Sinnen zuerst anfangen soll. Wieder hilft die Heimatschutztafel mit ihren Erläuterungen zurecht: „Phonolithgang, grau verwittert. Basaltgang. Sandstein, scheidartig zerlegt.“ Der letztgenannte Sandstein mit den „Scheitelsteinen“ (Abb. 8) ist der Rest der sogenannten „faulen Wand“, die diese Werkstatt durchquerte. Ungefähr in ihrer Mitte soll Alex. v. Humboldt im Herbst 1851 nach einer Dorfsage den gesuchten Basalt, die Ursache der Umwandlung des Sandsteins in Mühlstein, gefunden haben. Leider ist dieser dem großen Naturforscher zu Ehren benannte Basaltstiel (Abb. 9) bereits zum Teil verfallen, ohne daß der Naturschutz etwas dagegen tun konnte. Der noch stehende größere





Abb. 8. Jonsdorfer Mühlfteinbrüche: Bruch „Schwarzes Loth“, Sandsteinfäulen (Scheitelfeine)



Abb. 9. Jonsdorfer Mühlfteinbrüche: Bruch „Schwarzes Loth“, Humboldtelfen (Basaltthiel)



Teil mit dem anliegenden Sandstein bildet aber ein klassisches Schulbeispiel zur Veranschaulichung der Einwirkung des Vulkanismus auf anliegendes fremdes Gestein. Da zeigt sich rechts an den mächtigen Basalttrümmern der Kontakthof mit dem schlackenartig ausgeglühten Sandstein und an diesen anschließend die zum Lavakern strahlenförmig liegenden Sandsteinsäulen. Auch hier bringt die Heimatschutztafel dem Beschauer eine einfache, auch dem Nichtgeologen verständliche Erklärung über Entstehung und Art des vor ihm stehenden Naturdenkmals.



Abb. 10. Jonsdorfer Mühlsteinbrüche: Kellerbergbruch  
Basaltkuppe im Sandstein

Einen stärkeren Basaltdurchbruch im Sandstein zeigt der Kellerbergbruch (Abb. 10). Vor uns liegt eine mächtige Basaltkuppe von  $25 \times 30$  Meter in ihrem Durchmesser, die auf allen Seiten den anliegenden Sandstein überragt. Aber nicht in schönen, schlanken Säulen tritt hier der Basalt zutage, wie wir es sonst von ihm gewohnt sind, sondern „kugelförmig abgesondert“. Vielleicht ist die Säulenbildung durch die gewaltigen Erschütterungen der in dieser Gegend öfter erfolgten vulkanischen Ausbrüche verhindert worden. Die Kugelform des Trümmergesteins ist jedenfalls durch Verwitterung entstanden. Be-



sonders interessant macht diesen Bruch der bloßgelegte Schlot, durch den die flüssige Lava im Sandstein hinaufgetrieben worden ist.

Die in Wort und Bild hier vorgeführten Beispiele sollen zeigen, einmal, daß das **Zittauer Gebirge** Gebiete in sich schließt, die wie andere des Naturschutzes bedürftig und wert sind, zum anderen, daß der hier geübte Naturschutz seine Doppelaufgabe so viel wie möglich zu erfüllen bestrebt ist: Schutz jedem wertvollen Naturdenkmal der Heimat! und durch an Ort und Stelle angebrachte kurze, klare Erläuterungen über Entstehung, wissenschaftliche und geschichtliche Bedeutung dieser heimatlichen Schätze Verständnis und Liebe für dieselben zu erwecken.

## **Das Moorgebiet von Neudorf-Klösterle bei Wittichenau**

Don **Rud. Zimmermann**, Dresden

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von W. Möbius und dem Verfasser

Im oberlausitzischen Niederungsgebiet, hart jenseits der sächsischen Landesgrenze, liegt eine zwar nur von wenigen gekannte, aber überaus eigenartige Landschaft, die auf jeden, der sie zum ersten Male sieht, von den nachhaltigsten Wirkungen ist, und ihn, wenn er das Gefühl für landschaftliche Schönheiten noch nicht ganz verloren hat, auch immer wieder hierher zurückzieht. Es ist das Moorgebiet von Neudorf-Klösterle bei Wittichenau.

Westlich der eben genannten, still ihre Tage verträumenden Kleinstadt erstreckt es sich, ein- bis einundeinhalb Kilometer breit, in Form weiter, flacher Wiesenflächen gegen drei Kilometer südnordwärts, im Westen begrenzt vom St. Mariensterner Klosterforst und im Osten durch eine dem Moorgebiet parallel verlaufende Kette baum- und gehölzungebener Teiche von der flachen Aue der Schwarzen Elster geschieden. Es ist ein weites Flachmoorgebiet, wohl eines der ausgedehntesten der Oberlausitzer Niederung und sicherlich ihr ursprünglichstes noch, mit Hochmoorbildungen hier und da an den Rändern. Ein ganz eigener Zauber liegt über ihm; mag man es nun schauen, wenn im Frühjahr die ersten grünen Farben das fahle Grau des Winters verwischen und in die jauchzenden Paarungsrufe der Kiebitze die kreischenden Schreie der Möwen sich mischen, oder wenn der Herbst die weiten Wiesenflächen mit einem violetten Schimmer überkleidet und der helle Ruf eines einsamen Bussards von den rauhen Stimmen südwärts ziehender Gänse übertönt wird, mag man es sehen, wenn der Sommer über ihn brütet und eine sonnenflimmernde Luft alle scharfen Konturen verwischt oder wenn im Winter ein rauher Ostwind feine Eiskristalle über eine blendend weiße Schneefläche dahinfegt und rauhreifüberkleidete Bäume vor Frost brechen und knacken: immer ist es schön und reich an neuen Reizen.

Die Waldbestände, die das Gebiet im Westen begrenzen und es auch im Norden abschließen, gehören zu den prächtigsten, die ich aus der Lausitz kenne. Neben der Kiefer in alten und stattlichen, wachstumsfreudigen Bäumen — eine unserer Aufnahmen gibt eine derartige Kiefer wieder — gedeiht hier auch die



sonst in der Sausitzer Niederung nicht allzu häufige Fichte, die mit der Kiefer zusammen oft schöne alte Mischbestände bildet. Daneben fehlt auch das Laubholz nicht, das dem Nadelwald gegenüber allerdings zurücktritt, aber doch eine augenerfreuende Abwechslung in das Waldbild trägt. Ein ausgedehntes Waldbrandgebiet, das sich nicht wieder aufforsten ließ, hat sich auf eine natürliche Weise begrünt. Dem Forstwirt wird dieser Teil des Waldes allerdings weniger gefallen, den Naturfreund aber fesselt er sehr durch seine Eigenart. Es sind niedrige Birken, zum Teil untermischt mit Kiefern, die sich hier zwischen hohen Moos- (vor allem Polytrichum-)Polstern angesiedelt haben und die den Besucher an die kümmerlichen Wälder der Hochländer des Nordens erinnern.



Aufnahme Rud. Zimmermann

Abb. 1. Das Neudorfer Moor im Schmucke fruchtenden Wollgrases

Nicht minder schön als das Waldgebiet sind auch die das Moor im Osten abschließenden baum- und gehölzumgebenen Teiche. Helle Birkenbestände, die besonders um die Pfingstzeit in ihrem ersten jungen Grün oder wenn sie im Herbst weißgolden vor einem tiefblauen Himmel stehen, die prächtigsten Bilder darbieten, wechseln ab mit düsterem Erlenbruchwald, derbe Kiefern mischen sich in die Laubholzbestände und alte Eichen säumen dazu die Teichdämme.

Der Pflanzenfreund wird in dem hier geschilderten Gebiete aber noch vieles andere Schöne zu sehen bekommen und der tiefer ins Wesen der Pflanzenkunde eingedrungene sich dabei auch an mancher botanischen Seltenheit erfreuen können.



Die Teiche weisen reiche Bestände der ja auch an unseren sächsischen Teichen noch häufigen Wasserschwertlilie auf, nach deren Blütezeit überall die Teichrose ihre weißen Blütenkelche öffnet und weite Wasserflächen buchstäblich in ein Blumenmeer verwandelt; man muß zur Nymphaeenblüte schon selbst einmal



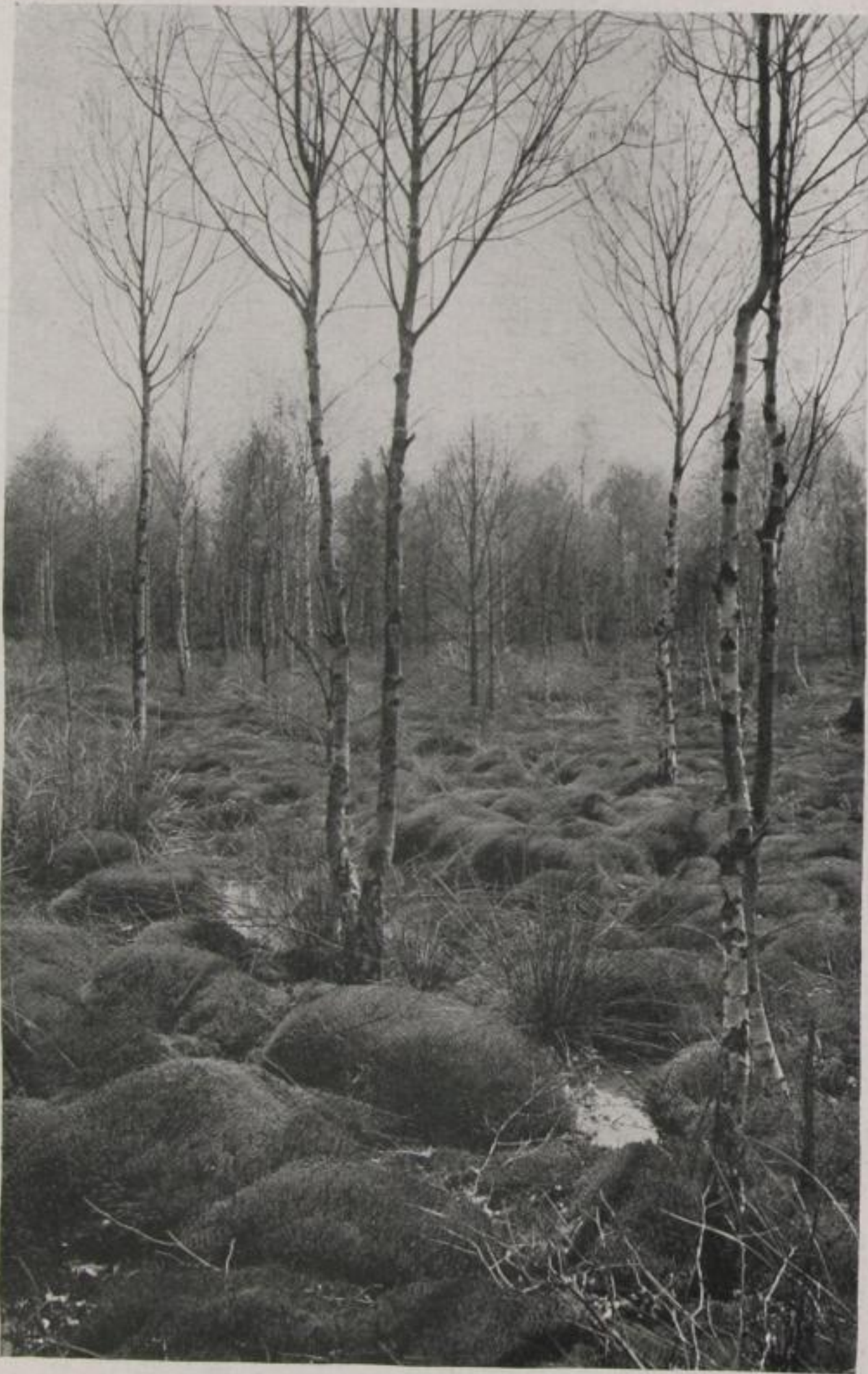
Aufnahme W. Möbius

Abb. 2. Kiefer im Waldgebiet von Neudorf-Klösterle

hier gewesen sein, um sich ein Bild von der geradezu märchenhaften Pracht machen zu können, in der die Teiche dann prangen. Ich habe selten so reiche Bestände gesehen wie hier. Dazu kommt das Heer der übrigen Wasserpflanzen: das jeden Pflanzenfreund entzückende Pfeilkraut in dem lebendigen Grün seiner formenschönen Blätter und den zarten, weißrötlichen Blüten, Igelkolben in



seinen verschiedenen Arten und Froschlöffel, der üppige Bestände bildende Fieberklee und wie sie alle noch heißen mögen, die die eintönigeren Rohr- und Schilf-, Simsen- und Binsenbestände unterbrechen. Die Wassergräben, die sich längs der Wege hinziehen oder die Gehölzpartien durchschneiden, sind stellen-



Aufnahme W. Möbius

Abb. 3. Mariensterner Klosterforst: Auf altem Waldbrandgebiet natürlich sich entwickelter Birkenbestand

weise noch reich an der in Sachsen ja sehr zurückgegangenen Wasserfeder, während man auf Moorboden neben dem Sumpfsporst überall dort, wo Wasser zutage tritt und Weiden oder anderes Gebüsch etwas Schatten spenden, die eigenartige Schlangenwurz findet. Dazu gesellen sich die beiden Sonnentau-



arten: *Drosera rotundifolia* und *Drosera intermedia*, und an Stellen, wo das Flachmoor in Hochmoor übergeht, die zarte Moosbeere.

Ich bin viel zu wenig Pflanzenkundiger, um neben diesen augenfälligeren, mehr aufs Geratewohl herausgegriffenen Arten auch die botanischen Seltenheiten des Gebietes aufzählen zu können; ich habe mich aber bei jedem meiner vielen Besuche, trotzdem diese in erster Linie zoologischen Studien galten, auch immer wieder an der oder jener ihrer prächtigen Pflanzen gefreut, von deren Schönheit die hier beigegebenen Aufnahmen auch weiteren Kreisen einen wenn auch nur schwachen Abglanz vermitteln sollen.

Für mich war immer die Vogelwelt der wichtigere Teil, die gerade hier den Beobachter deswegen besonders fesseln muß, weil er auf enger begrenztem



Aufnahme W. Möbius

Abb. 4. Mariensterner Klosterforst: Auf altem Waldbrandgebiet natürlich sich entwickelter Birkenbestand

Raume neben einer ausgesprochenen Waldornis eine reiche Teichornis und dazu noch eine solche des Moores vereinigt findet und dadurch Gelegenheit zu manchem interessanten Vergleich erhält. Dazu kommt noch, daß das Gebiet eine Anzahl vogelkundlicher Seltenheiten aufweist, von denen der stattliche Kranich erst weiter im Osten wieder auftritt, während der Brachvogel in der gesamten Oberlausitz nur hier sich findet. Beide Arten, der Kranich in einem, der Brachvogel in ein bis zwei Paaren, sind im Moore zu Hause und teilen hier den Aufenthalt mit dem Kiebitz, dem Rotschenkel und der Bekassine, denen sich aus der Singvogelwelt noch die farbenfreudige Schafstelze und der Wiesenpieper zugesellen. Weit arten- und auch individuenreicher als die Vogelwelt des Moores ist die der Teiche: die vier Taucher, sieben oder acht Entenarten, Bläßhuhn und grün-



füßiges Teichhuhn, Wasserralle und Tüpfelsumpfhuhn, dazu die Große und die Zwergrohrdommel und von Kleinvögeln der Drossel-, der Teich- und wohl auch der Schilfrohrsänger sowie die Rohrammer sind ihre wichtigsten Bewohner, zu denen vielleicht noch die eine oder andere, schwerer nachzuweisende Art kommen mag. Die Lachmöwe unterhielt bis vor zwei Jahren auf einem der Teiche eine größere Brutkolonie, wanderte aber dann leider ab und läßt sich jetzt nur noch besuchsweise sehen. Ihre Wiederansiedlung ist jedoch nicht ausgeschlossen. Auch die Waldornis ist eine reichere und bietet sich vielgestaltiger dar als an so manchem anderen Orte der Oberlausitzer Niederung. Der Wechsel der Bestandsformen und besonders auch das Vorhandensein von Laubholzbeständen ermög-



Aufnahme Rud. Zimmermann

Abb. 5. Am Kubitzteich (Neudorf-Klösterle)

lichen das Vorkommen von Arten, die dort, wo auf weitere Strecken die sterile Kiefernheide vorherrscht, fehlen, und bedingen außerdem auch noch eine größere Häufigkeit vieler in der Kiefernheide weit spärlicherer Arten. Der Einfluß des ausgedehnten Mariensterner Klosterforstes macht sich aber auch in günstiger Weise auf die Vogelwelt der Baum- und Gebüschbestände der Teichumgebung bemerkbar; sie ist ebenfalls reicher und wechselvoller als die waldfernere Teichgebiete der Oberlausitz.

Leider ist das hier geschilderte prächtige und in vielerlei Hinsicht ja auch einzig dastehende Landschaftsbild dem Untergange geweiht. Unter dem Moore liegen Braunkohlen, und wie nun schon an zahlreichen Stellen der Oberlausitzer



Niederung weithin sich deh nende Forsten, anmutige Fluß- und Bachauen, vogelreiche Teiche und selbst ganze Ortschaften von den mächtigen, kahlen Kohlenhalden verschlungen worden sind, so wird wahrscheinlich der Kohlenabbau auch einmal unser Gebiet vernichten. Allerdings liegen hier die Kohlen nicht allzu mächtig und wohl auch nicht besonders günstig, so daß der Beginn des Abbaues noch in etwas weiterer Ferne liegt.



Aufnahme Rud. Zimmermann

Abb. 6. Birkenweg am Kubitzteich (Neudorf-Klösterle)

Trotz alledem aber machen sich schon heute die Folgen der Kohlenindustrie in einer empfindlichen, direkt katastrophal wirkenden Weise bemerkbar. Die westlich bei Zeisholz gelegene Grube Clara III der Kohlenbergbaugesellschaft Eintracht leitet ihre nicht oder doch nur recht oberflächlich gereinigten Abwässer in den das Moorgebiet in seiner Längsausdehnung durchfließenden Dinzenzbach; Abwässer, die überreich an Eisenoxyd sind und freie Schwefelsäure führen. Der Ockergehalt des Wassers hat zu einer dauernden Verschlammung des Dinzenzbaches geführt und dadurch anhaltende Überflutungen und





Aufnahme Rud. Zimmermann  
**Abb. 7. Wasserschwertlilie**



Aufnahme Rud. Zimmermann  
**Abb. 8. Ästiger Jgelkolben**





Abb. 9. Wasserrosen

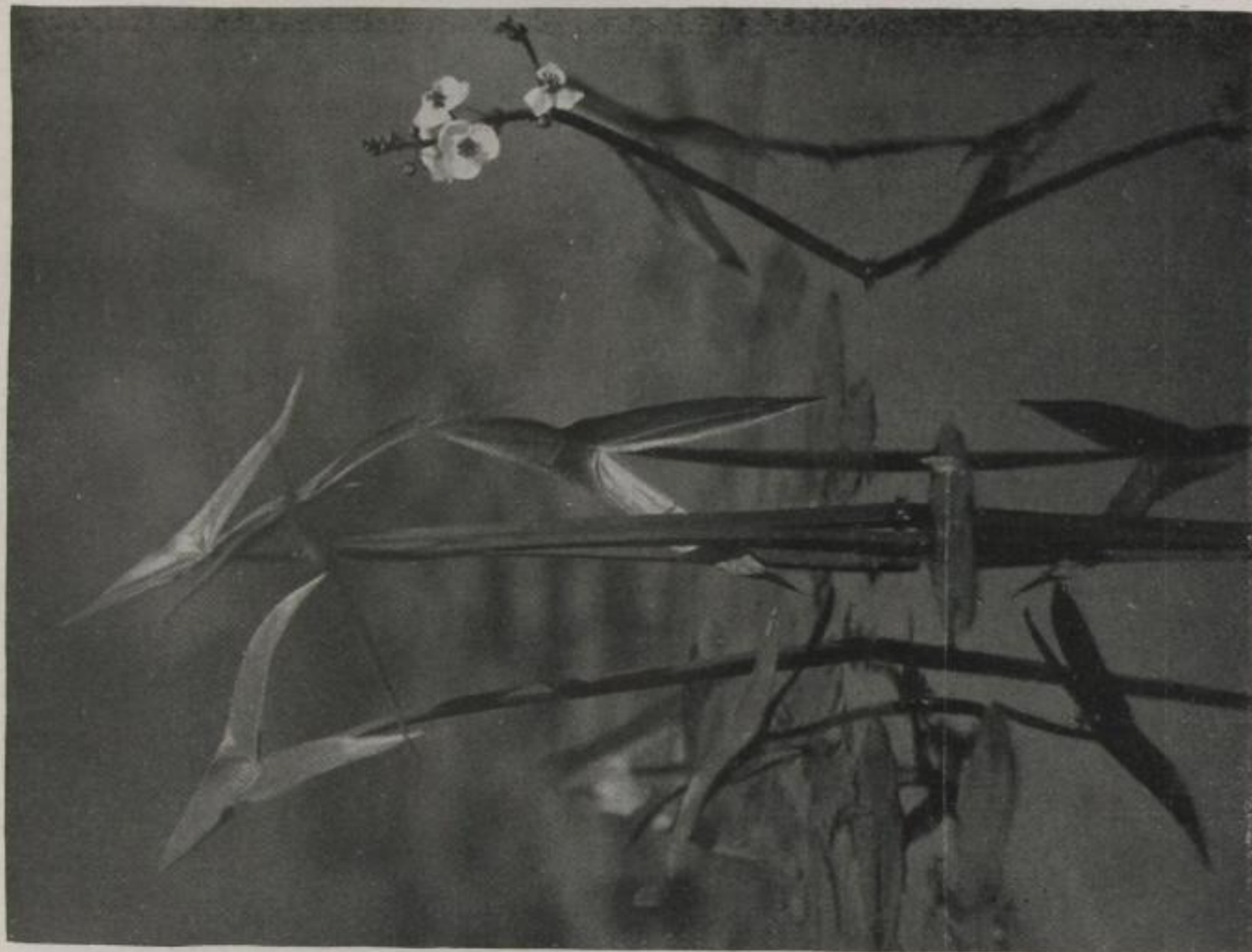
Aufnahme Rud. Zimmermann



Abb. 10. Wasserrose

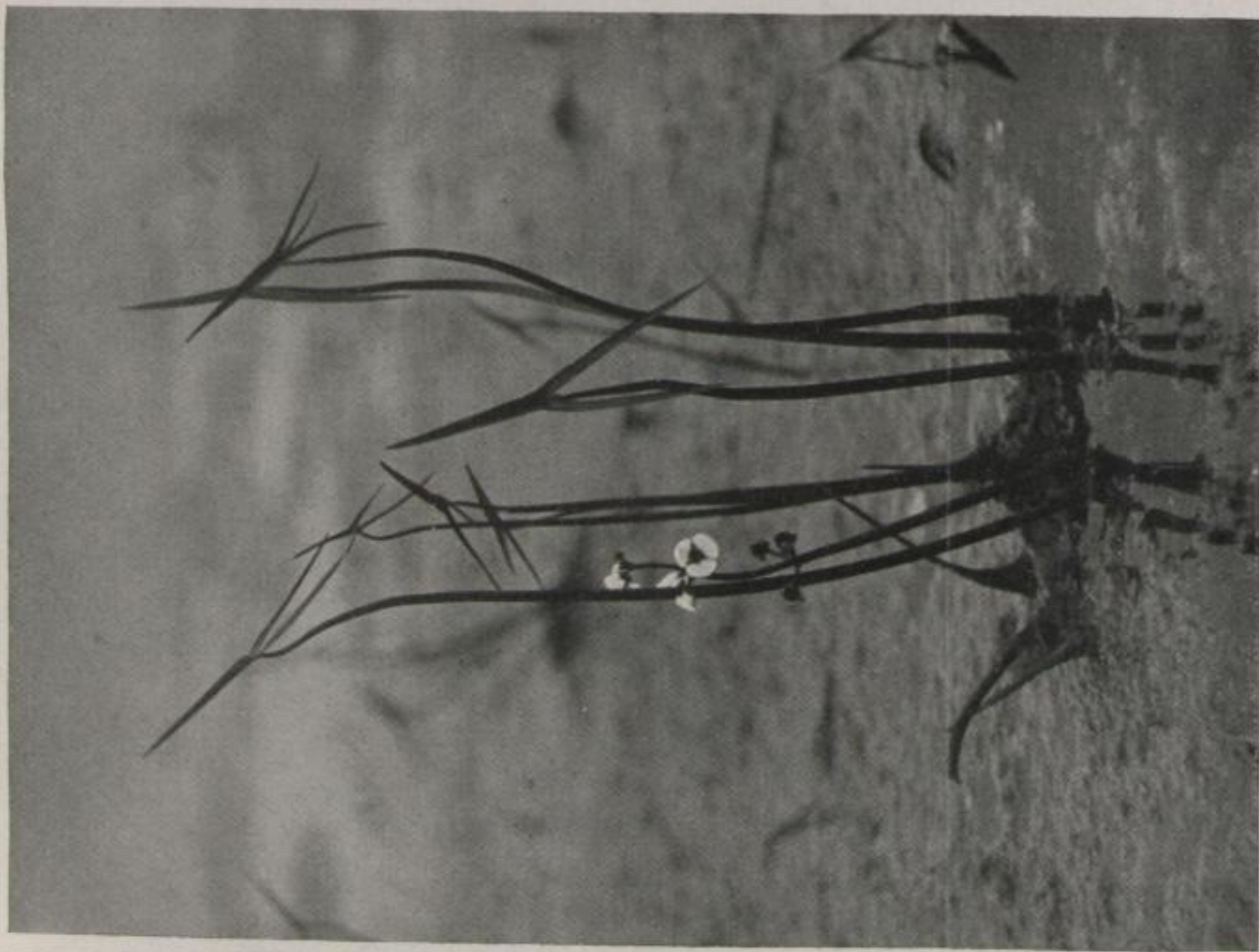
Aufnahme Rud. Zimmermann





Aufnahme Rud. Zimmermann

Abb. 11. Blühendes Pfeilkraut



Aufnahme Rud. Zimmermann

Abb. 12. Blühendes Pfeilkraut (Schmalblättrige Form)





Abb. 13. Schlangenschwanz

Aufnahme Rud. Zimmermann



Abb. 14. Wasserfeder

Aufnahme Rud. Zimmermann



eine Versäuerung des Bodens bewirkt, durch die bereits weite Waldstrecken total vernichtet worden sind, während der Schwefelsäuregehalt nicht nur das reiche Tier- und Pflanzenleben des Dinzenbaches selbst zugrunde gerichtet hat, sondern es dauernd auch noch in den Überflutungszonen, soweit diese noch nicht von der Versäuerung des Bodens betroffen worden sind, dem Tode zuführt. Zahlreiche Gutachten, in die ich dank des Entgegenkommens der Forstverwaltung des Klosters St. Marienstern Einblick tun konnte, darunter solche der Preussischen Landesanstalt für Wasser-, Boden- und Lufthygiene in Berlin-Dahlem, der Moorversuchsstation in Bremen, der Sächsischen Fachkammer für Forstwirtschaft usw. stellen eine kaum glaubliche Verantwortungslosigkeit der



Abb. 15. Brütende Bekassine

Aufnahme Rud. Zimmermann

Grubenverwaltung in der Abwässerbeseitigung fest und zeigen Schäden auf, die man für unmöglich halten möchte, wenn man sie eben nicht selbst auch gesehen hätte. Mit ihren erworbenen Abbaurechten haben die Kohlenwerke aber auch Pflichten übernommen. Und eine der wichtigsten und wohl auch die vornehmste dieser Pflichten besteht darin, daß sie, die durch die Eigenart ihres Betriebes weite blühende Landschaften in kahle und öde, wohl auf Generationen hinaus sich kaum in alter Weise wieder begrünende Wüsteneien verwandeln müssen, wenigstens dann die von dem Abbau nicht oder noch nicht betroffenen Gebiete vor allen nachteiligen Nebenwirkungen zu bewahren haben und sich unter keinen Umständen leichtfertig darüber hinwegsetzen dürfen. Für den Erwerb des Landes einschließlich des Ankaufes ganzer Ortschaften, die der Abbau zum



Teil schon verschlungen hat oder die in allernächster Zeit vom Boden verschwinden werden, sind Millionen ausgegeben worden, so daß man es nicht verstehen kann, daß nicht auch die paar Tausende noch aufgebracht werden könnten, die für eine geordnete Abwässerbeseitigung notwendig sind. Es stehen hier nicht nur hohe, kaum jemals wieder zu ersetzende ideale, sondern auch gewichtige volkswirtschaftliche Werte auf dem Spiele: ein mir vorgelegenes Gutachten der



Aufnahme Rud. Zimmermann

**Abb. 16. Durch Versäuerung des Bodens absterbender Birkenbestand im Neudorfer Moor**

Forsteinrichtungsabteilung der Sächsischen Fachkammer bezifferte bereits 1927 die nur an den Waldbeständen des Klosters St. Marienstern angerichteten Schäden auf mehrere hunderttausend Mark! Das sind Verluste, die nicht mehr nur die davon direkt Betroffenen angehen, sondern die auch die Allgemeinheit beschäftigen müssen, und die die Forderung erheben darf, daß hier unbedingt Abhilfe geschaffen wird selbst auf die Gefahr





Aufnahme W. Möbius

**Abb. 17. Neudorfer Moorgebiet: Die Überflutungszone des Dinzensbaches  
mit der absterbenden Pflanzenwelt**



Aufnahme W. Möbius

**Abb. 18. Durch Versäuerung des Bodens zugrunde gerichteter Kiefernbestand  
im Mariensterner Klosterforst**





Aufnahme W. Möbius

Abb. 19. Durch Versäuerung des Bodens absterbender Birkenbestand im Neudorfer Moor



Aufnahme W. Möbius

Abb. 20. Durch Versäuerung des Bodens absterbender Birkenbestand im Neudorfer Moor



einer Dividendenverringerung einiger weniger Aktionäre hin.

Möchte mein Mahnruf und die diesem in reichem Maße beigegebenen photographischen Aufnahmen, die weiteren Kreisen ein wenn auch nur schwaches Bild von der Schönheit der hier leichtfertigerweise einer frühen Zerstörung zugeführten Landschaft vermitteln und ihr auch einen Teil der Schäden selbst zeigen sollen, nicht wirkungslos verhallen, damit die bereits zugrunde gerichteten Werte nicht noch durch weitere vergrößert werden!

### **Kirchen-Erneuerungen - Werke von Professor Paul Köfller**

Eines Sommermorgens, als noch viel Zeit war bis zur Abfahrt des D-Zuges, geriet ich in Kempten in eine der berausenden Barockkirchen. Es war früh um 7 Uhr. In der Kirche war Messe und in den Bänken kein Platz. Die Marktfrau hatte ihre Kiepe mit Kohl und Staudensalat, der Maurer seinen Kasten mit Wasserwaage und Kelle neben sich stehen. Der einzige, der etwas feierlicher angezogen war, — war ich. Für die andern war der sinnverwirrende Reichtum, die Wand und Raum auflösende Pracht, etwas Selbstverständliches. Sie waren hier zu Hause. Man drückt sich halb beklommen zur Tür hinaus, weil man das instinktive Gefühl hat, nicht auf der Höhe dieser Menschen und ihres Kollektivbewußtseins zu sein.

Statistiken beweisen, daß die Zeit der Spätgotik und das 18. Jahrhundert, das Barock also, die meisten Kirchen gebaut haben. Besonders Dorfkirchen. Zu Ende des 15. Jahrhunderts sind auch die Volkslieder in Aufschwung gekommen.

Dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, die persönliche Note im künstlerischen Schaffen überzubetonen. Es kannte den Kollektivismus des 15. Jahrhunderts nur als „finstere Mittelalter“. Und — wer wird dabei nicht nachdenklich — wir sehnen uns in dieses finstere Mittelalter zurück und gestehen ein, daß mit unserer Macht nichts getan ist.

Das 19. Jahrhundert übermalte rücksichtslos die alte spätgotische oder barocke Ausschmückung. Und wir sind froh, wenn wir diese Übermalung so entfernen können, daß darunter ein sicherer Anhalt gegeben ist, das „finstere Mittelalter“ mit seinem naiv monumentalen Schmückkönnen wieder zu rekonstruieren.

Man kann die alte Kunst gotischer Dorfkirchen unter die Lupe nehmen und an ihr entdecken, daß sie sich zur städtischen Kultur verhalte wie Wein zu seiner Verwässerung. Das ist der Standpunkt ichbetonter snobistischer Persönlichkeitsverhimmelung. Man kann auch statt dessen das Ganze und Ungebrochene der Handwerkskraft, die ohne Namen ist, sich ansehen, wenn sie den Pinsel voll von Farbbrei zu einem Drücker ansetzt und auslaufen läßt, und sich daran freuen, wie an allem, was keinen Zwiespalt kennt. Man kann auch feststellen, wie bodenverbunden die Anleihen aus städtischer Kultur geworden sind und





Abb. 1. Kirche in Wohlbad i. Vogtl.



Abb. 2. Inneres der Kirche in Wohlbad i. Vogtl.





Abb. 3. Inneres der Kirche in Bergen i. D. (Kriegerehrung in den Emporenfeldern)



daraus lernen, was nachahmen und was verarbeiten heißt (und gerade das ist eine nützliche Erkenntnis für die, die Heimatkunstgebilde in gangbare Ware umsetzen).

Mit diesen drei Dingen: Stadteinfluß, Handwerkskraft und Bodenständigkeit ist eigentlich alles gesagt, was man zu Paul Rößlers Kirchen zu sagen hat.



Abb. 4. Deckenbild in der Kirche zu Bergen

In Wohlbach handelt es sich darum, das wieder gut zu machen, was frühere Erneuerungen verschlechtert hatten. Paul Rößler hat mit großer Erfahrung die alten gotischen Malereien an der Kassettendecke, an der Kanzel und den Bestübchen wieder freigelegt. Er hat dem Raum einen hellen Grund gegeben. So kommen alle die feinen Einzeldinge wieder zur Geltung. Selbstverständlich ist das nicht mehr die Kirche von 1411. Aber das wäre eine unproduktive Heimatkunst, die nur ängstlich nachtüpfelt, ohne selber lebendig weiter zu arbeiten. Es ist undenkbar, daß eine zielbewußte Arbeit beispiels-





Abb. 5. Erneuerte Kirche in Ziegra bei Döbeln





Abb. 6. Inneres der Kirche in Ziegra bei Döbeln



weise bei der Wiederherstellung des Weinstockornaments der Kanzel oder der Karona um den Christus am Altar nicht sich selbst mit einfließen ließe. Aber man posiert nicht mit sich. Individualität ist etwas, was nicht hochgezogen werden braucht; es ist ohnehin genug da.

Die Kirche in Bergen hat einen ganz anderen Charakter durch die Kriegerehrung erhalten, zu der alle Kirchengemeinden beigesteuert haben. In der ersten Empore hat man auf jedes Brüstungsfeld den Namen eines Gefallenen als Schmuck gemalt. Das Spruchband der Widmung läuft unter allen Namen hin. Die Kirche ist hoch, lang und schmal. Hinter dem Altar befand sich ein Fenster. Man kann sich leicht denken, daß jemand seinen Gefallen daran haben kann, den Altar vom Licht umfluten zu lassen. Aber das ist wohl ein Motiv, das im Norden wenig bodenständig sein kann. Rößler hat den Altarplatz betont, indem er das Fenster zusetzte, dem schönen Altar eine Giebelüberhöhung gab und das Deckenbild der Krone über dem Christus der Altarwand anordnete. Der Altar kommt in der Kirche nun wieder zur Geltung. Er ist das Kleinod, das die Gemeinde Bergen besitzt. Vielleicht wird einst auch einmal das Geld sich finden, das Rollwerk durch Flügelaltäre zu ersetzen.

Das Kirchlein von Ziegra ist wohl das kleinste mit in Sachsen. Es hat nur 100 Plätze. Auch bei ihm ist der Kanzelaltar der Ausgang der Erneuerung gewesen. Das Gegenlicht wurde ähnlich wie in Bergen abgeblendet. Die intimen Betstübchen wurden wieder zu Ehren gebracht. Schließlich hat Dr. Müller, ehe er sein Amt an der Kirche verließ, durch die Stiftung der Kriegerehrung, die in Paul Rößlers Werkstatt entstand, ihr einen repräsentativen Schmuck verliehen. Was man mit wenig Mitteln und durch Farbe schaffen kann, ist hier in Ziegra geschehen.

Paul Rößler stellt sich bei seinen Erneuerungen auf den Standpunkt, daß er nur Sachverwalter ist. Nicht aber auf den mancher Geistlichen, die meinen, sie wären dem Eigentum der Kirche gegenüber souverän. Das ist nun einmal so: seinem Amt und seiner Arbeit gegenüber kommt der am weitesten, der sich auf den Standpunkt stellt: Ich dien'.

Die alten gotischen und die barocken Kirchen waren gute Stuben. Jeder war in ihnen zu Hause. Kam er mit der Gemüsekiepe oder der Wasserwaage herein, trat er leise und behutsam auf. Auf den Anzug kommt es nicht an. Nur auf die Geistesverfassung, zu der der Raum uns zwingt.

Dr. Georg Paech.

## Volkstrachten

Eine Plauderei von O. Seyffert

Aufnahmen des Heimatschutzes

Oft gehe ich durch mein Museum. Wenn keine Besucher darinnen sind. Und da beginnt für mich ein Feiertag. Es dauert nicht lange, so fangen die Gegenstände an, zu plaudern und mir allerhand zu erzählen. Du lieber Gott! es sind manchmal gar seltsame Geschichten. Und nach Art der kleinen Leute





Abb. 1. Altenburgerin mit Hornet





Abb. 2. Altenburger Hofmetjungfer



oft langatmige. Sie stammen ja zum Teil aus fast vergessener Zeit, in der man noch Muße hatte. Ich habe darüber schon einmal in „Aus Dorf und Stadt“ berichtet.

Was sind das doch für Wichtigkeiten gegen die Ereignisse, mit denen man sich heute oft beschäftigt!

Gerade jetzt habe ich in den Tageszeitungen etwas viel Wichtigeres, ja etwas Welterschütterndes, gelesen. Da hat der Schwerathlet Emil Eduard Wuppdiß (er läßt sich bescheiden nur Eduard nennen) im harten, zähen Kampfe um die Meisterschaft von Mitteleuropa einige Punkte zu verzeichnen gehabt, die zu den größten Hoffnungen berechtigen. Sein Bild (sehr schlecht gedruckt) und das seines angeblichen Geburtshauses sind beigegeben. Der atemraubende Kampf war beim Schluß der Schriftleitung noch nicht beendet.

Das ist doch Sache!!

Am nächsten Morgen waren die Blätter in der glücklichen Lage, das Endergebnis mitzuteilen. „Schwere, unerwartete Niederlage von Wuppdiß. Der Halb neger Jffrala hat gesiegt.“

Ja so — wer war doch eigentlich Wuppdiß? Ich erinnere mich, der Schwerathlet. Vier lange Zeitungsspalten sind ihm gewidmet. Die Hinweise auf Kunst, Literatur usw. werden dagegen oft in wenigen Zeilen und sehr oft in kleiner Schrift gegeben.

Doch zurück in mein Museum. Ich kann doch nicht den ganzen Vormittag mit besagtem Wuppdiß verbringen. Natürlich unterhalte ich mich nicht nur mit den Gegenständen, sondern auch mit den Besuchern.

Wenig erfreulich für mich ist's, wenn ich etwa gefragt werde: „Kennen Sie Herrn Zirkelmeier in Schrumpiß?“ — „Nein.“ — „Was, den kennen Sie nicht?“ — „Nein, den kenne ich leider wirklich nicht!“ — „Den sollten Sie aber doch kennen lernen. Der sammelt auch alles Alttertümliche. Er sammelt überhaupt alles, was er nur bekommen kann. Und billig kauft er ein — —“ Der Zirkelmeier ist mir ebenso gleichgültig wie der Wuppdiß.

Jetzt sind wir im Raum der Volkstrachten. Und hier erwachen viele frohe und traurige Erinnerungen an schlichte Menschen. Und wenn ich diese Schau der Volkstrachten nicht gesammelt hätte, würden wir heute in unserem Sachsenlande keine Heimat für unsere Bauerntrachten haben. Aber die Neger und die Hottentotten und die Eskimos hätten eine solche in den ethnographischen Sammlungen. Und das von Staats wegen! Nun fragen oft die Besucher, warum meine Volkstrachtenfiguren keine modellierten Köpfe haben. Die Frage ist berechtigt. Aber ich habe mich nicht entschließen können, eine Art Panoptikum zu gestalten, eine Schaustellung, in der unbewegliche Gesichter mich anstarren. Unentwegt anstarren oder anlächeln. Und das letztere ist noch unerträglicher, als das erste, denn sie gelingen wohl selten so gut, wie die lebenswarmen Figurinen des Volkskunstmuseums in Innsbruck. Dann höre ich weiter: „Zu schade, daß die hübschen Volkstrachten aussterben oder schon gestorben sind. Kann das nicht verhindert werden? Hier müßte doch bald etwas geschehen!“





Abb. 3. Altenburger Bauern





Abb. 4. Katholische Wendin, Festtracht (Sachsen)





Abb. 5. Bückeburgerin in Festtracht





Abb. 6. Bückeburgerin in Festtracht



Sicher, die Volkstrachten bedeuten einen Reichtum. Aber im allgemeinen einen der vergangenen Zeit. Sie bereiten uns, wenn wir sie heute noch hier und da antreffen, große Freude und künstlerischen Genuß.

Auf ihre historische Entwicklung will ich nur kurz hinweisen. Unter Volkstracht versteht man in weitem Begriff die Tracht der kleinen Leute. In unserem Sinne jedoch diejenige Bauerntracht, die örtliche und historische Eigenart besitzt und die sich unabhängig von der Modetracht entwickelt hat. Im 15. und 16. Jahrhundert gab es noch keine solche Volkstrachten. Wir hatten in's Bäuerliche übertragene Modekleider. Etwa wie wir es jetzt wieder haben.

Es kam der Dreißigjährige Krieg. In dieser langen Epoche, in der die Dörfer verwüstet wurden, in der Zeit des Elendes, trat in vielen Gegenden trostloser Stillstand ein. Die Kleider wurden der Armut wegen längere Zeit als sonst getragen. Die größte Sparsamkeit war Gesetz. Es bildeten sich in einzelnen Orten und Landgebieten eigene Kleiderformen, die auch im Laufe der Jahre wenig Abwechslung und Änderung brachten. Sie wuchsen schließlich mit ihren Trägern so zusammen, daß die stilistisch starken Gebilde entstanden, die wir bewundern. Die Eigenart ging so weit, daß sogar die Dörfer sich von einander trennten und absonderten. Aber die Kleider waren, wie man zu sagen pflegt, ihren Besitzern auf den Leib geschrieben. Und das ist das Geheimnis der Volkstrachten, und deshalb bedauern wir heute, wenn sie von Modetrachten abgelöst werden, in welche die Landleute oft nicht so gut hineinpassen, als in die abgelegten.

Natürlich gestalteten sich die einst schlichten Volkstrachten mit der Zeit, die ja wirtschaftliche Besserung brachte, reicher und reicher. Feinere Stoffe, ja Sammet und Seide, wurden bevorzugt. Gestickte Bänder waren äußerst beliebt. Die Geistlichkeit stellte Hölle und Höllenqualen in sichere Aussicht, wenn man der sündhaften Gefallsucht und der schnöden Eitelkeit zu sehr fröhnte. Die Lust am Schmücken fand zumal in der Brauttracht originellen Ausdruck. Hier konnte es sich der Bauer nicht genug tun, sein Mädelschätzchen herauszuputzen. Die Braut trug wie eine Königin eine Krone. Sie war oft von gewaltigem Ausmaße. Die Hochzeit ist ja das Prunkfest im ländlichen, arbeitsamen Leben.

Ich habe einmal — aus wissenschaftlich-volkskundlichen Gründen — eine wendische Braut in der Heidegegend mit einkleiden helfen. Wir haben über hundert Stecknadeln verwendet.

Gewiß, es ist feierlich, wenn ein Mädchen an seinem Hochzeitstage eine glitzernde Krone trägt. Aber, wiegen Sie, liebe Leser, einmal ein Hornet oder eine schwarzwälder Krone. Gewiß, es sieht gar stattlich aus, wenn vier dicke Unterröcke der Gestalt etwas wohlhabendes geben. Wippen muß es! Aber denken Sie sich einmal einen brütend heißen Julitag, an den sich eine New Yorker Hitzewelle bei uns breit macht, und tragen Sie zu einem Feste vier Woll- und Wattröcke. Und denken Sie dann an die Hygiene, die sicher diesen Reichtum verbieten würde.





Abb. 7. Hessische Bäuerinnen





Abb. 8. Schwälmer Bauern





Abb. 9. Schwarzwälder (Gutacher) Bäuerinnen (Brautkrone)



Die heutige Frauenmode hat in mir einen Verteidiger. Natürlich nicht in allen Sonder- und Albernheiten des Tages. Wenn wir Männer nur auch solche Fortschritte und Erleichterungen hygienischer Art aufweisen könnten! Freilich, sie zeigt manchmal zu viel, was der liebe Gott geschaffen hat. Aber schließlich ist dies — nicht immer sind die Geschenke gleich verteilt — doch besser, als wenn wir zuviel Schneider- und Tapeziererarbeit (siehe vergangene Jahrhunderte) anstaunen müssen. Spätere Geschlechter, keine Mode bleibt bestehen, werden uns Männer darum beneiden, was für Naturschönheiten wir ohne Vorwurf bewundern durften.

Die Mode marschiert nicht eigene Wege.



Abb. 10. Erzgebirger (Sachsen)

Sie gliedert sich stilistisch in das Zeitgebilde ein. Als zum Beispiel der Dresdner Zwinger geschaffen wurde, mußten die Herren und Damen mit Schmuck und Stoff überladen einher-spazieren. Die Zeit der Luftschiffe und der elektrischen Bahnen, der Autos kann keine Krinolinen mehr vertragen. Das einsame Dorf, das sich beharrlicher in seinem Zustand als die schnellebige Stadt erhält, atmet hier und da noch den Geist der Volkstrachten. Aber auch hier wird bald elektrisches Licht, werden Maschinen einziehen. Ein lustiges Bild von einst und jetzt bieten die wendischen Dorfschönen, wenn sie in grell-bunter Volkstracht auf dem Rade einherfahren. Der Anfang ist gemacht.

Wohl bewundern wir und die Amerikaner die Städte Dünkelsbühl und Alt-Nürnberg. Aber wir bauen unsere Häuser beileibe nicht mehr in diesem



bewunderten Stil. Wir richten unsere Wohnungen nicht mehr im Geiste des 16. Jahrhunderts ein.

Doch zurück zu unseren Volkstrachten. Sie werden sich noch einige Zeit behaupten. In abgelegenen Dörfern natürlich länger, als in denen an den Verkehrsstraßen. Sie werden sich wohl immer in einem gewissen Grade erhalten, wo sie von der Natur vorgeschrieben sind. Die Berge zum Beispiel diktieren eine erprobte Kleidung. Und wenn die Stadtmenschen die Berge bezwingen wollen — ich denke jetzt nicht an die Drahtseilbahnen — so werden sie gut tun, sich ähnlich wie die Gebirgler zu kleiden. Freilich, sie geben manchmal lächerliche Salontiroler ab. Die Festkleidung der Alpenländer kann aber auch hier nicht in Frage kommen.



Abb. 11. Erzgebirgische Waldarbeiter

Es gibt Bestrebungen, die Volkstrachten zu erhalten. Kein Mensch wird die Zeit auf die Dauer zum Stillstand bringen. Zu Festlichkeiten können die Volkstrachten eine höchst schätzenswerte Bereicherung bringen. Man gebraucht heutzutage oft das Wort „bodenständig“. Die Volkstrachten sind der verkörperte Ausdruck des Bodenständigen. Sie schmücken deshalb unsere Heimatfeste.

Bedenklich ist es aber, wenn an einigen Orten sie nur auf Kommando getragen werden, um geldkräftige Fremde anzulocken, die abends im Gasthof urwüchsiges Treiben und echte Ungezwungenheit „erleben“ wollen. Die Gegend wird dazu mit Scheinwerfern stimmungsvoll belichtet, manchmal rot, manchmal goldorange (à la Mignon), manchmal lila. Diese Überraschung hat





Abb. 12. Dogtländer (Sachsen)



Abb. 13. Dogtländerinnen (Sachsen)





Abb. 14. Protestantische Wenden (Sachsen)



Abb. 15. Katholische Wenden (Sachsen)





Abb. 16. Schwarzwälder (Gutacher) Bauern



Abb. 17. Bayerische Bauern in Festtracht





Abb. 18. Oberschlesische Bauern in Festtracht



Abb. 19. Dierländer, Lotse, Warnemünder Fischerfrau, Mecklenburger Bauer



ein rühriger Verein in die Wege geleitet. Ein Teil des Publikums findet es „zauberhaft und süß“. Nationaltänze werden auf Befehl des Gastwirtes getanzt, es wird gejodelt, es wird g'suffa. Und die Großstädter, die richtigen Großstädter, fallen auf das theatralische Volksleben kräftig herein. Sie müssen es teuer bezahlen. Und sie kaufen zur Erinnerung Volkstrachtenpostkarten, wie wir eine (siehe Abb. 21) als abschreckendes Beispiel vorführen.



Abb. 20. Erzgebirgerin

Nun will ich aber zum Sterben der Volkstrachten noch einen Trost sagen. Sie werden von neuem Leben abgelöst. Volkstrachten, die unserer Zeit angehören, entstehen, zum Beispiel Wander- und Sporttrachten. Ich denke bei letzteren nicht an Eduard Wuppdiß.

Zuletzt noch einige Worte zu unseren Bildern. Die Dresdner Ausstellung „Reisen und Wandern“ wurde mit einem wirkungsvollen Festspiel von Heinrich Zerkaulen eröffnet. Ich hatte aus allen Ländern Deutschlands die Volkstrachten zu dem feierlichen Festzug, der die Aufführung abschloß, geladen. Und sie waren gekommen. Ein nicht zu beschreibendes reiches Bild. Der Zug



machte einen ergreifenden Eindruck, und allen wird er in der Erinnerung weiterleben.

Unser Photograph hatte schweres Arbeiten. Zur Eröffnung einer großen Ausstellung bestehen für das Photographieren die denkbar ungünstigen Ver-



Abb. 21. Sogenannte Berner Festtracht  
Abschreckendes Beispiel

hältnisse. Anlässlich weiterer Feste wurden die Aufnahmen — von denen ich nur einige bringen kann — durch solche aus unserem Vaterlande vermehrt, die zum Teil modische Umstellung zeigen. —

Diese Zeilen habe ich in Tirol, in Volderwildbad, das aus wenigen Holzhäusern besteht, geschrieben. Ganz in meiner Nähe errichtet ein Zimmerer ein



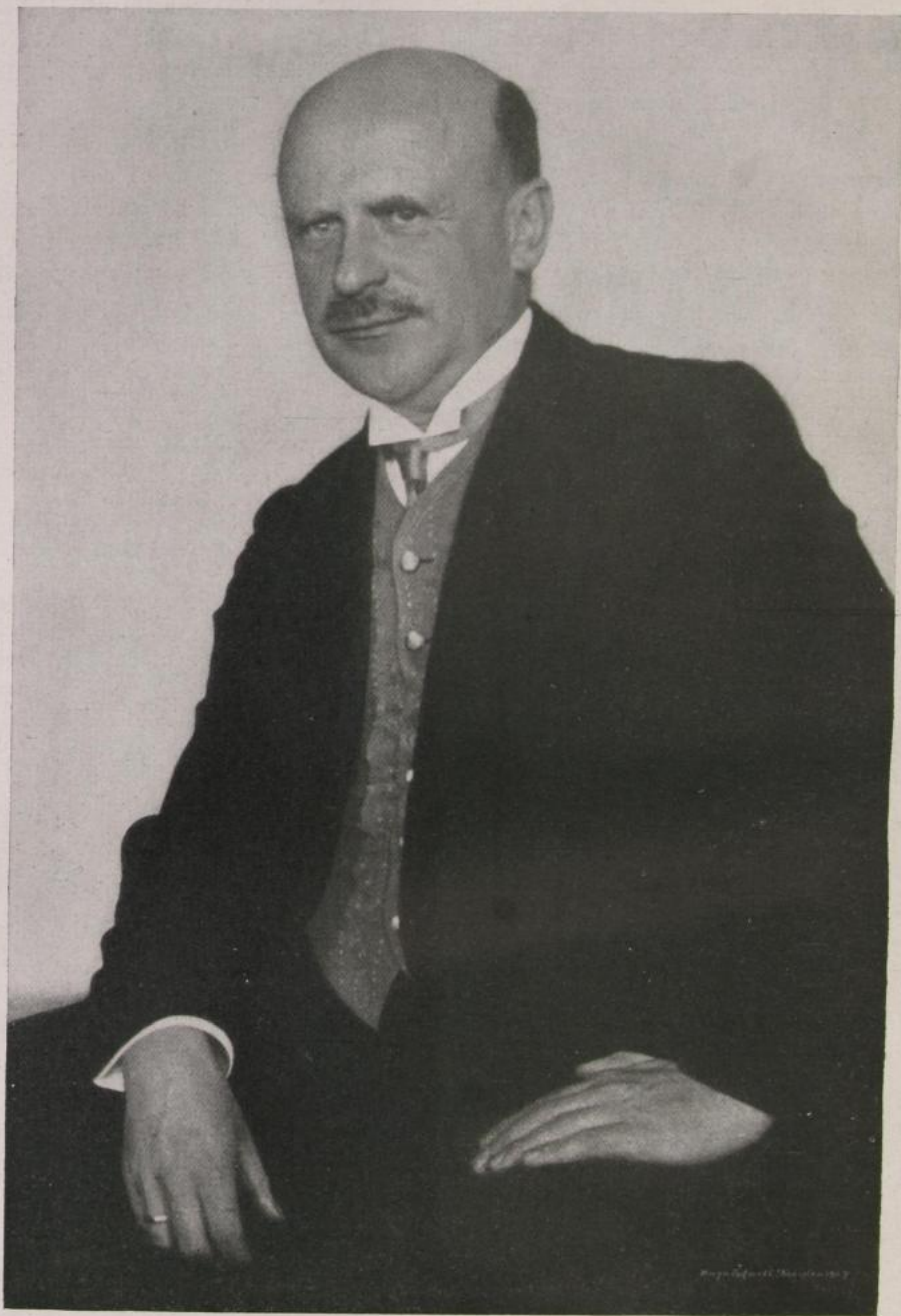
neues Haus nach eigenen Plänen: Volkskunst, umgeben von Wald und Bergen, umtost von einem Gebirgsbach. Dolderwildbad wird urkundlich 1463 erstmalig erwähnt. Es war in seiner köstlichen Einsamkeit ein beliebter Jagdaufenthalt des letzten Ritters, des Kaisers Maximilian I., der in der Innsbrucker Hofkirche so grandios bestattet liegt.

Es ist Sonntag. Die Glocke der kleinen Kapelle ruft ins Tal. Bauern, zum Teil in alter Tracht, kommen gezogen. Neben mir steht die Zensj. Sie sagt: Zu was schreibt's ös a so a mordstrum Brief? So a öselslange Schreiberei leßt kaa Mentsch". Dann geht sie langsam und andächtig in die Kapelle, um sich ihre Sünden vergeben zu lassen. Ich habe ihr verziehen. Ich sehe ihr nach. Ich muß gestehen, in der schmucken Volkstracht schaut die Zensj blitzsauber aus — — —.



Die letzte Pferdepост in Leisnig am 28. 2. 1929





Ministerialdirektor Geheimer Rat Dr. Alfred Schulze †



## Ministerialdirektor Geheimer Rat Dr. Alfred Schulze †

Am 2. Juli 1929 schloß Ministerialdirektor Geheimer Rat Dr. Alfred Schulze, der unserem Verein, seitdem er Dezernent für Heimatschutz, Denkmalpflege und Naturschutz im Ministerium des Innern war, als Mitglied unseres Gesamtvorstandes angehörte, die Augen für immer.

Was Dr. Alfred Schulze seinem engeren Vaterlande als Staatsmann war, ist von berufener Seite wiederholt zum Ausdruck gekommen. Für uns gilt es, dem Menschen Alfred Schulze, der tief in seiner Heimat wurzelte, an dieser Stelle einige Worte der Liebe, Verehrung und des Dankes zu sagen.

Als der im besten Mannesalter Verbliehene aus seiner Tätigkeit im Reichsministerium des Innern nach Dresden berufen wurde, dauerte es nicht lange, daß er sich für die Bestrebungen interessierte, die wir in dem großen Sammelnamen „Heimatschutz“ zusammenfassen. Alfred Schulze wurde uns gar bald ein Freund, der uns die Wege besonders auf den weiten Gebieten des Naturschutzes ebnete, indem er uns bei der Mittelbeschaffung stets hilfreich zur Seite stand. Das letzte größere Werk, das unser Verein schuf, der Ankauf des Hammergutes Bienhof mit 165 Hektar, hätte nicht durchgeführt werden können, wenn nicht Alfred Schulze uns die Möglichkeiten dazu gab. So ist gewissermaßen das Naturschutzgebiet „Bienhof“ hinter Gottleuba, unterhalb des Sattelberges, das letzte große Werk, das Alfred Schulze als Dezernent des Heimat- und Naturschutzes mit erleben durfte und worauf er außerordentlich stolz war. Liebte er doch ganz besonders das östliche Erzgebirge, wo wir jetzt 300 Hektar unser Eigen nennen können, wo wir die Hammergüter Bienhof und Oessengrund besitzen, wo sich unser Alfred Schulze so wohlfühlte, wo er am Ende der Woche ausruhte, seine Nerven ausspannen konnte und neue Kraft zu neuem Schaffen sammelte.

Es war der Wunsch des Verstorbenen, die sächsische Heimatschutzbewegung auch über die engeren politischen Grenzen unseres Heimatlandes auszudehnen, entsprechend der früheren Kulturgemeinschaft, die uns mit den benachbarten Ländern verband. Alfred Schulze glaubte hierin nicht nur eine Förderung und eine weitere Erstarkung des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz zu erblicken, er wollte vor allem Landstriche, die bisher fast garnichts von unseren großen Kulturbestrebungen gehört haben, mit ihnen vertraut machen. Es war sein Wunsch, unsere Heimatschutzvorträge, die er mit ganz besonderem Interesse verfolgte, auch auf Thüringen und die preußische Lausitz auszudehnen, um diese Gebiete im Sinne unserer Bestrebungen, die ja nicht an die politischen Grenzen gebunden sind, zu befruchten und ihnen ihre Eigentümlichkeiten zu erhalten, ihre Naturschätze, neues Bauen im Sinne geschmackvoller



Eigenart zu vermitteln. Die Vorarbeiten für diese von ihm ausgegangenen Anregungen sind im vollen Gange, und es werden wahrscheinlich schon in diesem Frühjahr die sächsischen Heimatschutzvorträge über die politischen Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinübergreifen. Wir bedauern, daß er diesen Erfolg seiner Anregungen nicht mehr erlebt hat.

Alfred Schulze hat stets mit besonderer Genugtuung und mit besonderem Stolz auf unseren Verein geblickt und nicht nur einmal bedeutet, daß unsere Bewegung fast die einzige von so vielen unter seiner Obhut stehenden Organisationen war, die sich in den meisten Fällen von sich aus half und nicht andauernd ihm finanzielle Sorgen bereitete.

Zum 3. Deutschen Naturschutztag, den er im Namen der Regierung begrüßte, sahen wir unseren Freund und Gönner zum letzten Mal. In der ihm eigenen, lebensprühenden Weise hat er den damals so erfolgreich abgelaufenen Kongreß begrüßt; er ahnte nicht, daß es die letzten Worte waren, die er in unseren Kreisen sprach und die wir nie vergessen werden. Sie lauteten:

„Meine sehr geehrten Damen und Herren! Es ist eigentlich ein schlimmes Zeichen für unsere Zeit, daß ideal gesinnte Frauen und Männer sich zusammenschließen mußten, um die Natur vor den Menschen zu schützen. Geht man den Gründen für diese an sich bedauerliche Notwendigkeit nach, so findet man sie in der an sich erfreulichen Bevölkerungszunahme, in dem damit verbundenen immer härteren Kampf ums Dasein, in der fortschreitenden Industrialisierung, der Ausnutzung der Naturkräfte, der Ausdehnung der Großstädte und nicht zuletzt in dem fortschreitenden Materialismus, der immer mehr und mehr den Idealismus verdrängt. Kurz, es wirken eine Reihe von Kräften zusammen, um gebieterisch den Schutz der Natur vor den Menschen zu fordern. Nicht durch die Regierungen und die Gesetzgebung kann dieser Schutz am wirksamsten erfolgen, — diese staatlichen Autoritäten sollen vielmehr am besten erst dann eingreifen, wenn die Vereinigungen wie Heimatschutz, Naturschutz u. a. den Boden vorbereitet haben und eine Regelung durch Gesetz oder Verordnung als letztes Mittel für nötig halten.

In Sachsen haben wir den Landesverein Sächsischer Heimatschutz, der in voller Unabhängigkeit, aber in erfreulicher enger Fühlungnahme mit der Staatsregierung eine außerordentlich erfolgreiche Tätigkeit auch in bezug auf den Naturschutz entfaltet.

Als sich die Regierung in den Jahren 1925/26 mit dem Gedanken trug, ein umfassendes Natur- und Denkmalschutzgesetz zu erlassen, begegnete diese Absicht in den Kreisen des Heimatschutzes nicht der erwarteten Aufnahme. Bei einer Unterhaltung, die ich damals hierüber mit dem geschäftsführenden Direktor des Heimatschutzes hatte, sagte dieser: „Ach, Herr Geheimrat, wenn was geschützt werden muß und der Eigentümer des Grundstückes kann oder will es nicht, so kaufen wir einfach das Grundstück.“ — (Bravo!) — Diese Äußerung ist mir stets in angenehmer Erinnerung geblieben, denn sie bewies großes Selbstvertrauen, Vertrauen zu einer guten Sache in einer Zeit, wo nur allzu leicht und häufig nach der Hilfe der öffentlichen Hand gerufen wird. Auf Ihren Ausflügen werden Sie sich überzeugen können, daß dieses Wort in großem



Umfange verwirklicht worden ist. Es ist sehr erfreulich und verdienstvoll, daß der Landesverein Sächsischer Heimatschutz durch seine Größe, seine straffe Organisation, durch das kaufmännische Geschick seiner Leitung, durch die Werbekraft seiner Lotterien usw. imstande ist, eine solche Politik zu treiben.

Wichtiger aber ist noch ein anderes: das Geistige. Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz stellt mit seinen über 40 000 Mitgliedern in allen Fragen des Natur- und Heimatschutzes das öffentliche Gewissen dar, das seine warnende Stimme stets und mit Nachdruck erhebt, wenn durch Wasser- oder Straßenbauten, industrielle Unternehmungen, Bedürfnisse der Reklame usw. dem Landschaftsbilde Gefahren drohen. Für die Landesregierung ist es von großem Wert, diese Stimme zu hören im Chor der Wirtschafts- und Verkehrsinteressen, die oft genug den Naturschutzgedanken in den Hintergrund stellen.

Ist es auch nicht immer möglich, um des Naturschutzes willen ein solches Unternehmen zu verhindern, so wird doch dank der Einsicht der beteiligten Kreise und des allgemeinen Ansehens, das der „Landesverein Sächsischer Heimatschutz“ genießt, in der Regel erreicht, daß unter möglichster Schonung der Natur ein befriedigender Weg gefunden wird.

Noch bedeutsamer als diese Abwehrtätigkeit ist aber die positive Arbeit: die Erziehungsarbeit am Volke, die der Landesverein im größten Umfang und mit großem Erfolge betreibt. Ohne diese aber ist auf die Dauer kein wirksamer Naturschutz zu denken. Nur wenn in immer größere Kreise der Gedanke dringt, daß jeder Einzelne verantwortlich ist für die Erhaltung der Schönheit der heimischen Natur, kann von einer wirksamen Heimatpflege, die wiederum die Heimatliebe befruchtet, gesprochen werden.

Sie werden es verstehen, daß ich als sächsischer Regierungsvertreter in erster Linie auf die sächsischen Verhältnisse hingewiesen habe, und werden es uns nun erst recht nachfühlen, daß wir Sie, die Sie alljährlich andere Tagungsorte im deutschen Vaterlande wählen, mit ganz besonderer Freude in unserem engeren Vaterlande begrüßen. Heimatschutz ist Dienst an unserem gemeinsamen großen Vaterlande, denn die Liebe zur Heimat ist die Quelle der großen Vaterlandsliebe, die alles zu leisten und zu opfern bereit ist für des deutschen Volkes Glück und Wohlfahrt!

Möge die Tagung des dritten deutschen Naturschutztages auch in diesem Sinne von Erfolg gekrönt sein — dies ist der herzliche Wunsch der Sächsischen Staatsregierung.“

Mit diesen Worten hat Alfred Schulze, ohne daß er es wußte, von uns Abschied genommen. Mit einem Kranz von Blumen von den Bergwiesen des Osterzgebirges nahmen wir Abschied von diesem Manne, der der Unsere war, den wir liebten und der auch in unserer Bewegung kaum zu ersetzen sein wird. Wir wollen sein Andenken ehren, indem wir in Bienhof einige der schönsten Wiesen „Alfred Schulze-Wiesen“ benennen zur ewigen Erinnerung an den großen Staatsmann, an den großen Heimatfreund, der unserer Bewegung Freund und Förderer war, bis ihn der Tod zum ewigen Schlafe abrief. Wir wollen aber auch weiter sein Gedenken dadurch ehren, daß wir unentwegt für seine Ideale, die ja die unseren sind, weiter kämpfen und arbeiten.



## Bücherbesprechungen

In der Naturschutz-Bücherei, herausgegeben von Walter Schönichen, erschien im Verlag von Hugo Bermühler, Berlin-Lichterfelde, als Band 3: **Dom deutschen Weidwerk** von Professor Dr. Koepert, Dresden, Preis 3 RM. (Verlag J. Neumann, Neudamm.) Auch dieses Buch der Naturschutz-Bücherei ist bestimmt, in weiten Kreisen unsers Volkes Interesse für den Naturschutz zu wecken und zwar besonders in den Reihen weidgerechter Jäger. Stehen doch Jagd und Naturschutz in engen Beziehungen zueinander; ohne verständnisvolle Mitwirkung des Weidmanns hinsichtlich des Schutzes vieler bedrohter Tierarten kann der Naturschutz nicht gedeihen. Das Buch läßt zugleich einen Blick tun in die Geschichte der deutschen Jagd, wobei Sachsen als klassisches Land der Jägerei besondere Berücksichtigung erfährt und zwar zum Teil auf Grund mehrjähriger archivalischer Studien des Verfassers im Sächsischen Hauptstaatsarchiv. Ausgehend von der Schilderung des Weidwerks im deutschen Altertum und Mittelalter wird die Jagd und das Wild in Religion, Sage und Aberglauben, sowie das ausgestorbene und aussterbende Großhaarwild (Ur und Wisent, Elch, Bär, Wolf, Luchs, Wildkatze, Biber) geschildert. Ausführlich wird der Jägerhof in Altdresden, sowie die Heß- und Kampfjagd behandelt, sowie die älteren Jagdmethoden, bei denen es auf die Erlegung großer Mengen an Edewild ankam. Hierbei kommen auch die alten Jagdklassiker zu Wort, deren Schilderungen und Originalabbildungen höchst interessant sind (Flemming, der vollkommene Teutsche Jäger, Johann Tänzer, der Dianen hohe und niedere Jagt-Geheimniß, Döbel, Jagdpraktika, Dietrich aus dem Winkel, Handbuch für Jäger usw.). Auch die hohe und niedere Jagd auf Federwild wird ausführlich geschildert. Die Kapitel über Jagdrecht und Jagdgerechtigkeit, Weidwerk und Naturschutz, die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd bilden den Schluß des Buches, das mit 49 Abbildungen im Text, sowie 36 Kunstdrucktafeln versehen ist. K.

**Neue Heimatkunde des Dresdner Bezirks.** 1. Heft: Boden und Landschaft mit 22 Abbildungen. Verlag Alwin Huhle, Dresden. 72 Seiten. Preis 1.70 RM.

Seit die Heimatkunde nicht nur in der Schule, sondern auch in weiteren Kreisen eine erhöhte Würdigung erfahren hat, sind viele Bücher, Schriften und dergleichen auf den Markt gebracht worden, die induktiv Heimatkennntnisse vor allem durch das selbsttätige Wandern vermitteln wollen. Noch vermißte aber vor allem der Lehrende eine systematische, moderne Zusammenfassung des heimatischen Stoffes, eine deduktive Handhabe, die ihn über den Stoff stellt. Diese Lücke will die vorliegende „Neue Heimatkunde“ füllen, von der uns das 1. Heft vorliegt. In 112 kurzen Abschnitten bringt es eine vollständige, oft fast etwas zu gedrängte Darstellung des geologisch-landschaftlichen Stoffes. Für eine einmalige oberflächliche Lektüre ist es nicht berechnet, es ist auch kein Leitfaden, der jede Eigenarbeit seines Besitzers ausschließt oder überflüssig machen will. Darum setzen auch die Herausgeber manches voraus an Kenntnissen, Beherrschung von Fachausdrücken, das wohl nicht allgemein bekannt sein dürfte. Aus dem gleichen Grunde wohl sind manche Teilgebiete fast zu vollständig und eingehend gewürdigt worden, sodaß der Laie für den Augenblick stutzen könnte. Es ist aber gerade dadurch die Anregung zu eigener liebevoller Vertiefung gegeben. Sehr zu begrüßen sind die ausgezeichneten Gesteinsbeschreibungen und die Beurteilung von Stein und Boden hinsichtlich ihres wirtschaftlichen Wertes. Vielleicht könnte in einer späteren Auflage auch eine genauere Beschreibung der Bergbautechnik im Plauenschen Grunde erfolgen, wenn diese nicht überhaupt einmal im Verein mit Erz- und Erdenbau Gegenstand einer besonderen Veröffentlichung werden könnte, um in die vielen unklaren Vorstellungen über die Arbeit im Dunkel der Erde Licht zu bringen. Ohne Zweifel würde es dem Buche zum Vorteile gereichen, wenn es auch äußerlich in deutliche Hauptteile gegliedert wäre und wenn das Inhaltsverzeichnis eine klarere Übersicht ermöglichte. Ein Ortsverzeichnis am Schlusse des Buches erleichtert dem Arbeitenden ein Auffinden geologisch oder landschaftlich bedeutender Orte im Text, nur möchten dort die Ortsangaben vielfach genauer sein, da nicht jeder, der das Buch zur Hand nimmt, systematischer Wanderer sein



wird. Wir wünschen dem mit warmer Heimatliebe geschriebenen Buche, in dem allerdings noch hier und da in weiteren Auflagen manches überarbeitet werden möchte, guten Erfolg und erwarten mit Spannung die schon angekündigten Hefte 2 bis 6. Schu.

Ewald Banse, „Landschaft und Seele“. München und Berlin, R. Oldenbourg 1928. Mark 12.50, in Halbpergament geb. Mark 14.—

Zwei Wege der geographischen, insbesondere der länderkundlichen Darstellung, gibt es: „Untersuchung“ und „Gestaltung“. Die erstere ist eine Analyse; sie arbeitet gewissermaßen mit dem Seziermesser am toten Körper der Landschaft, legt die einzelnen Tatsachenkomplexe auseinander, ordnet sie, bringt sie in ursächliche Beziehung. Gestaltung dagegen ist eine Synthese, eine Zusammenschau der Einzeldinge. Sie will nicht nur den Verstand, sondern auch das Gemüt befriedigen; sie ist eine künstlerische Darstellungsform, bei der Himmel, Farbenwirkung, Wolkenzug, Tiefengliederung der Landschaft, Bewegung, Geräusche ebenso wichtig sind, wie die geologisch bedingte Landschaftsform, Bewachsung, Wasser und Menschenwerk. Banse kämpft seit eineinhalb Jahrzehnt mit steigendem Erfolg für diese künstlerische Auffassung. Männer wie Alexander von Humboldt, dem er in vorliegendem Buche eine begeisterte Biographie widmet, Förster Friedrich Raßel, sind seine Vorbilder.

Wir verdanken Banse schon zahlreiche Werke, in denen er selbst versucht hat, die „Seele der Landschaft“ zu erfassen, sie darzustellen in einer künstlerischen Sprachform, die dem „Milieu“, der „Umwelt“ entspricht. Das vorliegende Buch gibt seine Ansichten zunächst theoretisch in ausgereifter Form wieder und erläutert sie durch Schilderungen aus dem Nordland, dem Orient und aus seiner niedersächsischen Heimat. Eins freilich zeigen diese Beispiele erneut: seine künstlerischen Schilderungen vermögen die wissenschaftliche Analyse nicht zu ersetzen; sie setzen vielfach deren Kenntnis beim Leser voraus, wenden sich also an den geographisch Gebildeten, der diese Abschnitte mit hoher Befriedigung lesen wird. Das Problem aber, dem ungeschulten Laien eine Landschaft so plastisch und farbenfroh vor die Seele zu zaubern, daß er glaubt, sie selbst gesehen zu haben, ist damit noch nicht gelöst. Der heutige Überfluß an bildlichen Wiedergaben hat leider dazu beigetragen, die volkstümlichen Schriftsteller geradezu nachlässig und sorglos gegenüber einer feineren Stilisierung zu machen. P. Wagner.

„Loschwitz und seine Denkwürdigkeiten“. Unter dem Titel „Loschwitz und seine Denkwürdigkeiten“ hat der Ortsverein Loschwitz durch Th. Leuschner ein sehr interessantes Büchlein mit Lageplan herausgegeben, das den Mitgliedern des Heimatschutzes bei seinem billigen Preise von RM 2.— warm zur Anschaffung empfohlen wird.

Mit großer Sachkenntnis der Ortsgeschichte hat Leuschner alle die Stätten erforscht, an denen unsere Berühmtheiten gewohnt, gewohnt und geschaffen haben. Zugleich werden wir in die Besitzverhältnisse der einzelnen Häuser eingeführt. Man sieht sich um 100 Jahre zurückversetzt, wenn man hört, wie viele bedeutende Menschen sich Loschwitz als „Sommerplaisir“ gewählt haben, und wie viele Denker und Dichter und Maler sich teils dauernd, teils vorübergehend in Loschwitz aufhielten. So erfahren wir, daß Dinglinger, Heinrich Schütz, Friedrich Wieck und seine Tochter Clara Schumann hier gewohnt haben, ebenso Richard Wagner und Otto Ludwig. Wir hören über das Körnerhaus und den Aufenthalt Schillers und Goethes dortselbst. Und nun die große Malerkolonie, angefangen mit Anton Graff, Gerhard v. Kügelgen, Kaspar David Friedrich, Wilhelm v. Kügelgen, Ludwig Richter, Hermann Prell, Peschel, Pecht, Reinhardt, Eduard Leonhardi, Hübner, Wilhelm Steinhausen, der Münzgraveur Krüger, Sascha Schneider u. a. mehr. Ich vermissen hier Hans Unger und Hottenroth; von Bühnengrößen Pauline Ulrich und andere Dichter und Künstler.

Es ist anerkennenswert, daß der Verfasser uns zuerst genau Aufschluß gibt über die Lage des Kügelgenschen Weinberges und über das in den Erinnerungen eines alten Mannes eine so große Rolle spielende Begerhäuschen. Seine Forschungen treffen mit den meinigen zusammen. Eine übersichtliche Karte mit Eintragungen der Häuser, in denen die Genannten gewohnt haben, erleichtert uns das Suchen, und 21 Bilder geben uns eine



Anschauung des Einst und Jetzt der Baulichkeiten. Jedem Freund der engeren Heimat hat Leuschner eine Freude gemacht. Möchte sein Werk reiche Verbreitung finden.

Dr. Carl Berger.

Aus der ersten Besprechung des Werkes „**Studniß, Was ich sah**“: Der Verfasser, der der deutschen Jägerwelt und allen Freunden der Natur seit langem durch seine Beiträge in den Fach- und Tageszeitungen bestens bekannt ist, tritt hier mit seinem ersten Buch vor die Öffentlichkeit. Was soll, was ist dieses Buch? Soll es die reichliche Menge ähnlicher Schriften, die nach dem Umsturz im Zeitalter des Materialismus als Reaktion aufstauten, noch vermehren? Wer Studniß kennt, weiß, daß er andere, eigene Wege geht. Bunt ist der äußere Rahmen des Buches, er zeigt uns sowohl die deutsche Heimat in Wald, Feld, Moor und Strand als auch die Hochsee, die Urwälder und Sümpfe des Nordens und deren Bewohner. Er zeigt sie uns in ihrem Leben und Lieben — nicht in der romanhaften vermenschlichten Art vieler Autoren, sondern so, wie sie sind. Als begeisterter Naturfreund und hier und da als gerechter Weidmann entrollt er Bild auf Bild vor uns, das Leben der Tiere in ihrem Gegensatz und Kampf zum Menschen. Nicht laute Klagen tönen uns aus den Zeilen entgegen; der Fortschritt, die Zivilisation, die so vielen Naturschönheiten die Existenz nimmt, ist nicht abzuleugnen, abzustellen. Aber Freude an der Natürlichkeit zeigt uns das Buch, doppelt erfreulich und nötig für uns in dieser Zeit der Widersprüche. Stiller Vorwurf nur klingt aus den Zeilen oftmals heraus, den sinnlos oder verständnislos Wütenden gegenüber. Verständnis für die Natur und ihre Schönheiten, für ihre unverstandene Klarheit und Selbstverständlichkeit soll das Buch denen bringen, die bisher achtlos an all dem Großen vorbeigingen. Daß dies der Dichtfeder des Verfassers gelungen, erkennt jeder, der das Buch zur Hand nimmt. (G. v. Studniß „Was ich sah“, in Zeinen RM 4.—, Verlag J. Neumann, Neudamm.)

**Was mir die Heimat gab.** Ernste und heitere Pastorengeschichten aus der Lausitz von P. Hans Brüssig. Im Selbstverlag, durch Olivas Buchhandlung in Zittau. 216 Seiten.

Aber Herr Pastor! Sowaß zu schreiben! Doch nee, 's gut, wenn's noch helle Köpfe gibt, die das Leben ihrer Heimat scharf beobachten, ihren Leuten aufs Maul — und ins Herz gucken und das dann alles aufschreiben. Sie setzen damit fort, was Grimm und Bechstein mit den Märchen begonnen haben, und helfen ein Stück Volkstum retten. Und das ist auch Heimatschutz! Denn dieses Büchlein wird den Lausitzern, die schon ohnehin zähe sind, die Lust mehren, an ihren Eigenheiten festzuhalten. Wenn wir anderen aber uns manchmal vor Lachen winden beim Lesen, so lachen wir die Lausitzer damit nicht aus, sondern — beneiden sie. Und wohl gemerkt: Das ist kein Spaßmacherbuch, sondern tief in Scherz und Ernst, und ein sehr wertvolles Kulturdokument. Und man wird finden, daß dieser Dorfpfarrer gerade der richtige Mann dazu war.

Walther Hoffmann.

**Kempniß, die feste.** 1. Teil eines Chemnitzer Heimatbuches, herausgegeben vom Chemnitzer Lehrerverein, Bildschmuck von Erich Neubert, Druck von Pickenhahn & Sohn, Chemniß. 1928.

Unter Mitwirkung des Stadtarchivars Prof. Dr. Uhle und des Vereins für Chemnitzer Geschichte hat der Chemnitzer Lehrerverein ein schlichtes Büchlein herausgebracht, das wohl verdient, nicht nur ein Schulbuch, sondern ein heimatkundliches Hausbuch der Chemnitzer Bevölkerung zu werden. Das Büchlein bildet sozusagen einen Kommentar zur „Ortsgeschichtlichen Sammlung“ im König-Albert-Museum, wo Urkunden und Bilder, Münzen und Siegel, Waffen und Rüstungsstücke, Gegenstände und Erzeugnisse des Innungslebens und Hausbedarfs von alten Zeiten erzählen. Von der ehrwürdigen Urkunde Konrads III. aus dem Jahre 1143 an, die sich noch heute im Hauptstaatsarchiv zu Dresden befindet, bis zum Ausgang des Mittelalters entstehen die Geschicke der Stadt Kempniß, die Fürstenmund dereinst „die feste“ nannte, vor unserem Auge. Zerwürfnisse und Streitigkeiten mit den Äbten des Bergklosters und den ritterlichen Herren auf den Dörfern der Umgebung, Kämpfe um Bannmeile und Vorherrschaft der Stadt, oft genug durch landesherrlichen Spruch geschlichtet, füllen die Zeit aus. Leben und Treiben hinter Tor und Mauern, Markt und



Geschäft, Arbeit und Feste, Alltag und Gottesdienst werden vor uns lebendig. Immer aber erkennen wir, wie Chemnitz schon im Mittelalter der herrschende Mittelpunkt eines weiten Kreises und ein gewerbe- und industriereiches Gemeinwesen gewesen ist, — Grundlagen seiner heutigen Bedeutung. Alles wird bei Wahrung der historischen Treue kindertümlisch erzählt, so daß ein wahrhaftes Volksbuch entstanden ist. Der Chemnitzer Graphiker Erich Neubert schmückte das Büchlein mit sachgemäßen Bildern. Möge es die Beachtung finden, die es verdient!

Max Wenzel.

**Naturschutz-Kalender 1930.** 3. Jahrgang. Im Namen der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen herausgegeben von Professor Dr. W. Schoenichen. Verlag J. Neumann, Neudamm. Preis 3.— RM.

Rechtes Verhältnis zur Natur ist ein Stück echten Menschentums! Der Naturschutz-Kalender vermittelt uns beides. Seine hervorragend guten Abbildungen, in der vorliegenden Ausgabe erstmalig auf Kunstdruckpapier wiedergegeben und vorzüglich gelungen, erweisen die Herrlichkeiten der deutschen Heimat, die überwältigende und ehrfurchtgebietende Schönheit der natürlichen Denkmäler in Fels und Baum. Sie führen uns aus den verschiedensten Bereichen der belebten Schöpfung jene Gestalten vor Augen, die, nahezu vernichtet, unseres besonderen Schutzes bedürfen.

Der erläuternde Text auf der Rückseite der Bilder ist so klug und fein auf die Darstellung abgestimmt, daß man es selbst in der Eile nicht über sich gewinnt, ein Blatt ungelesen wegzwerfen.

**Deutscher Volkskunde-Kalender 1930.** In früheren Zeiten spielte in unserem Volksleben der Kalender eine bedeutsame Rolle. Er war nicht nur Zeitmelder und Berater in vielen wichtigen Angelegenheiten, er war noch erprobter Unterhalter und Erzähler. In ihm wurden aber auch von seinen Besitzern die beachtenswerten Begebenheiten säuberlich eingetragen. Eine Sammlung alter Kalender, die wir in unserem Museum besitzen, erstattet hierüber Auskunft, und es lohnt sich, sie zu studieren.

Heute gibt es eine ganze Anzahl guter Kalender, obwohl ihnen in unserer schnelllebenden Zeit nicht mehr die Bedeutung zukommt, die sie früher besessen hatten. Ein vorzüglicher, neuartiger Kalender ist im Verlage von Johannes Pätzler, Dresden, erschienen: Ein Volkskunde-Kalender. Herausgeber ist Dr. Friß Boehm, Leiter der Zentralstelle des Atlas der deutschen Volkskunde. Er hat auch das Vorwort geschrieben. Was Titel des Kalenders verspricht, hält sein Inhalt. Anerkannte Fachleute haben Bilderschmuck und Text zusammengestellt. Alle Gaue Deutschlands sind vertreten. Der Delphin-Verlag, München, Museen und das Leben haben ihre Schätze beige-steuert. Wir können Gemälde, die unser Volk schildern, allerhand Gegenstände, zumal aus bäuerlichem Besitz, Gehöfte, Volkstrachten, Brautkronen, Volksbelustigungen, Spielzeug usw. in bunter Reihenfolge und vorzüglicher Darstellung bewundern. Gerade die freie Auswahl der Abbildungen, die durch kurze, trefflichere Erläuterungen ergänzt wird, macht diesen Kalender zu einem wertvollen Besitz, der dazu beitragen wird, unser Volk in seiner Lebens- und Kunstäußerung verstehen und lieben zu lernen. Ein farbiges Titelbild von Keil ist ein besonderer Schmuck. In unserer Zeit, wo der Atlas der deutschen Volkskunde entstehen soll, ist daher der Kalender mit besonderer Freude zu begrüßen.

**Zwischen Chemnitz und Freiberg.** Ein Heimatbuch für Schule und Haus. 1. Der Heimatboden und seine Besiedlung. Bearbeitet von Max Kästner und Joh. Schiller. Druck und Verlag von C. G. Roßberg in Frankenberg i. Sa. 1928. 112 Seiten.

Ein neues Heimatbuch liegt vor. Das in ihm behandelte Gebiet finden wir auf der Sachsenkarte als eine Ellipse, deren großer Durchmesser die Luftlinie Chemnitz-Freiberg ist, während der kleine sich etwa von Hainichen bis südlich von Öderan erstreckt. Die Verfasser, Frankenger Schulmänner, haben bei der Abfassung in erster Linie unterrichtliche Gesichtspunkte walten lassen, weil das Buch der Heimatkunde in der Schule dienen soll. Aber da erfreulicherweise das Interesse an der Heimat in weiten Kreisen immer reger wird, werden auch erwachsene Heimatfreunde das Buch zur Hand nehmen und gleich im Vorwort auf Pro-



grammpunkte stoßen, die nicht nur rein zielstellend sind, sondern an tieferfaßte Probleme unseres Volkes rühren: Lebendiges Zusammenschauen und Zusammenfühlen der Dinge der eine. Wichtiger aber der andere: Deutsches Volkstum und Gemüt bewahren und stärken gegenüber Entseelung und Zersetzung durch eine Überzivilisation und gegenüber jugendlich frischen, aber fremden Einflüssen. Der vorliegende Band bringt eine Heimatgeschichte. Da aber die Abhängigkeit vom Boden, die nach Ansicht der Verfasser diesen überhaupt erst zur Heimat werden läßt, wie ein roter Faden durch das ganze Buch zieht, leitet eine genaue Schilderung der geologischen und landschaftlichen Verhältnisse das Buch ein. Dann folgt unter neun treffenden, eine gewisse Spannung beim Leser weckenden Überschriften der geschichtliche Stoff, durch die weitere Einteilung derart übersichtlich, daß auch alle die, die manches überspringen möchten, das mit Leichtigkeit finden, wovon sie lesen wollen. Dabei ist alles so anschaulich geschrieben, daß auch jeder Laie sich gern einliest, der sonst so oft vom Stile des Fachmannes sich beengt fühlt. Wichtige Fragen von allseitigem Interesse werden dabei beantwortet. Aus der Schilderung der Kolonisation ist unser unbedingtes Anrecht auf unsern Heimatboden zu erkennen. Der Bergbau auf Erze erweist sich auch hier wieder als richtunggebend für die Geschicke des Volkes. Die Darstellung der Entwicklungsgeschichte vieler Siedlungen, auch dörflicher, dürfte manchem willkommen sein und ihn veranlassen, das Buch als „Chronik“ in sein Haus zu nehmen. Für den tiefer schürfenden Leser ist dabei die Darstellung in Typen willkommen, die ihn veranlaßt, bei späterer Wanderung selbsttätig zu schauen und das Gesehene zu verarbeiten. Wenn ferner Sachsen für gewöhnlich in der großen deutschen Geschichte etwas schlecht wegkommt, so ist es sehr zu begrüßen, wie hier einmal das Verhältnis von Fürsten, Adel und Volk zueinander dargestellt wird. Die Hersfeldschen Lebensverhältnisse erscheinen geradezu als ein Musterbeispiel für Verleihungen und die Verkettung der Bewohner mit dem Boden. Die Bedeutung der Ritter ist in Sachsen eine ganz andere als in West- und Süddeutschland und in der Mark. Manche falsche Anschauung vermag die hier gebotene Darstellung zu korrigieren, fehlt doch z. B. in Sachsen völlig die Erscheinung des Raubritterwesens. Mit besonderer Liebe würdigen die Verfasser den kulturellen Einfluß des Rittergeschlechts der Schönberge auf Bergbau und Politik. Daß die Sagengestalt Harras des kühnen Springers als geschichtliche Persönlichkeit behandelt wird, ist sicher eine angenehme Zugabe. Am Ende des Buches ist mit Geschick die moderne Verkehrsentwicklung als geschichtliche Tatsache angereiht worden.

Neben der erwähnten angenehmen textlichen Darstellung berührt sehr wohltuend die strenge Wissenschaftlichkeit, die auf mühsamer, gründlicher Vorarbeit beruhen muß, die sich unter anderem auch kundtut in 86 Anmerkungen im Anhang, die neben Quellennachweisen manche erwünschte Erklärung enthalten. Die beigegebenen Bilder, schematischen Zeichnungen und Karten, darunter drei lose, tragen durch ihre gute Ausführung viel zum Verständnis bei. Wie die Verfasser scheint auch der Verlag keine Mühe gescheut zu haben, etwas wirklich Gutes herauszubringen.

Es dürfte nicht zuviel gesagt sein, wenn man diesen ersten Band des Heimatbuches unter die besten bisher erschienenen Werke ähnlichen Inhalts einreicht, und mit freudiger Erwartung wird man dem folgenden Bande entgegensehen.

Rudolf Schumann.

**Das Hausbuch sächsischer Dichtung. Eine Festgabe zur Jahrtausendfeier Meißens's.**  
Von Kurt Arnold Findeisen.

Es haben rauschende Feste um die Jahrtausendfeier Meißens stattgefunden und glanzvolle Veranstaltungen die allgemeine Volksfreude bewegt. Die festlich erhobenen Stunden sind versunken. Da erhält dann das Geistgeschaffene tiefere Bedeutung, Wirkung und Dauer. Und keinen schöneren Ruhm könnte sich das Volk der Sachsen erwerben, als wenn es mit derselben Begeisterung wie zu den Festen auch zu diesen geistigen Werken ginge, unter denen wir als ein ganz besonderes und hervorragendes das „Hausbuch sächsischer Dichtung“ nennen müssen.

Kurt Arnold Findeisen, heute der führende Dichter Sachsens, hat sich der außerordentlich schweren Aufgabe unterzogen, eine Anthologie zu schaffen, die mit den



Merseburger Zaubersprüche anfängt und bis in unsere Tage reicht. Er, der zehn Jahre lang die wertvolle Sächsische Heimat leitete, war hierzu der gegebene Mann, und die Lösung gelang ihm dank seiner volkstümlich-künstlerischen Einstellung, seiner hervorragenden Kenntnis alles Obersächsischen und seiner feinen Witterung für das Echte ausgezeichnet. So wirkt er (denen vom Heimatschutz längst ein lieber Freund) in diesem Werk als ein Kulturpionier von hohem Rang; denn er stellt nicht nur vierzig Dichter der Vergangenheit und sechzig der Gegenwart als die jeweils markanten Vertreter ihrer Zeit mit köstlichen Proben in Vers und Prosa vor, sondern er weiß dieses geistige Bild mit Handschriften, bisher unveröffentlichten Kulturdokumenten und zahlreichen Dichterbildnissen noch ganz besonders reizvoll und lebendig zu machen. In einem geistvollen Vorwort deutet er selbst den Ernst seiner Arbeit an, und am Ende des 368 Seiten starken Buches gibt er eine „Geschichte zur obersächsischen Dichtung“, die noch einmal erkennen läßt, mit welchem unendlichen Forscherfleiß, mit wieviel hohem Dichtersinn und mit welcher hingebender Liebe an Kunst, Volkstum und Leben Findeisen sein Werk begonnen, gestaltet und vollendet hat.

Ohne im einzelnen ausführlich auf den Inhalt einzugehen, wird es doch interessant sein, einige Namen zu kennen, die als ein besonderes Charakteristikum zu werten sind. So hört man Strophen der Minnesänger, vernimmt neben Fleming, Rinkart und Paul Gerhardt, die Neuberin, Rabener, Gellert, Lichtwer. Lessing fehlt natürlich nicht, wie auch Langbein, Seume, Körner. Novalis, Robert Schumann, Mosen, Louise von François und Volkmann Leander etwa bilden die Brücke zu Polenz, Richard Wagner und Friedrich Nietzsche. Welcher Reichtum, welche Fülle liegt in diesen Welten! Damit allein schon ist die Eigenart des Sächsischen bewiesen, und es scheint fast, als hätte Findeisen diese Namen in sein Volk rufen wollen, damit es sich seiner Verantwortung und Sendung bewußt werde. Aufgabe der im Buch vertretenen lebenden Dichtergeneration wird es sein, sich auch weiter als Sachverwalter eines großen Erbes zu beweisen.

Wir zweifeln nicht daran, daß gerade die große Heimatschutzgemeinde in diesen Pflichtkreis ihrer Nation eintreten wird, der das Buch als Hausbuch wertet. In diesem Sinne schließen wir uns ganz dem hochgeschätzten und verdienstvollen Herausgeber an, der am Ende seines Vorwortes sagt:

„Möchte eine Zeit wie die gegenwärtige, die geneigt scheint, körperliche Tüchtigkeit über geistige Leistung zu stellen, diesem Buch ihre Anerkennung trotzdem nicht versagen; stellt es doch eine Proviantkammer deutschen Wesens dar, die nur der unterschätzen kann, der sich noch nicht darüber klar wurde, wieviel Einzelkräfte die Gesamtleistung eines Volkes speisen.“ (Mitteldeutsche Verlagsgesellschaft Leipzig. Ganzleinen RM 6.50.)

**Emil Zeißig, Neue Geschichten für die Jugend.** Aus deutschem Schrifttum und deutscher Kultur. 189/190. Band. — 60 RM, geb. 1.— RM. Jul. Belz, Langensalza.

Das Heftchen enthält 8 Weihnachtsgeschichten, vom Knecht Ruprecht, seinem Haus und seinen Gehilfen, vom Christkind und Christbäumchen, 6 Zwerggeschichten, von dem Zwergkönig und seinem Geburtstagsfeste, von den sieben Zwergen u. a., 14 Tiergeschichten von allerlei Tieren aus dem Erfahrungskreis der Kinder, sowie 8 andere Geschichten von Menschen, vom Osterhasen und Blumen.

Der Verfasser hat die schlichten Geschichten für 4- bis 8jährige Kinder geschrieben, er erzählt in anschaulicher Kleinmalerei, die der kindlichen Auffassungs- und Sprechweise entspricht, und seine Stoffe entstammen Gebieten, die der Anteilnahme der kleinen Hörer und Leser sicher sind. 9 Bildchen von Horst Lorenz und Emil Lohse schmücken und beleben das Buch.

Die von den sieben Zwergen erzählten Geschichten — Seite 14, 15, 37 bis 40, 47 bis 50 (samt Bild Seite 50) u. a. — sind kein Gewinn für die deutsche Märchendichtung. Die sieben Zwerge haben durch das Bemühen des Verfassers, recht kindlich und heiter zu erzählen, das Beste ihrer Eigenart verloren. Sie, die im tiefen Schacht nach Erz schürfen,



gehören nicht als Spielzeugschnitzer ins Ruprechtthaus, können auch nicht so kläglich Unfall erleiden, wie auf Seite 39 bis 40 und 49 bis 50 erzählt wird. Und den Zauberwald hinter den sieben Bergen können Förster und Holzhauer nicht vernichten, der wächst und rauscht ewig im Märchenland unseres Volkes. Knecht Ruprecht, den der Verfasser als wirklichen Menschen darstellt, hat auch viel von seiner Urwüchsigkeit und Urkraft verloren. Wie anders hat Meister Theodor Storm, der in seinen Kinderdichtungen Knecht Ruprecht und die sieben Zwerge auch mit neuen, eigen erfundenen Zügen ausschmückt, wie es des Dichters Recht ist, den Grundcharakter dieser Gestalten feinfühlig in alter Schönheit erhalten. Das ist auch Heimatschutz in bestem Sinne!

Auf Seite 15 muß ein Fehler ausgemerzt werden. Die Engel singen: „Der Christbaum ist der schönste Baum, den wir auf Erden haben“. Es muß „kennen“ heißen als Reim zu „brennen“. Kinder, die das Liedchen gelernt haben, stört das. Osw. Trost.

**Lob der Lausitz.** Von Max Zeibig. Druck und Verlag: Bauzner Tageblatt. RM 1.—

Lieb, licht und innig wie das Land, an dem er singt, legen sich Zeibigs Worte ans Herz des Lesers. Die Lausitz kann sich freuen, in ihm ihren Sänger gefunden zu haben, und es ist ein heimatliches Verdienst des Bauzner Tageblattes, dem Büchlein zum Erscheinen verholfen zu haben. Wie gern folgt der Leser seinem bewährten Führer. Hinauf auf die lang sich hinschwingende blaue Bergkette, hinunter ins Wendenland hinter und in der Heide, hinein in Bauzens Gemäuer, durch das wie ein heroischer Marsch ungeheure Erinnerung hinweht.

Sehr gepackt hat mich das Kapitel: „Probleme an der Straße“. Eine Träne glänzt hier in des Verfassers wanderseligem Blick. Und als ganzer, echter Dichter beweist er sich in dem anschließenden Gedicht: „Werk in der Heide“. Von den Bauersleuten ist darin die Rede, die hier ihr Vätererbe an die Grubengesellschaft verkauft haben und nun als Tagelöhner um's Brot dienen da, wo sie einst als Freie gegessen. Es geht ihnen eigen, sie dienen

„um Brot und Lohn. Um Freude nicht,  
Der Seele fehlt Raum und Zeit und Licht,  
Sie sehnt sich über Motorenklang  
Zu Ackerfrühling und Kindergesang.“

Gott zum Gruß, du Dichter der Scholle!

Gerhard Plag.

## Warum lieben wir unser Vaterland?

„Zum Gebrauch für Kinder und Alte“ schrieb Heinrich v. Kleist 1809 seinen „Katechismus der Deutschen“; die Flugschrift trug den Zusatz „abgefaßt nach dem Spanischen“ — in Spanien war der Volkskrieg gegen Napoleon lebendig. Der zweite Abschnitt handelt „Von der Liebe zum Vaterland“

Frage: Du liebst Dein Vaterland, nicht wahr, mein Sohn?

Antwort: Ja, mein Vater, das tu' ich.

Frage: Warum liebst Du es?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.

Frage: Du meinst, weil Gott es gesegnet hat mit vielen Früchten, weil viel schöne Werke der Kunst es schmücken, weil Helden, Staatsmänner und Weise, deren Namen anzuführen kein Ende ist, es verherrlicht haben?

Antwort: Nein, mein Vater, Du verführst mich.

Frage: Ich verführe Dich?

Antwort: Denn Rom und das ägyptische Delta sind, wie Du mich gelehrt hast, mit Früchten und schönen Werken der Kunst und allem, was groß und herrlich sein mag, weit mehr gesegnet als Deutschland. Gleichwohl, wenn Deines Sohnes Schicksal wollte, daß er darin leben sollte, so würde er sich traurig fühlen, und es nimmermehr so lieb haben wie jetzt Deutschland.

Frage: Warum also liebst Du Deutschland?

Antwort: Mein Vater, ich habe es Dir schon gesagt.

Frage: Du hättest es mir schon gesagt?

Antwort: Weil es mein Vaterland ist.















SLUB DRESDEN



3 2955471